Per. 164 f - 4,2 Museum

Digitized by Google

<36623552130015

<36623552130015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift

für

Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

1858.

Zweites Halbjahr: Juli — December.

Frankfurt am Main.

Expedition des Frankfurter Museums.

Digitized by Google

C. Naumann's Druckerei in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß
des
vierten Jahrganges des Frankfurter Museums.

Zweites Halbjahr: Juli—December 1858.

Gedichte. N°

Zur Goethe-Feier, von W. Nolte . . 35
Jenaer Säcularzeiten 35
Sonette von Edmund Spenser, überſetzt von F. Bodenſtedt 36
Phantaſus, von Friedrich Stolze 38
Alkoran der Liebe, neu-perſiſche Dichtungen von Huſſein Ali Mirza, überſetzt von Dr. phil. Julius Altmann 40. 42. 45
Herbſt, von Aug. Bizeux, überſ. von A. B. 41
Die deutſche Kunſt. Zum Schluß der allgemeinen Ausſtellung in München. Von F. M. Heſſemer. 45
Beantwortung. Von Fr. Rittweger 47
Zum Gedächtniß des fünfzigjährigen Todestages der Frau Rath Goethe, von Karl Gitner 49
Chriſtnacht. Von F. R. 52

Novellen und Erzählungen.

Der Reichsbaron. Preisgekrönte Novelle von Ernſt Friße . . . . . 27—34
Glück. Preisgekrönte Novelle von Louiſe von François . . . 40—50
Der Mann mit dem verlorenen Herzen. Novellette von Fr. Rittweger 51. 52

Biographie, Charakteriſtik, Geſchichtsbilder.

Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutſchland zu Anfang des 10. Jahrhunderts. Von Franz Löher 27. 28. 29
W. A. Mozart, nach O. Jahn, von Schnyder von Wartenſee . . . 27
Bogumil Golz. Geſchildert von A. v. E. 28
Johann Friedrich von Meyer. Von Dr. theol. Steiz 35. 36
P. T. Barnum, nach amerikaniſchen Quellen geſchildert 36
Ein deutſch-franzöſiſches Künſtlerleben . 37
Friedrich Sauvage, ein Verkannter der neueſten Zeit. Nach dem Franzöſiſchen von Franz Rittweger 38. 39
Charakterbild der Frau Prinzeſſin-Regentin von Preußen. Von Dr. J. Altmann 49. 50

Der Graf von Chambord 28
Stein und Frau von Staël 28
Otto Müller 31
Carlo Troya 33
Sigismund Barſiani 38
Moriz Reich. Von C. 39
Dolores Gilbert 40
Abbé Lamennais 44

Länder- und Völkerkunde, Correſpondenz.

Die Schule zu Eton. Von G. Bergenroth 31. 33. 34
Reiſe-Erinnerungen aus Griechenland, von Gottfr. Semper 35. 47. 48. 51. 52
Correſpondenz aus Paris, October . . 41
Der Barbier von Bagdad, von S. . . 52

Literaturkunde.

Ueber Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde, ſeine Freunde und Gegner. Ein Wort zur Verſtändigung, von A. Boden 30
Bemerkungen über den zweiten Theil des Fauſt 34
Ueber eine angeblich von Goethe verfaßte Abhandlung, von C. 36
Literariſche Mittheilung, von Dräxler-Manfred 39
Engliſche Geſchichtsquellen. Von Dr. E. 42
Die jung-germaniſche Schule. Von W. G. 42
Die neueren italieniſchen Dichter. Von W. Nolte. 1. G. Prati . . . 44. 45

Digitized by Google

№

Ueber Goethe's Pandora, ihre Entſtehung und Bedeutung. Von A. Schöll. 47—52

Kritik.

Heinrich König, Georg Forſters Leben in Haus und Welt, von S. 29

Theokrit, verdeutſcht von A. Eberz. Von — r. 30

Friedrich Wilhelm Rogge's ſämmtliche Werke, von A. D. 31

Deutſche Gedichte eines Engländers, von M. 31

Dr. Richard und Dr. Robert Keil. Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens, von S. 32

E. M. Röth's Geſchichte unſerer abendländiſchen Philoſophie. Zweiter Band, von Julius Braun 33

Hartwig Floto's Dante Alighieri, von Dr. B. 33

Dr. Ed. Schaumburg, die Reiſen in Central-Afrika von Mungo-Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel, von S. . 33

Guerrazzi's Roman, Beatrice Cenci, von E. Gl. 35

Dräxler-Manfred's neue Gedichte, von S. 36

G. Weigelt, die nordfrieſiſchen Inſeln, von S. 36

Theodor Hirſch, Danzigs Handels- und Gewerbsgeſchichte unter der Herrſchaft des deutſchen Ordens, von Dr. E. . 39

Telephos, eine Tragödie von Fr. Beck 39

F. H. von Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reiſe nach dem ruſſ. Amerika, von S. 39

Georg Scheurlin's Gedichte von mr. . . 39

Auguſt Becker's Pfalz und die Pfälzer, von mr. 39

Pensieri ed esempii, opera postuma di Cesare Balbo. Gedanken und Beiſpiele, nachgelaſſene Werke des Grafen Cäſar Balbo. Von W. N. 40

Kleine Wanderchronik, von Julius Rodenberg, 2 Bde., von W. N. . . . 42

Artiſtiſch-literariſche Werke, von — e — 43

F. A. Kolenati, Reiſeerinnerungen. Von J. A. 48

Ring und Pfeil. Ein Gedicht in 10 Geſängen von F. M. Heſſemer. Von Dr. J. Altmann 51

Der Streit zwiſchen Menſch und Thier. Ein arabiſches Märchen, überſ. von Dr. Fr. Dieterici. Von Dr. J. Altmann 51

№

Theater und Muſik.

Die weibl. Studenten, Luſtſpiel. Von N. 32

Die Schuldbewußten, Luſtſpiel. Von N. 40

Merope, Drama. Von N. 41

Die Mode, Luſtſpiel. Von N. . . . 43

Bildende Künſte.

Ein Goethe-Blatt von Theodor Reiſenſtein 29

Ein mittelalterliches Bauwerk im Verfall 30

Steinle's Fresco-Entwürfe für das köln iſche Muſeum von m. 32

Der Moſes des Michel Angelo 34

Der gehörnte Moſe 38

Wanderung durch die Werkſtätten in Frankfurt wirkender Künſtler. Von Franz Rittweger. 45. 46. 47. 48. 49

Allgemeine deutſche Kunſtausſtellung in München 45

Aufſätze vermiſchten Inhalts.

Zur Frage über Anordnung naturwiſſenſchaftlicher Sammlungen zunächſt der Senckenbergiſchen in Frankfurt. Von Dr. C. Mettenheimer 27

Das in Naſſau zu errichtende Denkmal für Stein 30

Die Eröffnungsfeier der deutſchen allgemeinen und hiſtoriſchen Kunſtausſtellung in München. Von ⊙ 31

Ueber Urſprung und Herkunft der Philiſter. Von G. B. . . . . 36. 37.

Pädagogiſche Briefe, von F. C. Palbamus 37. 38. 39

Gregor VII. und die Inſchrift an der Kirche zu Graubenz, von Dr. theol. Steitz 37

Der deutſche Adler von Dr. E. 37

Ueber die Temperamente von Karl Fortlage 40. 41. 42. 43. 44

Der Donati'ſche Komet. Von Dr. Oppel. 40

Die Philologenverſammlung in Wien . 45

Sommer und Winter im Frankfurter Zoologiſchen Garten 46

Unterhaltungen

und Beſprechungen neuer Erſcheinungen, durch alle Nummern gehend. Die ausführlicheren ſelbſtſtändigen Artikel ſind unter den betreffenden Rubriken bezeichnet.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 27. Frankfurt a/M., den 3. Juli 1858. **IV. Jahrgang.**

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL

Inhalt. Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland im zehnten Jahrhundert. Von Franz Löher (Forts.) — Mozart's Leben von O. Jahn. Besprochen von Schnyder von Wartensee (Schluß). — Der Reichsbaron. Novelle von Ernst Fritze (Forts.) — Zur Frage über Anordnung naturwissenschaftlicher Sammlungen, zunächst der Senckenbergischen in Frankfurt. Von Dr. C. Mettenheimer. — Unterhaltungen. Kunstgeschichte; Das Nibelungenlied für die Jugend; Vertheidigung des Machiavellismus; Dramen aus der deutschen Geschichte; Klaus Groth; Launitz; Alexander Herzen. — Anzeige.

Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland zu Anfang des zehnten Jahrhunderts.

Von Franz Löher in München.

(Fortsetzung.)

Im Fortgange der geschichtlichen Entwickelung hatte nothwendig das romanische und kirchliche Element das germanische überwiegen müssen, weil das aufstrebende Königthum sich durch Alles verstärkte, was ihm tieferen Inhalt und eine geordnete Machtentfaltung zuführte. Der Herzog des siegreichen Stammes, welcher durch die Eroberung auch der Herzog der andern Stämme geworden, hatte nothwendig den nationalen Zusammenhang im Innern der unterworfenen Stämme brechen müssen: er vertheilte sie unter Beamte, welche nur der König ein- und absetzte. Die romanische Staatsanschauung, welche durch die Kirche und durch die idealen und politischen Ueberlieferungen des römischen Imperiums den Völkern in Mittel- wie in Südeuropa zugeführt war, hatte sich des Königthums der Karolinger bemächtigt und drängte und arbeitete, die Sitten und Institutionen zu zerstören, in welchen sich der germanische Sinn für individuelle Selbstherrschaft und Ungebundenheit bethätigte.

Digitized by Google

Nur dies karolingische Königthum war es aber, welches man wieder aufrichtete, als nach Abgang der Karolinger das deutsche Reich sich von Neuem gestaltete. Seine Aufgabe war doppelt schwierig, weil es die königlichen Reste erst zurück erobern mußte, welche die letzten Karolinger zwar in der Idee behauptet, thatsächlich aber vergeben hatten.

Entschlossene und wohldurchdachte Hülfe erhielt nun das Königthum durch den höheren Klerus.

Bei diesem fand sich vorzugsweise die geistige Bildung des Zeitalters, die Geistlichen waren vor allen Andern die Verbreiter der Kultur. Die Kirche erhob sich über den Nationalitäten — sollten die Bischöfe und Aebte, die Träger dieser erhabenen Institution, befangen bleiben in der Eifersucht der Stämme gegen einander? Ihre Bildung und ihre Stellung allein genügten schon, sie erkennen zu lassen, was einzig und sicher zu Macht, Wohlstand und geistigem Fortschritt der deutschen Völker führte, und die lebhaften Wünsche danach zu nähren. Diese Erkenntniß und diese Wünsche der Gebildeten richteten sich aber auf staatliche Einheit der Deutschen und auf feste Ordnung in ihrem Reiche.

Dem höheren Klerus lagen damals seine vaterländischen Pflichten und Interessen ebenso am Herzen, als seine kirchlichen. Die nationale Kraft und Begeisterung strömte noch frisch aus dem Herzen des Volkes, ihr konnte sich der deutsche Klerus nicht verschließen, dessen Reihen die edelste geistige Blüthe Deutschlands aufnahmen. Man darf nur in den Dichtungen und Geschichtsbüchern lesen, welche die Bischöfe und Mönche jener Zeit verfaßten, um darin unter dem lateinischen Gewande die Wärme und Fülle des nationalen Lebens pulsiren zu fühlen.

Nicht minder vernehmlich als die patriotische Einsicht sprach bei den Bischöfen und Aebten ihr eigenes Interesse. Durch eine mächtige Reichsgewalt konnte ihnen nur Gewinn für ihre eigene Macht und Geltung, Nachtheil dagegen in keiner Weise erwachsen.

Der Landesfürst, welchen der Bischof oder Abt in unbequemer Nähe hatte, hielt stets Auge und Hand auf ihn gerichtet und duldete nicht, daß der Prälat sich ihm gegenüber zu einem Ansehen erhebe, durch welches die herzogliche Macht entkräftet werde. Der Klerus aber war schon damals erfüllt von dem treibenden Gedanken, das Kirchengebäude durchaus selbstständig in und neben dem Staate zu errichten, dessen Gewalten ja selbst noch so roh und zersplittert waren. Das schwache Königthum unter den Karolingern mußte bereits selbst den Bischöfen zugestehen, daß es sich ihrem Urtheil unterwerfe, weil darin Gottes Stimme erschalle! Es lag deshalb nahe, den Grundsatz zu verkünden: die Kirche und ihre Geweihten mit allen ihren Gütern und Rechten müßten vollkommen unabhängig sein von der weltlichen Gewalt, nur des Königs Schirmherrschaft sollte noch über der Kirche anerkannt werden.

Digitized by Google

Erst dann wenn der Kirche diese Freiheit der Bewegung errungen war, konnte sie mit vollem Erfolge ihre doppelte Mission für Deutschland entfalten. Ihre Mission im Innern des Reiches bestand aber darin, die hartnäckigen Reste des germanischen Heidenthums zu zerstören und christliche Bildung und ächten Frieden innerhalb einer geordneten bürgerlichen Gesellschaft zu verbreiten. Nicht geringer war die Mission der Kirche an den Grenzen des Reichs. Während die Herzoge und Könige erobernd vordrangen in den slavischen Osten und in den ebenfalls noch heidnischen Norden, während sie Schritt für Schritt das Land durch Burgen zu behaupten suchten, gingen ihnen voraus die Bischöfe und deren Sendboten. Diese knüpften die ersten Unterhandlungen an und bereiteten dem Christenthum und damit der deutschen Herrschaft die Stätte. Hatten aber die kriegerischen Schaaren der Deutschen ihren Einzug gehalten, dann waren es wieder die Geistlichen, welche durch Lehre und Beispiel, im Christenthum wie im Ackerbau und in den übrigen Künsten des Friedens, den Besitz werthvoll und haltbar machten, den das Schwert erobert hatte. Freilich mehrten sich auch die Einkünfte der Bischöfe um eben so viel, als ihr Sprengel sich nach dem Norden, Osten und Südosten erweiterte.

Die Anfänge, der Kirche eine solche freie Stellung zu verschaffen, waren in Deutschland überall gemacht. Großer Land- und Güterbesitz, Verwandlung desselben in Immunitäten, endlich die erste Stelle im Rathe der Könige und auf den Reichs- und Landesversammlungen, — das waren die Mittel, deren sich der Klerus in immer größerer Ausdehnung versicherte, um seine Ziele zu erreichen.

Sein planvolles Wirken aber wurde nicht durch den Willen und Charakter von Persönlichkeiten, sondern durch die dauernde Triebkraft einer so macht- und weihevollen Institution wie die Kirche bestimmt. Diese Wirksamkeit des Klerus im eigenen Interesse zog sich gleichartig und rastlos durch das ganze Reich, um so erfolgreicher, weil die Prälaten die gebildetsten Männer waren.

Die einzig feste Grundlage für eine selbstständige Macht war damals eigenes Landgebiet, besetzt mit weithin ausgebreiteten Höfen der Leibeigenen, Hörigen und Zinsleute, mit zahlreichen Burgen der ritterlichen Dienstmannen. Solchen Besitz zu erwerben und fort und fort zu mehren, befanden sich die Stifter und Klöster in einer vorzugsweise günstigen Stellung.

Die gute Haushaltung, welche die Geistlichen auf ihren Gütern hatten, hielt sie immer bei vollen Kassen. Wachsam und umsichtig wendeten sie ihre Geldmittel an, sobald sich Gelegenheit zeigte, Forsten und Höfe, Gülten und andere nutzbare Rechte zu erwerben und öde Gründe urbar zu machen und zu besiedeln. Unterdessen vergendeten die weltlichen Herren ihre Einkünfte in Fehden und Festen.

Die religiöse Ergriffenheit des Zeitalters wirkte sodann mächtig mit. Ließ das Volk damals der Raubsucht und Leidenschaft die Zügel schießen,

Digitized by Google

so ergab es sich auch wieder mit vollem ganzem Gemüthe der Reue und Andacht und opferte dem heiligen Dienste das altererbte Gut sammt der eigenen Freiheit. Zahllos waren die frommen Schenkungen, welche den geistlichen Güterbesitz vermehrten. Könige und Fürsten und wohlhabende Leute aller Art trugen dazu bei, die Kirche verschmähte auch die Gabe des Aermsten nicht. Hatte er nichts mehr, was er ihr verehren konnte, so hatte er noch sich selbst und übertrug einem Stifts- oder Klosterheiligen Anrechte auf seine Person, d. h. er reihte sich unter die dienenden Eigenleute des Stiftes oder Klosters.

Ein anderer Grund trat noch hinzu. Bei der Kirche allein schien noch für die kleinen Leute eine Zuflucht offen vor den Erpressungen, mit welchen die weltlichen Beamten den schwächeren Freimann in den gesetzlosen Zeiten zu umstricken, auszubeuten und sich eigen zu machen suchten. In größter Menge übergaben freie Hofbesitzer ihr Gut dem benachbarten Stift oder Kloster. Sie behielten dasselbe zwar frei und erblich nur mit der Bedingung, jährlich davon einen kleinen Dienst oder eine geringe Abgabe zu entrichten. Das genügte aber, sie aus der Masse der Freimänner, der germanischen Vollbürger ausscheiden zu lassen, was dann zur Folge hatte, daß sie als Angehörige eines Herrn früher oder später der öffentlichen Amtsgewalt und Gerichtsbarkeit völlig entzogen wurden.

Es ist unglaublich, welche Reichthümer die Geistlichen auf solche Weise zusammenbrachten. Man hat berechnet, daß sie im achten Jahrhundert bereits den dritten Theil alles urbaren Bodens von ganz Gallien besaßen. Es gab kein Kloster, welches nicht bald nach seiner Stiftung so viel Land besaß, daß sich Hunderte und Tausende von Familien hätten darauf ernähren können.

Schwerer als die Erwerbung war es für die Kirchen, die Güter zu behaupten.

Schon die merowingischen Könige waren gewohnt, die reichen Besitzungen, welche die Prälaten von den Königen erhalten hatten, als geliehenes Krongut zu betrachten, und nach Bedürfniß einen Theil der Einkünfte oder des Grundbesitzes selbst in Beschlag zu nehmen. Karls des Großen Vorfahren, insbesondere Karl Martell und Pipin, hatten für die Einziehung der Kirchengüter und deren Vertheilung an Kriegsleute ungescheut Beispiele im Großen gegeben. Dieses Vorgehen blieb für keinen Herzog oder Grafen verloren. Sie alle schienen immerdar einverstanden, durch möglichst gründliche Plünderung der Kirchengüter den Unterbau zu zerstören, auf welchem die weltliche Größe der Prälaten emporstieg. Herzog Arnulf von Bayern nahm z. B. bloß einer einzigen Abtei, Tegernsee, welche 14,000 Hufen Landes besaß, davon 11,000 weg und behandelte in gleicher Weise die übrigen Abteien. Vergeblich wurden die Stiftungsurkunden zum Besten der Kirchen und Klöster mit Androhungen hoher Geldstrafen und mit den gräßlichsten Flüchen für Denjenigen ausgestattet, der es wage, das Gut der Kirche zu rauben.

Digitized by Google

Wo die Anforderungen des öffentlichen Dienstes keinen Anlaß boten, die Einkünfte der Kirchengüter zu brandschatzen und mit Roß und Mann sich auf ihnen ins Quartier zu legen, da griff man zu andern Künsten, um dem Klerus an seinen Besitz zu kommen. Man warb Dienstmannen, fing mit einem Prälaten Streit an, suchte einen scheinbaren Rechtsanspruch auf seine Güter hervor, oder beschuldigte ihn eines Verbrechens, für das er mit seinem Gute Genugthuung leisten müsse. Dann setzte man sich vorerst gewaltsam in den Besitz des Kirchen- oder Klostergutes, auf welches die Absicht gerichtet war, und vertheilte es unter seine Dienstmannen, die sich lachend dort festsetzten. Jetzt konnte die Klage des Prälaten auf Herausgabe des Gutes ruhig erwartet werden. Hatte man doch seinen angeblichen Rechtsanspruch mittelst Anwendung des Fehdebrauchs bereits in Besitzrecht verwandelt, aus welchem den Eindringling wieder herauszuwerfen, dem Prälaten vor dem weltlichen Gerichte recht schwer fiel.

Es gab Mittel genug, hier über ihn obzusiegen. Die große Kirchenversammlung zu Altheim im Jahre 916, welche diese Uebelstände beseitigen will, strebt vor allem danach, die Geistlichen der Gewalt der weltlichen Gerichte zu entziehen. „Man solle — so lauten ihre Beschlüsse — keinen Geistlichen vor dem Grafengerichte verklagen, sondern ihn erst im Guten wiederholt und im Beisein von Zeugen um Abstellung des Unrechts angehen, durch das man sich beschwert glaube. Erst wenn dies erfolglos, solle man sich an die Privaten wenden, damit diese nach dem Kirchenrecht das Urtheil sprächen. Fern aber müsse es den Herzen der Gläubigen bleiben, zu meinen oder zu sagen, die Bischöfe könnten ungestraft sündigen oder die Priester des Herrn müßten gegen das Volk Unrecht thun. Damit aber die Bischöfe sich als Ehrenmänner erweisen könnten und um die vielen Aergernisse und Streitigkeiten beizulegen, solle es den Bischöfen gestattet sein, sich gleich einem andern Manne durch den Eid zu reinigen. Keinenfalls aber solle man einen Bischof vor Gericht anklagen können, während er aus seinem Eigenthum entsetzt sei." Mußte nämlich der Prälat flüchtig werden, so war die Klage gegen ihn vor der öffentlichen Gerichtsversammlung leicht durchzuführen: kein Zeuge erschien aus seinen von dem Feinde besetzten Höfen und Dorfschaften.

Die Erbitterung der weltlichen Großen gegen die wachsende Macht der Prälaten war so groß, daß sie sich nicht scheuten, offenen Raub am Kirchengute zu begehen, die geistlichen Herren ins Verließ zu werfen, sie zu lähmen, zu blenden oder todtzuschlagen. Fälle solcher Gewaltthätigkeit begegnen nicht selten in den Chroniken.

Die Hauptwaffe der Prälaten war der Kirchenbann. Die Gewalt ihres Bannspruchs suchten sie dadurch unfehlbar zu machen, daß wiederholt in den Reichssatzungen verkündigt wurde, die Grafen müßten auch dem Kirchenbanne nach dem Urtheil der Bischöfe Folge geben. Die Furcht aber vor den Ge-

Digitized by Google

waltthätigkeiten der weltlichen Großen benahm selbst dem Kirchenbanne seine Wirkung. Die Altheimer Versammlung hielt es für nöthig, ausdrücklich zu erklären: die Geistlichen dürften auch nicht deshalb, um ihre Kirchengüter zu wahren, mit Gebannten Umgang pflegen. (Fortsetzung folgt.)

Mozarts Leben.

W. A. Mozart. Von Otto Jahn. Dritter Theil. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1858. Besprochen von Schnyder von Wartensee.

(Schluß.)

Im siebenten Paragraphen theilt Jahn uns viele humoristische und rührende Züge aus Mozarts Kunstleben in Wien mit, die ihn uns recht photographisch klar und wahr vor die Anschauung bringen. Als Gyrowetz nach Wien kam, lernte er gleich bei seinem Eintritt in einer großen Gesellschaft die ausgezeichnetsten Künstler kennen. „Der gutmüthigste unter ihnen", sagt er in seiner Selbstbiographie, „schien Mozart zu sein; er betrachtete den noch „sehr jungen Gyrowetz mit einer so antheilnehmenden Miene, als wollte er „sagen: armer junger Mensch, du betrittst zum erstenmal den Pfad der großen „Welt und erwartest mit Bangigkeit von deinem Schicksal die Ergebnisse der „künftigen Zeit. Er wendete sich deshalb um Rath und Hülfe für sein Fort„kommen auch zuvörderst an Mozart, von welchem er auf das Freundlichste „empfangen wurde; aufgemuntert durch dessen Leutseligkeit und Gutmüthig„keit bat er ihn, einen Blick auf seine jugendlichen Arbeiten, welche in sechs „Symphonien bestanden, zu werfen und ihm darüber sein Urtheil zu sagen. „Mozart als wahrer Menschenfreund willfahrte seiner Bitte, durchsah die „Arbeiten, belobte sie und versprach dem jungen Künstler eine dieser Sym„phonien in seinem Conzert im Saale zur Mehlgrube, wo Mozart sechs Con„zerte auf Pränumeration gab, aufführen zu lassen, welches dann auch an „einem Donnerstag erfolgte. Die Symphonie wurde im Conzertsaale auf „der Mehlgrube durch das vollständige Theaterorchester aufgeführt und erhielt „allgemeinen Beifall. Mozart nahm mit seiner angebornen Herzensgüte den „jungen Künstler bei der Hand und stellte ihn als den Autor dem Publikum „vor." Nun, Ihr Kapellmeister alle von A bis Z, die Ihr Euch bestrebt die Werke von jungen Componisten möglichst zu unterdrücken und keinen neuen Namen aufkommen zu lassen, schämt Ihr Euch nicht in innerster Seele, wenn Ihr dieses leset? Doch verzeiht, ich irre mich. Das Verhältniß ist nicht gleich. Mozart hatte keinen Rivalen zu fürchten, aber sehr viele — — Ihr!

Beethoven wurde im Winter 1786 in Wien zu Mozart geführt und spielte ihm auf seine Aufforderung Etwas vor, das dieser, weil er es für ein eingelerntes Paradestück hielt, ziemlich kühl belobte; Beethoven, der das merkte,

Digitized by Google

bat ihn darauf um ein Thema zu einer freien Phantasie und, wie er stets vortrefflich zu spielen pflegte wenn er gereizt war, dazu noch angefeuert durch die Gegenwart des von ihm hochverehrten Meisters, erging er sich nun in einer Weise auf dem Klavier, daß Mozart, dessen Aufmerksamkeit und Spannung immer wuchs, endlich sachte zu den im Nebenzimmer sitzenden Freunden ging und lebhaft sagte: „Auf den gebt Acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen." Hier hat es Mozart besser getroffen als bei Clementi.

Den Wiener Künstlern war Mozart allerdings ein gefährlicher College und sie suchten ihn nach Kräften zu entwerthen, ohne zu wissen, wie sie sich selbst dabei ins Gesicht schlugen. So z. B. der durch lächerliche Eitelkeit und dornirten Dünkel ausgezeichnete Leopold Kotzeluch, der auch immer durch kleinliche Mäkelei gegen Haydn sich selbst groß zu machen suchte, sagte unter Anderem, als er die Ouvertüre der Zauberflöte in der Generalprobe gehört hatte, mitleidig: „Ach, da hat der gute Mozart auch einmal gelehrt sein wollen!" — Wer weiß heut zu Tage noch etwas von diesem Tonkünstler und seinen vielen Werken!!

Eine der lieblichsten Erscheinungen in Mozarts Leben ist seine Dedication der bekannten sechs Quartette an Haydn (mit der Zuschrift al mio caro amico Haydn), die in der ersten Ausgabe dieses Werkes abgedruckt ist und in keiner spätern hätte weggelassen werden sollen. Diese Quartette sind so reich an herrlichen Melodien, an tiefsinniger Bearbeitung des Stoffes und dabei so höchst ungezwungen fließend, daß, wie ich selbst oft gehört habe, man auf den Gedanken verfiel, Mozart habe dieselben fast wie unbewußt, nur seinem genialen Instinkte folgend, aus dem Aermel geschüttelt. Diese Ansicht ist eben so falsch als gefährlich, denn sie verleitet zu der Meinung, bei dem Componiren brauche man nur dem Gefühle zu folgen, wie Mozart gethan; das Denken dabei sei höchst überflüssig, mache das Werk hölzern, und das Studium der Theorie sei nicht bloß Zeitverlust, sondern schwäche oder tödte sogar das Genie. So etwas merken sich die faulen Kunstjünger, deren es leider immer zu viele gibt, gar zu gern, lernen nichts, können nichts und sind nur groß in Selbstüberschätzung und kommen anstatt auf überwundene Technik auf ihren „überwundenen Standpunkt." Glücklicherweise steht in Mozarts Dedication eine Phrase, die das erwähnte Trugegebäude ganz zu Boden schlägt. Er sagt: Essi sono (die Quartette), è vero, il frutto d'una lunga e laboriosa fatica. Dieses ist keine herkömmliche unvermeidliche Bescheidenheitsstelle, wie etwa später: „ti supplico però di guardare con indulgenza i difetti, che l'occhio parziale di padre mi puo aver celate, e di continuar, loro malgrado, la generosa tua amicizia a chi tanto l'apprezza", ect., welche demüthige Form man in Millionen Dedicationen findet. Wenn Mozart sagt, die Quartette seien die Frucht einer langen und mühe-

Digitized by Google

vollen Arbeit, so kann man ihm auf sein Wort glauben, daß es so war. Daraus geht aber hervor, daß er nicht instinktmäßig und durch Gefühl componirte; denn dieses ist eine reine Passivität, und kann also nicht zu einer langen und mühevollen Arbeit werden. Dazu gehört der Zustand einer Activität, und dieser ist das Denken, diese fortgesetzte und die höchste Anstrengung zulassende Verstandesoperation. Das Componiren ist größtentheils ein Combiniren, eine sich deutlich bewußte Anwendung der niedrigeren und höheren Kunstgesetze, der vollkommensten Technik. Damit will ich aber nicht gesagt haben, das Gefühl sei gar nicht nöthig. Es darf durchaus nicht mangeln, besonders das Schönheitsgefühl, der Geschmack, den Mozart von der Natur reichlicher zuertheilt erhielt, als ohne Ausnahme jeder andere Componist. Von der Anstrengung, mit welcher Mozart, der einen sehr guten Kopf und die schwierigste Technik schon als Knabe vollkommen überwunden hatte, dennoch oft componirte, gibt uns Jahns Buch noch mehrere Beispiele.

Im 8. Paragraphen schildert Jahn mehr ins Einzelne gehend den Mozart als heitern, gefälligen musikalischen Gesellschafter und gibt uns Nachricht von dem Entstehen vieler Lieder, komischer Canons, des musikalischen Spasses und dergleichen kleinerer genialen Werke.

Von großer Wichtigkeit ist der 9. Paragraph, in welchem uns Jahn in eine ganz neue musikalische Welt, von der in Wien total verschieden, führt. Er schildert uns das Musikleben in Berlin. Während in Wien durch Mozart und Haydn auf geniale Weise die sogenannte galante Musik, wo mehr auf schöne Melodien als auf die Ausführung derselben geachtet ward, ins Leben geführt wurde, pflegte man in Berlin fast ausschließlich die contrapunktische, polyphonische Musik, wo die gelehrte, geistreiche Ausführung eines Themas mehr als der musikalische Gedanke galt. Die großen Meister in diesem Styl, deren Werke in Berlin sehr beliebt waren, sind haupsächlich J. S. Bach, dessen Söhne Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann, Händel, und dann Kirnberger u. s. w.

In dieses musikalische Leben kam der leidenschaftliche und hochgebildete Musikfreund Gottfried Baron van Swieten, der von Joseph II. als Gesandter an den Berliner Hof verwendet wurde, und dieser Aufenthalt dort war für die Ausbildung seines musikalischen Geschmacks und die Richtung, welche er später in Wien geltend zu machen suchte, von entscheidendem Einfluß. Er brachte nach mehrjährigem Aufenthalt in Berlin viele, besonders Vokalmeisterwerke von Bach und Händel nach Wien, die dann in seinen Privatconzerten gesungen wurden, und welche auf den für alles Neue aber Gediegene so empfänglichen Mozart einen großen Eindruck machten. Auch Klavierwerke, wie z. B. die Suiten von Bach und Händel lernte Mozart durch van Swieten kennen, und Jahn zeigt uns, wie er eine Menge von Sachen in diesem Styl theils ausführte, theils skizzirte. „Wichtig aber", schließt Jahn diesen Pa-

Digitized by Google

ragraphen, „ist es, sich zu vergegenwärtigen, von welcher Bedeutung es für „Mozarts Entwickelung war, daß er grade zu der Zeit, da er in Wien als „Instrumental- und Operncomponist in einer Richtung thätig wurde, welche „bei dem dort allgemein herrschenden Geschmack ihn dem ernsten und stren„gen Styl ganz zu entfremden drohte, durch van Swieten mit den Meistern „vertraut wurde, welche allein ihn tief zu ergreifen und zu fesseln vermochten, „und ihm so einen mächtigen Impuls gaben, sich mit verdoppeltem Interesse „und aus einem innern Bedürfniß den ernsten Studien hinzugeben, ohne „welche auch das Genie die vollendete Meisterschaft nicht erringt, und welche „im Verein mit seiner sich immer steigernden Productionskraft seinen Werken „dieser Periode ihren unvergänglichen Stempel aufgedrückt haben." So vereinigten sich auf eine vielleicht noch nie dagewesene Weise innere und äußere Umstände, ihn zu dem vollkommensten Componisten zu machen; und wie er bald der ächte Mozart gewesen wäre, wie diese Centifolie alle ihre Blätter entwickelt hätte, stach sie der Wurm und sie welkte hin. — —

Im 10. Paragraphen beleuchtet Jahn mit großer Behutsamkeit ein heiliges Dunkel, bei welchem er sich von vorn herein als Ungeweihter erklärt, nämlich das Freimaurerleben Mozarts, welcher ein sehr eifriges Mitglied des Ordens war und selbst Statuten zu einer geheimen Gesellschaft, „die Grotte", die er stiften wollte, entwarf. Nicht äußerliche Gründe, sich in seinem Fortkommen gefördert zu sehen (ihm hat diese Verbindung nichts genützt) und dergleichen, waren der Antrieb, warum er sich von ganzem Herzen der Freimaurerei hingab, sondern seine ächte Humanität, sein warmes Mitgefühl für menschliche Leiden und Freuden, sein herzliches Bedürfniß zu helfen und wohlzuthun, ganz besonders aber ein bei ihm in eigenthümlicher Weise hervortretender Sinn für Freundschaft. Seinem Maurerleben verdanken wir mehrere treffliche Werke, die zum Theil volksthümlich geworden sind.

Jahn theilt uns hier noch, anticipirend, die Mozart unmittelbar berührenden Worte aus der Trauerrede mit, die in seiner Loge bei seiner Gedächtnißfeier gesprochen wurden.

Der nun folgende 11. und letzte Paragraph dieses (vierten) Buches ist ungemein reich und wichtig. Jahn vollendet darin durch eine Menge charakteristischer Züge auf eine meisterhafte Weise das Bild von Mozart, daß dieser geniale Mensch lebendig vor unserer Anschauung steht. Selbst in die verborgene geistige Thätigkeit des Schaffens, in den passiven und activen Seelenzustand Mozarts, wenn er componirte, blickt Jahn mit philosophisch künstlerischem Verständniß, und führt uns, nicht nebelnd und schwebelnd wie Viele, sondern mit sicherem Schritte in dieses Mysterium ein. — —

Wie die frühern Bände enthält auch dieser dritte mehrere interessante Beilagen, über welche hier noch einige Worte folgen mögen.

Die XVII. Beilage gibt Muster von aus damaligen Zeitschriften ent-

Digitized by Google

nommenen Beurtheilungen der Entführung aus dem Serail, wie diese Oper neu auf den Bühnen erschien. Diese Kritiken sind nicht besser noch schlechter, als wie wir deren heut zu Tage in den Blättern lesen, wo der Beurtheiler nur durch seine eigene mehr oder weniger trübe Brille sieht und richtige wie schiefe Behauptungen unzurechnungsfähig durch einander mengt.

Beilage XVIII. Copie des Heirathscontrakts zwischen Mozart und Constanze Weber.

Die XIX. Beilage theilt uns mehrere Briefe mit, die Mozart auf seinen Reisen (1789—1790) an seine Constanze nach Wien schrieb. Darunter befinden sich solche aus Frankfurt a. M., die aber gar nichts enthalten, was auf diese Stadt Beziehung hat.

Die Briefe Mozarts an seinen Freund und O.·. B.·. Puchberg, welche wir in der XX. Beilage finden, machen einen traurigen Eindruck, denn sie lassen uns betrübte Blicke in die gedrückte Lage seines häuslichen Lebens thun, die sein treuer Freund möglichst durch Darleihung von größern und kleinern Summen zu erleichtern strebte.

Die XXI. Beilage ist eine sehr wichtige. Rochlitz veröffentlichte im Jahr 1815 ein bis dahin ganz unbekannt gebliebenes Schreiben von Mozart an den Baron von ... in der allg. musikalischen Zeitung, und sagte als Einleitung unter andern auch folgende Worte: „Dies Schreiben scheint uns nicht „nur sehr anziehend, sondern auch in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, „ja wahrhaft lehrreich, und eben für den Verständigen am meisten" u. s. w. Dieser Brief ist fast durch und durch in Styl, Ausdruck, Gemüth und Denkweise ächt Mozartisch, und gibt die deutlichsten Blicke in die geheimnißvolle Art und Weise der Seelenthätigkeit, womit Mozart seine Meisterwerke schuf. Rochlitz hat, zum bessern Verständniß desselben, ihn mit vielen Anmerkungen versehen. Er ist in verschiedene Sprachen übersetzt, in unzähligen Zeitschriften abgedruckt und vielleicht Millionenmal mit großer Freude und Erbauung gelesen worden. Aber, aber dieser schöne Mozartische Brief ist, wie Jahn in sehr scharfsinniger Kritik und hauptsächlich auf viele anachronistische Angaben darin gestützt, unwiderſprechlich nachgewiesen hat, ganz oder theilweise unächt und konnte, so wie er bekannt gemacht ist, nicht von Mozart geſchrieben ſein. Es ist unbegreiflich, wie Rochlitz, der ein sehr braver Mann und ganz wohlanständiger Schriftsteller war, eine so besondere Neigung haben konnte, in die Wahrheit des ohnehin schon sehr poetischen Lebens eines Mozart noch so viele höchst überflüssige Dichtung aus seiner eigenen Phantasie zu mischen. Dieses ist, wie aus dem Werke von Jahn hervorgeht, mehrmals (auch bei der Heirathsgeschichte Mozarts) der Fall gewesen, und dadurch wird das Viele, was Rochlitz über Mozart schrieb, verdächtig und ohne genaue Kritik unbrauchbar.

Wenn in einem Hain Hesperiens durch den Rathschluß des Gärtners

Digitized by Google

ein Orangenbaum gefällt wurde, der schon Hunderte der schönsten Früchte getragen hat, so finden sich an den Zweigen noch viele Blüthen und mehr oder weniger herangewachsene Früchte, die nun nicht weiter gedeihen können; so war es bei Mozart. Nach seinem Tode fand man etwa hundert verschiedenartige angefangene Werke, von denen Jahn in der Beilage XXII. ein vom Abbé Max Stadler verfaßtes Verzeichniß mittheilt, welches er mit mehreren interessanten Bemerkungen bereicherte.

Sehr schätzbare Beigaben zu diesem Bande sind noch einige Notenbeispiele, bestehend in Partituren von Anfängen Mozart'scher nachgelassener unvollendeter Werke, wie z. B. ein Opern-Terzett, eine Ouvertüre u. s. w.

Jahn ist es gelungen, mit hoher Meisterschaft und genialer Auffassung uns ein solches lebendiges Bild von dem geistigen Mozart zu geben, daß wir ihn klar vor Augen haben, und es uns ist, als hätten wir Mozarts Leben mit ihm verlebt und seien immer in Lust und Leid an seiner Seite gewesen. — Nicht also ist es mit dem körperlichen Bild. Hier hat Jahn nur beigetragen die Anschauung zu verwirren, denn er gibt uns drei verschiedene Bilder von Mozart, die, obwohl alle aus Mozarts männlichem Alter, sich gar nicht ähnlich sind. Jedermann kann nun aus den drei Mozartgesichtern dasjenige wählen, welches ihm am besten gefällt. In dem vorliegenden dritten Theile gibt Jahn eine Copie des sogenannten Tischbein'schen großen Gemäldes von Mozart, welches dessen Sohn Karl schon in einem Briefe an mich (siehe Fr. Museum Nr. 11, dritter Jahrgang, den 14. März 1857) als durchaus nicht seinem Vater ähnlich erklärte. Zum Ueberfluß ist der mitgetheilte Stahlstich wieder dem Gemälde nicht ähnlich, vielleicht aber deßwegen ähnlicher dem ächten Mozart.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

XVI.

Kaum hatte Cassian das Zimmer der Frau Meier verlassen, als diese hastig klingelte, den Staatswagen befahl und schnell ihre Toilette etwas verbesserte. Sie fuhr schnurstracks zum Minister von Lautenberg.

Erst unterwegs überlegte sie ihren Angriffsplan, den sie zur unwiderruflichen Lösung von Verhältnissen anwenden wollte, welche sie als ein Unglück für ihren Schützling zu betrachten geneigt war. Hätte in dem Herzen Cassians nur ein Funken von tiefern Gefühlen für das Ministerfräulein geschlummert, so würde sie es nicht unternommen haben, seine Bande gänzlich zu lösen. Allein, wie die Sachen standen, glaubte sie rechtzeitig eingreifen zu müssen, um die schwankenden Verhältnisse für immer zu ebnen.

Digitized by Google

Sie war keinen Augenblick zweifelhaft, wie der Minister bei der unerwarteten Entdeckung handeln würde; da sie sich aber das kleine Vergnügen seiner Enttäuschung nicht entgehen lassen wollte, so mußte sie eilen, vor dem Beginne der Maskeradenprobe einzutreffen, weil der schlaue Beamte seine Lauscher überall hatte und die Ankunft einer Baronin von Sindekow mit dem Ausbleiben des Barons Cassian in eine Verbindung zu bringen fähig war, die sich der Wahrheit näherte.

Sie ließ sich beim Minister melden. Der Kammerdiener, der schon dienstefrig die Flügelthüren zu den Zimmern der Ministerin öffnen wollte, ging sehr verwundert in das Kabinet seines Herrn, der eigentlich nicht gestört sein wollte. Mit der familiären Freundlichkeit, die Se. Excellenz seit einiger Zeit zur Schau trug, empfing der hohe Herr die Dame schon an der Schwelle und führte sie unter tausend liebevollen Worten zum Kanapee. Frau Meier lächelte schadenfroh. Sie nahm mit dem Interesse für Cassians Wohl zugleich noch eine Privatrache.

Mich führt eine seltsame Bitte zu Ihnen, Excellenz, begann sie ohne Verzug. Sie, als erster Staatsmann, müssen doch wissen, ob in dem großen Gesetzbuche nicht ein einziges Gesetz aufzufinden sein wird, das gegen eine Ehe, im Auslande geschlossen, remonstrirt. Denken Sie, Excellenz, welch ein eigenthümliches Mißgeschick unsern jungen Freund, den Baron Cassian, trifft. Sein ältester Bruder hat an der französischen Grenze eine Heirath geschlossen, und diese Dame, die sonst allen Ansprüchen der Stammherren auf Sindekow entspricht, macht die Rechte ihres kleinen Sohnes auf die Reichsbaronie geltend. Sie ist heute hier eingetroffen.

Der Minister war längst aufgestanden. Röthe und Bläße wechselte beunruhigend auf seinem Gesichte. Er faßte sich aber mit Anwendung aller seiner Geisteskräfte, um seiner Feindin den Triumph einer niedergeschmetterten Haltung zu rauben, und erwiederte ruhig und kalt:

Solche Gesetze existiren schwerlich, meine Gnädige, würden auch in diesem Falle gar keine Anwendung finden können, da das Haus Sindekow, wie mir einst Ihr Herr Schwager von Warrheim definirte, seine Gesetzesgewalt für sich hat.

Frau Meier stand ebenfalls auf und näherte sich der Thür: Dann thut es mir leid, Sie durch meine Anfrage in wichtigern Geschäften gestört zu haben. Ich kehre so rathlos zurück wie ich gekommen bin —

O nein, meine Gnädige, fiel der Minister sehr beeilt ein. Meinen Rath in Betreff dieses Falles will ich Ihnen nicht vorenthalten. Er besteht darin, daß der Baron Cassian ohne Weiteres ein Besitzthum räumt, welches er jedenfalls zu frühzeitig als das Seine betrachtet hat, und daß er zu der Jurisprudenz zurückkehrt, die von ihm allzueilig an den Nagel gehängt ist. Doch wünsche ich nicht, daß er bei uns hier eintrete. Unsere Bureaux sind über-

Digitized by Google

füllt von jungen Juristen, und ohne uns dem Scheine des Nepotismus auszusetzen, dürften wir ihm kaum eine Beförderung in den ersten fünf Jahren versprechen können. Ich vertraue Ihrem Zartgefühle, meine Gnädige, diese Mission an.

Abgeschüttelt! flüsterte Frau Meier in sich hinein. Sie verneigte sich. Der Minister verbeugte sich. Die Flügelthüren öffneten und schlossen sich.

Frau Meier setzte sich, zufrieden mit ihrer Thätigkeit, in ihren Wagen und fuhr heim. Sie wußte, daß die Wirkungen ihrer moralischen Medicin erst nach ihrer beschleunigten Entfernung eintraten.

Sie hatte Recht! Mit glanzlosen Blicken starrte der Minister noch immer die Thür an, wohinter die Verkünderin des unerhörten Ereignisses verschwunden war, als diese längst im Wagen saß. Dann schellte er heftig. Der Kammerdiener erschien bestürzt. Er merkte mit dem Instincte der dienstbaren Klasse, daß Etwas vorgefallen war.

Wer ist heute hier eingetroffen? Warum habe ich die Meldung noch nicht? schrie Se. Excellenz ganz unministerlich. Der Kammerdiener brachte schnell eine Liste. Richtig, da stand „Reichsbaronin von Sindekow nebst Sohn und Gesellschafterin Fräulein Babet Mauvillon." Wüthend warf er das Blatt auf den Tisch.

Meine Tochter — nein, verbesserte er sich — den Geheimsecretair Petri, auf der Stelle! befahl er. Der Kammerdiener flog davon. Während der Zeit, daß der Secretair kam, stürzte der Minister mit der brausenden Schnelligkeit eine Locomotive in seinem Kabinette hin und her. Was ihm in Wege war, stieß er zur Seite, unbekümmert darum wohin es flog und wie es zur Erde kam. Dieser kleine Minister gehörte zu den Leuten, die ihre vulkanischen Innerlichkeiten nur in der tiefsten Einsamkeit zu Tage fördern. Selten verlieren solche Leute ihre Contenance in Gegenwart Anderer, und geschieht es ein Mal in der Ueberwältigung aller Gefühle, so glaubt Jedermann, daß es zum ersten Male gewesen sei. Der Geheimsecretair Petri kam eilend herbei. Die Angst des Kammerdieners hatte ihn nicht anstecken können, weil er sich sicher vor Verantwortung fühlte.

Wo sind die Patente, die ich Ihnen vor einer halben Stunde übergeben habe? fragte der Minister kalt und besonnen.

Expedirt, wie Excellenz zu befehlen geruhten, entgegnete der Geheimsecretair.

Also zu spät — murmelte der Minister und griff nach einem kostbaren Sandbüchschen, das vor ihm stand. Gleich darauf fiel es mit einem bedeutenden Krach zu Boden, so daß die Splitter umherflogen und der goldige Sand durch das ganze Zimmer stäubte. Tödtlich erschrocken bückte sich der Geheimsecretair.

Lassen Sie! Davon ist nichts zu retten! Es ist gut! Gehen Sie!

Als der Minister wieder allein war, begann sein Sturmlaufen von Neuem.

Digitized by Google

Nichts zu redreſſiren! Dieſer unerträgliche Menſch „Staatsrath" —! Wie iſt es möglich, daß ich mich in meiner eigenen Schlinge habe fangen laſſen können! Unerhört, unerhört!

Meine Tochter! ſchrie er dem Kammerdiener zu. Ich ließe erſuchen, ſogleich!

Fräulein Alma kam fröhlich herbei. Ihr Geſicht glühete und ihre Augen ſtrahlten — ſie hatte getanzt. Als ſie eintrat, ſaß ihr Vater an ſeinem Arbeitstiſche, wie es ſchien tief beſchäftigt mit ſeinen Arbeiten. Das Fräulein, ziemlich vertraut mit dem Komödieſpielen des Herrn Papa, trippelte hin und her. Man wartete im Salon auf ſie, allein ſie wagte es nicht, den Zorn des Vaters zu reizen, und daß er zornig geweſen, hatte ihr der Kammerdiener zu verſtehen gegeben.

Was in aller Welt mag vorgefallen ſein? dachte ſie, indem ſie ſich rhythmiſch auf den Zehen wiegte: der Papa weiß noch nicht, was er zu mir ſagen ſoll, deßhalb ſieht und hört er mich nicht.

Endlich erhob der Miniſter ſein Haupt. Langſam wandte er ſich und blickte ſeine Tochter wie zerſtreut an.

Ah — biſt du da, Alma? fragte er kühl, aber freundlich.

Schon lange, ſehr lange, Papa, entgegnete das Fräulein; man wird im Salon auf mich warten.

Wer iſt im Salon, der wartet?

Das Fräulein fand dieſe Frage denn doch zu ſeltſam, da ihr Vater ſelbſt die Probe zum Maskenfeſte arrangirt hatte.

Meine Ritter, Papa, ſcherzte ſie zuverſichtlich. Der Miniſter erhob ſich ſtolz.

Hoffentlich iſt der Baron von Sindekow nicht unter dieſen Rittern! rief er pathetiſch.

Fräulein Alma trat einen Schritt zurück. Ein leichter Schrecken entfärbte ihr blühendes Geſicht. Schweigend erwartete ſie die Fortſetzung dieſer Scene, die ihren lang gehegten Hoffnungen ein ſchlimmes Ende prophezeiete.

Hat dieſer Ritter von der traurigen Geſtalt es gewagt in meinem Salon zu erſcheinen? begann der Miniſter von Neuem in geſteigerter Entrüſtung.

Baron Caſſian hat abſagen laſſen, bemerkte Alma eingeſchüchtert.

Sehr gut! Mein Haus iſt von dieſer Stunde an für ihn verſchloſſen! Ein Edelmann, der es gewagt hat, ſich unrechtmäßiger Weiſe in den Beſitz von Gütern zu ſetzen, darf die Schwelle des höchſten Staatsbeamten ferner nicht überſchreiten.

Fräulein Alma ſah ſehr ungläubig aus. Lieber Papa, ich verſtehe nicht — ſtammelte ſie. Baron Caſſian ſcheint mir doch in ſeinen Rechten geweſen zu ſein —!

Scheint geweſen zu ſein — wiederholte der Miniſter mit Bedeutung. Der junge Mann hat dieſen Schein benutzt, um uns Alle zu betrügen.

Digitized by Google

Gottlob, bei mir kann dies so leicht nicht geschehen, meinen scharfen Blicken entgeht Nichts, mein Kind. Ich habe mich nur momentan täuschen lassen!

Aber — Papa? Wer sollte denn Erbe der Reichsbaronie sein, wenn nicht Baron Cassian? Wer kann Anspruch darauf machen?

Die Wittwe seines Bruders — eine hochgestellte Dame von Geburt — sie ist mit ihrem Sohne, dem rechtmäßigen Reichsbarone, hier eingetroffen.

Ist das erwiesen, Papa? fragte das Fräulein indignirt und sehr lebhaft.

Würde ich Dir es mittheilen, wenn ein Zweifel obwaltete?

Was wird nun aus unserm Maskenballe? forschte die würdige Tochter ängstlich. Du weißt, Papa, die Menschen *unter uns* beobachten mit scharfen Augen, man ahnet, nein, man weiß, was dieser Ball —

Still, meine Tochter! unterbrach er sie. Still, nur das ausgesprochene Wort schadet. Wir stehen auf einer Höhe, wo uns das Lächeln nicht erreicht. Der Ball wird stattfinden, meine Tochter Alma wird die Königin des Festes sein, und die Erfahrungen, die wir gemacht haben, werden unsere Heiterkeit nicht vernichten. Ich denke Prinz Steffano soll die Rolle des Barons in Euren Quadrillen übernehmen.

Steffano's Gestalt ist nicht ritterlich genug, Papa, klagte das Fräulein. Lieber wollen wir den Lieutenant von Horn wählen, fügte sie schnell gefaßt hinzu.

Der Prinz wäre mir angenehmer, meinte der Minister, indem er seine Tochter scharf fixirte.

Du erlaubst, Papa, daß ich dagegen Protest einlege. Der Prinz Steffano würde Deiner Tochter gegenüber eine zu erbärmliche Rolle spielen, entgegnete mit harmlosem Wesen das Fräulein, obwohl sie sehr gut wußte, daß ihr Herr Vater ernstere Verhältnisse vor Augen hatte, als das bevorstehende Tanzvergnügen.

Wie so? fragte der Minister frappirt. Der Prinz ist eine fremdartige, aber hübsche Erscheinung. Sein schwarzes Haar und seine sprechenden schwarzen Augen —

Lassen ihn eben so gut einen Juden als einen Griechen vorstellen, sagte Frau Meier gleich am ersten Tage seiner Bekanntschaft ganz richtig, fiel Fräulein Alma lachend ein. Es entging ihr, daß ihr Vater bei diesem Citat der Frau Meier, wie von einem Natterstiche getroffen, zusammenzuckte.

Nein, Papa, fuhr sie entschiedener fort, nein, Papa, Prinz Steffano Damano mag in unsern Zirkeln als eine Rarität angesehen werden, sein ganzes Leben hier mag beweisen, daß er Geld in Ueberfluß hat; allein den stolzen Anforderungen Deiner Tochter wird er nie genügen. Seine Bildung ist so mangelhaft, daß nur die Rücksichten der Höflichkeit den Ausbruch des Spottes verhindern, seine Manieren so wenig nobel, daß nur das Erbarmen sie duldet. Seine fortgesetzte Stummheit ist nachgerade als Dummheit oder als

Digitized by Google

Maske zu betrachten. Genug, Papa, wenn es nicht durch Protection hoher Häupter eine Modesache geworden wäre, den Griechen zu hätscheln, so wäre derselbe schon längst der Kritik als Opfer verfallen. Nein, Papa, zu meinem Tänzer für einen ganzen Ballabend — sie betonte jedes dieser Worte mit auffallender Bedeutsamkeit — würde ich diesen Prinzen nur auf Deinen ausdrücklichen Befehl erwählen.

Der Minister durchschritt gemäßigten Schrittes sein Zimmer. Er konnte der diplomatischen Feinheit, womit seine Tochter von vorn herein jede Verbindung mit dem Fremdlinge als unstatthaft zurückwies, seine Billigung nicht versagen. Seine Stirn furchte sich zwar, aber er mußte es als eine Uebereilung von seiner Seite erkennen, daß er ohne Prüfung eine untergeordnete Persönlichkeit an die Stelle des Baron Cassian zu setzen beflissen war. Seine Tochter hatte sich dies Mal klüger und umsichtiger gezeigt, als er.

Und wenn ich, den Verhältnissen weichend, dem Lieutenant von Horn die Rolle des Barons für den Ballabend zuertheilen wollte? fragte er schnell und sehr dicht vor dem Fräulein stehen bleibend. Sie lächelte voll Hoheit.

Dann wird der Lieutenant ohne Erklärung wissen, daß er diese Auszeichnung nur seiner schönen Figur zu danken hat. Oder meinst Du, Papa, daß Deine Tochter jemals vergessen könnte, wie viel Nadelgeld ihr von ihrem zukünftigen Gatten ausgesetzt werden muß?

Der Minister nickte zufrieden gestellt mit dem Kopfe. Alma küßte des Vaters Hand und flog leicht wie ein neugefiederter Vogel zu ihrem Tanzvergnügen zurück. Der Blick des Vaters folgte ihr. Sie wäre eine Zierde des Sindekower Schlosses gewesen, flüsterte er; der Traum ist vorbei — was wird nun aus ihr werden? Unter den jungen Männern, die sie umschwärmen, ist keiner, der im Stande wäre, eine Frau von Alma's Ansprüchen zu situiren! Was wird aus ihr werden? Frau Meiers Vater war auch Minister, und jetzt ist sie eines Kaufmanns ehrsames Eheweib. — Gott wende dies Schicksal von meiner Tochter!

XVII.

Nachdem wir die Empfindungen und Gemüthsentwickelungen der verschiedenen Personen unsers Lebensdrama's bis zu diesem Punkte geführt haben, müssen wir uns endlich wieder zu den Bewohnerinnen des Chateau Millefleurs, wie das Volk den reizenden Aufenthalt der Chatelet'schen Familie getauft hatte, wenden. Ohne zu der Epoche zurückzuschweifen, wo der Tod das Band zwischen zwei Gatten löste, welche in ruhiger Zärtlichkeit eine Ehe geschlossen hatten, wird es dennoch nöthig sein, den Ideengang zu schildern, wodurch eine Reise in Winterszeit bewirkt wurde.

Mademoiselle Babet hatte es gleich nach dem Tode des Baron Walter für nothwendig erachtet, ihre junge Dame mit den Ansprüchen ihres kleinen

Digitized by Google

Knaben bekannt zu machen. Die Hoffnung auf den Glanz dieser bevorzugten Lebensstellung berührte das Herz Rosa's wenig. Ihre einsame, von Mademoiselle Babet geleitete Erziehung hatte sie von der gewöhnlichen Weltcultur ausgeschlossen, also unfähig gemacht, die Vorzüge einer Reichsbaronie gehörig zu würdigen. Im Gegentheile, es erfüllte sie der Gedanke, ein deutsches alterthümliches Schloß bewohnen zu sollen, an welches ihre Phantasie die Märchen der Kindheit anknüpfte, mit einem gewissen Grauen.

Mademoiselle Babet war indeß weit klüger als sie und außerdem durch ihr gegebenes Versprechen zu den Schritten verpflichtet, die sie, wie wir wissen, mit einem Schreiben an den General von Sindekow eröffnete.

Zu ihrem Erstaunen ersah sie aus dem Antwortschreiben des Staatsanwalts Meier, daß dieser Herr auch inzwischen verstorben war und daß sein zweiter Sohn Cassian, in der Voraussetzung eines unbestreitbaren Rechtes, Besitz von den Gütern genommen hatte.

Der Ton in dem Briefe des Staatsanwalts mißfiel ihr durchaus. Es blickte zwischen jeder Zeile ein Zweifel an der Legitimität des präsentirten kleinen Erben hindurch, der sich zuletzt in dem Erbieten von Abstands- und Erziehungsgeldern sehr deutlich kundgab. Für Mademoiselle Babet war dies ein Fehdehandschuh, den sie nur auf das dringende Bitten der jungen Baronin nicht feindselig aufnahm. Wir kennen Mademoiselle Babets Gegenantwort, worin sie mit friedlich gemäßigtem Tone das Factum vorlegte und nur darin fehlte, daß sie sich nicht vollständiger über die Herkunft Rosa's aussprach. Es war ein Fehler, der den Baron Cassian immer tiefer in die Netze des prozeßlustigen Staatsanwalts warf. Wie konnte aber diese Dame auch vermuthen, daß sie nicht mit der bloßen Nennung des Namens „Chatelet" alle Zweifel erstickt haben würde, da nach ihrer Meinung das Geschlecht der Chatelet in der ganzen großen und weiten Welt der Civilisation bekannt und berühmt sein mußte.

Daß sie sich darin geirrt hatte, erfuhr sie aus dem letzten Briefe des Staatsanwalts, in welchem derselbe sehr bestimmt „Beweise über Beweise" forderte. Jetzt verlor Mademoiselle Babet die Geduld. Sie erkannte in dem Geschäftsfreund des Baron Cassian einen böswilligen Gegner, und da sie das Zutrauen zu der ritterlichen Ehrenhaftigkeit des Letztern noch nicht aufgegeben hatte, so beschloß sie eine persönliche Bekanntschaft mit ihm zu bewirken. Sie sah aber auch ein, daß diese Zusammenkunft so schnell und überraschend wie möglich ins Werk gesetzt werden mußte, um der Widerwilligkeit des Staatsanwalts entgegen zu arbeiten. Die Residenz schien ihr der geeignete Ort dazu, und da die Möglichkeit vorlag, daß der Baron mit dem Frühlinge diesen Aufenthalt mit dem auf Schloß Sindekow vertauschte, so beeilte sie sich, die junge Baronin für diese Reise zu gewinnen.

Rosa zeigte sich ziemlich bereitwillig. In ihrem Gemüthe hatte sich Man-

Digitized by Google

ches vorbereitet, was der werkthätigen Babet entgangen war, aber zu ihren Plänen mehr förderlich als hinderlich wirkte. Rosa fühlte Mitleiden mit dem Baron Cassian, und ihr weiches Herz konnte sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, einen Bruder ihres Gatten, den dieser oftmals mit tiefer Zärtlichkeit zum Gegenstande ihres Gespräches gemacht hatte, durch ihre Ansprüche zu kränken. Die Schilderungen seines Charakters, dessen Grundlage Güte und Nachgiebigkeit sein sollte, hatten in ihrer Einbildungskraft ein Bild aufgestellt, welches wohl fähig war, als Ideal deutsch-ritterlicher Schönheit zu gelten. Sie lieh dabei dem verbleichenden Schatten ihres Gatten anmuthigere und jugendliche Züge und räumte diesem Phantasiewerke in ganz unverstandener Sehnsucht den Platz eines zartsinnigen edlen Beschützers ein. Mit diesem romantischen Phantasiespiele waren freilich die Correspondenzen des reichsherrlichen Geschäftsträgers nicht in Einklang zu bringen, und es lag nun in der Natur des Frauenherzens, den beschwichtigenden Eindruck einer persönlichen Bekanntschaft zur Ausgleichung zu versuchen. Der jungen Frau war es von größerem Werthe, Cassians Freundschaft zu gewinnen, als das Besitzthum seiner Väter. (Fortsetzung folgt.)

Zur Frage über Anordnung naturwissenschaftlicher Sammlungen, zunächst der Senckenbergischen in Frankfurt.

Von Dr. C. Mettenheimer.

Unser berühmter Reisender, Herr Dr. Rüppell, hat in seiner an der letzten Jahresfeier der naturforschenden Gesellschaft gehaltenen festlichen Rede über eine Anzahl von Corporationen, Personen und Dingen den Stab gebrochen, unter andern auch über einen Beschluß der Gesellschaft, welcher dem von ihm ausgehenden Vorschlag, die Skelette und Fossilien nach einem andern, als dem bisher befolgten Princip aufzustellen, nicht günstig war. Es ist wohl nicht zu verwundern, daß eine vor der Hand für erledigt gehaltene Sache nachträglich ihren öffentlichen Vertheidiger findet, nachdem sie plötzlich öffentlich und zwar vor einem Forum angegriffen worden ist, auf welchem sie weder erörtert, noch vertheidigt werden konnte.

Ich habe bis jetzt gewartet, ob nicht ein anderes Mitglied der Gesellschaft aus der Zahl derer, welche bei jenem Beschlusse nicht der Ansicht des Herrn Dr. Rüppell gewesen sind, das Wort ergreifen werde, um jenen Gesellschaftsbeschluß zu vertheidigen, der von dem geehrten Redner (ohne Motivirung) als bloßes Ergebniß einer grundlosen Opposition bezeichnet wurde. Man hat aber bis jetzt — wohl aus sehr verschiedenen Gründen — geschwiegen; und wenn ich mir nun, damit die Sache nicht der Vergessenheit anheimfalle, erlaube, das Schweigen zu brechen, so geschieht es durchaus nicht etwa, um auf Alles zu antworten, was unser berühmter Reisender und Mitbürger den

Digitized by Google

Mitgliedern der Gesellschaft über ihre Urtheilsfähigkeit und die unlautern Motive ihrer Beschlußnahmen zu hören gibt: sondern einzig und allein, um unsere Mitbürger, welche Theil an dem Leben der naturforschenden Gesellschaft nehmen, zur selbstständigen Prüfung der von Herrn Dr. Rüppell als so ganz vorzüglich gepriesenen Aufstellung der Sammlung zu veranlassen.

Die Aufstellung ausgestopfter Thierbälge in Sammlungen hat bekanntlich den Zweck, eine Uebersicht über die Formen der Thiere überhaupt, oder einer bestimmten Fauna, einen Ueberblick über ihre Verwandtschaften und Verschiedenheiten zu geben und für die Bestimmung der Stellung der Thiere im Systeme eine sichere Grundlage zu gewinnen. Die Zusammenstellung der Skelette und übrigen innern Theile der Thiere, wie sie in den meisten Museen von Bedeutung üblich ist, dient der Erforschung des thierischen Organismus im Allgemeinen, der Ausbildung der Organe und ihrer Beziehung zu den Lebenseigenschaften der Thiere. Letzteres ist eine vergleichende anatomische, Ersteres eine zoologische Sammlung. Beide können sehr gut neben einander bestehen und einander in durchaus fruchtbringender Weise ergänzen.

Wollte man nun die vergleichende anatomische Sammlung mit der zoologischen in der von Herrn Dr. Rüppell angedeuteten Weise verschmelzen, so würde man zunächst des wissenschaftlichen Vortheils verlustig gehen, den eine Zusammenstellung aller der Umbildungen gibt, die ein Organ in den verschiedensten Thierklassen erleiden kann. Es würde dadurch die vergleichende Anatomie in eine falsche Stellung zur Zoologie gebracht werden, indem jene, die höhere und näher an die Grenzen der Philosophie reichende Wissenschaft, der Zoologie durchaus untergeordnet und nur als ein Hülfsmittel der letzteren erscheinen würde.

Es ist nicht abzustreiten, daß die vergleichende Anatomie unter Anderem auch dazu vorhanden ist, der systematischen Zoologie ihre Dienste zu leisten; und daß dies in der allerumfassendsten Weise geschehen ist, wissen Alle, welche die Geschichte beider Wissenschaften seit Cuvier einigermaßen beurtheilen können. Aber die vergleichende Anatomie ist auch eine Wissenschaft für sich und hat darum ein Recht für sich zu existiren; sie zählt immer ihre Freunde, wenngleich deren Anzahl nicht groß ist, und darf gewiß mit allem Fug durch einen besondern, ihr ausschließlich gewidmeten Theil einer so bedeutenden naturhistorischen Sammlung, wie die unsrige ist, sich repräsentiren lassen.

Es ist hier nicht zu vergessen, daß eine Sammlung, wie unsere Senckenbergische, ein wichtiges Bildungsinstitut ist, und daß die Eindrücke, welche das Publikum dort empfängt, die Begriffe, welche dort in ihm angeregt werden, nicht gleichgültig sind. Ich meinestheils vermöchte es nicht für einen geistigen Gewinn zu halten, wenn in dem Kopf der sich zum Naturstudium heranbildenden Jugend der Begriff sich festsetzte, daß die vergleichende Anatomie stets nur als eine Dienerin des häufig sehr trockenen und äußerlichen

Digitized by Google

Schematismus zu betrachten sei, den wir Zoologie nennen, und dessen Unvollkommenheit eine viel größere ist und immerdar bleiben wird, als es dem staunend die Säle durchwandernden Publikum auf den ersten Anblick immer scheinen mag.

Man wird nun vielleicht sagen: eine vergleichende anatomische Sammlung im eigentlichen Sinn des Worts habt Ihr ja gar nicht; es sind ja nur Skelette vorhanden. Dies muß zugestanden werden, einestheils mit tiefem Bedauern, daß es so ist, anderntheils nicht ohne Hoffnung, daß es in der Zukunft anders sein werde. Zudem bildet die Sammlung von Skeletten erfahrungsgemäß immer den Kern einer vergleichenden anatomischen Sammlung, um den alles Andere leicht anschießt, und unsere Skelettsammlung ist ja, wie bekannt, eine sehr bedeutende.

Die Einrichtung einer Sammlung nicht bloß von Skeletten, sondern auch von Weichtheilen der Thiere, gehörig präparirt und nach vergleichenden Principien aufgestellt, ist aber noch von besonderer Wichtigkeit für die Vorlesungen über die Naturgeschichte der Thiere, deren Einführung in Form stehender Lehrcurse die Gesellschaft grade der Vermittlung des Herrn Dr. Rüppell verdankt. Die systematische Zoologie vermag wohl einen Sammler beim Selbststudium nützlich und genügend zu beschäftigen; in welche Oberflächlichkeit und Trockenheit aber würde sich nicht eine durch viele Vorlesungen sich hinziehende Darstellung der Naturgeschichte verlieren, die nicht die vergleichende Anatomie und die tieferen Einblicke in den Organismus, die diese gewährt, zu Hülfe nähme? Daß außerdem die systematische Zoologie die Beobachtung des lebenden Thieres, die Physiologie und andere Hülfswissenschaften sich zugesellen muß, wenn eine Darstellung derselben fesseln soll, ist hier der Ort nicht auszuführen.

Aehnlich wie mit der vergleichend-anatomischen Sammlung verhält es sich mit der paläontologischen. Die systematische Zoologie bedarf der Paläontologie ebensosehr, wie der vergleichenden Anatomie; ohne Heranziehung der untergegangenen Thierformen bleiben ungeheure Lücken in dem Systeme unausgefüllt; Formen wie die Pterodactylen, die Teclobiten, Ammoniten u. s. w. alle jetzt erloschen, sind allerdings eben so wichtig für die Erweiterung und Vervollständigung unseres Ueberblicks über die Thierformen überhaupt, als für die Geschichte der Erde und der verschiedenen Schöpfungsgenerationen ihrer Bewohner. Aber wer möchte wohl behaupten, daß die versteinerten Reste vorweltlicher Thierformen einzig und allein dadurch unser Interesse erwecken, daß sie zur Ausfüllung der Lücken unserer zoologischen Systeme benutzt werden können? Die vorhistorische Zeit, die menschenlose, unseres Erdballs erscheint, in wie viele Perioden die Männer von Fach sie abtheilen mögen, uns Lebenden doch als ein Ganzes; wir verlangen daher auch mit Recht eine Sammlung zu sehen, welche uns diese ganze untergegangene thie-

Digitized by Google

rische Welt mit Ausschluß der jetzt lebenden Formen vorführt. Die fossilen Formen haben ferner eine theoretisch wie praktisch sehr wichtige Beziehung zu den Gesteinen, in denen sie Jahrtausende gelegen haben und uns aufbewahrt worden, durch deren Veränderungen sie selbst mannigfache merkwürdige Veränderungen eingegangen sind. Ihr Vorkommen nach Formationen, ihre Bedeutung für die Erkennung einer Formation verlangt wieder eine besondere Aufstellung und Räumlichkeit, in der dem lernbegierigen Publikum diese Beziehung vor Augen geführt würde.

Der Gesichtspunkt, welchen Herr Dr. Rüppell für die Aufstellung vergleichender anatomischer und paläontologischer Sammlungen aufstellt, ist, wie gern zugestanden werden soll, kein völlig zu verwerfender; aber er wird dadurch ein falscher, daß er dem Publikum als der einzig zweckmäßige und als der höchste angepriesen und der in der That höhere Gesichtspunkt darüber ganz in Schatten gestellt wird. Möge es mir Herr Dr. Rüppell nicht verargen, aber es ist eine offenbare Ungerechtigkeit gegen die vergleichende Anatomie sowohl, als gegen die Paläontologie, wenn er beiden Wissenschaften nicht gönnen will, sich durch besondere Abtheilungen in einer so umfassenden Sammlung, wie der unsrigen, vertreten zu lassen. Vor Allem ist es nöthig, gegen diese Wissenschaften gerecht zu werden; dann erst möge man durch Aufstellung von Skeletten oder Weichtheilen neben den dazu gehörigen Thierbälgen das zur Vergleichung Dienende aus der vergleichenden Anatomie und Paläontologie in die zoologische Sammlung aufnehmen. Dabei würde aber noch sehr zu bedenken sein, ob nicht unter dieser Art von Aufstellung die Uebersichtlichkeit bedeutend leiden möchte; und es ist noch sehr die Frage, ob die von Herrn Dr. Rüppell so dringend empfohlene Neuerung, über welche ausgedehntere Erfahrungen noch gänzlich mangeln, die Probe eines praktischen Versuchs glücklich bestehen könnte. Wenn freilich nichts weiter beabsichtigt wird, als was in unserem Conchylienſaal geschehen ist, daß nämlich die fossilen Stücke für sich, abgesondert von den übrigen, in eigenen Schränken aufbewahrt werden, so scheint es mir völlig gleichgültig, ob man diese Schränke in einem Saal zu suchen hat, wo überdem die Conchylien der Jetztwelt zu finden sind, oder in einem Saal, wo man überhaupt die Thierformen früherer Schöpfungsperioden zusammengeordnet antrifft. Dann würde die Frage ja nur eine Frage der Bequemlichkeit oder Räumlichkeit sein, deren Lösung abhängen würde von der Einrichtung des Hauses, in welchem die Sammlungen sich befinden.

Ich zweifle daher nicht, allen Freunden der Wissenschaft aus dem Herzen zu reden, wenn ich verlange, daß zu einer so ganz wesentlichen Umgestaltung einer bestehenden und wissenschaftlich wohl zu rechtfertigenden Anordnung der Sammlung, wie Herr Dr. Rüppell sie wünscht, stichhaltige Gründe angeführt werden müssen. Auch hoffe ich gezeigt zu haben, daß seinem Vorschlag nicht

Digitized by Google

jene überzeugende Kraft innewohnt, die mit fortreißt, ohne Beweise zu bedürfen; und daß es, mit Erlaubniß zu reden, eine verzeihliche Sünde war, seiner Zeit nicht für die Zerreißung der Skelettsammlung mit unserem berühmten Reisenden gestimmt zu haben.

Unterhaltungen.

— **Kunstgeschichte.** Catalogue du Musée d'Anvers. 2me. édition. Anvers 1857. 12°. 520 S. Die vielen Irrthümer, welche über das Leben der vlämischen Maler verbreitet worden sind, haben in neuerer Zeit die meisten Gelehrten Belgiens veranlaßt, sich mit der Kunstgeschichte ihres Landes zu beschäftigen und Nachforschungen über das Leben der Künstler anzustellen. In Antwerpen waren es besonders Pierre Génard, P. Visschers, Léon de Burbure, Theod. van Lerius, Moons van der Straelen und A. de Luet, welche die Archive, Kirchenregister und Gildenbücher mit unermüdlichem Eifer durchsuchten, um authentische Nachrichten über die Maler der vlämischen Schule zusammenzustellen. Ihren vereinten Forschungen ist es denn auch gelungen, aus der zweiten Auflage des Katalogs des Antwerpener Museums, welchen sie im Auftrage der Kgl. belgischen Akademie der schönen Künste bearbeitet und herausgegeben haben, ein Werk zu machen, welches Allen, die sich mit Kunstgeschichte beschäftigen, nicht genug empfohlen werden kann. Ueber hundert Biographien sind zum ersten Male, frei von all den Fabeln und oft verläumderischen Erfindungen dargestellt, mit welchen Arnold Honbraken (Groote schouburgh der Nederlandtsche Kunstschilders en schilderessen. 3 vol. Amsterdam 1719) und besonders Campo Weyerman (Levensbeschryvingen der Nederlandsche Konstschilders en schilderessen. 4 vol. La Haye 1729) ihre Lebensbeschreibungen ausgeschmückt haben und die sich selbst in dem neuesten, 1842 in Amsterdam erschienenen Werke von J. Immerzeel jun. (De levens en werken der hollandsche en vlaamsche Konstschilders, beldhouvers, graveurs en bouwmeesters) großentheils wiederfanden. Viele bis jetzt als richtig angenommene Daten, wie die Geburtsjahre von Gérard Zegers, Corn. Schut, Jan van den Hoecke, Jan Cossiers u. A., und die Todesjahre von O. van Veen, Déodat Delmont, Godefroid Maes jun. u. A. sind als falsch erwiesen und berichtigt und eine große Anzahl von Gemälden, die man gewöhnlich unbekannten oder fälschlich angenommenen Meistern zuschob, ihren wirklichen Urhebern zurückerkannt worden.

Die am Ende des Kataloges in getreuer Nachbildung mitgetheilten Unterschriften und Monogramme von mehr als 50 Künstlern sind für alle Gemäldeliebhaber eine sehr erwünschte Zugabe. Frhr. v. R.-D.

— **Das Nibelungenlied für die Jugend.** Eine Ausgabe des großen National-Epos, durch Ausscheidung des Unwesentlichen oder Störenden für die Jugend passend eingerichtet, ist von A. Baemeister veranstaltet worden. Dieselbe verdient schon deshalb empfohlen zu werden, weil sie in Sprache und Ausdruck die Treue gegen den Urtext zu wahren sucht. Im Uebrigen wird man sich der Nothwendigkeit, das Nibelungenlied in die Schule zu bringen, nicht lange mehr entziehen können. Der Gehalt desselben ist so reich und die Beziehungen, die sich daran knüpfen, so vielseitig, daß es in den verschiedensten Sphären wirken kann. Es kann dazu dienen, die einfache Phantasie des deutschen Dorfkindes in natürlicher, nicht verwirrender Weise anzuregen; es kann aber nicht minder durch passende Anknüpfungen benutzt werden, um Demjenigen was der Zögling der Gelehrtenschule in Bezug auf die Sprache und ihren Geist, auf Geschichte, Dichtung und Sagenbildung gelernt hat, einen trefflichen Abschluß zu geben. Es ist wie kein anderes deutsches Buch geeignet, bei aller Verschiedenheit

Digitized by Google

der Behandlungsweise die Jugend gleichmäßig anzuregen durch die Kraft des in ihm liegenden heimischen Wesens. Der Ruhm, das Nibelungenlied zuerst der Schuljugend vorgeführt zu haben, gebührt dem alten Johann Heinrich Voß; er las dasselbe, von Stolberg ermuthigt, bereits in den achtziger Jahren mit seinen Primanern in Eutin nach der Müller'schen Ausgabe.

— **Vertheidigung des Machiavellismus.** Von Karl Bollmann. (Quedlinburg 1858.) Der wahrscheinlich noch junge Verfasser ist für die realen Zwecke der Politik ebenso schwärmerisch eingenommen, wie es früher die Jugend für die allgemeinen Ideen der Tugend, Freiheit und Menschenliebe war. Er erinnert an Gustav Dietzel, dem er jedoch an Klarheit und Energie der Darstellung um Vieles nachsteht. In dem Sinne seines Titel-Wahlspruches „das Vaterland über Alles" wünscht er den Deutschen einen Fürsten der Art, wie ihn einst Machiavell dem zerrissenen Italien wünschte. Wie Diesem ein Cäsar Borgia als der berufene Mann vorschwebte, so widmet sein Jünger dem jetzigen Kaiser der Franzosen lebhafte Anerkennung, wenn er schon die Nachbildung französischer Zustände unbedingt verwirft. Machiavell war es, der nach Herrn Bollmanns Auffassung die Völker zuerst auf das politische Gebiet und auf das Diesseits verwies. Unser Autor stimmt ihm bei,. ja er sucht sein großes Vorbild an Realismus noch zu überbieten. Nur am Schluß überkommt ihn der poetische Ton; wie er nämlich den König der Zukunft anruft, der durch die Energie Machiavell'scher Moral und Vaterlandsliebe Deutschland gewinnen soll, unterläßt er es nicht, das Dornröschen und den unvermeidlichen Barbarossa herauf zu beschwören.

— **Dramen aus der deutschen Geschichte.** 1) „Der letzte Bruderkampf aus dem Hause Wittelsbach", von Karl S. von Merz (Leipzig, Brockhaus), soll in dem Streite der Herzoge Christoph und Albrecht von Baiern den Kampf zwischen dem Feudalwesen und dem Staatsleben der Neuzeit darstellen. Die Art, wie der Dichter den geschichtlichen Gegensatz auch psychologisch durchzuführen sucht, zeugt von Verständniß der dramatischen Aufgabe; auch ist die Treue gegen die Thatsachen besser gewahrt als in den meisten derartigen Stücken. Das Drama ist in fünffüßigen Jamben geschrieben, die fast nothwendig den Ausdruck einer so charaktervollen Zeit, wie die Maximilians es war, durch modernen Anflug beeinträchtigen. 2) „Florian Geyer", ein Trauerspiel aus der Zeit des Bauernkrieges von Wilhelm Genast (Weimar, Böhlau). Der Verfasser führt in sein Drama zwei Helden des großen Aufstandes ein, die an geistiger wie historischer Bedeutung einen Götz von Berlichingen unendlich überragen, Florian Geyer selbst und den Hohenlohe'schen Kanzler Wendlin Hipler. Die Anlage des Stücks wie die an kräftigen Wendungen reiche Sprache (in Prosa) beweisen, daß der Verfasser die Bühne kennt; doch gemahnt die Ausdrucksweise mehr an das Medium der Ritterromane, als an den ächten Ton der Zeit.

— **Klaus Groth,** der berühmte Dichter des Quickborn, macht in seiner soeben erschienenen Schrift, „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" (Kiel 1858), folgende inhaltreiche Bemerkung, die auch in Bezug auf andere Fragen, als die zunächst berührte, zu denken geben kann: „Es bezeichnet so recht unsere papierene Zeit, daß für sie nur das lebt und existirt, was man zu Papier gebracht, beschrieben, notirt und registrirt hat. Nur das ist eine That, die in Zeitungen belobt wird, nur das ein Land, wovon in Reisebüchern zu lesen ist, nur das ein Ruhm, den die Blätter vermeldet haben, nur das ein berühmtes Buch, das in Recensionen oder Litterargeschichten als solches angeführt steht. Ist z. B. die Religionsgeschichte, die der Calwer Verein herausgegeben hat, ein berühmtes Buch? Keineswegs! Und von diesem Buche sind 6—800000 Exemplare deutsch gedruckt, und es mag außerdem noch in 30—40 Sprachen übersetzt sein. Welches berühmte Buch hat es so weit gebracht? Die Sachen scheinen uns abhanden zu kommen, und wir begnügen uns an den umlaufenden Urtheilen über sie."

— **Lauitz.** Nur wenige Einwohner haben darauf geachtet, daß kürzlich das Bild unseres genialen Meisters an dem von ihm geschaffenen Gutenberg-Denkmal angebracht wurde. Dasselbe

Digitized by Google

befindet ſich an der Höhe des Poſtamentes, in der ſüdweſtlichen Ecke deſſelben; klar und kräftig modellirt ſchaut es den Fremden entgegen, die von den Bahnhöfen aus nach dem Roßmarkt kommen. Wir erinnern uns noch des Johannistages vom Jahr 1840, an welchem auf der Mainluſt in Folge eines feurigen Trinkſpruchs des Geh. Hofraths Stiebel der Beſchluß gefaßt wurde, das für die damalige Gutenbergfeier von Launitz in Thon raſch aufgerichtete Denkmal in dauerhafterem Material hinzuſtellen. Mit dem rauſchenden Zuruf, welcher damals dieſen Gedanken begrüßte, ſteht die ſang- und klangloſe Art, wie das ſchöne Werk nun ohne eigentlichen Empfang vor die Augen des Volkes tritt, in ſtarkem Gegenſatz. Die Zögerungen, die Discuſſionen, die ſtückweis eintretenden Fortſchritte der Arbeit haben die Stimmung vielleicht zu ſehr abgeſchwächt.

— **Alexander Herzen**, der bekannte, in London lebende ruſſiſche Literat, deſſen Thätigkeit ans Fabelhafte grenzt, hat eine Entgegnung auf die vielbeſprochene Schrift des Barons Korff herausgegeben, in welcher der Letztere „die Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus“ darſtellt. Herzen's Entgegnung iſt unter dem Titel „Die ruſſiſche Verſchwörung und der Aufſtand vom December 1825“ bei Hoffmann und Campe in Hamburg erſchienen. Da Baron Korff ſein Buch unter den Auſpicien der Regierung herausgegeben hat, ſo eröffnet Herzen das ſeinige mit einem Brief an den Kaiſer Alexander II., den er ſo ziemlich wie ſeines Gleichen anredet. Er tadelt an der Korff'ſchen Erzählung die „ſchwerfällige tartariſche Servilität, die kanzleimäßige Parteilichkeit, die erniedrigende Schmeichelei.“ Dieſer Einleitungsbrief war bereits früher in der in London erſcheinenden Zeitſchrift „die Glocke“ (Kolokol) herausgegeben, deren neueſte Nummern man, in Folge des geſteigerten Verkehrs mit ruſſiſchen Reiſenden, an den Erkern unſerer Buchläden ausgeſtellt findet.

Anzeige.

Das **Frankfurter Muſeum** wird auch in der nun beginnenden zweiten Hälfte ſeines vierten Jahrganges der Theilnahme und Würdigung, die es bei einem ſtets erweiterten Leſerkreiſe findet, nach jeder Richtung zu entſprechen ſuchen. Ein Blick auf die Leiſtungen des Blattes und auf die Namen der ausgezeichneten Schriftſteller, die ſich nicht zum Schein, ſondern mit ihren gediegenſten Arbeiten an demſelben betheiligen, macht bei unſeren Leſern jede anpreiſende Reclame überflüſſig. Die Beſprechung neuer Erſcheinungen auf dem Gebiete der Literatur, der bildenden Künſte, der Bühne, der Geſellſchaft wird in der bisherigen unabhängigen Weiſe fortgeſetzt werden. Für eine lebendige, vielſeitige Behandlung der einheimiſchen Angelegenheiten, ſoweit ſie den bezeichneten Gebieten angehören, werden wir fortwährend Sorge tragen.

Vom Frankfurter Muſeum wird jeden Samſtag eine Lieferung in Groß-Octav-Format, 16 bis 24 Seiten ſtark, ausgegeben. Der Preis für auswärts iſt für das ganze Jahr mit Rthlr. 5, für das halbe Jahr mit Rthlr. 2½ feſtgeſetzt worden und darf gewiß in Betreff der Leiſtungen des Blattes wie im Vergleich mit ähnlichen Zeitſchriften als ein ſehr billiger bezeichnet werden.

Die Expedition des Frankfurter Muſeums.

Zur Nachricht. Der nächſten Nummer wird das Titelblatt für den vierten Jahrgang dieſer Blätter (Erſte Hälfte: Januar — Juni 1858) nebſt dem dazu gehörenden Inhalts-Verzeichniß beigelegt werden.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 28. Frankfurt a/M., den 10. Juli 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. Der Reichsbaron. Novelle von Ernst Fritze (Forts.) — Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland im zehnten Jahrhundert. Von Franz Löher (Forts.) — Bogumil Golz. Geschildert von A. von E. (Schluß.) — Unterhaltungen. Der Graf von Chambord; Stein und Frau von Staël; Ballet; Beda Weber; der erste Satz der Genesis.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Während Mademoiselle Babet mit den Vorbereitungen zu einer längern Abwesenheit von Chateau Millefleurs beschäftigt war, hing Rosa ihren Gedanken nach, malte sich das Leben in der fremden Residenz mit den reizvollen Farben aus, die nur eine jugendliche Einbildungskraft noch für möglich halten kann, und prägte damit das Bild des Mannes, der allen diesen Bildern Leben verlieh, immer tiefer in ihre Seele. Ihr kleiner Knabe, der Abgott, die Puppe und der Stolz ihres jungen Herzens, spielte auch eine Rolle bei dieser Begegnung mit seinem einzigen Verwandten. Sie plauderte dem kleinen dummen Burschen von der Reise nach dem Onkel vor und erhob in ihrer Tändelei diesen Onkel zu einem freudig begrüßten Etwas, das der Junge gewiß für genießbar hielt, weil er einstweilen nur für solche Dinge zu schwärmen fähig war. Es wurde Mode im Hause, den kleinen Monsieur in Anwandlungen von Eigensinn und übler Laune mit dem Ausrufe zu beschwichtigen: „Sieh, da ist dein Onkel!“ Rosa mochte instinctmäßig gehandelt haben, als sie dies Kinderspiel begann. Späterhin that es ihrem

Digitized by Google

sehnsüchtigen Herzen wohl, von dem Idol ihrer Träume plaudern zu können, und endlich, als Mademoiselle Babet auf diesen Unfug aufmerksam wurde, da fand es diese gerathen, durch des Knaben liebenswürdige Fröhlichkeit beim Nennen des ominösen Titels eine elektrische Wirkung auf das Herz des Benannten vorzubereiten. Es gab nichts Lieblicheres, als des kleinen Kolomann Walters jauchzende Freude, wenn es hieß: „Sieh da ist dein Onkel!" Die glänzenden Kinderaugen strahlten dann vor Wonne, sein rosiges Mäulchen öffnete sich wie zum liebevollen Willkommen, und der Schimmer eines engelhaften Lächelns verklärte das schöne Kindergesicht.

Seine Mutter liebte ihn doppelt, wenn er so aussah, und sie experimentirte ihm glücklich dies seelenvolle Mienenspiel in sein dummes Köpfchen hinein.

Die Reise wurde an einem prächtig hellen, aber kalten Februartage angetreten und ohne irgend ein Abenteuer vollbracht. Rosa sah unbefriedigt aus, als sie sich ganz prosaisch in dem Hotel de Prusse fand und ihr gar nichts passirt war, was anders gewesen wäre, als eine kurze Fahrt nach Straßburg oder dem kleinen Städtchen, wo sie zur Kirche zu gehen pflegte. Sie war aus einem Coupé erster Klasse in ihren Wagen, den die umsichtige Babet mitgenommen hatte, gestiegen, hatte diesen mit Hülfe eines diensteifrigen Kellners wieder verlassen, und saß, wie aus einem Traume erwachend, in einem hohen, ziemlich comfortabel eingerichteten, sehr warmen Zimmer. Der erste Act ihrer Phantasiegebilde glich ihrer Erwartung nicht. Ein leiser Schmerz regte sich in ihr, als sie auf die wahre Sachlage verfiel und sich plötzlich nicht als eine erwartete, sondern als eine gefürchtete und mit Abneigung betrachtete Persönlichkeit vorkam.

Sie stellte sich ans Fenster und sah still traurig dem Treiben der Menschen zu, die sich theils arbeitsthätig, theils vergnügungslustig auf den Trottoirs hin und her drängten. Damen in pomphafter Eleganz, aufgesteift von Hochmuth und Selbstüberschätzung, dabei aber blendend genug, um eine kleine Fee vom Chateau Millefleurs mit allen ihren Vorzügen demüthig zu machen — Herren, steif genug und doch nicht stolz und nobel, die mit frechem Leichtsinne die brillanten Schönen ihrer Aufmerksamkeit werth hielten — kein Einziger unter ihnen, der dem Bilde glich, das Rosa sich nach der krankhaft verfallenen Gestalt ihres ritterlichen Gatten gemacht hatte. Unsäglich beklommen drückte die arme junge Frau ihre Stirn gegen die Spiegelscheiben und starrte in dies elende Weltgewühl hinein.

Mir ist bange, sehr bange, liebe Babet, flüsterte sie. Was wollen wir hier? Wie soll es uns gelingen, hier Wurzel zu fassen? Laß uns wieder heimkehren — ich mag Cassian nicht sehen — ich will nichts, nichts von den Leuten, die hier leben —! Laß uns heimkehren, liebe Babet!

Mademoiselle Babet lächelte: Das wäre Thorheit! erklärte sie. Gewöhnen Sie sich nur erst an das Leben hier, dann werden Sie nicht heim verlan-

Digitized by Google

gen. Sie sollen Baron Cassian auch nicht sehen! Ich will mit unserm Knaben zu ihm, will ihm das Abbild seines Bruders vor Augen stellen und fragen: zweifeln Sie noch?

Und wenn er Dich, Du Getreue, mit so kalten und freien Blicken ansieht, wie die Herren hier thun?

Dann lege ich ihm meine Papiere vor die kalten Blicke nieder, spöttelte Babet. Seien Sie ruhig, meine theure Rosa — Sie sollen ganz im Hintergrunde bleiben!

Die junge Baronin seufzte über diesen Trost. Sie hatte gemeint eine Hauptrolle in dem kleinen Familiendrama zu spielen. Was sollte sie denn sonst hier?

Mademoiselle Babet hieß gleich Nachmittags den Kutscher, den sie hier gemiethet, weil der mitgebrachte zu fremd im Orte war, anspannen und befahl ihm, sie mit dem Knaben nebst der Wärterin nach der Wohnung des Barons von Sindekow zu fahren. Wir kennen bereits das Resultat des Besuches, aber wir sind noch nicht von dem stillen Unmuthe unterrichtet, der sich nach dem Scheitern dieses ersten Schrittes auch Babets bemeisterte. Sie hatte den Anknüpfungsfaden nun aus den Händen geben müssen. Wenn sich des bisherigen Correspondenten Böswilligkeit so weit erstreckte, den Baron an einer Zusammenkunft mit ihr zu hindern, was dann?

Beide Damen verlebten den ersten Tag in der Residenz so mißmuthig wie nur möglich, und als der nächste Morgen mit einem wüsten Schneewirbel und unerträglich kaltem Winde hereinbrach, standen sie in stummer Verzweiflung am Fenster und sahen den Schnee sich häufen.

Mademoiselle Babet unterlag nie lange ihrem Verdrusse in Unthätigkeit. Sie nahm Platz in dem ersten Zimmer, ordnete ihre Papiere und begann ein Excerpt zu machen, das sie bei vorkommenden Fällen gebrauchen konnte. Rosa nahm ihre Zuflucht zu ihrem fröhlichen Knaben, in dessen Gelächter sie die wirksamste Zerstreuung fand. Ihre sorglosen Träumereien erlitten von Stund an eine wesentliche Veränderung. Wenn sie bis dahin gewähnt hatte, mit ihrer und ihres Sohnes Ankunft dem Bruder ihres verstorbenen Gatten eine freudige Ueberraschung zu bereiten, so fühlte sie sich jetzt geneigt, sich als einen Stein des Anstoßes zu betrachten. Er wußte seit dem vorigen Tage, daß die Personen, die von Gott zu seinen nächsten Verwandten bestimmt waren, in seiner nächsten Nähe weilten, und dennoch zögerte er, sich mit ihnen bekannt zu machen. Ein deutlicher Beweis seiner Nichtbeachtung, eine sprechende Thatsache, die zur Demüthigung führen konnte.

Mademoiselle Babet war bis jetzt zwar blind gegen die Ursachen von Rosa's heller kindlicher Freude gewesen, womit sie die Reise in die Fremde ins Werk setzte, aber sie blieb nicht blind, als die Wirkungen der Täuschung eintraten. Ihr Vertrauen zu des Barons ritterlicher Ehrenhaftigkeit, der sie

Digitized by Google

allerdings eine Opferbereitwilligkeit auferlegte, die ans Fabelhafte grenzte, begann zu wanken, und sie hielt es für rathsam, im Laufe des Tages Aufklärungen über einen Charakter zu suchen, dem sie nach Fehlschlagung ihres eingeleiteten Planes energischer entgegentreten mußte als bisher. Für den Augenblick schwieg sie noch über ihre Absichten, denn sie hatte die Vormittagsstunden dieses Tages als den letzten Termin bestimmt, wo sie den Baron zu sehen hoffte; allein ihr Geist faßte Vorurtheile, und je weiter der Zeiger ihrer Uhr bis zur Mittagsstunde vorrückte, desto steifer wurde ihre Haltung und desto finsterer ihr Blick. Sie erwartete natürlich jetzt den Baron nur in geschäftlicher Laune und präparirte sich darauf, ihn in Begleitung des fatalen Geschäftsträgers, des Staatsanwalts Meier, eintreten zu sehen, unter dessen Augen, nach ihrer Ansicht, keine freundschaftliche Uebereinkunft möglich war.

XVIII.

Seit Tagesaubruch war Baron Cassian beschäftigt, seine Angelegenheiten zu ordnen und die Uebersicht der bevorstehenden Veränderungen zu regeln. Vor allen Dingen mußte er die Agnaten seines Stammes von dem unerhörten Zwischentreten einer Wittwe seines Bruders in Kenntniß setzen, was er bis dahin für unnöthig gehalten hatte. Er sammelte seine Geisteskraft, um von vorn herein die Ansprüche, die er bei seinem beschlossenen Zurücktritt zu machen gedachte, mit Gründen unterstützt, dem Senior der Familie vorzutragen. Dies war so leicht nicht. Die Grenze seiner Rechte streifte die Familiengesetze, die für solchen Fall keine fest geordneten Aussprüche hatten, sondern ihn auf das Rechtsgefühl der Agnaten verwiesen.

Baron Cassian ging aber mit männlicher Ruhe und Ueberlegung an seine Arbeit. Er hatte das Zwittergefühl von weichlicher Schwäche und trotzigem Widerstreben glücklich überwunden und war im Stande, seiner Zukunft mit stoischem Muthe ins Auge zu blicken. Bisweilen überflog ein Schatten von Scham und Verdruß seine Seele, wenn er bedachte, daß er den Einflüsterungen eines Mannes, wie der Staatsanwalt, zu viel Spielraum gestattet hatte. Gottlob, es war noch nicht zu spät geworden, um lauter aus einem Verhältnisse zu treten, das fähig war, ihn in ein unerträgliches Joch zu schlagen. Aber seine Gefühle für die Wittwe seines Bruders erhielten unter seiner Beschäftigung keine glücklichere Färbung. Der stille Groll, welcher ihn vom Beginne seines Mißgeschickes umflochten hatte, war durch die Erscheinung der Frau, deren Gesicht in seiner geisteskarken Häßlichkeit auf gründlich durcharbeitete Pläne zu seinem Verderben schließen ließ, bis zum Ingrimme gesteigert. Er fühlte sich von einem Wesen verdrängt, das nicht durch Neigung, sondern aus Berechnung seines Bruders Gattin geworden war, und in diesem Sinne faßte er seine Vorschläge an den Senior der

Digitized by Google

Agnaten ab. Entschieden wies er auf die Abkunft der Dame hin, die als Ausländerin betrachtet, kein Recht auf die Besitznahme des ehrwürdigen Schlosses Sindekow erringen müßte, wenn man auch ihrem Sohne dies Recht nicht entziehen dürfe. Er trug darauf an, sie vollständig von der Erbschaft auszuschließen, ihr aufzugeben, den Knaben mit Ablauf seines sechsten Jahres in seine Obhut abzuliefern und ihm selbst das Recht zu bewilligen, bis zur Mündigkeit des Bruderſohnes Schloß Sindekow bewohnen zu dürfen. Darauf beanspruchte er, ganz nach dem Rathe seiner Freundin, der Frau Meier, die Hälfte der Einkünfte bis zur Mündigkeit des kleinen Walter Kolomann und von da an den freien Wohnsitz auf dem Schlosse Lundberg, das auf Kosten der Gesammtmasse in bewohnbaren Zustand gesetzt werden müsse, nebst einer Apanage von dreitausend Thalern, die mit seinem Tode erlöschen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland zu Anfang des zehnten Jahrhunderts.

Von Franz Löher in München.

(Fortsetzung.)

Bei so verzweifelten Aussichten konnten die Prälaten sich in ihren Rechten und Gütern nur schützen, wenn sie sich fest an eine starke Königsgewalt anschlossen. Diese allein konnte ihnen die Immunität ertheilen und behaupten, welche sie am ersten vor räuberischen Angriffen rettete. Denn durch die Immunitätsverleihung wurde das Gebiet einer Kirche oder eines Klosters mit Land und Leuten der Gerichtsbarkeit und sonstigen amtlichen Gewalt der Grafen förmlich entzogen. Nur wenn dem König allein der Schutz über die Kirchen und das Recht gehörte, die Bischöfe und Aebte einzusetzen, konnte die Kirche hoffen, aus der Gefangenschaft erlöst zu werden, in welcher sie durch die weltlichen Großen gehalten wurde.

Das Königthum hatte daher von jeher an den Prälaten seine treuesten Dienstleute gefunden und war seinerseits stets der Hort und Förderer des hohen Klerus gewesen. Durch gegenseitige Unterstützung hatte sich die Macht des Königthums wie der Geistlichkeit entwickelt, Staat und Kirche waren darin mit einander verwachsen. Gleichwie einst die Bekehrung des Volkes zum Christenthum nicht blos von unten herauf geschah, sondern in nicht geringem Grade für politische Zwecke durch die mit der Geistlichkeit verbundene Macht der Könige bewirkt wurde, so waren hinwieder durch die Kirche die Germanen in eine feste Staatsordnung und zum Gehorsam unter die Gebote des Königs gewöhnt worden. Die starke Hand des Königs hielt jetzt die Prälaten empor, daß sie von den Herzogen und Grafen nicht wieder herabgedrückt

Digitized by Google

wurden zu Landesunterthanen: umgekehrt aber bestand die hergebrachte Politik bei den Königen, durch die Bischöfe und Aebte die weltlichen Großen beaufsichtigen und zügeln zu lassen.

Es war aber lediglich der karolingische Staatsgedanke, welcher die Prälaten in politischer Beziehung beseelte. Das Staatswesen sollte der kirchlichen Hierarchie nachgebildet, durch eine wohlgegliederte Unterordnung von hohen und niedern Beamten geführt werden. Das allein entsprach der Staatsidee, welche der Klerus in der Bibel wie im römischen Imperatorenreiche gefunden hatte. Mit aller Vorliebe suchten gerade die bedeutenderen Persönlichkeiten im Klerus diese ordnende und zügelnde Staatsidee einzubürgern in der germanischen Welt, in welcher es noch wild hin und her wogte. Allerdings hatten sich die Bischöfe und Aebte der germanischen Reichsauffassung fügen müssen, sie selbst mußten sich in das Gefolge des Königs als Vasallen und Leudes einordnen: aber sie vorzüglich waren es auch gewesen, durch deren Hülfe das Königthum an die Stelle von selbstständigen Landesfürsten seine Beamten gesetzt hatte. Nur über der zertrümmerten Macht aller Volksherzoge, über der wieder zerbrochenen Selbstherrlichkeit der Stämme konnte sich die neuere stärkere Königsgewalt erheben, welche der Klerus nach Abgang der Karolinger von Neuem zu gründen unternahm.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts machten die verbündeten Prälaten wieder energische Anstrengungen, um hochstrebende Fürstengeschlechter zu stürzen. Zuentibold in Lothringen, die fränkischen Babenberger, Burkard's Geschlecht in Schwaben kamen zu Falle: ungebrochen standen nur noch zwei Herzoge da, Otto in Sachsen und Arnulf in Bayern. Den entscheidenden Kampf mit ihnen und all den übrigen Fürsten aufzunehmen, welche bereits wieder nach dem Herzogshute verlangten, wurde von den Prälaten Konrad I. auf den Thron gehoben, als das königliche Kind starb, dessen langjähriges Siechthum Deutschland ohne Herrn gelassen hatte. Es gab damals unter den deutschen Prälaten entschlossene Männer von tiefer Klugheit, die beiden Häupter waren der energische Erzbischof Hatto von Mainz und der erfinderische Bischof Koloman von Constanz.

Konrad ging begeistert auf ihre Pläne ein. Er war, wie ihn Widukind uns beschreibt, ein ritterlicher, tapferer Mann, gescheidt und im Felde wie im Rathe ausgezeichnet, dabei heiteren und frommen Gemüthes. In all seinen Handlungen zeigt er sich immer rastlos, immer opferfreudig für seine erhabenen Pläne, wird leicht hingerissen zu wildem Zorn wie zu edelmüthiger Verzeihung. Konrad erscheint uns als ein rechter deutscher Idealist. Er war ein Anhänger der Geistlichkeit, weil die Kirche mit ihren erhabenen Zwecken ihn mit Verehrung erfüllte.

Ein ganz anderer Charakter war der junge Sachsenherzog Heinrich, ein Realist bis in sein innerstes Gefühl. Immer klar und besonnen, immer ge-

Digitized by Google

duldig und ausharrend, ordnete und zügelte er die Dinge, indem er den in ihnen selbst liegenden Gedanken entwickelte, nirgends hochfahrende Ideen blos aus seinem Geist und Gemüthe in die Dinge hineintrug. Sein Scharfsinn, sein lebendiges hartnäckiges Rechtsgefühl, sein ebenso herzliches als würdiges Benehmen erfüllte alle seine Landsleute für ihn mit Liebe und Vertrauen.

Konrad und Heinrich waren ein Paar Charaktere, welche entweder ächte Freunde werden mußten oder feindlich auf einander treffen. Jeder kannte den edlen Ehrgeiz in des Andern Brust, Beiden schmückte die Stirne bereits jener junge Kriegsruhm, der unwiderstehlich reizt, neue Lorbeeren zu pflücken. Noch stand zwischen ihnen das Ansehen und die Würde des erlauchten Otto. Als dieser starb, fiel der König vollständig der rechtlosen, angreifenden Politik der Prälaten anheim. Er ließ davon ab, Lothringen vom westfränkischen Könige wieder zu erobern, und wandte sich jetzt nachdrücklich gegen das Innere des Reiches, um hier erst seine Macht fest und königlich zu begründen. Die bedrohten Herzoge aber traten in Verbindung mit dem westfränkischen Könige Karl, dem letzten Karolinger, welcher die Erbrechte seines Hauses auch über Deutschland in Anspruch nahm.

Durch ganz Deutschland begann jetzt ein heftiger Krieg. Dieser Kampf war die große Prüfung, wo nun, als der Stamm der Karolinger für immer erloschen war, die Macht und Herrschaft im Reiche sei. Sollten die deutschen Stämme, jeder gleich stark und eigenwillig, jeder einzeln oder nur locker mit den übrigen verbunden, ihre Bahn gehn? Oder war das Königthum im Bunde mit der Kirche, waren insbesondere die Franken mächtig genug, die Reichsgewalt zu behaupten, welche Alle umschlang? Oder endlich, entwickelte sich bei einem andern Stamme so viel Feuer und Kraft, daß der natürlichen Wucht seines Einflusses auch die Oberherrschaft über die andern Stämme nicht entgehen konnte?

Am heftigsten traf der König unter den ihm feindseligen Herzogen mit dem mächtigsten von allen zusammen, mit Heinrich, dem jungen Herzog der Sachsen und Thüringer. Konrad weigerte sich, ihn in allen Rechten und Ehren, Aemtern und Besitzungen seines Vaters Otto zu bestätigen. Der Erzbischof Hatto aber hatte das nächste persönliche und kirchliche Interesse, die sächsische Uebermacht zurück zu drängen, welche die Ausdehnung der Mainzer Diözesanrechte hemmte. Endlich der alte Nationalhaß zwischen Franken und Sachsen bedurfte nur eines Funkens, um wieder aufzulodern. Durch ganz Thüringen und durch die hessisch-sächsischen Grenzlande flog plötzlich das Kriegsfeuer. Alles nahm für und wider Partei. Die Sage hat diesen Kampf, der einen tiefen Eindruck im Volke hinterließ, reich ausgeschmückt. Im Vordergrunde steht ein Versuch des Erzbischofs, den gefährlichen Herzog meuchlings zu fällen; dieser antwortet mit Beschlagnahme der Mainzer Kirchengüter und mit Vertreibung aller Königsfreunde aus Sachsen und Thüringen.

Digitized by Google

Jetzt eilt die fränkische Ritterschaft herbei, mit starkem, stolzem Heere fällt des Königs Bruder Eberhard in Sachsen ein, vor der altberühmten Eresburger Feste entbrennt die Mordschlacht, in welcher vor dem Wüthen des sächsischen Heerbannes die fränkische Kraft und Kriegskunst gänzlich erliegt. Nur wenige Franken retten sich. Heinrich zieht hinter ihnen her mit seinen Mannen, des Königs eigene Heimath ist in größter Gefahr; er eilt aus Süddeutschland, wo er gegen die andern Fürsten zu Felde liegt, herbei, sammelt alles, was nur von Kriegsvolk zu erreichen ist, und drängt Heinrich in mehreren Gefechten zurück. Dieser muß sich endlich in die Festung Grona werfen, der König setzt ihm hart zu, und schon steht der Belagerte auf dem Punkte sich zu ergeben, als ein listiger Streich seines obersten Feldherrn oder vielmehr die Furcht der Franken vor dem sächsischen Heerbanne, der wieder heranzieht, dem Bedrängten Luft macht. Konrad zieht sich zurück. Zu gleicher Zeit brechen die Ungarn wieder über Deutschland herein und kommen bis nach Sachsen und Thüringen. In dieser Zeit der allgemeinen Landesnoth mußten zwei Männer, wie Konrad und Heinrich, bei denen Vaterlandsliebe, Rechtsgefühl und Klugheit stärker war als die Leidenschaft des Hasses, sich die Hände zum Frieden reichen.

Heinrich war kein Eroberer, er wollte nur behaupten, was ihm nach seiner Ansicht rechtmäßig zustand. Konrad aber sah ein, daß die Sachsen für ihn unbezwingbar seien. Die Fortsetzung des Krieges hatte kein Ziel mehr. Wir kommen daher bei genauer Vergleichung aller noch so dürftigen und abgerissenen Notizen, die uns aus jener Zeit über ihre Geschichte überliefert sind, zu dem Schlusse, daß noch im Laufe des Jahres **915** der Frieden zu Stande kam und daß er in den beiden Hauptartikeln bestand: Heinrich erkennt Konrad als seinen alleinigen König und Herrn an und hilft fortan mit Rath und That, dessen königliche Macht über ganz Deutschland zu befestigen; Konrad dagegen bestätigt Heinrich als Erbherzog von Sachsen und Thüringen in all den Rechten, Ehren und Gütern, welche sein Vater Otto besessen hatte.

Der Friedensschluß beendigte den Streit für Konrad und Heinrich. Die Folgen ihres Kampfes aber und seines Ablaufes erstreckten sich über ganz Deutschland. Sie wurden wichtig nicht nur für die nächste Zeit, sondern weit darüber hinaus.

Die deutsche Reichsverfassung, noch in flüssiger und ungewisser Bildung begriffen, erhielt von jetzt an einen festen Kern, an welchen sich in stätiger und ununterbrochener Entwickelung die Gliederung dieses Staatswesens ansetzen konnte.

Als im November **911** auf dem Wahltage zu Forchheim dem Frankenherzog die deutsche Krone übertragen wurde, empfing er ein Amt, dessen Ansprüche erhaben, dessen wahrer Inhalt aber erst zu erobern war. Für Konrad war es eine Leidenskrone, sie erfüllte seine Seele mit Hoheit und Begeiste-

Digitized by Google

rung, allein sein Ideal trieb ihn auch in endlose Kämpfe und Mühsale, um es zu verwirklichen. Vier von den fünf deutschen Stämmen erhoben sich feindlich wider die Königsgewalt; in unaufhörlichen Kriegszügen mußte der König nach Süden, Westen und Norden eilen, wenn er seinem Rechte Geltung verschaffen wollte. Fünf Jahre nach seiner Erwählung war der Sieg des Königthums gesichert, gesichert durch die Anerkennung und den Beistand, welchen der mächtigste unter den Volksherzogen dem Könige gewährte.

Hätte Konrad, weniger politisch als erbittert, den Kampf gegen Sachsen fortgesetzt, so wäre seine Kraft daran vollends zersplittert und die aufständischen Herzoge im Süden hatten freie Hand. Blieb Heinrich, der Sieger, starr und trotzig gegen den König, wollte er die Früchte seines Sieges verfolgen und den alten Streit seines Volkes mit den Franken endlich gründlich beendigen, — wer konnte ihn hemmen, wenn er Sachsen ganz vom Reiche losriß und sich selbstständig zum Könige in Norddeutschland aufwarf? Er hatte dieselbe Gelegenheit, dieselben, wenn nicht noch bessere Mittel dazu, als Arnulf, welcher unabhängiger König von Bayern sein wollte. Wenn aber Heinrich diesen Schritt that, so war die größte Gefahr, daß die Reichsgewalt, welche unter Konrads Vorgängern schon so locker geworden war, in Deutschland ganz zerging. Die Franken hätten vielleicht Schwaben und einen Theil Alemanniens behaupten können, diese Lande hätten ein eigenes Königreich gebildet, jedoch neben ihnen hätten Bayern, Sachsen und Lothringen, wer weiß wie lange gestanden als unabhängige Reiche.

Es kam anders. Konrad und Heinrich einigten sich, und die Folgen zeigten sich sofort durch ganz Deutschland hin. Sachsen, der stärkste unter den Stämmen, war auf die Seite des Königs getreten, dadurch gewann das deutsche Königthum innere Stärke. In dem bei weitem größten Herzogthum war dem Karolinger abgesagt, jetzt verlor die Berufung auf dessen Erbrecht auch in den übrigen deutschen Landen an Gewicht und Geltung. Konrad aber, gegen Sachsen sicher, brauchte sein Heer nicht mehr zu theilen, mit ganzer Kraft konnte er sich jetzt nach Schwaben, Bayern und Lothringen wenden. Der Beistand des mächtigen Sachsenherzogs kam ihm zu Gute im Rathe wie im Felde.

In der Zuversicht, daß ihm jetzt der Sieg nicht mehr entgehen könne, tritt Konrad auf gleich nach Beendigung seines Kampfes mit Heinrich. Er beruft die große Versammlung nach Altheim, alle aufständischen Fürsten und ihre Anhänger werden vorgeladen, sich zu rechtfertigen und dem Könige sich zu unterwerfen. Den gehorsamen Fürsten wird milde Strafe, allen ihren Helfern Amnestie verheißen, für die Hartnäckigen aber stellt man kraftvolle Maßregeln in Aussicht, welche endlich im ganzen Reiche Frieden und Ordnung herstellen sollen. Die Altheimer Versammlung war ein letztes großes Mittel, um friedlich den Aufstand im Reiche zu beendigen. Als auch dies

Digitized by Google

Mittel nicht fruchtete, zog der König mit unwiderstehlicher Macht gegen die Empörer zu Felde; unerbittlich traf sie jetzt sein hartes Urtheil. Schwaben und Bayern wurden durch Waffengewalt wieder zum Reiche gezwungen. Ehe auch an Lothringen die Reihe kommen konnte, starb der König. Lothringen wieder zu gewinnen, blieb die Aufgabe seines Nachfolgers, der sie mit meisterhafter Politik löste.

Konrad starb im Kampfe. Das Königthum war noch nicht überall in Deutschland befestigt, aber das Recht des Königs war im ganzen Reiche wieder laut und gebieterisch verkündigt, das Bewußtsein von seiner heilsamen und rettenden Gewalt in allen deutschen Völkern wieder belebt worden. Konrads Nachfolger erntete den Vortheil davon.

Wie aber, wenn Konrad den Sachsenherzog besiegte? Erhob sich damit nicht noch größere Gefahr für die dauernde Gründung eines nationalen deutschen Reiches? Konrad hätte jetzt um so mehr darauf bestanden, die ganze volle Gewalt und Hoheit des karolingischen Herrschers wieder herzustellen. Läßt sich aber denken, daß all die Macht der deutschen Herzoge, denen ihre Völker zujauchzten, von dem fränkischen Könige jemals gründlich zerstört wurde? von einem Könige, der nicht mehr aus dem romanisirten Gallien reiche und fügsame Mittel nehmen konnte, der sich außer der Hülfe des Klerus auf nichts stützte, als auf die Kriegsmacht seines Stammlandes Franken? Nein, der gewisse Erfolg von Konrads Sieg über Heinrich wäre die endlose Fortdauer von inneren Kämpfen und Kriegszügen in ganz Deutschland gewesen, die schließlich doch ohne rechten Erfolg blieben, an denen aber die deutschen Völker, zu gleicher Zeit von Ungarn, Nordmannen und Slaven bedrängt, zu Grunde gingen.

Konrad siegte nicht, Sachsen war der Eckstein, an welchem seine Kraft und sein Streben sich brachen: damit sanken auch die Pläne zu Boden auf Wiederherstellung der karolingischen Königsgewalt. Konrads Niederlage in Sachsen war der Untergang des romanischen Königthums in Deutschland. Dieses war durch die Natur der Verhältnisse, durch den Lauf der Geschichte längst schon in Deutschland unmöglich geworden, — daß dies aber staatsrechtlich anerkannt wurde, daß damit eine Wendung in der öffentlichen Politik erfolgte, das war ein Resultat des Kampfes zwischen Konrad und Heinrich. Die Stellung, welche Sachsen jetzt anerkanntermaßen im Reiche einnahm, wurde entscheidend für das ganze Staatsrecht Deutschlands.

(Schluß folgt.)

Bogumil Goltz.

Geschildert von A. v. E.

(Schluß aus Nr. 26.)

Der nähere Zweck, der Goltz nach Düsseldorf geführt hatte, war der Plan, Vorlesungen über seine Reise zu halten. Seine der Mittheilung so

Digitized by Google

bedürftige Natur fühlte nach den reichen Erlebnissen, wie nicht anders zu erwarten, sich gedrungen, auch Andere davon genießen zu lassen. Obgleich man zweifelte, daß er Erfolg finden werde, so gelang es doch der Begeisterung seiner gewonnenen Freunde und dem Rufe, der über die Erscheinung des interessanten Reisenden sich schnell verbreitete, für drei Abende eine zahlreiche Zuhörerschaft zusammen zu bringen. Schon vorher hatte er eine Vorlesung in der Künstlergesellschaft Malkasten gehalten. In Cöln soll er mit geringerem Erfolg den Versuch wiederholt haben.

Ich kam in jener Zeit mit Bogumil Goltz noch einigemale in Gesellschaft zusammen, unter anderen bei dem rheinischen Dichter Wolfgang Müller, wo Ersterer die Unterhaltung wieder auf ganz anderem Gebiete bewegte, aber nicht minder tiefe und originelle Lebensanschauungen offenbarte. Ein vorzügliches Talent erwies er auch als Erzähler von Anekdoten, deren er einen großen Reichthum im Gedächtnisse führte und die er, so unbedeutend sie an an sich oft waren, doch meistens zu Trägern einer höheren Lebensanschauung stempelte. Häufig war ihr Gegenstand aus seiner engeren Heimath entnommen, deren spießbürgerliches Leben, namentlich in den kleinen Judenstädten, er in ergötzlichster Weise vorführte. Unvergeßlich wird mir die Schilderung des Appetites eines Kosaken vor seiner Schüssel mit gepfefferter Speckjuppe sein, die eine ganze Psychologie dieses Volksstammes enthielt.

Seit jener Zeit gedachte ich oft der mit diesem merkwürdigen Manne verlebten Stunden und studirte eifrig in seinen Schriften. Wie war ich überrascht, als ich in Nürnberg in einem der Museen wieder mit Goltz zusammentraf. Ich war anfänglich zweifelhaft, ob er es wirklich sei; denn sein Gang war aufrechter und sein Aussehen frischer, obwohl er seit unserem ersten Begegnen einen bedeutenden Schritt dem Alter näher gethan hatte; Goltz ist gegenwärtig ein Sechziger. Das Fremdenbuch, in das er sich bescheiden als Literat eingetragen hatte, überzeugte mich aber bald und ich erneuerte die Bekanntschaft. Er war sogleich wieder der Alte, doch offenbar in gereizter Stimmung und deßhalb sein Ausdruck gepreßt und herbe. Den ersten Anknüpfungspunkt der Unterhaltung gewährte das seit unserem letzten Beisammensein erschienene Buch über Aegypten, dessen laue Aufnahme er beklagte, ohne daß ich dazu gelangte, ihm gegenüber wenigstens manche Erklärungsgründe geltend zu machen. Denn ich kann mir denken und weiß es aus Erfahrung, daß Jemand, der den Verfasser nicht kennt und in der Masse die Perlen nicht zu finden weiß, sich von mancher schroffen Außenseite der Schrift zurückgestoßen fühlen kann. Ehe ich dergleichen aber in passender Form ihm auszudrücken im Stande war, ging er auf die Veranlassung seiner Anwesenheit am Orte über. Er war im Begriff und völlig vorbereitet gewesen, von neuem eine größere Reise und zwar nach Asien zu machen, aber das Benehmen eines deutschen Buchhändlers, mit dem er die Heraus-

Digitized by Google

gabe eines größeren Werkes verabredet gehabt, das dieser aber am Ende zurückgewiesen, weil Goltz den Termin nicht eingehalten, hatte ihn so verstimmt, daß er sich zur Umkehr entschlossen. Bis München war er noch gegangen, von da aber zur Heimreise nach Thorn, seinem jetzigen Wohnorte, umgekehrt. Wir verabredeten für den Abend mit Bekannten eine Zusammenkunft im Café Noris, zu der einige eingeladen wurden. Der Hauptgegenstand des Gesprächs war das neue Buch, das er herauszugeben im Begriff gestanden, und zwar eine Ideal-Encyclopädie, wie er es nannte, ein vollständiges System seiner philosophischen Weltanschauung, das er aber dem Buchhändler zu gefallen die Selbstverläugnung gehabt habe, in ein alphabetisches Register zu bringen. Er behauptete für mehr als dreihundert Bogen das Material bereit liegen zu haben; doch hatte er daraus eine Quintessenz für sechszig Bogen gezogen. Erfreut, einmal ein dankbares, bescheidenes Publikum zu haben, gab er im mündlichen Vortrage größere Stücke aus seinem Werke zum Besten, und zwar ganz in der oben beschriebenen Weise, mit einer hinreißenden Glut der Rede, aber vollkommener Klarheit und Anschaulichkeit dessen, was er vorbrachte. Man sah, daß er vollständig seinen Gegenstand durch Denken bewältigt hatte, aber auch, welche Leidenschaft in seinem Innern glühte, da er noch in seinem sechszigsten Jahre in der Nothwendigkeit war, gleichsam bettelnd umher zu gehen, um seine Reichthümer mitzutheilen. Allmälig hatte sich das ganze Kaffehaus als Zuhörerschaft um uns versammelt, und einige der Gäste warfen Blicke auf den Redner, als fühlten sie sich berechtigt, einen entsprungenen Tollhäusler zu arretiren. Solche Dinge waren freilich in Nürnberg nicht gedacht, seit Hegel es verlassen, und vielleicht niemals ausgesprochen worden. Es wurde Goltz unheimlich und wir begaben uns an einen einsamen Ort, wo er ungestörter sprechen konnte. Wir waren bis gegen 12 Uhr in der Nacht beisammen und von 4 Uhr an bis dahin hatte fast ausschließlich er die Unterhaltung geführt, zum Theil in zusammenhängendem Vortrage über durchaus abstracte Gegenstände.

Ich darf nicht versuchen, auch nur Etwas vom Inhalte seines Vortrages wiederzugeben. Ich hoffe vielmehr, daß dennoch ein gutes Geschick es fügen wird, daß sein Werk bald an das Tageslicht tritt. Aber das ward mir klar, daß hier eine neue Welt geistigen Lebens aufgethan war. Goltz kennt zwar die Systeme unserer älteren und neueren Philosophen, aber er scheint erst im Verlaufe seiner eigenen Untersuchungen das Bedürfniß gefühlt und demselben genug gethan zu haben, sich mit jenen bekannt zu machen. Er war mit Feststellung seiner eigenen Weltanschauung, seiner eigenen Philosophie, wenn wir so sagen wollen, fast fertig, als er nur merkte, daß er sich auf dem Gebiete philosophischer Speculation befinde. Zwar weiß und gesteht er, was er seinen Vorgängern verdankt, die ja das Denken der ganzen gebildeten Welt weiter gefördert haben, ohne daß diese selbst sich überall bewußt ist,

Digitized by Google

wem sie es zu verdanken hat, die erst den Dingen jene Durchsichtigkeit gegeben, durch welche das Auge eines jüngeren, mit eigener Sehkraft begabten Forschers noch weiter zu dringen im Stande ist. Seit vierzig Jahren hat Goltz denkend in den Tiefen des Lebens verweilt und nicht allein in dem Schattenbilde des Lebens, das sonst wohl die Philosophirenden in der Einsamkeit ihres Studirzimmers sich erträumen und für das wirkliche halten. Aus dem Leben selbst hat er geschöpft und dieses zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht. Und er hat es in dieser Betrachtung weiter gebracht als bloß zu kulturhistorischen Skizzen oder Novellen. Auch die scheinbar auf der äußersten Oberfläche schwimmenden Erscheinungen hat er bis zur Wurzel zu verfolgen und als Offenbarungen des zum Bewußtsein aufringenden Daseins zu stempeln gewußt. Seine Philosophie ist eine Logik des Werdens, eine Aesthetik des wirklich Vorhandenen, eine Metaphysik des vollendeten Daseins, sie ist ein Gewinn neuen Lebens selbst und ein Schritt weiter zur Vollendung.

Während Goltz sprach, ward mir klar, worin der eigentliche Grund zu suchen, daß das Studium der Philosophie in unsern Tagen so sehr abnimmt. Das Leben ist nach Leben begierig und namentlich in den Tagen der Jugend, wo wir lernen, haben wir den feinsten Instinkt dafür, ob uns wirkliches, inhaltvolles Leben oder der leere Schein geboten wird. Was aber auf unsern Kathedern sich als Philosophie geberdet, ist ja nur die Copie einer Copie, und so wenig wie in der Kunst, muthet uns diese in der Wissenschaft an. Stände Goltz auf einem Lehrstuhle, er würde Schaaren von Zuhörern um sich sammeln. — Das ist nun freilich in unserer Zeit nicht zu hoffen. Seine Lehren werden wohl nur aus zweiter Hand der Welt zu Gute kommen, wie es schon einem andern Propheten von Thorn erging. Doch es ist jammerschade, daß eine solche Kraft, die dem Geiste als Vehikel der Offenbarung dienen könnte, so wenig soll Verwendung finden!

Als das Epochemachende in der Goltz'schen Speculation mußte ich die Methode anerkennen, vermittelst deren er vom Leben, vom wirklich Vorhandenen zu dem Gedanken, zu Ausdruck und Schrift gelangte und nicht umgekehrt, wie es meistens bei den heutigen Philosophen der Fall ist, von der Abstraction, vielleicht gar nur von der Sprache zum Gegenstande. Wenn Goltz einmal sein System veröffentlicht, werden vielleicht noch viele Lücken darin erscheinen, vielleicht Irrthümer und Widersprüche darin nachgewiesen werden. Aber das Verdienst kann ihm Niemand rauben, daß er zuerst mit Entschiedenheit statt bloßer Schemen und Scheingebilde, wohin wir bei aller Verehrung auch die Kunst rechnen müssen, das, was einzig für den Menschen Wirklichkeit und Werth hat, das Leben selbst zum Gegenstande philosophischer Forschung gemacht hat, und zwar nicht bloß von der leiblichen, seelischen und mechanischen Seite, wie es auch sonst schon in Psychologie, Logik u. s. w. geschehen ist, sondern auch von moralischer und ästhetischer

Digitized by Google

Seite, wodurch dem Gegenstande der Betrachtung erst seine volle Berechtigung und Bedeutung zuerkannt wird.

Während der Unterhaltung mit Goltz drängte sich mir eine bedeutsame Stelle aus einem Aufsatze von St. René Taillandier auf, der vor einigen Jahren in der Revue de deux mondes etwa folgende Ansicht über Stand und Anwartschaft unserer Kritik aussprach. „— — Man sieht an diesen verschiedenen Arbeiten, daß die deutsche Kritik anfängt, die Bedeutung ihrer Aufgabe zu begreifen. Wenn sie auch noch nicht hinreichend gerüstet ist, um einen Vernichtungskrieg gegen die Regellosigkeit der Bildung zu unternehmen, bemerkt sie doch, daß stillzuschweigen ihr nicht mehr erlaubt ist; sie gewöhnt sich ihre Stimme zu erheben. Es war Zeit, daß sie aus ihrer Ruhe hervorging, um ihre Stelle im Kampfe der Ideen einzunehmen. Seit Lessing, kann man sagen, hatten eigene Begeisterung und schöpferische Kraft sie verlassen; sie war zum Dilettantismus herabgesunken, bisweilen voll von Schein und Gelehrsamkeit, bisweilen verworren und gemein, fast immer theilnahmslos für die Fragen, welche aus der Literatur ein Werkzeug des Heils oder des Verderbens machen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte die Kritik in würdiger Weise daran gearbeitet, ein Volk zu erheben, sie hatte den Einfluß der Fremden abgeworfen, der die Entwickelung des deutschen Genius hinderte. Die gegenwärtig nothwendig gewordene Revolution ist derselben Art, nur weit ernster und mit wichtigeren Interessen verknüpft. Es handelt sich noch darum, den deutschen Geist wieder zu finden, aber nicht mehr allein auf dem Gebiete der Kunst, sondern im Bereiche der Sitte und Sittlichkeit, in Allem, was den Charakter, die Seele, den Grund des Lebens selbst betrifft." —

Im 18. Jahrhundert entfernte Lessing die Einflüsse, welche den Ueberlieferungen des Vaterlandes zuwider waren, und brachte die deutsche Phantasie wieder zu sich selbst; wo ist der Lessing der neueren Kritik, der für Fühlen und Denken der Deutschen das thun wird, was der erste für die Poesie und das Theater that? — Wissen wir auch nicht, wann dieser Lessing erscheinen wird, so wissen wir wenigstens, an welchen Zeichen er zu erkennen ist. Er wird den gemachten Systemen nicht unterthan sein, denn er kommt eben, um die Nebel zu zerstreuen, worin der Feind sich hüllt. Er wird in der Vergangenheit das Spiegelbild suchen, woraus der edle deutsche Geist hervorglänzt, und er wird häufig den verirrten Söhnen dieses hohe Bild vorhalten. Aber die Vergangenheit wird ihn nicht allein beschäftigen; er muß auf die Gegenwart wirken, an die Lebenden sein Wort richten, und die Freiheit seiner Sprache wird der Erhabenheit des Gedankens nicht nachstehen. — Wenn man ansieht, was schätzenswerth ist in den Arbeiten der Deutschen, und sieht, was ihnen noch fehlt, begreift man besser, was Deutschland von dem bevorstehenden unparteiischen Gerichte zu erwarten hat. Wenn

Digitized by Google

eines Tags die zerstreuten Fähigkeiten, stärker und sicherer geworden, sich in einem Geiste vereinigen werden, dann wird der Lessing, von dem wir reden, sich der Herrschaft bemächtigen, und der Idealismus, den man auf immer überwunden geglaubt, wird auf seinen Ruf wieder erwachen, wie vor einem Jahrhundert auf den Ruf des Verfassers des „Nathan" das halb erstorbene Gefühl für die vaterländische Dichtung erwachte. — —

Durch die sternhelle Nacht begleiteten wir Goltz in den Straßen der alterthümlichen Stadt bis zu seiner Herberge, vor der wir mit kurzem, kräftigem Handdruck Abschied nahmen.

Unterhaltungen.

— **Der Graf von Chambord** hat sich in den acht Jahren, die zwischen seinem Erscheinen in Wiesbaden und seinem eben beendigten Aufenthalt in Frankfurt verflossen sind, wenig verändert. Seine Haltung ist gut, das Gesicht edel, doch ohne Bewegung und daher weder gefällig noch ausdrucksvoll. Den Kinnbart trägt er ganz nach dem modernen, von Napoleon III. eingeführten Schnitt; bekanntlich ist der jetzige Kaiser seit Heinrich IV. der erste französische Souverän, der seinem Antlitz einigermaßen den natürlichen Schmuck läßt. Belehrend ist eine Vergleichung der französischen Journalstimmen aus dem Jahr 1844, in welchem der Graf die Huldigungen seiner Anhänger in Belgrave-Square empfing, mit den heutigen. Damals beschloß die Deputirtenkammer, die Wallfahrt nach London als den Ausdruck einer Partei-Gesinnung durch förmliche Erklärung zu brandmarken (flétrir); im heftigsten Meinungskampfe stritten die Zeitungen für oder gegen die flétrissure. Heutzutag ist von Meinungskämpfen in Paris keine Rede mehr; man spricht sich entweder gar nicht aus oder man spricht auf Commando, so daß der arme Rest von Gesinnungs-Aeußerung seinen geringen Werth vollends verliert.

— **Stein und Frau von Staël.** — In seiner neuesten Schrift „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" (Leipzig 1858) schildert Arndt den Verkehr der oben genannten berühmten Persönlichkeiten in Petersburg äußerst lebendig. (Der Verfasser selbst würde „lebendigst" sagen; der greise Arndt hat von dem greisen Goethe den Mißbrauch des Superlativs angenommen.) Die Tochter Neckers traf im Herbst 1812 in der russischen Hauptstadt ein, begleitet von A. W. Schlegel, der nach Arndts Bericht „wie ein blank geschniegelter französischer Abbé in Schuhen mit goldenen Schnallen und schneeweißen seidenen Strümpfen erschien." Frau von Staël „war eine hochgebaute Schweizerin mit mächtigen Beinen und Füßen, aber mit herrlicher Stirn und gewaltigen Augen, wobei man leicht vergaß, daß ihr Bau nicht schön, ihre Haltung und Bewegung nicht anmuthig, ja nicht einmal ihre Kleidung mit Geschmack gewählt war." Doch übte sie durch den treuen, klaren, liebenden Ausdruck ihrer Geberde auf Arndt eine solche Gewalt, daß er in ihr die Französin ganz vergaß; ihr Antlitz war „ein Spiegel hellesten Geistes und klarster Treue und Redlichkeit." Stein war von Gestalt „ein rechter Kurzbold", der ganze Bau zugleich stark und fein; er hatte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene „Felsstirn, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben soll", eine mächtige Adlernase, feinen Mund, das Kinn jedoch etwas zu lang und spitzig. „Diese beiden lebhaftesten leidenschaftlichsten Menschen an Tischen und auf Divanen karamboliren zu sehen, war eine Lust"; Stein war entzückt über einige Kapitel aus dem Manuscripte des Buches „sur l'Allemagne", und Arndt hatte die Noth, dieselben für Frau und Töchter abschreiben zu müssen.

Digitized by Google

— **Ballet.** Wir leſen in neueren wohlgemeinten Aufſätzen über das deutſche Theater, daß die Hoffnung der dramatiſchen Kunſt auf den Hoftheatern beruhe. Intendanz-Candidaten ſchreiben ſo; uns ſcheint dieſe Hoffnung eine ſehr geringe. Wir kennen z. B. zwei Hoftheater in unſerer Nähe — und ein drittes an der Ocker — welche in neuerer Zeit mit beſonderer Vorliebe das Ballet cultiviren, und bei ihren eingeſchränkten Budgets natürlich auf Koſten der anderen Kunſtzweige. Geld und Publikum fehlt, um jene großen ſelbſtändigen Ballets von Berlin und Wien zu produciren, und man begnügt ſich daher mit wohlfeilen Ausgaben jener Prachtwerke, an denen die Pracht eben unentbehrlich iſt. Ein Eigenthumsrecht der Idee gibt es in der Balletwelt nicht: die kleinen Balletmeiſter, die kaum tanzen und nichts erfinden können, plündern die Programme ihrer großen Collegen, und da ſie nicht wie jene über großartige Mittel verfügen, ſo ſtopfen ſie in die geſtohlenen Contouren ein Füllſel von eigenen Charlatanerien und Albernheiten, daß den Kenner ein Grauen überläuft. Das ſoll nun ein Kunſtganzes ſein, das ſoll eine chorographirte Idee repräſentiren! Das Publikum bekommt bunten Seidengaze und Glanzbattiſt, Decorationen, hübſche Mädchen in frappanten Gruppen, ſogenannte überraſchende Arrangements zu ſehen, braucht nicht zu denken und kann ſich kein Urtheil feſtſtellen — und über der Lüſternheit des Schauens vergißt es den Lüſtre der Kunſt. Und was hat das Alles gekoſtet! So viel, daß man den Schauſpiel-Regiſſeur als wahnſinnig verhöhnen würde, wenn er nur den vierten Theil dieſer Auslagen für ein gediegenes Stück zu beanſpruchen wünſchte. Aber der Unſinn des Pſeudo-Ballets erſtreckt ſich noch über ſeine ſog. ſelbſtändigen Ausgeburten hinaus und beſchleicht die Oper mit anomalen Zuthaten. Da wird z. B. dem „Guſtav III.“ eine Mazurka, der „Martha“ ein Galopp, dem „Stradella“ eine Polka aufcotroyirt, und man nimmt das ſo hin, als müßte es ſein, und ruft wohl noch die Tänzer heraus. Nach einiger Zeit vereinbart man ſich zu dem Ausſpruch: „Das muß wahr ſein, wir haben ein recht hübſches Ballet.“ Was aber unvermerkt nachſchleicht, wie die Reue der Sünde, das iſt ein grenzenloſer Kunſt-Katzenjammer, deſſen Grund ſich eigentlich Niemand zu erklären weiß, der aber aus dieſen gewürzten Miſch-Bowlen der geiſt- und gedankenloſen Theater-Conditoren in das kleine Gehirn eines nicht denken wollenden Publikums aufſteigt. W.

— **Beda Weber's** hinterlaſſenes Werk, die „Kartons“, hat in der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ eine Anzeige im proteſtantiſchen Sinne gefunden, die, obwohl ruhigen Tones, doch wegen der Kraft und Deutlichkeit ihrer Entwickelung vorzügliche Beachtung verdient. Zu Anfang bemerkt der Verfaſſer: „Man betrachtet es als Impietät gegen einen Verſtorbenen, wenn deſſen Leiſtungen nach ſeinem Tode mit Schärfe beurtheilt werden, und es liegt dieſer Betrachtung das gewiß richtige Gefühl zu Grunde, daß der aus den Reihen der Lebenden Abgetretene ſeinen unbeſtechlichen Richter gefunden hat und jedem menſchlichen Urtheil entrückt iſt. Aber ganz anders verhält es ſich auf dem Boden der literariſchen Thätigkeit, auf dieſem gibt es keine Todten; wer durch die Preſſe wirkt, der beabſichtigt wo möglich über die Zeit ſeiner Lebensdauer hinaus auf das folgende Geſchlecht einen Einfluß zu üben.“

— **Der erſte Satz der Geneſis** lautet in Bunſens Bibelwerk alſo: „Im Anfange, da Gott Himmel und Erde ſchuf, und die Erde wüſt und öde und Finſterniß über der Urfluth war, und der Hauch Gottes über dem Waſſer webete, ſprach Gott: Es werde Licht.“ Dieſer Periodenbau mag im Einklang mit dem ſyntaktiſchen Zuſammenhang der Sätze ſtehen und in dieſer Hinſicht höchſt correct ſein; nur vermag ſolche Correctheit ſchwerlich den einfach-anſprechenden, großartigen und volksthümlichen Ton zu erſetzen, den die altväteriſche Coordinirung der Sätze für den Sinn der Leſer behielt.

Berichtigung. In der letzten Nummer (27), S. 596, Z. 11 v. u. l. Trilobiten ſtatt Teelobiten.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkft. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 29. Frankfurt a/M., den 17. Juli 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland** im zehnten Jahrhundert. Von Franz Löher (Schluß). — **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.) — **Neue Bücher.** Georg Forsters Leben in Haus und Welt. — Wissenschaftliche Vorträge. — **Unterhaltungen.** Ein Goethe-Blatt von Theodor Reiffenstein; Belgien unter Maria Thereſia; Thaddeus Bulgarin über Klinger; Kunstnotiz aus Frankfurt a. M.

Das Königthum und die Herzoge und Prälaten in Deutschland zu Anfang des zehnten Jahrhunderts.

Von Franz Löher in München.

(Schluß.)

„Heinrich war der erste des sächsischen Hauses, welcher mit freier Gewalt in Sachsen regierte.“ Das hebt Widukind ausdrücklich hervor und mit Recht. Heinrichs Großvater Ludolf und sein Vater Otto hatten, wie Hrotsvitha, die mit der Familiengeschichte wohl vertraute, an mehreren Stellen berichtet, die herzogliche Gewalt durch Geschenk des Königs erhalten, ebenso wie Ludolfs Vorgänger Egbert. Das Dukat wurde von ihnen, wie auch Widukind sich ausdrückt, nur verwaltet. Denn die Rechte, welche Karl der Große über die Sachsen erobert hatte, übten auch seine Nachfolger noch wenigstens theilweise aus, König Arnulf unternahm selbst noch einen Zug in die sächsischen Grenzlande. Kurz das Verhältniß war der Art, daß der fränkische König gerade so König-Herzog über die Sachsen war wie über die Franken. Auch Heinrich sollte, wie es Konrad forderte, all seine Herzogsgewalt nicht blos erst durch des Königs Verleihung erhalten, sondern auch mehr oder minder geschmälert und abhängig vom Könige.

Digitized by Google

Dem Frankenkönige Konrad aber gegenüber, der nicht mehr Erbnachfolger der Karolinger war, berief sich der Sachsenherzog, als die Sache einmal zur Entscheidung kommen mußte, auf sein eigenes Recht, auf das Recht, welches ihm die Erbfolge und die Zustimmung seines Volkes gab. Das war nicht mehr die alte traditionelle, sondern eine neue staatsrechtliche Grundlage seiner Gewalt. Da er aber dieses neue Prinzip siegreich behauptete, so folgte auch aus demselben, daß er eine Gewalt, welche ihm der König nicht verliehen, sondern nur bestätigt hatte, auch nicht mit diesem theilte. Er war jetzt Erbherzog und nicht mehr bloßer Statthalter durch Königs Gnade, alles unbeschadet seiner Reichspflichten, die er dem Könige schuldete. Die Anerkennung dieses Verhältnisses war jedenfalls der wesentlichste Punkt seines Friedensvertrages mit Konrad.

Gleichwie einst Karl der Große dem Sachsenvolke gleiches Recht mit den Franken einräumen mußte, so war jetzt Konrad genöthigt, dem Sachsenherzog dasselbe Recht im sächsischen Lande zuzugestehen, welches er selbst als Herzog in Franken übte. Vergebens suchte später ein anderer fränkischer König-Herzog, Heinrich IV., dies Verhältniß umzustoßen.

Sachsen, das bedeutendste unter den Volksherzogthümern, konnte nicht erschüttert werden, siegreich und in voller Kraft triumphirte es über die königliche Gewalt. Jetzt war nur zweierlei möglich. Entweder schied Sachsen aus dem Reiche aus, es blieb vielleicht nur noch durch eine entfernte Lehnsverbindung mit dem Reiche verknüpft, oder Sachsens Beispiel wurde maßgebend auch für das übrige Deutschland. Denn, konnte Konrad den andern Herzogen versagen, was er dem sächsischen gewährt hatte? Blieb nicht schon der siegreiche Bestand des erblichen Herzogthums Sachsen eine weite Lücke im System der königlichen Politik, ein Protest, daß ihm Ausführung jemals möglich sei? Konrads Politik und Kraft war an den Sachsen zu Schanden geworden, die moralische Nachwirkung davon konnte auf des Königs Denken und Streben nicht ausbleiben, auch wenn von nun an der sächsische Herzog keine hervorragende Stellung im königlichen Rathe einnahm. Das letztere aber müssen wir schließen nach allem, was uns aus der Zeit nach Heinrichs Friedensschlusse an einzelnen Thatsachen wie über die ganze Lage der Dinge bekannt geworden ist.

Eine Wendung im Gange der öffentlichen Angelegenheiten trat ein. Zuerst betrat man den Weg einer großartigen Versöhnungspolitik. Das Ansehen des Pabstes, der seinen Bevollmächtigten sandte, vereint mit dem Ansehen des gesammten hohen Klerus, der aus allen deutschen Landen nach Altheim berufen wurde, die ganze heilige Macht der Kirche sollte in feierlichen Aussprüchen einen gewaltigen moralischen Eindruck hervorbringen, der in jeder Burg, in jeder Stadt wiederhallte. Als darauf der König über Schwaben vollständig Herr geworden und die Häupter des schwäbischen Aufstandes ge-

Digitized by Google

fallen waren, da behielt Konrad das Land nicht zu eigenen Händen, sondern zum ersten Mal setzte er einen wirklichen Herzog ein über einen deutschen Volksstamm. In Bayern waren die Dinge noch nicht so weit gediehen, sei es weil der König noch immer auf die endliche und vollständige Unterwerfung seines Stiefsohnes, des Herzogs Arnulf, hoffte, oder weil er noch nicht wagte, an dessen Stelle dem erbitterten Volke einen andern Fürsten zu geben.

Heinrich aber konnte später als König kein anderes Reichsrecht gegen die Herzoge geltend machen, als um welches er selbst wider Konrad gekämpft hatte. Im Gegentheil, vom Tage seiner Thronbesteigung an verfolgte er mit seltener tiefer Klugheit, der es niemals am erforderlichen Nachdruck im Handeln gebrach, bis zum letzten Ziele jene Politik, welche in der zweiten Hälfte von Konrads Regierungszeit die Oberhand gewonnen hatte, eine Politik, welche allein der Natur und Geschichte der deutschen Völker entsprach und allein im Stande war, sie zu einem festen Reiche zu verbinden. Der Kampf, den Heinrich mit dem Könige geführt hatte, gab den andern Herzogen von vornherein die Garantie, daß er mit ihnen auf keinem andern Fuße verkehren werde, als er für sich selbst von seinem Vorgänger verlangt hatte. Heinrich kam ein gewisses Vertrauen entgegen, welches ihm gleich in den ersten Jahren seiner Regierung zu seinen Erfolgen nicht minder verhalf als die Weisheit und Energie seines Auftretens. Er hatte sich dies Vertrauen bei den Reichsfürsten schon unter Konrad verdient, bei den geistlichen wie bei den weltlichen.

Nach der Verfassung, welche König Heinrich in Deutschland als zu Recht bestehend durchführte, war jeder deutsche Stamm selbst Meister seiner innern Angelegenheiten, der König aber verknüpfte, als oberster Kriegs- und Gerichtsherr, als Schirmer der einen und allgemeinen Kirche die deutschen Völker zu einem Ganzen. Er herrschte nicht mehr wie früher auf dem Gebiete der andern Stämme gleichwie in seinem eigenen Stammlande, jedoch an jeden Stamm stellte er bestimmte und unabweisbare Reichspflichten. Der König konnte nirgends in die Landesverwaltung, in den Gang des eigenen Rechts und Herkommens der deutschen Völker eingreifen, — allein des Königs Schutz und Gericht, des Königs Frieden war die immer offene letzte Zuflucht für jeden Wehrlosen, für jedes gekränkte Recht. Die Herzoge aber traten jetzt ein als die gebornen Mitberather und Mitentscheider in allen Rechtsangelegenheiten. Ihr Amt und Recht in Deutschland, welches auch unter den letzten Karolingern rechtlich zwar sehr beschränkt, faktisch aber immer höchst unbestimmt geblieben, erhielt von nun an eine feste Grundlage, auf welcher es sich weiter ausbildete.

Alles das wurde nicht förmlich erklärt, es richtete und bildete sich in der Stille von selbst aus, — die Anerkennung jedoch, welche das deutsche Erbherzogthum im Friedensschlusse Konrads mit Heinrich erhielt, war die erste

Digitized by Google

große klare Thatsache, mit welcher die Reichsentwickelung Deutschlands sichtlich und ausgesprochen ins Leben trat.

Aufgegeben war damit die karolingische Staatsordnung, welche immer wieder danach strebte, alle politischen Institutionen in Deutschland zu einem einzigen gleichförmigen Staate umzuschmelzen, der von botmäßigen Beamten geführt wurde. Abgewiesen war damit das romanische Staatsprinzip, nach welchem sich die gesammte Gewalt im Staate in seinem Haupte sammelt, um erst von da aus nach allen Richtungen auszustrahlen, — das Prinzip, nach welchem der Staat allherrschend alle öffentlichen Lebensäußerungen des Volkes ausfüllen will, während es umgekehrt germanische Art war, daß jeder Mann in seinem Kreise das Nöthige selbst thue und der Staat blos das ergänze, was die einzelnen Bürger und Gruppen nicht vermögen.

Beide Prinzipien waren in Frankreich wie in Deutschland, als nach Karl des Großen Tode keine kraftvolle Hand das sich Widerstrebende mehr in Ordnung hielt, in heftigen Kampf gerathen. In Frankreich blieb der romanische Staatsgedanke vorherrschend und brachte, obgleich auch hier die germanische Selbstständigkeit Jahrhunderte lang in zahllosen politischen Bildungen unausrottbar aufstrebte, doch zuletzt wieder die Macht und die Segnungen des einheitlichen und centralisirten Staates hervor. In Deutschland gestaltete sich dagegen in mächtigen großen Zügen auf der einen Seite das Lehnswesen, auf der andern seine nothwendige Ergänzung, das Genossenschaftswesen. Während das Lehnsprinzip die monarchische Idee am reinsten und lebensvollsten entfaltete, schaffte dem republikanischen Geiste das genossenschaftliche Prinzip hinlänglich freien Spielraum. Im zehnten, elften und zwölften Jahrhundert sehen wir beides sich in und neben einander entwickeln, und in den folgenden dritthalb Jahrhunderten erhebt sich vorherrschend das genossenschaftliche Prinzip und lebt sich aus in Städte- und Ritterbünden, in landständischen und vielfachen andern Korporationen, — dann aber erringt, gekräftigt durch die erneuerten Zuflüsse romanischer Wissenschaft und Politik, das monarchische Prinzip die Oberhand und untergräbt und zerstört die Reste des genossenschaftlichen Staatswesens, um schließlich im modernen Staate neue Gegensätze zu finden.

Die mittelalterliche Staatsordnung also wurde kein in scharfen Linien fest abgeschlossenes Gebäude, das zwar einen einzigen Charakter machtvoll darstellt, aber mit trostloser, ewig wiederkehrender Monotonie in allen und selbst den kleinsten Theilen. Der mittelalterliche Staat wurde vielmehr ein gothischer Dom, in welchem zahllos Individuelles zur Geltung kommt und jedes in und mit dem Uebrigen doch ein erhabenes Ganzes bildet.

Auch die politische Gestaltung des Kirchenwesens in Deutschland wurde wesentlich berührt von jenem Umschwunge in den Reichssachen, welcher im Jahre 915 eintrat. Der Plan der deutschen Prälaten war gewesen, der drückenden Obmacht der Herzoge und Grafen sich wieder zu entledigen und

Digitized by Google

diese selbst wieder einzureihen in die Abstufungen karolingischer Beamten, unter welchen den Geistlichen bei ihrer höhern Bildung die Oberleitung nie gefehlt hätte. Dieser Plan scheiterte, als das Volksherzogthum anerkannt wurde. Bischöfe und Aebte wurden jetzt auf einen andern Weg gedrängt.

Frei werden mußte die Kirche einmal von der weltlichen Gewalt, — diese Nothwendigkeit lag ebenso in den Gemüthern der Menschen, wie in der Entwickelung, welche die öffentlichen Institutionen bereits genommen hatten. Es konnten aber die Bischöfe und Aebte jetzt die freie Stellung nicht mehr dadurch gewinnen, daß die Herzoge und Grafen zu abhängigen bloßen Beamten herabgesetzt wurden, mit welchen die Prälaten als völlig Gleichgestellte im Rathe des Königs saßen. Die Herzoge und Grafen wurden erbliche Gebietsherren, von deren Macht sich die Kirche rings umgeben und gefesselt sah. Jetzt mußte die Kirche selbst freier Gebietsherr werden. Erwerbung von Land und Leuten, so weit und so viel als möglich und zugleich Ausnahme des Gebietes, auf welchem die Hörigen, Ministerialen und Vasallen der Kirche angesessen waren, von jeder andern politischen Amtsgewalt als der des Königs, also Verstärkung und Vergrößerung der Immunitäten, — das wurde jetzt für die nächstfolgende Zeit das Ziel, auf welches sich hauptsächlich die politische Thätigkeit des Klerus wandte.

In der großen Politik treten von da an die Bischöfe und Aebte für eine Zeitlang zurück, desto eifriger sind sie beschäftigt mit der Vergrößerung und dem innern Ausbau ihrer Gebietsherrschaften. Erst entzogen sie ihre Höfe, Burgen und Städte der gemeinen Amtsgewalt und stellten das geistliche Landgebiet unter den Vogt, den ihnen der König zum besondern weltlichen Richter und Kriegsanführer setzte oder je nach ihrer Wahl bestätigte, — dann aber wurde auch diesen Vögten ein Stück ihrer Amtsgewalt nach dem andern abgekauft, bis sie zuletzt ganz aus dem geistlichen Herrschaftsbezirke vertrieben waren. Die Könige halfen den Prälaten dabei nach Kräften. Das alte Bündniß zwischen beiden blieb bestehen, die ersten brauchten ein Gegengewicht wider die Herzoge, die zweiten brauchten Anlehnung und Schutz von der höchsten Gewalt im Reiche.

Als aber die Bischöfe und Aebte jenes Ziel erreicht hatten, als sie selbst freie, mächtige Landes- und Dienstherren von hörigen und ritterlichen Leuten, von Burgen und Städten geworden, da begann von selbst der Kampf der kirchlichen Gewalt mit der königlichen. Denn nur diese stand der Kirche auf ihrem Wege zu einer allseitig freien und gebietenden Stellung noch entgegen. Jetzt traten die Prälaten in die Fußtapfen der Herzoge, welche sie ehemals zu Gunsten des königlichen Ansehens selbst bekämpft hatten. Und mit all jener zähen Energie, mit jener haushälterischen Klugheit führten sie diesen Streit, womit sie früher ihr Gebiet stückweise vergrößert und abgerundet, schrittweise befestigt und von jeder andern Amtsgewalt als der des

Digitized by Google

geistlichen Herrn losgemacht hatten. Der Streit des Klerus mit der königlichen Gewalt begann mit der Investiturfrage, welche recht eigentlich eine Frage nach der weltlichen Gebietsherrschaft war. Bald darauf aber erweiterte sich der Streit, der ursprünglich nur eine deutsche Territorialsache betraf, zu einem Kampfe der Geister und Ideen, so feurig und gewaltig, wie die Geschichte jemals eine ähnliche Völkerbewegung gesehen hat. Die deutschen Prälaten gingen aus dem Weltkampfe zwischen Kaiser und Pabst als politisch selbstständige Landesherren hervor. Ihnen folgten die weltlichen Fürsten. Denn gleichwie die Satzungen und Ordnungen der Dienstmannen und Hörigen zuerst in den geistlichen Gebieten deutliche feste Gestalt gewonnen hatten, so wurden die Privilegien, welche der letzte große Hohenstaufe den geistlichen Fürsten geben mußte, auch für die weltlichen ein Vorbild darin, wie die landesherrliche Gewalt erworben und befestigt werde.

Von dieser Zeit an griff die politische Zersetzung des deutschen Reiches um sich. Zusammengehalten wurde Deutschland vornehmlich noch durch den Geist, der in den Städten und Ritterschaften lebte, und dieser war so frisch und mächtig und ausgiebig, daß er noch Jahrhunderte lang die deutsche Einheit und Größe behauptete. Als auch die Selbstständigkeit der Städte und Ritterschaften der Territorialherrschaft weichen mußte, trat jener Zerfall des Reiches zu Tage, welcher zu Anfang des zehnten Jahrhunderts viel drohender war, damals jedoch, wie wir gesehen, abgewendet wurde.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun Cassian so weit in Ordnung mit seinen Beschlüssen gekommen war, fühlte er sich ruhiger und günstiger für den kleinen Buben gestimmt, der schuldlos die Schuld an diesem Zerwürfniß getragen hatte. Sein Gemüth beschäftigte sich damit, für die Zukunft desselben Sorge zu tragen. Er überlegte, ob es nicht gerathen sei, der Mutter schon jetzt Vorschläge zu machen zur Ueberlassung. Nach seiner Meinung hatte eine Frau, wie er sie am Tage zuvor zu beobachten Gelegenheit gefunden, viel mehr die Stellung des Knaben, als sein gemüthliches Entwickeln vor Augen. Er fand einen gewissen Zauber darin, sich als väterlichen Beschützer des schönen holden Kindes, das mit den Zügen und mit dem Blicke seiner Verstorbenen zu seinem Herzen geredet hatte, betrachten zu können. Schloß Sindekow mit seinen prachtvollen Hallen und seinen ehrfurchtgebietenden Mauern schien ihm ein besserer Tummelplatz für die Spiele des künftigen Reichsbarons, als die sentimentalen Millefleurs seiner Mama. Außerdem regte der Haß gegen diese Mama seine Flügel und strebte danach, die Frau, die ihm schmerzliche

Digitized by Google

Erfahrungen bereitet hatte, auch von peinvollen Entsagungen heimsuchen zu lassen. Sein Vorsatz, erst schwankend und unbestimmt, erhielt unter den Vorbereitungen zu seiner Toilette Kraft und Festigkeit, und als er sich endlich in der Mittagsstunde auf den Weg machte, um seiner Pflicht, die ihm die Gesetze der Lebensart vorschrieben, zu genügen, da war Alles zur Reife in ihm gelangt, und er fühlte sich ausgestattet zu einem Kampfe mit einem Drachen.

Kalt wie Eis betrat er das Haus, wo man ihn kaum noch erwarten zu können glaubte. Ein Kellner wies ihn hinauf nach der Bel-Etage, die von den Damen mit einiger Prätension so ziemlich in Besitz genommen war. Dort empfing ihn der Kutscher der Baronin, welcher einstweilen als Bedienter fungirte, und meldete ihn der Mademoiselle Babet, die noch immer allein im ersten Zimmer über ihren Papieren saß.

Entschlossen und steif in den Formen der oberflächlichen Höflichkeit sich haltend, überschritt der Baron die Schwelle, ohne über seinen Irrthum aufgeklärt zu sein, und mit der schroffen Ruhe einer geschäftskundigen Frau trat ihm Mademoiselle Babet entgegen, ohne seinen Irrthum zu ahnen.

Sie wechselten Blick um Blick, wie zwei Kreuzfeuer. Baron Cassian fühlte wo möglich einen noch größern Schauder vor dieser pergamentfarbigen, forschend und herausfordernd auftretenden Schönen, die seinen Bruder jedenfalls durch Schlauheit oder durch Zaubertränke sich unterthan gemacht hatte, und Mademoiselle Babet mußte sich eingestehen, daß man nicht leicht edler und schöner aussehen könne, als Baron Cassian. Seine sehr schnelle Anrede beseitigte indeß ihren guten Willen, sich von diesem Eindrucke leiten zu lassen.

Ich freue mich, daß Sie mir Gelegenheit geben in kürzerer Frist, als ich hoffte, Sie kennen zu lernen, begann er mit einer abermaligen tiefen Verbeugung, die Mademoiselle Babet von ihrem Gesichtspunkte aus als Spott betrachten mußte. Sie erwiederte diese Begrüßung mit stummer Artigkeit und lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz auf dem Sopha zu nehmen.

Der Baron ergriff mit weltmännischer Gewandtheit einen Stuhl, und Mademoiselle Babet, ebenso welterfahren, rückte sich ebenfalls einen Stuhl heran, weil sie es für unpassend hielt, in ihren untergeordneten Verhältnissen einen Ehrenplatz einzunehmen. Cassian lächelte verstohlen, als er sich, sehr sonderbar nach seinen Begriffen, der Dame gegenüber placirt sah. Babet nahm eine noch entschlossenere und abweisendere Miene an, als sie sein Lächeln bemerkte.

Das Geschick hat uns einander gegenüber gestellt — sprach der Baron nun mit ernster Fassung — feindlich von beiden Seiten und kampfbereit, allein hoffentlich auch zu Friedensbedingungen geneigt, die unnützen Streit verhindern.

Das kommt auf Ihre Erklärungen an, mein Herr Baron, antwortete

Digitized by Google

Mademoiselle Babet eben so ruhig und gefaßt. Der Baron richtete mit einiger Entrüstung sein Auge auf die kaltherzige Sprecherin, welche mit der ceremoniösen Benennung eine Schranke mehr zwischen ihnen aufzurichten im Begriffe war.

Meine Bedingungen sind einfach, sagte er hastig. — Er unterbrach sich selbst und lauschte. Im Nebenzimmer wurde es laut. Stimmen, fröhlich lachende, drangen durch die Thüre zu ihnen. Babet runzelte die Stirn. Sie mußte fürchten Rosa mit ihrem Knaben eintreten zu sehen, bevor Alles abgemacht war, und das wünschte sie keineswegs. Sie kannte Rosa's kindherzigen Sinn, sie wußte, daß sie um einen freundlichen Blick ein ganzes Stammgut aufs Spiel gesetzt hätte. Rosa rief dem Kinde schäckernd einige französische Worte zu, die errathen ließen, daß es Exercitien im Gehen anstelle. Dann wurde es wieder still.

Meine Bedingungen sind einfach, wiederholte der junge Edelmann. Indem ich den Sohn meines Bruders anerkenne und ihm willig den Platz räume, den Umsicht und Güte meines verstorbenen Vaters mir verliehen hat —

Mademoiselle Babet fuhr erfreut und mit der ganzen Lebhaftigkeit der Französin von ihrem Sitze auf und unterbrach ihn: — das wollen Sie? das werden Sie thun?

Haben Sie etwas Anderes von mir erwartet? fragte der Baron stolz. Aber sein Herz klopfte stürmisch bei dem Gedanken, daß er wirklich etwas Anderes im Sinne hatte haben können.

Hören Sie jedoch erst weiter, sprach er. Ich habe den Agnaten unsers Hauses, denen eine bedeutende Stimme zusteht, meinen Entschluß mitgetheilt und sie eingeladen, zu einer Conferenz am sechsten März auf Schloß Sindekow zu erscheinen, woselbst ich ihnen den Erben der Sindekowschen Reichsbaronie vorzustellen die Ehre haben würde. Meine Abstandsforderungen, die ich auf die Hälfte der Einnahmen bis zur Mündigkeit des Kindes festgesetzt habe, werden ihrer Prüfung nach bestimmt werden, und insofern die Wittwe meines Bruders im Namen ihres Kindes nichts dagegen einzuwenden hat —

Er machte eine leichte Verbeugung gegen Babet und sah ihrer Antwort gewärtig zu ihr auf.

Gewiß nicht, mein Herr, erklärte sie.

Weitere Vorschläge und Bestimmungen — fuhr er fort — hängen nicht von mir ab. Die Erziehung des Knaben muß zu bestimmter Zeit Männerhänden übergeben werden, und die Agnaten treten mit dem Tage, wo dieser allgemein anerkannt und in den Stamm der Reichsbarone eingetragen wird, als Vormundschaftscollegium für denselben zusammen.

Ich weiß das! entgegnete Mademoiselle Babet. Die ganz ungeahnte Beredsamkeit des jungen Edelmannes, nebst der überraschend klar ausgesprochenen Willensmeinung desselben, enthob sie aller Advokatenweisheit und ließ sie verstummen.

Digitized by Google

Sage: Mama! — sage: Mama! ertönte es in diesem Momente silberhell von einer so weichen und seelenvollen Stimme, daß es elektrisch bis zum Herzen des Barons drang. Er hielt dafür, daß es die Wärterin des Knaben, die er am Tage zuvor im Wagen gesehen, sein müsse, die im Nebenzimmer spreche; und er hatte im Stillen seine Verwunderung über das schöne Organ dieser Person.

Mein Walter, mein süßes Kind, sprich: Mama, Mama! fuhr die Stimme im Nebenzimmer fort.

Der Baron strich sonderbar bewegt über seine Stirn. Er war gerade auf dem Punkte gewesen, sich bestimmt dagegen zu erklären, daß es der Dame, die sich so gänzlich befriedigt von seinen Anordnungen zeigte, gestattet werden sollte, ihren Aufenthalt auf dem Stammgute zu nehmen. So fest er in der Einsamkeit seines Zimmers dieser Forderung ins Auge geschaut hatte, der Persönlichkeit gegenüber, für die es eine Art Kränkung sein mußte, fehlte ihm der rücksichtslose Muth. Er überlegte schnell, daß es unnöthig sei für jetzt davon zu sprechen, und da er sich seit den Zauberworten, die sein junges ungestähltes Herz wunderbar berührt hatten, von einer unbezwinglichen Zerstreutheit überfallen fühlte, so beschloß er, diese erste Zusammenkunft etwas eilig zu beenden, und erst eine größere Ruhe und Gelassenheit seines Innern eintreten zu lassen, bevor feindselige Bedingungen störend auf ihr zwar kaltsinniges, aber außerdem höfliches Einverständniß wirken könnten.

Er erhob sich mit einem verbindlichen Lächeln: Ich glaube, wir haben übersichtlich jetzt das geordnet und besprochen, was uns zu unserer Verständigung oblag. Sollten sich in Ihnen, meine Gnädige, noch Skrupel regen, so bitte ich mich schriftlich davon zu benachrichtigen, da es mir, als Garçon, wohl nicht gestattet sein möchte, Ihren Besuch zu erbitten. Sind mündliche Besprechungen nöthig — —

Er hielt inne, denn die zauberhafte Stimme, die sein Herzblut in Wallung zu bringen fähig schien, rief wieder mit dem weichen Accente des süddeutschen Dialectes:

Mein liebes Kind — sage: Ma-ma, Ma-ma!

Mademoiselle Babet hatte sich auch erhoben und war einige Schritte nach der Flügelthüre des Nebenzimmers zu getreten. Ihr entging die Zerstreutheit des jungen Mannes nicht, und sie glaubte zu errathen, daß er hoffe jetzt endlich zu der Dame, der sein Besuch galt, während er die Geschäfte ganz richtig auf ihre Schultern geladen hatte, geführt zu werden. Wie erstaunte sie, als der Baron, der seinen Satz unbeendigt ließ, nach seinem Hute griff und mit den Worten sich abschiednehmend verneigte:

Es ist für beide Theile wünschenswerth, daß Sie Ihren Aufenthalt bis zu der Zeit verlängern, wo die Beschlüsse der Agnaten gefaßt sein werden.

Digitized by Google

Kann ich Ihnen für die Bequemlichkeit dieses Aufenthaltes dienlich sein, so befehlen Sie über mich. —

Babet fiel ihm rasch ins Wort: Und Sie wollten gehen ohne die arme kleine Rosa gesehen zu haben? fragte sie stürmisch, indem sie rasch der Thüre zuging.

Verwundert hob der Baron seinen Blick zu ihr auf. Dieser Blick fragte: Wen? wen soll ich sehen? Doch seine Lippen blieben stumm. Wie hätte er sich die Blöße geben können, durch eine solche Frage einzugestehen, daß er in Irrthum befangen, zu der Wittwe seines Bruders zu sprechen geglaubt habe. Eine Ahnung durchrieselte ihn. Babet Mauvillon! Diese kalte, geistesstarke Babet, die den Schleier der Entdeckung in den Händen gehabt — Babet Mauvillon! Nicht ein Laut verrieth seine Ueberraschung, nicht eine Wimper zuckte, als er, sich fest beherrschend, mechanisch der Einladung „näher zu treten" nachkam. Mechanisch überschritt er die Schwelle und mechanisch verneigte er sich, als eine weibliche Gestalt vom Fenster sich erhob und mit dem Knaben im Arme ihm entgegenkam.

Rosa, ich stelle Ihnen den Baron Cassian vor! rief Babet mit so zuversichtlich freudigem Tone, daß alle Zweifel in der Brust der jungen Frau erstarben und ihr Kinderzutrauen wieder hergestellt wurde. Sie hob ihren Knaben auf zu dem Baron und flüsterte mit ihrer schönen Stimme:

Sieh, Walter, sieh, das ist Dein Onkel!

Und der Knabe jauchzte und krähete vor Freude. Er streckte seine Aermchen verlangend nach dem Onkel aus. Cassian in einer wunderbaren Aufwallung umfaßte den Kleinen und hob ihn gegen sein Gesicht empor. Ja, das waren die unverkennbaren Züge des alten Stammes! Er hatte sich am vorigen Tage nicht getäuscht, sein aufgeschrecktes Gewissen hatte ihn nicht belogen. Gott hatte den Stempel der Aehnlichkeit, das Wahrzeichen der Familie auf das junge Gesichtchen gedrückt, um jeden Zweifel zu lösen.

Cassian befand sich in einem Zustand völliger Ueberwältigung, als er dies Kind seines Bruders vor sich hatte, als er seinen Mund auf die klare Stirn desselben preßte. Und als er es wieder zurückgab an seine Mutter, da fand er sich Auge in Auge mit dem liebreizendsten Geschöpfe, das Gottes Sonne beleuchten kann. Er verlor seine Fassung. Sie — fragte er voll Bestürzung — Sie, dieses Kindes Mutter? Nein, nein, es ist nicht möglich!

Rosa lächelte verschämt. Doch, ich bin seine Mutter! scherzte sie. Mein Walter, bin ich Deine Mama?

Was war es, das den jungen Mann so tief bewegte? Was war es, was ihn unfähig machte, sich aus dem traumhaften Zustande emporzuraffen?

Nur die Bestürzung allein? Nein, o nein! Eine Bestürzung bezwingt den kühnen und redefertigen Weltmann nicht. Es gehörte keineswegs zu seinen Eigenthümlichkeiten, leicht verlegen zu werden, und er hätte jede Ueber-

Digitized by Google

raſchung mit der Lebhaftigkeit und Anmuth ſeines geſelligen Talentes überwinden können.

Der Beweggrund einer ſolchen Gemüthsſtimmung mußte tiefer liegen, ſonſt würde er ſeiner gänzlichen Faſſungsloſigkeit Herr geworden ſein.

Eine zärtliche, an Huldigung grenzende Hochachtung prägte ſich plötzlich in dem Mienenſpiele des jungen Mannes aus, als er Roſa's Hand ergriff und an ſeine Lippen führte.

Beurlauben Sie mich — bat er leiſe, und ſeine Stimme bebte — laſſen Sie mich eine Aufregung und Schwäche, die des Mannes unwürdig iſt, erſt bewältigen. Wenn ich ruhig geworden bin, komme ich zurück.

Roſa hielt in freundlicher Unbefangenheit ſeine Hand feſt und ſah ihm unſchuldig ins Geſicht: Warum wollen Sie gehen? Was gefällt Ihnen hier nicht? Wann kommen Sie wieder? ſchloß ſie mit verzagtem Tone und ſchlug tief erröthend die Augen zu Boden, weil ein einziger Blick Caſſians es ihr deutlich gemacht hatte, daß ihr allein die Schuld beizumeſſen war, wenn er es jetzt unmöglich fand zu bleiben. Er eilte aus dem Zimmer. Mademoiſelle Babet, etwas ſchwerfällig von Begriffen ſobald das Herz ſeine Zauber entfaltete, begleitete ihn, und Roſa lehnte ſich in glückliche Träume verſunken ans Fenſter, um ihm nachzuſehen.

Wie vom Sturme vorwärts getrieben durcheilte der Baron die Straßen. Ob der Schnee ihn umwirbelte, ob die Kälte ſeine Glieder zu lähmen begann, davon wußte er nichts. In ſeinem Gehirne blüheten Blumen von nie geträumter Schönheit, und in ſeinem Herzen glühte ein Strom von Gefühlen, die ihn himmelan führten.

Athemlos kam er bei dem Hauſe des Banquier Meier an. Er war inſtinctmäßig dorthin gegangen. Als er zum Bewußtſein kam, wo er ſich befand, lächelte er ſchwermüthig. Ja, murmelte er, indem er ſeinen beſchneiten Pelz im Vorzimmer abwarf, ja, meine mütterliche Freundin ſoll mir beiſtehen — ſie ſoll mir rathen — ſie ſoll mir helfen!

Raſch trat er in das hübſche, warme, Behaglichkeit und Eleganz vereinende Zimmer der Frau Meier. Sie ſaß an ihrem Nähtiſche, wie immer, und ſah ihm entgegen. Spannung mit Neugier bedeutend gemiſcht malte ſich in ihren ausdrucksvollen Zügen, als ſie rief: Nun, wie ſteht es mit Ihrer Angelegenheit, lieber Freund?

Entweder hatte Caſſian die Frage gar nicht gehört oder er fand keine Antwort darauf in ſeinen Gedanken. Er ſchritt mit geſenkter Stirn ihrem Sitze zu, ſah ſie abweſend und träumeriſch an und wandte ſich ſchnell wieder, um ruhelos im Zimmer auf und ab zu wandern.

Frau Meier, erſchrocken über ſein ſeltſam verſtörtes Ausſehen, überlegte einen Augenblick, was zu thun ſei. Daß etwas Abſonderliches geſchehen war, davon belehrte ſie ſein Auftreten; aber was war geſchehen? Ihre Gedanken,

Digitized by Google

vom Gewissen geschärft, kehrten zu Alma zurück. Sollte irgend eine definitive Erklärung des Ministers sein Ohr erreicht und ihn so tief aufgeregt haben? Sie beschloß ruhig abzuwarten, bis sich der Sturm in Cassian etwas gelegt habe.

Es währte aber eine lange Zeit, ehe Dieser es müde wurde, stumm und eilig über den weichen Blumenteppich des Zimmers hin und her zu laufen; und als er sich endlich neben ihr in einen Sessel warf, da sah er so erschöpft und bleich aus, daß es sie jammerte.

Sie spannen mich auf die Folter, Cassian, flüsterte die Dame mit mildem, gütigem Tone. Ihnen ist ein Unglück geschehen — das sehe ich, aber was ist Ihnen geschehen? Sagen Sie es mir. Vertrauen Sie mir.

Ein Unglück soll mir geschehen sein? fiel Cassian erstaunt ein; ein Unglück, wer sagte Ihnen das? — Er sah träumerisch lächelnd vor sich nieder.

Jetzt waffnete sich Frau Meier mit Entschlossenheit und begann ein systematisches Examen.

Sie sind heute früh schon bei der Dame gewesen, die Ihres Bruders Wittwe ist? fragte sie. Er neigte still sein Haupt.

Haben Sie die Dame gesprochen? Nun, hat sie Ihnen Einwendungen entgegengestellt?

Nein! nein! Sie sind mit Allem zufrieden, und wenn das nicht wäre — Er brach ab. Frau Meier wurde etwas ungeduldig.

Vielleicht will sie sich aber nicht von ihrem Kinde trennen — will in Sindekow wohnen? — Weiter kam die gute Dame nicht mit ihren Vielleichts. Der Baron richtete sich wie ein Seliger aus himmlischen Gefilden lächelnd auf und rief voller Extase: O wenn sie das wollte, wenn sie in diese öden Mauern ziehen wollte, wie würde ich ihr dienen, wie wollte ich sie hoch halten und ehren, wie wollte ich — —! Nein! nein! Sie wird sich nie in Sindekow heimisch fühlen können — sie wird ihr Millefleurs nie verlassen wollen. Mille fleurs —? Millionen Blumen sollten ihr blühen, ihr Fuß sollte nur auf Blumen wandeln. —

Frau Meier hörte über alle Begriffe verwundert diese Aphorismen an. — Er ist wahnsinnig geworden, dachte sie; er ist entweder wahnsinnig geworden oder es sind eigenthümliche Ereignisse eingetreten, die seine Meinung umgestaltet haben.

Ich verstehe Sie nicht, Cassian, sprach sie laut. Ihre Frau Schwägerin ist also liebenswürdig?

Er sah auf, und jetzt konnte die erfahrene Dame aus dem Leuchten seiner Augen sehen, daß sein Herz tief getroffen war.

Liebenswürdig? wiederholte er leise. Ich weiß nicht, ob sie liebenswürdig ist. Haben Sie sich je einen Begriff von der Reinheit, Erhabenheit und Unschuld der Mutter Gottes machen können, die Jesum geboren hat? fragte

Digitized by Google

er abspringend. Haben Sie jemals versucht, die göttliche Lieblichkeit der Jungfrau nach idealen, tiefsinnigen und ergreifenden Vorstellungen in sich aufzunehmen und sich fest einzuprägen?

Frau Meier antwortete nicht, sondern sah ihn mehr als verwundert an. Er ist durch den schnellen Glückswechsel wahnsinnig geworden! dachte sie bekümmert.

Haben Sie dies anbetende und vergötternde Gefühl noch niemals gehabt, so können Sie sich auch keine Idee von meinem Seelenzustande machen! fügte der junge Mann hinzu.

Wie soll ich aber diese Anbetung und Vergötterung mit Ihrer Schwägerin in Zusammenklang bringen, da diese schauderhaft häßlich ist? wendete Frau Meier mit trockenem Ernste ein. Der Baron fuhr schnell von seinem Sitze in die Höhe.

Schauderhaft häßlich — Rosa — schauderhaft häßlich? fragte er mit flammenden Blicken.

Sie selbst haben es mir versichert! rief Frau Meier eben so ruhig, wie vorhin.

Ich? — — Er stockte und schien seine Gedanken zu sammeln.

Gestern! fiel Frau Meier ein. Cassian lächelte.

Ja gestern! das war aber ein Irrthum! rief er schnell. Babet Mauvillon war mit dem Knaben zu mir gefahren. —

Jetzt kam der Geist der Erkenntniß über Frau Meier. Ah! So, so! Und heute lernten Sie Rosa kennen und Rosa ist schön? ist jung?

Schön! jung! entgegnete der Baron voller Enthusiasmus. Hinreißend schön! fabelhaft jung! blühend wie eine Rose! freundlich und mild wie ein Engel! Lachen Sie nicht, theure Gnädige, lachen Sie nicht, ich rede ohne Uebertreibung, ich rede die Wahrheit. Fahren Sie zu ihr, sehen Sie dies Kindeslächeln, diesen reinen Jungfrauenblick, hören Sie diese melodische Stimme, die bis ins Herz dringt und alles Blut in demselben mit Begeisterung durchglüht, und dann will ich sehen, ob Sie meine Aufregung noch belächeln können!

Frau Meier reichte ihm bewegt die Hand: Ich werde Sie begleiten, wenn Sie wieder zu ihr gehen, sagte sie. (Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

— **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Von Heinrich König. (In zwei Theilen. Zweite sehr verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1858.) — Das Leben Georg Forster's zu schreiben, ist hier einer unserer gelesensten Romandichter, wie früher ein anerkannter Naturforscher aus dem Kreise der gewohnten Production getreten. Auch ist es in der That voll romanhaften Interesses, dieses Leben, das in dem Raum von 40 Jahren mehr Inhalt zusammenfaßt, als sonst der doppelten Lebensdauer zugetheilt zu werden pflegt,

Digitized by Google

dieß Leben der ewigen Jagd nach dem Glück und der beständigen Enttäuschungen. Der schon als Knabe die Erde umsegelt und, das natürliche Verhältniß umkehrend, für den Vater sorgte, in einem Alter, wo sonst die Söhne den Vätern ihr Fortkommen zu verdanken haben, — er muß am Ende erleben, wie Heyne an Sömmerring schreibt, daß der „alte Narr" öffentlich erklärt, es sollte ihn freuen, den Sohn am Galgen zu sehen! Der als Bräutigam an Therese geschrieben, „er hoffe, von Ihrer Hand gepflegt, einst ruhig und gutes Muthes zu entschlafen", dessen Todesschein enthielt den Beisatz: Sa femme absente! Ein solcher Mann bedarf, um der Mittelpunkt eines interessanten Lebensgemäldes zu werden, nichts weiteres, als das, was der Verfasser mit feinstem Tact gethan hat: eine passende Auswahl aus den Mittheilungen von ihm und über ihn, wie sie in dem von Therese herausgegebenen Briefwechsel, in Sömmerrings Leben und Mercks Briefwechsel niedergelegt sind, unterbrochen von der Schilderung der localen und socialen Zustände, so oft der Held an einen neuen Schauplatz seiner Thätigkeit versetzt wird, und von der Ergänzung der Lücken auf psychologischem und historischem Wege. Hierzu gehören vor Allem die Lücken in dem Gemüthsleben beider Gatten, welche bisher um so bemerkbarer waren, weil die überlebende Gattin das meiste Material für den Biographen geliefert hatte. Der Verfasser ist seiner eigenen Angabe gemäß zunächst durch die Studien zu seinem Roman: „Die Clubbisten in Mainz" zu Forster gelangt und hat im Winter 1850 bis 51 das Buch: „Haus und Welt" verfaßt, welches 1852 erschien und hier in erneuerter Form vorliegt. Ueber das Verhältniß dieser objectiv gehaltenen Biographie zu dem bekannten Tendenzstücke, welches J. Moleschott 1854 unter dem anachronistischen Titel: „G. F., der Naturforscher des Volkes geliefert, spricht sich der Verfasser in der Vorrede in würdiger und bescheidener Weise, zugleich mit berechtigtem Selbstgefühl aus. Die Schilderungen der öffentlichen und privaten Verhältnisse, in welche Georg zu London, Kassel, Wilna, Mainz, Paris eintrat, sind wahre Kabinetstücke feiner und sauberer Pinselführung. Aus der Fülle seiner Belesenheit berichtigt Heinrich König sogar Theresens Angaben (z. B. I. 289) und theilt auch jenes beklagenswerthe Actenstück mit welches in der Sammlung von Forsters Schriften fehlt: das „Schreiben des Nationaleonventes des rheinisch-deutschen Volkes an den Nationaleonvent der Frankenrepublik", welches die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangt. So findet auch der mit Forsters Werken und mit der Literatur über ihn Vertraute noch manche Nachlese; und wem dieser merkwürdige Mensch noch fern gestanden, der wird auf die leichteste Weise zu seiner Kenntniß hingeführt. — (S. 230 des I. Bandes Z. 11 v. u. muß es heißen: reformirte statt protestantische, da „protestantische Kirche" keinen Gegensatz zu „lutherische" bildet.)

S.

— **Wissenschaftliche Vorträge.** Was dem Franzosen seine Revuen bieten, das empfangen jetzt die Einwohner größerer deutscher Städte durch Vorträge in gebildeter Form, in welcher sich die Fortschritte der Erkenntniß auf eine faßliche Weise darstellen. Wir meinen damit nicht die Lehrcurse, wie sie in Frankfurt üblich sind, sondern die einzelnen Erörterungen, mit welchen die Meister der Wissenschaft vor einem gemischten Kreis auftreten. Am meisten Geltung haben bis jetzt die Vorträge im chemischen Hörsaal zu München; einen derselben („der Kreml in Moskau" von F. Bodenstedt) haben wir in diesen Blättern gebracht. Ihnen schließen sich die Abhandlungen von Kuno Fischer, Fortlage u. A. an, die in der Rose zu Jena gelesen werden; auch diese haben wir zum Theil unseren Lesern vorgelegt. Neuerdings sind auch die „wissenschaftlichen Vorträge", die im Februar und März dieses Jahres im großen ständischen Saale zu Wien gehalten wurden, gesammelt erschienen (Wien, Carl Gerolds Sohn). Zwei derselben sind naturwissenschaftlichen Inhaltes, nämlich Carl Hornstein über Asteroiden und Grailich über fingende Flammen. Die übrigen beziehen sich auf interessante Punkte der Geschichte und Cultur. Carl Tomascheck behandelt Schillers Wallenstein, während wir in der Rede „über die Stellung Oesterreichs zu Anfang des

Digitized by Google

dreißigjährigen Kriegs von Ottokar Lorenz" Aufschlüsse über den geschichtlichen Wallenstein, namentlich über den Sinn und die Motive seiner Absetzung erhalten. Theodor Sickel spricht über Frankreich und Burgund im 15. Jahrhundert; in Bezug auf Ludwig XI. stellt er den optimistischen Satz auf: „Groß nennt das Andenken der Völker, die Geschichte, nur die Könige, deren Politik neben dem Segen des Erfolgs auch die Weihe der Moral empfing." — Professor Rudolph Eitelberger von Edelberg spricht „über Städte-Anlagen und Stadtbauten", offenbar veranlaßt durch die bevorstehende Erweiterung von Wien. Er macht darauf aufmerksam, daß in Wien die Architektur einen jungfräulichen Boden findet, und gibt den Bewohnern der Kaiserstadt die vortreffliche Mahnung, daß diese den Beruf hat, für den Südosten Europa's das zu werden, was Paris für den Westen geworden ist, daß aber nur jene Stadt die Supremalie erringt, die es versteht, das geistige Uebergewicht in die Wagschale zu werfen. — Büdinger's Vortrag über König Richard III. haben wir schon genannt; ihm folgt Gustav Lincker „über die älteste Sagengeschichte Roms." In dieser Weise gibt der vorliegende Band eine vielseitige Zusammenstellung; die Abhandlungen knüpfen meist an einen Gegenstand der allgemeinen Bildungs-Interessen an. Fast jeder Vortrag hat einen paränetischen, wohlstylisirten Schluß, der bei solchen Darstellungen unentbehrlich erscheint, während der streng wissenschaftliche Vortrag nicht eines schönen, sondern eines klaren und zusammenfassenden Abschlusses bedarf.

Unterhaltungen.

— **Ein Goethe-Blatt von Theodor Reiffenstein.** — Die Frankfurter Kunstfreunde schätzen schon längst das große und eigenthümliche Talent, das Theodor Reiffenstein im Zeichnen von Gebäuden und Prospecten bewährt. Wer seine derartigen Arbeiten noch nicht gesehen hat, der glaubt es kaum, daß in ein Abbild meist geradliniger Gegenstände bei aller Treue so viel Stimmung und Ausdruck zu legen sei. Seit Jahren verwendet Reiffenstein seine Mußestunden auf das Studium der merkwürdigen Häuser, an denen unsere älteren Stadttheile reicher sind als man gewöhnlich denkt; er kennt jeden Mauerrest, jeden Erker und Tragstein, jedes unscheinbare Ornament, an das sich eine historische Beziehung knüpft. Durch eigene Nachforschung und durch geistvolle Benutzung dessen, was hiesige Alterthumsforscher zu bieten vermögen, ist er dazu gelangt, sich in die bauliche Vorzeit mit aller Frische der Gegenwart versetzen zu können. Die reichhaltige, von ihm angelegte Sammlung ist daher nicht bloß für Frankfurt von großem Werth. Am anziehendsten sind seine Blätter jedoch, wenn sie den früheren Zustand eines Hauses oder Quartieres treu und anschaulich reconstruiren. Reiffenstein beabsichtigt jetzt einige Oertlichkeiten, die durch Goethe's Leben und seine Berichte darüber wichtig geworden sind, im Gewande, das sie vor hundert Jahren trugen, darzustellen. Das erste dieser Blätter ist bereits vollendet; es wird demnächst zur Ausstellung gelangen und ist für jeden Goethe-Verehrer eine Gabe von seltenem Werthe. Dasselbe zeigt uns nämlich, vom Fenster des Arbeitszimmers aus, das der neunjährige Knabe Wolfgang bewohnte, die Aussicht über Gärten und Stadtmauer ins Freie gegen Höchst hin, wie sie sich im Jahr 1758 darbot. „Dort" sagt Goethe, „war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, doch sehnsüchtiger Aufenthalt"; dort wartete er die Gewitter ab, sah die Sonne untergehen, sah gleichzeitig die Nachbarn ihre Blumen besorgen, hörte die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen, und empfing von all Diesem einen ernsten, ahnungsvollen Eindruck. Die Nachwirkung desselben zeigt sich noch an vielen Stellen seiner Dichtungen, so im Faust: „Sie steht am Fenster, sieht die Wolken zieh'n über die alte Stadtmauer hin." Wer möchte nicht gern diesen sehnsüchtigen Eindruck, mit ebensoviel Gewissenhaftigkeit als Phantasie wiedergegeben, auf sich wirken lassen? Unser Künstler hat

Digitized by Google

die noch bestehenden Reste, Gartenbauten hinter dem Hirschgraben, Stücke der ehemaligen Stadtmauer (im Mohrengarten), Bäume an der Stelle des Gogel'schen Gutes als sogenannte todte Punkte trefflich verwandt. Dabei aber läßt er die sanft-idyllische Scene in ihrer ganzen Einfachheit für sich reden, und hat sich nicht den kleinsten Zusatz um des Effectes willen gestattet. Selbst der bekannte Hahn, ehemals der nächste Aussichtspunkt (jetzt auf dem „Garküchenplatz") wird wegfallen müssen, da er sich in die richtige Aufnahme nicht fügen will.

— **Belgien unter Maria Theresia.** — Belgie onder Maria Theresia door L. van Rucke lingen. Antwerpen 1792. 8°. 195 S. — So nah uns die Regierungszeit Maria Theresia's liegt, ist dennoch fast keine Epoche aus der Geschichte der Niederlande in solches Dunkel gehüllt, als die ihrige. Sei es, daß sie den gleichzeitigen Ereignissen außerhalb Belgiens gegenüber zu unbedeutend war, um die Aufmerksamkeit der damaligen Geschichtschreiber auf sich zu ziehen; sei es, daß zufällig andere Fragen das Interesse der heimischen Gelehrten beschäftigten: wir begegnen in der reichen belgischen Literatur nur wenigen und äußerst mangelhaften Nachrichten über den Zustand des Landes in jener Zeit. Und gleichwohl währte die Regierung Maria Theresia's fast ein halbes Jahrhundert und war eine so segensreiche für die damals „österreichischen Niederlande", daß noch vor wenigen Jahren in den vlämischen Städten vom Volke Klagelieder auf den Tod von „Ons Keizerin", wie sie in den Liedern heißt, gesungen wurden. Darum unternahm es ein junger vlämischer Schriftsteller, Lodewyk Mathall, der sich nach seinem Wohnort van Ruckelingen nennt, diese glückliche Zeit Belgiens zum Gegenstand ernster historischer Forschungen zu machen und ein vollständiges Bild von den damaligen Verhältnissen, den Staatseinrichtungen und dem blühenden Zustand des Landes nach Beendigung der Kriege mit Frankreich zu entwerfen. Die anziehende Darstellung macht das belehrende Geschichtswerk zugleich zu einem Unterhaltungsbuch für das vlämische Lesepublikum, und nur die vielen im Anhang beigefügten Documente verrathen, welche Arbeit es gekostet hat, aus den so zerstreuten Einzelheiten ein Ganzes zu machen. Der Verfasser spricht in der Einleitung die Absicht aus, ein ähnliches Werk über die Regierungszeit Josephs des Zweiten zu veröffentlichen, die freilich öfter behandelt wurde, jedoch unter seiner gründlichen Behandlung ein neues Ansehen gewinnen kann. Frhr. v. R.-D.

— **Thaddeus Bulgarin über Klinger.** Der russische Vielschreiber Bulgarin war im Jahr 1788 Schüler im Petersburger Kadettenhause, das damals unter Klinger's Oberleitung stand. Hier sah er also den deutschen Dichter in Generalsuniform, und später mag er als renommirter Literat die Bekanntschaft fortgesetzt haben. Die Mittheilungen über Klinger jedoch, die er gibt, sind von den Biographen längst benutzt, insoweit sie mehr geben als seichtes Gewäsche und direkte Entstellungen. Es ist daher zu verwundern, daß dieselben jetzt wieder von einem Dutzend deutscher Zeitschriften als etwas Neues und Beachtenswerthes aufgetischt werden. Dieselben sprechen ganz gläubig nach, was Bulgarin über Klinger's Verkehr mit den deutschen Schriftstellern Seume und Musäus berichtet. Aber derjenige Musäus, der Klingern nahe stand, war nicht der Märchendichter, sondern dessen Sohn, und selbst kein Schriftsteller. Ganz unglaublich ist es aber, daß auch Bulgarin's Notiz, Klinger sei in Frankfurt in demselben Hause geboren, wo Goethe das Licht erblickt, ohne alle Einwendung in Deutschland mitgetheilt wird.

— **Kunstnotiz aus Frankfurt am Main.** — Die Fleisch- und Wurstbuden, mit welchen das schöne und reiche Südportal unseres Kaiserdomes zugeklebt ist, sind in den letzten Wochen auf eine recht dauerhafte Weise ergänzt, neu hergerichtet und lakirt worden. Der Hofbanquier Elmeyer in Detmolds „Randglossen" sagt: „Wenn eine Statüe mein ist, darf ich sie anstreichen lassen ganz wie ich will, gestreift oder karrirt!"

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen qr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 30. **Frankfurt a/M.,** den 24. Juli 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.) — **Ueber „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“, seine Freunde und Gegner.** Ein Wort zur Verständigung. Von A. Boden. — **Ein mittelalterliches Bauwerk im Verfall.** Von Dr. A. Finger. — **Neue Bücher.** Theokrit, verdeutscht von A. Eberz. — Die Himmelsstürmer oder St. Georgsbrüder. — **Unterhaltungen.** Die Juden in Konstantinopel; Stein und Goethe; A. E. Brachvogel. — Das in Nassau zu errichtende Denkmal für Stein.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

XIX.

Zu derselben Stunde, wo Cassian mit überströmendem Herzen im Zimmer der Frau Meier die Flügel der Begeisterung entfaltete, um sich in Regionen zu schwingen, die von irdischer Wirklichkeit ziemlich weit entfernt liegen, zu derselben Stunde stand der nagelneue Staatsrath Meier in pontificalibus vor dem Minister von Lautenberg, dessen finstere Stirn Gewitter aller Art versprach. Es war noch keine Stunde verflossen, daß Meier das Patent erhalten hatte, und er schien, strahlend vor Glück, mit Herkulesmuth den Wolken zu trotzen, die des Ministers Angesicht aufwiesen.

Aber sein Muth sollte gebrochen werden. Das erste Wort seines Gönners eröffnete ihm eine Nachricht, die er selbst noch nicht wußte.

Warum haben Sie mir gestern nicht sogleich mitgetheilt, daß die Baronin Rosa von Sindekow in der Stadt angekommen ist und Ansprüche, ganz gerechte Ansprüche an die Familiengüter Ihres Freundes gemacht hat?

Der Staatsrath sah, im eigentlichsten Sinne des Wortes, versteinert auf

Digitized by Google

den grimmig blickenden Vorgesetzten, und der Dank, den er höchst salbungsvoll zu beginnen im Begriffe war, blieb ihm auf den Lippen hängen.

Nun, Sie wollen mir doch nicht weißmachen, daß Sie dies nicht wüßten? fuhr der Minister heftig auf.

Der Staatsrath fühlte, wie nöthig es sei sich zu verantworten. Sein Schreck beraubte ihn alles Nachdenkens und aller Schlauheit.

Excellenz — bei Gott, davon weiß ich selbst noch nichts, betheuerte er sichtlich verwundert.

Pah — noch diese Lüge zu allen andern Intriguen! warf der Minister verächtlich ein.

Verdutzt stand der Herr Staatsrath und schwieg. Was wußte der Minister? Wie weit reichten seine Entdeckungen? Seine Fassung wich mehr und mehr, als dieser sich ganz nahe vor ihn aufstellte und höhnend sagte:

Ich habe Wort gehalten; und Sie?

Excellenz — nehmen Sie mein Ehrenwort zum Pfande, daß ich total darniedergeschmettert bin durch eine Nachricht, die mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel erscheint!

Ich wollte, ich könnte den Donnergott zu diesem Blitze commandiren, damit meine Uebereilung zerschmettert und zerschlagen würde, murmelte gehässig Se. Excellenz.

Mein Gott, ist denn Alles verloren? forschte der neue Staatsrath, sich von seiner Ueberraschung etwas erholend. Baron Cassian wird doch Einwendungen erheben? Es ist doch noch die Frage, wie das Gericht entscheidet, ob zu Gunsten des ernannten Erben —

Schweigen Sie, mein Herr! befahl Excellenz höchst ärgerlich. Wozu solche Hoffnungsbilder? Glauben Sie, daß ich dem Referendar von Sindelow meine Tochter vermählen werde? Wenn Sie und der junge Baron solche vorlaute Hoffnungen gehegt haben, so weiß er jetzt, daß er sich verrechnet hat. Ich habe ihm sagen lassen, daß ich nicht wünsche ihn in unsere Bureaux eintreten zu sehen.

Auch gut, wenn es einmal so weit und nicht zu ändern ist, daß ich dessen ungeachtet Staatsrath bin — dachte Meier, und sein Muth wuchs riesig schnell wieder in die Höhe. Wenn ich nur wüßte, aus welcher Quelle der Minister seine Neuigkeiten geschöpft hat! dachte er weiter, während dieser mit immer wachsendem Eifer fortfuhr:

Es gehört eine unbegreifliche Frechheit dazu, einem Vorgesetzten gegenüber, der unbeschränkte Macht besitzt, solche Intriguenspiele zu entwerfen! Haben Sie nicht bedacht, daß es in meiner Hand liegt, Ihnen auf alle Weise zu schaden?

Der Staatsrath gewann Terrain, je mehr sich der Minister hineinredete; deßhalb begnügte er sich, in schneller Ueberlegung, mit wenigen Worten ruhi-

Digitized by Google

ger Entſchuldigung und demüthiger Anerkennung. Es mußte eine Zeit eintreten, wo Jener alles Pulver verſchoſſen hatte, und dann konnte ſich ſeine Beredſamkeit freies Feld bahnen.

Ew. Excellenz Gerechtigkeitsliebe iſt mir Bürgſchaft, daß dies nie geſchehen wird, antwortete er, ſich tief verneigend.

Sparen Sie Ihre Floskeln. Sie wiſſen, welche himmelſchreiende Bevorzugung Ihnen geworden iſt. Wie? wenn ich nun Ihre Ernennung als Staatsrath contrecarrirt hätte?

Der neue Staatsrath gehörte zu den Beamten, die ſich ihres perſönlichen Vortheiles wegen in Freundſchaft mit dem Subalternenperſonale erhalten, freilich nur ganz insgeheim und unter Erzeigung von Gegendienſten. Er wußte ſchon von dem in ohnmächtiger Wuth zerworfenen Sandbüchschen, hatte aber bis jetzt keinen Grund zum Zorn gegen ſeine Perſon auffinden können. Wenn das noch möglich zu machen geweſen wäre — dachte er heimlich triumphirend — ſo wäre es ſicherlich geſchehen. Laut aber ſprach er:

Durch dieſen Act Ihrer Gnade haben Excellenz ſich den treueſten Diener erworben.

Ihre Hülfeleiſtungen jetzt laſſen wenig für die Zukunft hoffen! rief der Miniſter hochfahrend.

Nach meiner Meinung iſt noch gar nichts verloren, Excellenz. Unbegreiflich iſt mir nur, daß ich die Ankunft der Dame, die ſich als Baronin von Sindekow zu präſentiren erdreiſtet, nicht erfahren habe.

Sie wollen wirklich bei Ihrem Läugnen verharren? fuhr der Miniſter auf.

Bis an mein Lebensende, Excellenz, betheuerte der Staatsrath, indem er zähneknirſchend dachte: Wenn ich nur herausbringen könnte, wer hier den Zwiſchenträger gemacht hat.

Eine elende Ausflucht; eine lächerliche Poſition, die Sie einzunehmen ſich die Miene geben! Das Haus Meier gehört wirklich zur Diplomatie, ohne ins Corps eingetragen zu ſein! lachte Se. Excellenz hohnvoll. Die Dame gibt ſich die Ehre mit der Maske großer Beſtürzung meinen Rath einholen zu wollen in einer Angelegenheit, wo der Herr Schwager bei Weitem beſſer unterrichtet ſein muß; und dieſer Herr Schwager gibt ſich das Anſehen, nichts von der Geſchichte zu wiſſen.

Meine Schwägerin — fuhr der Staatsrath ſelbſtvergeſſen heraus. Wovon ſollte dieſe wiſſen —? Excellenz, ich halte die ganze Sache für eine Kriegsliſt meiner hochverehrten, aber etwas altklugen und vorlauten Frau Schwägerin, fügte er entſchloſſen hinzu.

Eine Kriegsliſt — wie ſo? fragte der Miniſter frappirt.

Sie geſtatten mir eine Frage. Haben Excellenz meiner Schwägerin die Weiſung gegeben für den Baron Caſſian?

Welche Weiſung?

Digitized by Google

Der hohe Staatsbeamte wurde plötzlich sehr besonnen und sehr ruhig. Er beschränkte, wie vorher der Staatsrath, seine Worte bis zur äußersten Nothwendigkeit.

Die Weisung, sich anderweitig placiren zu lassen?

Allerdings!

Dann hat meine Schwägerin ihren Zweck erreicht. Sie wünscht eine Entzweiung des Barons mit Ihnen — sie ist eingenommen gegen eine Verbindung des Barons mit Ihrer Familie!

Der Minister dachte nach. Die Eile, womit Frau Meier ihren Besuch abgekürzt, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte, sprach für diese Ansicht. Aber er war einmal mißtrauisch geworden.

Leere Ausflüchte! murmelte er verdrießlich.

Erlauben Excellenz mir, daß ich Nachforschungen anstelle —

Wozu? Hier steht es! — — Er raffte eine Liste vom Tische auf und hielt sie dem Staatsrath beleidigend dicht vor's Gesicht.

Dieser las mit grenzenlosem Erstaunen in der täglichen Meldung der angekommenen Fremden von Bedeutung: „Reichsbaronin von Sindekow nebst Sohn und Gesellschafterin Babet Mauvillon."

Das ist ein Streich von der Mademoiselle Babet! dachte er wüthend, während er lächelnd das Papier auf den Tisch legte und mit erzwungener Heiterkeit ausrief:

Eine Fastnachtsposse, Excellenz! Wahrhaftig, es ist eine Posse, die man uns, die man dem beneideten Baron spielt. Baron Cassian scheint von dieser albernen Geschichte noch gar nichts zu wissen, sonst würde er mich sogleich aufgesucht haben —

Baron Cassian hat gestern Abend plötzlich seine Rolle beim Rittertanze aufgegeben — fiel der Minister ein — er ließ absagen.

Er ist ein Thor! rief der Staatsrath entrüstet. Mein Gott, welche knabenhafte Furcht! Sieht er Gespenster? Ich muß mit ihm reden. Wer ist diese Dame? Woher kommt sie? Es ist bei Gott ein Fastnachtsspiel, den weichmüthigen Baron zu schrecken! Mein Gott, warum muß ich das heute erst erfahren?

Die Hingerissenheit, womit der Staatsrath sprach, zerstreute wirksamer als alle Betheuerungen seines erzürnten Gönners Zweifel. Wenn es möglich wäre noch zu retten, was schon verloren gegeben war?

Gut, ich will Ihnen Glauben schenken, sprach er kalt. Ich will annehmen, daß dieser Schicksalsstreich ganz unvorhergesehen gefallen ist. Sie sind mir Verantwortung schuldig, mein Herr Staatsrath, ich will aber diese Verantwortlichkeit in eine bloße Verbindlichkeit umwandeln. Gehen Sie und bringen Sie mir heute Abend um fünf Uhr Nachricht, ganz zuverlässige Nachricht. Um acht Uhr beginnt der Ball. Vielleicht ist es möglich, dem auf-

Digitized by Google

tauchenden Geklätsch noch durch einen Gewaltstreich vorzubeugen. Ich autorisire Sie, dem Baron in meinem Namen Zugeständnisse zu machen, wenn voreilige Benachrichtigungen Ihrer Frau Schwägerin mich zu übereilten Beschlüssen verleitet haben sollten. Merken Sie sich, Herr Staatsrath, daß mein Auftrag eine Brücke zu meinem fortgesetzten Vertrauen ist. Um fünf Uhr — auf Wiedersehen!

Der Staatsrath ging, Lächeln im Auge und auf den Lippen, Hohn, Spott und Verwünschungen im Herzen. Seine Schritte führten ihn direkt in seines jungen Freundes Quartier; er fand ihn nicht daheim. Dann überlegte er und schlug den Weg zu dem Hause seines Bruders ein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", seine Freunde und Gegner. Ein Wort zur Verständigung.

Von A. Boden.

Die „Epistel von Heinrich Siegfried an G. H. Lewes" hat in der Beilage zu Nr. 116 der „Allgemeinen Zeitung" von H. Düntzer eine Kritik erfahren, welche den Verfasser allerdings von seinem Glauben an die völlige Aechtheit von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" zurückgebracht haben dürfte. Doch ist damit bloß die eine Seite des Gegenstandes ins Licht gesetzt. Denn was die andere oder den übrigen Werth der Dichtung Bettinens betrifft, so konnte Hr. Siegfried für diesen mit um so größerem Rechte gegen den in mehreren Beziehungen verdienstlichen englischen Biographen Goethe's in die Schranken treten, als letzterer fast nur auf Riemer's „Mittheilungen über Goethe ꝛc." gestützt, in so schonungsloser wie ungerechter Weise über die Dichterin und ihr Werk abgeurtheilt hatte. Hr. Düntzer selbst erkennt in jenen „Mittheilungen", wie sehr ihre thatsächlichen Angaben Berücksichtigung verdienen, doch „eine sehr erbitterte Stimmung, in der Riemer oft ungebührlich auf Andere losschlage." Mit derselben waren bekanntlich, wie u. a. Franz Passow seiner Zeit (in der Vorrede zu seiner Bearbeitung des Schneider'schen Handwörterbuchs der griechischen Sprache) nicht ohne Entrüstung zeigte, noch andere Schwächen verbunden. Uns genügt indessen die „erbitterte Stimmung" vollkommen, die Gereiztheit des, wie ihn ein bekannter geistreicher Kritiker witzig bezeichnet hat, „bissigen Goethe'schen Haushundes" gegen Bettina zu erklären. War er (s. I. 31) der Meinung, „daß ihr Werk demjenigen, den es verherrlichen solle, in den Augen der Unkundigen viel mehr geschadet habe, indem es ihm nicht allein unbegründete Vorwürfe der Kälte und Lieblosigkeit des Herzens zuzog, sondern auch das Verdienst des Genies, die Originalität seiner schönsten Dichtungen aus der spätern Zeit, der Sonette und des Divan, zu schmälern, ja zu rauben drohte" — war

Digitized by Google

Riemer dieser Meinung: dann mußte ihm freilich Bettina dafür büßen und er ihr mit Zinsen den Schaden zurückgeben, den sie dem so leicht zu schädigenden großen Dichter zugefügt hatte. Vielleicht jedoch verdiente das Urtheil „der Unkundigen" weniger Beachtung, da man ja sonst keinem mehr als Goethe'n selbst um des Schadens willen Vorwürfe zu machen hätte, den er sich durch so manche seiner Werke, wo nicht durch alle — denn an welchem hätte sich Tadel- und Verkleinerungssucht nicht versucht! — „in den Augen der Unkundigen" zugefügt.

So wenig wir aber die angeführten Voraussetzungen Riemer's für richtig oder für wichtig halten, so wenig können wir auch in die Behauptung Düntzer's einstimmen: „Wie hoch man immer den dichterischen Werth jener mysteriösen Briefe anschlagen möge, welche jetzt länger als zwanzig Jahre auf viele Gemüther einen so unwiderstehlichen Einfluß geübt, für die Kenntniß Goethe's seien sie ein Irrlicht geworden, dem wir bis auf Weiteres die allergeringste Gewähr absprechen müssen. . . . Je länger der leidige Irrthum gewährt und Goethe bei Manchen in ein durchaus falsches Licht gerückt habe, um so gerechtfertigter erscheine der Wunsch, daß endlich der wirkliche Briefwechsel zwischen Bettinen und Goethe zu Tage trete und der Wahrheit ihr Recht werde." Ist es wahr, daß der dichterische Werth von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" so hoch anzuschlagen, so würde die Dichterin ja thöricht handeln, wenn sie sich durch Riemer's und Lewes' Ausfälle oder durch das peinliche Verhör, in welches sie von deutschen Kritikern genommen wird, zu einer vorzeitigen Herausgabe ihres wirklichen Briefwechsels mit Goethe drängen ließe, welcher allem Anschein nach der, wie selbst ihre Gegner zugeben, noch immer fortdauernden Wirkung des erdichteten oder mit Erdichtung untermischten Eintrag thun würde. Wäre aber die Ansicht Düntzer's, welche eine recht arge Uebertreibung ist, gegründet, daß das Buch „für die Kenntniß Goethe's ein Irrlicht geworden u. s. w.", so würde man die Dichterin dadurch, daß man sie öffentlich beschämte und an den Pranger stellte, gewiß nicht bestimmen, durch Herausgabe des wirklichen Briefwechsels ihre Beschämung selbst zu vollenden.

Mag Lewes als Ausländer wegen seiner Urtheile über Bettina und ihr Buch vielleicht zu entschuldigen sein: Riemer war es gewiß weit weniger, denn er hatte den großen Eindruck erlebt, welchen das letztere bei seinem Erscheinen hervorbrachte, und konnte das Verdienst würdigen, welches sich die Verfasserin, ganz abgesehen von der Aechtheit oder Unächtheit der Briefe, durch dasselbe um das deutsche Publikum erwarb. Oder war es etwa kein Verdienst, daß sie mit ihrem Idealismus ein Publikum anzuziehen wußte, welches kaum mit gesättigtem Magen von den Tischen aufgestanden war, die ihm das junge Deutschland gedeckt hatte, ein Publikum, welches gegen die ebleren Gerichte, womit die Tieck und Platen jenem Deutschland entgegen zu

Digitized by Google

wirken suchten, gleichgültig blieb? War es etwa kein Verdienst, daß Bettina in einem Maße, wie es bis dahin noch nie geschehen, die deutsche Jugend auf Goethe hinlenkte, der immer noch mehr genannt als gelesen war? Solche Wirkungen hervorzubringen halfen die menschlichen Mängel des Buches allerdings mit, aber um so weniger sollte man ihr diese jetzt, wo jenes jedesfalls nur noch vereinzelt wirkt, mit unbilliger Härte und, wie der englische Biograph, auf ungesittete Weise vorhalten; denn golden war immer was sie gab, im Vergleich mit dem was sie verdrängen half.

Hr. Düntzer wirft Siegfried u. a. vor, daß ihm Meusebachs Beurtheilung vom Jahre 1835 *) nicht bekannt gewesen zu sein scheine. Aber derselbe Vorwurf müßte sowohl Riemer als Lewes treffen, und Hr. Siegfried würde sich viel eher aus ihr rechtfertigen können, als diese beiden, denn die Mängel ihres Buches rückte Meusebach Bettinen nirgends mit Bitterkeit, zu der er keine Ursache fand, vor; die Vorzüge und Schönheiten erkennt er dagegen mit so überströmendem Lobe an, daß er seine Kritik mit den Worten schließt: „Das Buch werde der Unsterblichkeit schwer zu entziehen sein; je öfter man es lese, desto frischer und reizender leuchteten seine Anmuth und poetischen Schönheiten hervor."

Von den angeführten Befürchtungen Riemers und Düntzers theilt Meusebach keine einzige; weder verliert ihm Goethe etwas durch die Stellung, welche er im Buche einnimmt **), noch hält er dafür, daß dieses die Wahrheit über Goethe verdunkeln könne. ***) In der That läßt sich, was den letztern Punkt betrifft, nicht wohl annehmen, daß das größere und jugendlichere Publikum, welchem das Buch doch hauptsächlich bestimmt war, sich viel um Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten bekümmert haben werde, die selbst dem Gelehrten und Kritiker nicht das Wesentliche sein dürfen; oder daß jenem der große Dichter kleiner erschienen sein sollte, wenn Bettina ihm wirklich ein Paar Sonette, die sonst vielleicht ziemlich unbeachtet geblieben wären, abgenommen hätte. Das hat sie aber, wie uns dünkt, ernstlich weder gethan, noch thun wollen. Mochte sie auch demjenigen Publikum, welches

*) Halle'sche Allgem. Literatur-Zeitung jenes Jahres, Nr. 115 — 120.

**) Meusebach sagt vielmehr ausdrücklich und ganz im Widerspruche mit Riemer und dessen englischem Ausschreiber: „Goethe's in vorliegendem Buch uns mitgetheilte Briefe" (. sie seien", meint er, „nimmermehr für untergeschobene und unächte zu erklären") „würden zusammengedruckt kaum sechszig Seiten des Werkes einnehmen; dennoch bleibt das Ganze ein höchst merkwürdiger Beitrag zur Geschichte seines Lebens, seiner Art und Kunst zu sein; wir wüßten nichts darin aufzufinden, das vor einer unbefangenen freisinnigen Ansicht ihn irgendwo in Schatten stellen könnte, gegentheils werden gewiß die meisten Leser, manche vielleicht nicht ohne Ueberraschung, seiner freundlichen warmen Zurückhaltung, seiner weisen Mäßigung, seiner milden zarten Beschwichtigung der ihm entgegen drängenden Leidenschaft sich herzlich erfreuen."

***) Er rühmt vielmehr an der Verfasserin und Dichterin wiederholt „die größte sich selbst wenig schonende Wahrheitsliebe."

Digitized by Google

ſie gewinnen mußte, um ihres Zweckes nicht zu verfehlen, einigen unſchuldigen Sand in die Augen ſtreuen, d. h. es zu der Meinung verleiten wollen, es leſe keinen „Roman", ſondern den ächten und unvermiſchten Briefwechſel: dem ruhigen Leſer hat ſie doch deutlich genug geſtanden, daß ſie durchaus den Gedanken nicht hege, auch ihn täuſchen zu wollen, zu können und zu dürfen. Die Anführungen, aus denen das hervorgeht, ſind ſowohl bei Düntzer als bei Meuſebach zu finden, ſo daß wir uns ihre Wiederholung erſparen können. Ja mir ſcheint ſogar gleich in den von Meuſebach, wie mich dünkt, nicht richtig aufgefaßten Worten der Widmung an den Fürſten Pückler vom „Vorurtheil derer, die ſchon jetzt, noch ehe ſie es kennen, dies Buch als unächt verdammen und ſich ſelbſt um die Wahrheit betrügen", nichts als die Bitte an den Leſer ausgeſprochen zu ſein, ſich den Glauben an die poetiſche Wahrheit des Ganzen nicht verkümmern zu laſſen. Dem wirklichen und unveränderten Briefwechſel vorgeſetzt, wären ja ſolche Worte eine Verdächtigung, eine Unächtheitserklärung deſſelben geweſen. Von den Sonetten, die ſie Goethe'n genommen haben, d. h. die dieſer ſcheinen ſoll Briefen von ihr an ihn nachgedichtet zu haben *), überſetzt ſie einige ſo kahl und wörtlich **), als wollte ſie dem kundigen und beim Einzelnen verweilenden Leſer keinen Zweifel laſſen, was er davon zu halten. Düntzer ſelbſt belegt durch recht auffällige Beiſpiele ſeinen Ausſpruch: „Man ſehe, Bettina habe es dem genau zuſchauenden Blick leicht gemacht, hinter die Täuſchung zu kommen", und doch gibt er in einem Falle, wo gar kein Mißverſtändniß möglich war, ihr abſichtliche Täuſchung ſchuld! In ſeinen 1852 erſchienenen „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit" erzählt er nämlich, und wiederholt es jetzt in der Allgem. Ztg.: „wie ganz willkürlich ſie mit ihren eigenen Lebensverhältniſſen verfahre, ergebe ſich daraus, daß ſie uns gar glauben machen wolle, ſie ſei im Herbſte 1807 erſt dreizehn Jahre alt geweſen; wenigſtens erkläre ſie dies dem Fürſten Primas, der ſie für „„allenfalls zwölf Jahre"" alt gehalten habe. Sie ſei aber 1785 geboren ꝛc."

Dieſe Ausſtellung hängt mit dem Anſtoß zuſammen, den man, und das ſelbſt Meuſebach, an dem „Kinde" des Titels genommen hat, als hätte ſich

*) Nicht Meuſebach, ſondern ſpäter Riemer hat hierauf zuerſt aufmerkſam gemacht, und zwar aus Umſtänden, die er als Amanuenſis Goethe's wiſſen konnte; wie weit er aber mit ſeinen hierher gehörigen Behauptungen im Rechte ſei, ob nicht das eine oder andere der fraglichen Sonette und Gedichte wirklich an Bettina gerichtet ſei und ſich auch auf ſie beziehe, ob ſie, wenn ſie dies annahm, nicht wenigſtens bona fide war, darüber ließe ſich, wenn es irgend der Mühe werth wäre, noch ſtreiten.

**) „Von einigen ihrer Briefe", ſagt Riemer nicht mit Unrecht, „kann man dreiſt ſagen, ſie ſeien nur das in Proſa aufgedröſelte, meta- und paraphraſirte Poem Goethe's ꝛc." Dies iſt der Fall mit den drei Sonetten: „Warum ich wieder zum Papier mich wende?" ꝛc „Ein Blick von deinen Augen in die meinen" ꝛc. „Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir ſchickte" ꝛc.

Digitized by Google

Bettina hier nicht deßhalb so genannt, weil sie in dem Buche selbst schon ein erwachsenes Mädchen ist, oder als würde die Wahl dieses Wortes, welches das Reine und Unschuldige des Verhältnisses des Mädchens Bettina zu Goethe (wie sie sich ja auch „Dein Kind" unterschreibt) anzeigen sollte, nicht sogleich durch den ersten Satz der Vorrede aufgeklärt: „Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen." Aber wie viel Unglaubliches Bettina auch erzählt (wie sie denn ja nicht oft genug sagen kann, daß ihr nicht zu glauben sei), so hat sie doch selbst den gläubigsten ihrer Leser nicht glauben machen wollen, daß sie im Jahre 1807 erst zwölf oder dreizehn Jahr alt gewesen. Das geht aus jedem Blatt ihres „Briefwechsels" hervor, und wenn Hr. Düntzer es nicht erkennt, so übersieht er hier nicht bloß den Geist, sondern auch den Buchstaben. In seinem oben genannten Buche führt er nämlich S. 568 aus einem Briefe Bettinens an Goethe's Mutter die Belegstelle zu seiner erneuerten Anklage an: „Wir haben gestern beim Primas zu Mittag gegessen. . . . Da wir ihm vorgestellt wurden, faßte er mich am Kinn und nannte mich: kleiner Engel, liebliches Kind; ich fragte, wie alt er denn glaubt daß ich sei; nun, zwölf Jahre allenfalls; nein, dreizehn, sagte ich; ja, sagte er, das ist schon alt, da müssen Sie bald regieren." Der Scherz ist offenbar, und Hr. Düntzer konnte sich den Zusatz ersparen: „Leider war Bettina, sie nöthigt uns hier ihr nachzurechnen, damals (1807) nicht zwölf oder dreizehn, sondern zweiundzwanzig Jahr alt." Im nächsten Jahre (1808) meldet Bettina Goethe'n die Wiederholung oder Fortsetzung des Scherzes zwischen ihr und dem Primas: „Den Primas habe ich in Aschaffenburg besucht, er meint immer, ich habe die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, und begrüßt mich, indem er mir die Wangen streichelt und mich herzlich küßt. Diesmal sagte er: Mein gutes, liebes Schätzchen, wie Sie frisch aussehen und wie Sie gewachsen sind! — Ein solches Betragen hat nun eine zauberische Wirkung auf mich, ich fühlt mich ganz und gar, wie er mich ansah, und betrug mich auch, als ob ich nur zwölf Jahr alt sei, ich erlaubte mir allen Scherz und gänzlichen Mangel an Hochachtung ꝛc."

Hr. Düntzer kann das Werk, über welches er so leicht als streng aburtheilt, nur sehr flüchtig angesehen haben, sonst hätte ihm folgende in demselben Briefe von 1808 und nur anderthalb Seiten nach der zuletzt angeführten befindliche Aeußerung Bettinens das schwierige Verständniß öffnen müssen: „Ich hatte große Lust ihm zu sagen, daß ich nicht mehr zwölf Jahr, sondern schon eine Weile ins Blüthenalter der Empfindung eingerückt sei, aber da hielt mich etwas ab . . . und nun mochte ich ihm den Wahn nicht mehr benehmen, daß ich noch so jung sei, denn es kam mir vor, was ihn an einem Kinde erfreuen dürfe, das könne ihm bei einer verständigen Dame, wie ich doch eine sein müßte, als höchst inconvenable erscheinen ꝛc." Noch in demselben Briefe sagt sie (Thl. I. S. 336 der 3. Aufl.): „es wer-

Digitized by Google

den wohl zehn Jahr sein, daß ich im Kloster war", und auf S. 77 des „Tagebuchs" erfahren wir, daß sie im dreizehnten Jahr das Kloster verließ. Da aber zehn und dreizehn 23 machen, so stimmt Bettinens eigne Angabe mit der Düntzers genau überein, so daß dieser ihr ohne alle Noth etwas nachrechnet, was sie ihm vorgerechnet hatte. Wie wenig das „junge feurige Mädchen", wie sie sich von Goethe's Mutter nennen läßt, über ihr Alter täuschen wollte, bezeugt auch S. 159 des „Tagebuchs", wo sie schreibt: „So ging die Zeit zwischen 16 und 18 Jahren hin, dann kam ich zu Deiner Mutter, mit der ich von Dir sprach, als ob Du mitten unter uns seist; dann kam ich zu Dir."

Nach einer Anekdote, die Riemer nur andeutet, Lewes nach unbekannten Quellen vervollständigt, soll ein Streit zwischen Bettina und Goethe's Gattin diesen im Jahre 1811 bestimmt haben, jener sein Haus zu verbieten. Die Anekdote verdient keinen Glauben *), aber wäre sie wahr, so müßte grade Hr. Lewes bei seiner günstigen Ansicht über Goethe's Gattin es ehrend anerkennen, daß Bettina, der man gewiß edle Eigenschaften des Herzens nicht absprechen kann, sich nicht an jener rächt. Im Gegensatz zu der übrigen damaligen vornehmen Damenwelt, welche der Christiane Vulpius nicht leicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, räumt ihr Bettina in einem Buche, welches Hrn. Lewes ganz für Roman gilt, einen ehrenvollen Antheil und Platz ein. **)

Hr. Lewes will Bettinen bloß „für die vielen bezeichnenden (picturesque) Anekdoten über Goethe dankbar sein, die sie aus den Unterhaltungen mit seiner Mutter erhalten (preserved) habe"; diese hält er also wenigstens nicht

*) Herr Lewes schmückt diese „wirkliche Geschichte" (real story), welche er „von völlig verläßlicher Seite" (by an authority quite unexceptionable) die er nicht nennt, empfangen haben will, bis zu einer englischen Boxerscene zwischen den beiden Frauen aus: „Es kam zum Wortwechsel und endlich zu gröblicher Beleidigung" (High words rose, gross insult followed) und man wird Bettinen schwerlich vorwerfen können, ihren Lesern Glauben an Unwahrscheinlichkeiten solcher Art zugemuthet zu haben. Herr Lewes sagt selbst: „Das ist die wirkliche Geschichte, so weit ich sie habe entwirren können" (Such being the real story, as far as I can disentangle it), und in einer Anmerkung, die in der Uebersetzung von Freese mit Unrecht weggelassen ist, gibt er sogar zu, daß ungeachtet jener gerühmten Quelle, die ihm Gehörtes erzählte, alle solche Erzählungen, selbst wenn sie sich auf Gleichzeitiges beziehen, insgemein an Ungenauigkeiten leiden, (nevertheless, in all such narratives there is generally some inaccuracy, even when relating to contemporary events). Solche Erzählungen oder Geschichten haben und verdienen bekanntlich den Namen Klatschgeschichten. Welchen Mißbrauch man sich mit dergleichen auch in Betreff Goethe's erlaubt hat, glaube ich in der Abhandlung „Ueber Goethe, mit Beziehung auf einige seiner Tadler" (in meiner Schrift: „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte, von A. Boden. Frankfurt, 1856") an Johannes Falk's: „Goethe, aus näherm persönlichen Umgang dargestellt", an Behse's „Geschichte des Hauses Sachsen", und Gervinus' „Ueber d. Goethe'schen Briefw." zur Genüge gezeigt zu haben.

**) Thl. I., S. 175; 221—222; 223.

Digitized by Google

für gefälscht. Er hätte aber zum Vortheil seines eignen Werkes wohl noch Eines und das Andere mehr von der geistreichen, durch ihn mißhandelten Frau annehmen können. So würde er z. B. vielleicht vor der unglücklichen Behauptung bewahrt geblieben sein: „immer auf die Gestaltung des Selbsterlebten gerichtet, habe Goethe den Egmont so ziemlich zu dem gemacht, was unter gleichen Verhältnissen Wolfgang Goethe gewesen sein würde", — wenn er das Urtheil beachtet und sich von seiner Richtigkeit durchdrungen hätte, welches Thl. I. S. 64 des Briefwechsels mit einem Kinde vorkommt. Dieses Urtheil steht allen ähnlichen, noch immer nicht ausgestorbenen Meinungen über Goethe's Charakterverwandtschaft mit den Helden seiner Romane und Dramen, die ihn zu einem sehr subjectiven Dichter machen würde, entgegen. „Nachher", schreibt Bettina an Goethe's Mutter, „hört' ich ihr (der Frau von Staël) zu, wie sie von Goethe sprach; sie sagte, sie habe erwartet, einen zweiten Werther zu finden; allein sie habe sich geirrt, sowohl sein Benehmen wie auch seine Figur passe nicht dazu, und sie bedauerte sehr, daß er ihn ganz verfehle; Frau Rath, ich wurd zornig über diese Reden (das war überflüssig, wird Sie sagen), ich wandt mich an Schlegel und sagt ihm auf Deutsch: die Frau Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung, und dann in der Meinung. Wir Deutschen erwarten, daß Goethe zwanzig Helden aus dem Aermel schütteln kann, die den Franzosen so imponiren; wir meinen, daß er selbst aber noch ein ganz anderer Held ist. Der Schlegel hat unrecht, daß er ihr keinen bessern Verstand hierüber beigebracht hat."

Für deutsche Leser bedarf es keines weitern Nachweises, wie viel Schönes und Treffendes das Buch Bettinens im Einzelnen biete; Meusebach hat es sogleich nach seinem Erscheinen ausführlich nachgewiesen und sichs wohl nicht träumen lassen, daß man ihn einmal zur Rechtfertigung solcher Angriffe anführen werde, als später von Riemer und jetzt von Lewes ausgingen. Nach meiner Ansicht kann man es ganz ruhig abwarten, ob die Dichterin ihren ächten Briefwechsel mit Goethe noch einmal herausgeben oder herausgeben lassen werde. Thut sie es nicht, so darf man annehmen, derselbe sei schon ganz in ihr Werk mit aufgenommen worden, und in diesem Fall wird es der Kritik im Wesentlichen wohl nicht so schwer fallen, über das Aechte und Unächte darin ins Klare zu kommen oder vielmehr im Klaren zu bleiben.

Ein mittelalterliches Bauwerk im Verfall.

Vor Kurzem verbrachte ich einen Abend in der alten ehemaligen Reichsstadt Gelnhausen. Ich wollte auch die Reste des auf einer Kinziginsel östlich von der Stadt gelegenen Barbarossapalastes besuchen, eines der sehr wenigen, theilweise noch erhaltenen deutschen fürstlichen Prachtgebäude des zwölften Jahrhunderts. (Kugler führt außer diesem namentlich nur

Digitized by Google

noch die Wartburg an. S. Kunstgesch. Aufl. 2. S. 492.) Aber als ich mich von der Seite der obern Kinzigbrücke her näherte, fand ich das Aussehen der Ruine verändert. Die Kaiserburg ist mit ärmlichen, zum Theil aus ihren Trümmern aufgebauten Häusern umgeben und von diesen großentheils verdeckt; über Alles ragte früher ein höheres, allerdings mit modernem Dache versehenes Gebäude heraus, das die Kapelle enthielt. Es ist auf dem Bilde vor dem Titel in Benkard's „Beschreibung der Reichspaläste zu Tribur, Ingelheim und Gelnhausen, 1857" links von der Mitte dargestellt und auf mehreren Blättern in Hundeshagen's „Kaiser Friedrichs I. Barbarossa Palast in der Burg zu Gelnhausen, 1819." Von diesem Gebäude nun sah ich nichts mehr. Nachdem ich an jenen ärmlichen Häusern vorbei durch das Pfortenhaus in den Schloßhof gekommen war, fand ich eine Masse großer Quadersteine auf dem Boden liegend. Die Bewohner jener Häuser beschäftigten sich, zum Theil auf den alten Quadern sitzend, mit Korbflechten. Sie sagten mir, im Frühjahr dieses Jahres 1858 sei die Kapelle, als zu baufällig, abgebrochen worden. So geht ein Theil jenes Denkmals früherer Zeit nach dem andern verloren. Allerdings steht noch ein Theil des Köstlichsten, des Reichssaals, mit seinen zierlichen gekuppelten Säulchen und seiner schönen, an maurische Architektonik erinnernden Thüre. Es ist aber schwer, eine gute Ansicht von diesen Dingen zu gewinnen; die Bohnen- und Rübenbeete im „Garten" der jetzigen Insassen hindern Zugang und Blick. Auch dieser Theil sowie das Pfortenhaus mit den beiden Adlern am Knauf der Mittelsäule und dem eingemauerten langbärtigen sogenannten Barbarossakopfe (s. Benkard S. 41) geht, wenn nicht bald Hülfe geschafft wird, seinem sichern Untergange entgegen.

Nicht aus der neuesten Zeit her schreibt sich der Verfall der Burg. Es ist darüber Benkard und besonders Hundeshagen nachzulesen. Letzterer sagt S. 41: „Gänzliche Vergessenheit und die schonungslose Hand der Ver„nichtung droht den geheiligten Resten dieses edlen Werks der Vorzeit. Wer „wacht, daß es nicht heut oder morgen dem niedrigsten Eigennutz noch gänz„lich anheimfalle? Niemand, außer dem Genius der heimischen Kunst." Und weiter S. 43: „Noch vor kurzer Zeit (im Sommer 1811) erbaute man „ein großes Backhaus von Quadersteinen, welche aus der Ringmauer des „Palastgebäudes gebrochen wurden. Im J. 1814 ließ die Rentkammer zu „Hanau ebendaher Gestein zum Wasserbau nehmen. Jetzt (J. 1818) läßt „(dem Vernehmen nach) der in der Nähe begüterte Freiherr Buderus von „Carlshausen sich eine Gartenmauer davon aufführen. — Vieles vom be„hauenen und verzierten Gestein findet sich an andern Orten gebraucht oder „eingemauert. Es ist schon lange her, daß die öden Gebäude des Palastes „als Niemands Eigenthum und Jedermanns Steingrube betrachtet werden." — Im Jahre 1838 klagt Arnd (Zeitschrift für die Provinz Hanau Bd. I.

Digitized by Google

S. 220), daß diese „heiligen Reste altdeutscher Baukunst leider zu wenig be„achtet werden und täglich mehr verfallen."

Jene Klagen, namentlich die von Hundeshagen, stammen allerdings aus einer Zeit, in welcher man die Denkmäler alter Baukunst im Allgemeinen wenig schätzte. Seitdem ist dies anders geworden; man hat an vielen Orten angefangen, sie vor den Unbilden der Zeit zu schützen; man reinigt, stützt, stellt wieder her, erleichtert Zugang und Anblick. Ich erinnere nur an Königstein, Falkenstein (Nassau), Münzenberg (dessen Thurm jetzt bequemer zu besteigen ist, als es 1852 Usener in seinen „Beiträgen zu der Geschichte der Ritterburgen" u. s. w. S. 38 angibt), Starkenburg bei Heppenheim, Auerbacher Schloß (Hessen-Darmstadt), Winteck bei Weinheim (Baden), Kloster Limburg bei Dürkheim, Maxburg bei Hambach, Ebernburg (Bayern), Wartburg (Sachsen-Weimar), und so manche Burg an der linken Rheinseite (Preußen). Sollte nicht trotz dem schon sehr vorgeschrittenen Verfalle doch auch für den Kaiserpalast bei Gelnhausen eine Rettung möglich sein? Dem Hundeshagen'schen „Genius der heimischen Kunst" allein die Erhaltung dieses Werks zu überlassen, wäre allerdings mißlich.

Frankfurt a. M. 16. Juli 1858. Dr. A. Finger.

Neue Bücher.

Theokrit, verdeutscht von A. Eberz. Theokrit's Idyllen und Epigramme. Deutsch im Versmaße der Urschrift mit erklärenden Anmerkungen von Dr. Anton Eberz, Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (J. Rütten), 1858. 336 S. 8°. — Alexandrien war bekanntlich nach dem politischen und geistigen Tode Athens der Sitz einer neu erblühenden griechischen Literatur; das dortige Museum versammelte eine große Anzahl fleißiger und gelehrter Leute, es herrschte reges wissenschaftliches Leben, und nur an Einem war auffallender Mangel: an schöpferischer poetischer Kraft. Wohl wurden Epen gedichtet und Dramen in Menge geschrieben; aber sie liefen Alle auf geistlose Nachahmung und Künstelei hinaus; einer der alexandrinischen Poeten z. B schrieb — bezeichnend genug — eine Odyssee ohne den Buchstaben S. — Und dennoch sollte gerade diese unfruchtbare Zeit ein poetisches Genie erzeugen — eines nur, aber einen Löwen: den Theokrit. Dieser Dichter, um 300 v. Chr. in Sicilien geboren, in seinen späteren Jahren dem Alexandrinischen Kreise angehörig, ist der Begründer und unerreichte Meister der bukolischen Idylle, des Hirtengesanges. Er hat fast unter allen gebildeten Völkern Nachahmer gefunden, aber Keiner that es dem Schöpfer gleich. So ward er, um mit Schlosser zu reden, gleich Homer ein Licht für alle Zeiten. Seine sicilischen Hirten sind weder Schwärmer noch Rhetoren; es sind gesunde, markige Gestalten, Menschen mit Fleisch und Blut, wie sie der Dichter mit innigem Behagen beobachtet und dem wirklichen Leben treu nachgebildet hat. Meist ist die Liebe der Gegenstand dieser überaus anmuthigen, frischen und naiven Hirtengespräche.

Theokrit hat sich auch im Epos versucht und Neigung dazu gefühlt („einer der Dichter sei ich!" Idylle 16, V. 101), aber als ob die Schwingen ihm während des Fluges ermattet wären, hat er kein größeres Gedicht dieser Gattung zu Stande gebracht. Von einer Heraklee, die er im Plane gehabt zu haben scheint, besitzen wir mehr als 400 Verse (Idylle 24. 25.). Homer schwebt ihm hier als Muster vor, Ausdrücke, Wendungen, Gleichnisse sind homerisch,

Digitized by Google

doch aber bewährt sich die eigne dichterische Kraft; und wo sich Gelegenheit findet, z. B. bei Schilderung der Auglashеerden, behandelt er mit Liebe den bukolischen Stoff. Von großer Bedeutung fürs Epische zeugt auch die 22. Idylle (die Dioskuren). Sehr nahe lag es, den häßlichen sicilischen Cyclopen Polyphem, den Besitzer gewaltiger Heerden, zum Gegenstande der Dichtung zu machen; Theokrit schildert in ergötzlicher Weise seine unglückliche Liebe zur Meeresgöttin Galatea (Id. 11.). Manche Gedichte sind didaktischer Art; die letzten Verse sprechen dann meist die Lehre aus, z. B. 21: „es gleichen die Träume den Lügen;“ 23: freut ihr Liebenden Euch, denn der Hassende wurde getödtet; Liebt ihr Hassenden Euch, denn es weiß zu bestrafen die Gottheit;“ 26: „Was Götter gethan, das tadele Keiner“, womit im 13. Epigramm zu vergleichen: „Pflege der Götter bringt für die Sterblichen stets reichlichen Segens Gewinn.“ Die 24 Epigramme enthalten größtentheils Inschriften auf Bildsäulen und Grabschriften. — Noch wäre hervorzuheben, daß die Gedichte Theokrits durch die Treue und Schärfe ihrer Schilderungen uns ein treffendes Bild ihrer Zeit geben. Wir verweisen z. B. auf die Darstellung des Familienlebens in der 15. Idylle. Derartige Bilder sind lehrreicher als ganze Abschnitte aus Handbüchern der Antiquitäten.

Theokrit ist demnach ein in vielfacher Hinsicht anziehender und lesenswürdiger Dichter. Er reiht sich ebenbürtig den Klassikern des griechischen Alterthums an und verdient, wie diese, das allgemeinste Interesse. Er hat es auch gefunden; es sind seit 1855 nicht weniger als 5 Ausgaben dieses Dichters veranstaltet worden, und zu den zahlreichen früheren Uebersetzungen ist so eben die oben genannte neue, vortreffliche von Professor Eberz erschienen. Der Verfasser derselben hat sich Jahre lang mit seinem Original beschäftigt; Philologe von Fach, hat er die Arbeiten seiner Vorgänger der ernstesten Prüfung unterzogen, das Gute benutzt, Anderes verworfen; namentlich scheint die Metrik das Gebiet seiner selbstständigen Forschungen zu sein. Er besitzt, was für einen Uebersetzer erforderlich ist, vollkommene Herrschaft über den Vers — seine Hexameter fließen glatt und anmuthend hin, selbst dem Choriambus schmiegen sich seine Worte gefügig an (28) —; einen guten ästhetischen Sinn, der überall das einfach Richtige, das Schöne findet; endlich eine reiche Kenntniß des classischen Alterthums, die ihn in den Stand setzt, den Dichter, der im Allgemeinen eines Kommentars kaum bedarf, im Einzelnen dem Leser zum vollen Verständniß zu bringen. Die Anmerkungen, welche diesem Zwecke dienen (S. 192—336), lassen nichts unerklärt, sei es aus dem Gebiete der Geschichte oder der Mythologie, worüber man möglicherweise Aufschluß wünscht; sie machen aber auch auf mancherlei Schönes oder Wissenswürdiges aufmerksam, das dem Leser leicht entgehen würde; z. B. auf sprüchwörtliche Redensarten, die Theokrit in seine Gedichte verwebt hat (Id. 15). In der Einleitung gibt Eberz, so gut es die dürftigen Quellen erlauben, über das Leben des Dichters Auskunft; die Entwickelungsgeschichte seines Geistes freilich, wonach wir vor Allem fragen, bleibt trotz alledem fast ganz unbekannt. So konnte es geschehen, daß eines der Gedichte (25) von den Kritikern bald als eine Jugendarbeit angesehen, bald dem Greisenalter zugeschrieben, bald endlich dem Theokrit ganz abgesprochen wurde. Es gibt auch in der wissenschaftlichen Kritik eine destruktive und eine konservative Richtung. Greverus z. B. bestreitet bei sehr vielen Gedichten die Autorschaft des Theokrit; er ist leicht geneigt, das Exercitium eines Grammatikers darin zu erkennen. Dr. Eberz ist ihm hierin glücklicherweise nicht gefolgt; er hat den meisten Einwürfen mit Recht dem Spruch des „quandoque bonus dormitat Homerus“ (auch der gute Homer schläft zuweilen) entgegengehalten. Dadurch besitzen wir in seiner Uebersetzung den vollen, ganzen Theokrit, so weit er uns überhaupt erhalten worden ist, und wir erfreuen uns des Angezweifelten wie des unbestrittenen Aechten. — r.

— **Die Himmelstürmer** oder St. Georgsbrüder. Dies ist der Titel einer kürzlich in Berlin anonym erschienenen, sehr umfangreichen Tragödie oder vielmehr Scenenreihe, welche die Lehren Schopenhauers über Welt und Menschenleben in dramatischer Form darstellen soll. Eine bequemere Art, das System eines Philosophen kennen zu lernen, gibt

Digitized by Google

es wohl nicht; doch macht uns der Dichter, wie begreiflich, weniger mit dem Gedankengebäude, als mit der „Weltanschauung“ Schopenhauers bekannt, die sich bei ihm indeß mehr verbüstert als bei dem Meister selbst. Dem Buch ist eine gelungene Photographie der sixtinischen Madonna in Dresden als Titelschmuck beigegeben, unter ihr einige von Schopenhauer gedichtete Verse auf das Christuskind in dem Bilde. Dasselbe trägt, nach dieser poetischen Auslegung, im Antlitz die Spur des Entsetzens über die Welt und ihr Dasein, aber auch des Ahnens einer künftigen Erlösung.

Unterhaltungen.

— **Die Juden in Konstantinopel.** In der Zeit da noch ein lebhafter Brochürenwechsel für und gegen die bürgerliche Gleichstellung der Juden stattfand, wurde von Seiten ihrer Feinde besonderes Gewicht auf den Umstand gelegt, daß die Juden sich in verhältnißmäßig so geringer Anzahl den Handwerken zuwenden. Man wolle daraus auf Trägheit, Bequemlichkeit, Sucht nach raschem und leicht auszubeutendem Erwerbe schließen. Ein Blick auf die slavischen Länder, namentlich auf Polen, hätte das Irrige dieser Ansicht darthun oder wenigstens zeigen können, daß ihre Voraussetzung nur in wenigen abendländischen Staaten gilt und daß die Gründe fast durchgängig anderswo, als in der jüdischen Eigenthümlichkeit zu suchen sind. In Polen und einem Theil von Rußland wird bekanntlich alles Handwerk, in seinen schwersten wie leichtesten Betriebsarten, von Juden ausgeübt. Noch schlagender sind die merkwürdigen Angaben, die der bekannte österreichische Dichter L. A. Frankl bei seinem Aufenthalt in Konstantinopel aus urkundlichen Quellen geschöpft hat und in seinem neuesten Werke: „Nach Jerusalem“ (zwei Theile; Leipzig, Baumgärtner 1858) mittheilt. In der türkischen Hauptstadt leben gegenwärtig 38,400 Juden, darunter sind tausend Klempner, tausend Buchbinder, 900 Fischer, 700 Barbiere, 550 Mehlspeisen-Auskocher, 500 Schneider, 400 Nagelschmiede, 300 Gewicht- und Maßverfertiger, 150 Glaser, 100 Maurer, 100 Kürschner; ferner fünfhundert Aerzte, 50 Apotheker, 40 Wundärzte; endlich 500 Musikanten und 10 Seiltänzer.

— **Stein und Goethe** werden von Arndt in seiner neuesten Schrift als die größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts“ bezeichnet; Arndt vergißt nicht zu bemerken, daß Beide nicht ordonnanzmäßig blond und blauäugig waren, sondern „aus braunen Augen in die Welt schauten.“ Im Sommer 1815 sah Arndt den Dichter und den Staatsmann zusammen im Kölner Dom; Stein ermahnte seine Freunde: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß.“

— **A. E. Brachvogel**, der Verfasser des Narciß, hat ein neues Drama gedichtet, das bereits im Druck erschienen ist: Adalbert vom Babenberge, ein Trauerspiel. Ob unsere nach wirksamen Rollen begierigen Schauspieler sich ebenso gut im früheren Mittelalter zurechtfinden, als im Rococo-Zeitalter, steht zu erwarten.

Das in Nassau zu errichtende Denkmal für Stein.

Zu Nassau, der Vaterstadt des Freiherrn vom und zum Stein, hatte sich bereits aus Anlaß der Jubelfeier des 25. October 1857, als des hundertjährigen Geburtstags des großen deutschen Staatsmannes, im Sommer vorigen Jahres ein Comité zur Errichtung eines National-Denkmals für denselben gebildet. Anfangs November v. J. erließ das Comité seinen ersten Aufruf an die deutsche Nation.

Nach Verlauf von dreiviertel Jahren muß sich das Comité gestehen, daß die Wirkung dieses Aufrufs auf die politisch Gebildeten der Nation nicht den allgemein gehegten Erwartungen entsprochen hat. Wenn auch vielleicht, abgesehen von der allgemeinen politischen Lethargie,

Digitized by Google

in die Deutschland gegenwärtig noch versunken ist, mancherlei, gerade zur Zeit des Erlasses des Aufruhrs, obwaltende zufällige Umstände einer regeren Theilnahme der gesammten Nation an diesem patriotischen Unternehmen hindernd entgegenstanden — wir erinnern nur an die Handelskrisis, an die damals bereits eröffneten Sammlungen für andere Denkmäler, an die vielerlei die Mildthätigkeit so stark in Anspruch nehmenden Calamitäten, wie die Mainzer Explosion, die verheerenden Feuersbrünste und dgl. — so konnte doch nicht verkannt werden, daß vornehmlich zwei Umstände bis jetzt eine allgemeinere Betheiligung des Gesammtvaterlandes vermissen ließen; 1) die Versäumniß der Wahl auswärtiger Comitémitglieder, und 2) die noch Ende v. J. auftretende Concurrenz des westphälischen und jetzt auch die des Berliner Comité's.

Was jedoch den letzteren Punkt betrifft, so kann nicht bezweifelt werden, daß die allgemeine Theilnahme und die öffentliche Meinung in Deutschland sich für Nassau entscheiden wird.

Das Comité zu Nassau will ein National-Denkmal für den Freiherrn vom Stein als den größten und einzigen wahrhaft deutschen Staatsmann. Es will durch Gründung desselben die Verdienste des genialen Mannes um die gesammte Nation sowohl durch Befreiung derselben vom französischen Joche, als auch durch Schöpfung großartiger folgenreicher politischer Institutionen, die nach und nach von Preußen aus Gesammteigenthum der Nation wurden, von dieser anerkannt wissen. Es will durch das erste, einem deutschen Staatsmanne errichtete Denkmal dem Auslande gegenüber zeigen, daß Deutschland nicht blos seine Gelehrten, Dichter, Krieger und Fürsten, sondern auch seine Staatsmänner zu würdigen und zu verherrlichen weiß.

Ein solches Denkmal von Seiten Preußens begründen zu wollen, hieße erstens die Tendenzen Steins während seiner ganzen Laufbahn, auch als preußischen Ministers, durchaus verkennen, und zweitens die Unmöglichkeit von Seite des jetzigen Preußens, bei gegenwärtiger Lage der Verhältnisse ein National-Denkmal begründen zu wollen, vollständig übersehen. Was das Comité zu Wetter in Westphalen anlangt, so scheint dasselbe trotz der starken Betonung der Berechtigung Wetters zur Aufnahme des Stein-Denkmals doch übersehen zu haben, daß bei aller Anerkennung der unzweifelhaften Rechte Wetters auf ein specifisch *westphälisches* Denkmal Steins für seine Verdienste als Oberbergrath und Präsident der Provinz Westphalen doch auch nicht der entfernteste Grund für die Berechtigung Wetters auf ein *National-Denkmal* Steins aufgefunden werden dürfte.

Zu Nassau steht die alte Stammburg des reichsfreiherrlich vom Stein'schen Geschlechts, zu Nassau ist dessen letzter männlicher, glorreicher Sprosse, Carl Friedrich Freiherr vom und zum Stein, geboren, in der Familiengruft bei Nassau liegt sein Leichnam, zu Nassau hat vom Stein den herrlichen Quaderthurm zum Gedächtniß der Befreiungskriege errichtet und hiermit gewissermaßen selbst der Nation den passendsten Ort für ein ihm zu errichtendes National-Denkmal gezeigt.

Was den andern Punkt, die Erwählung auswärtiger Mitglieder betrifft, so hat das Comité zu Nassau dieselbe in den Sitzungen vom 12 Mai und 12. Juni d. J. beschlossen und eine größere Anzahl aus den, unter der Voraussetzung einer regen Theilnahme an unserem patriotischen Zweck, vorgeschlagenen angesehenen Männern zu solchen ernannt. Für Frankfurt sind bereits Geh. Hofrath Dr. Stiebel, Dr. Schmidt-Holzmann, Dr. O. Speyer ausersehen worden. Möge dem Vorhaben eine anhaltendere Theilnahme zugewandt werden, als man sie mit dem Plan zu einem Miniaturdenkmal für Stein in den Räumen des Bürgervereins gefunden hat. Wenn irgend eine Stadt in Deutschland die Pflicht hat, zur Verherrlichung des entschiedensten Trägers vaterländischer Ideen das ihrige beitragen, so ist es Frankfurt das der Schauplatz seiner großartigsten Thätigkeit war und an das die Hoffnung auf Deutschlands Einigung sich auch nach seinem Tod noch mehrfach anknüpfte

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 31. Frankfurt a/M., den 31. Juli 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. Die Schule zu Eton. Von G. Bergenroth. — Der Reichsbaron. Novelle von Ernst Frihe (Forts.) — Die Eröffnungsfeier der deutschen allgemeinen und historischen Kunstausstellung in München. — Neue Bücher: Friedrich Wilhelm Rogge's sämmtliche Werke. Gedichte von Friedrich Marc. — Unterhaltungen. Dr. F. Lucä's Frankfurter Chronik; Otto Müller; Dichtergräber in Aschaffenburg; Zeichen und Namen der Asteroiden; das Lawiche System; ein junger Dichtergreis; junggermanische Schule.

Die Schule zu Eton.

Von G. Bergenroth.

Wenn man von der Nord-Terrasse von Windsor-Castle die „Hundert Stufen“ hinab und dann etwas weiter geht, kommt man an ein Flüßchen, nicht viel größer als etwa die Sieg, mit klarem, schnell fließendem Wasser, grünen Uferwiesen und herrlichen Baumgruppen. Da gibt's keine Dampfboote, keine hohen, rauchenden Schornsteine. Der Himmel ist sogar klar und blau, wenn es nicht regnet. Angler vom Lande aus und Angler in breiten flachen Kähnen, die in der Mitte des Flusses festgeankert und mit bequemen Lehnstühlen versehen sind, leichte scharfe Boote mit Ruderern aller Art und in den verschiedensten Kostümen, gewöhnlich mit kurzen Aermeln, die den nackten Unteram zeigen, hie und da auch mit einer eleganten Dame, die auf rothen Polstern gebettet ist, Schwäne und am Ufer stattliches englisches Vieh, zottige Büffel und langhörnige ungarische Ochsen — Alles das gibt der kleinen Landschaft einen hohen Grad von Leben und Interesse. Da ist nichts zu sehen, was auf unmittelbaren Gelderwerb berechnet wäre. Alles hat das Gepräge des Luxus. Und dieses Flüßchen in aristokratisch ländlicher Zurückgezogenheit ist die Themse, die der Reisende vielleicht noch eine Stunde vor-

Digitized by Google

her in London so groß, so aufgewühlt, so schmutzig gesehen hat, unter einem Himmel, der fast eben so schmutzig schwarz geräuchert ist als sie selbst, so plebejisch gewaltig, möchte ich sagen, mit ihrem größesten Geschäfts- und Handelsverkehre der Welt.

Wir wollen uns dabei aber nicht aufhalten. Jenseits der Brücke zieht sich eine lange, unbedeutende Straße hin, an deren Ende eine englisch-gothische Kirche mit niedrigen Thürmen hoch über die Häuser emporragt. Um die Kirche herum liegt eine ziemlich bedeutende Anzahl mehr oder minder stattlicher Gebäude, theils zu Straßenfronten aneinander gereiht, theils in Gärten zerstreut. Mit ihren reichen Erkern und Giebeln in halb klösterlichem, halb palastartigem Styl haben sie ein vornehm stattliches Aussehen und unterscheiden sich sehr wesentlich von den übrigen Häusern der langen Straße. Die Straße ist Eton, jetzt eine Art Vorstadt von Windsor, und die Kirche mit den herumliegenden Gebäuden bilden Eton-College mit der dazu gehörigen Eton-Chapel. Die zwei großen Quadrate, welche gleich an die Kirche stoßen, enthalten die Klassen, die Bibliothek und Wohnungen für Lehrer, Beamte und Schüller. Das Aeußere ist nicht freundlich. Wenn man aber in die großen Höfe hineintritt, so machen die Säulengänge, die rings herum laufen, die großen, reich verzierten Fenster, die Thürme und Erker und Balkone und vor Allem der herrliche Park, in den man durch die Gänge hineinsieht, einen sehr reichen, angenehmen Eindruck.

Am 10. September waren die Sommerferien zu Ende, und die siebenhundert jungen Eton-Gentlemen, einige von ihnen von Vätern, Müttern, Schwestern und Hauslehrern begleitet, darunter auch einige deutsche, strömten von beiden Bahnhöfen Windsors über die Brücke nach Eton hin. Ich war an dem Tage gerade bei Lady N. Sie hat eine ausgebreitete Bekanntschaft unter den Familien, die ihre Kinder nach Eton zu bringen pflegen. Ihr Salon füllte sich mit Vätern und Müttern, die ihre Jungen, namentlich Neulinge, die ihre Laufbahn in Eton erst beginnen sollten, mitbrachten und der mütterlichen Fürsorge der gutmüthigen Dame empfahlen.

„Und was ist denn der Vorzug der Erziehung in Eton?" fragte ich einen Baronet, der mich versichert hatte, daß er sich ungern von seinem einzigen Sohne trenne. „Knaben, die einmal ein ordentliches Vermögen zu erwarten haben, werden da zu Gentlemen ausgebildet und lernen auf anständige Weise Geld auszugeben."

Ich liebe solche Antworten. Sie sind zum mindesten klar und bündig. Man hat es nicht nöthig, noch ein Mal zu fragen.

„Und dann ist Eton eine vortreffliche Schule für junge Leute, die später eine Profession ergreifen wollen", fügte eine Mutter hinzu, die mehr als einen Sohn zu haben schien. Profession wird nämlich in England jeder Beruf

Digitized by Google

genannt, der eine wissenschaftliche Vorbereitung voraussetzt, wie der Richter- und Advokatenstand, die Kirche, der höhere Militärdienst u. s. w.

„Gewiß", sagte meine gute Lady N., „es werden da Freundschaften geschlossen, die im spätern Leben von großer Bedeutung sind. Eton hat lange das Privilegium besessen, die großen Männer Englands in Staat, Kirche und Literatur auszubilden, und wahrscheinlich werden auch fernerhin die meisten der Leute, die den Staat regieren, aus den Klassen von Eton hervorgehen."

„Eton gentlemen and Winchester scholars." Das gilt in England als ein unbezweifelter Satz. In Eton sollen die Schüler zu vornehmen, anständigen Leuten erzogen, oder wie Andere es auszudrücken vorziehen, soll ihr Charakter ausgebildet werden; in Wincheſter ist das Lernen die Hauptsache. Wenn man beide Systeme nach den äußeren Resultaten beurtheilt, so gebührt ganz entschieden dem Systeme von Eton der Vorrang, so frivol es auch auf den ersten Anblick erscheinen mag. Es gibt nicht allein keine andere Schule in England, sondern wahrscheinlich keine andere Schule in der Welt, aus deren Klassen so viele Staatsmänner, Generale und Schriftsteller hervorgegangen, die nicht nur in Englands Geschichte eine Rolle gespielt, sondern auch auf die Geschicke der Welt eingewirkt und dieselbe mit dem Rufe ihres Namens erfüllt haben. Es gibt ganze Verzeichnisse davon, nach denen man sehr bequem Geschichte studiren könnte.

Somit ists nicht schwer, Eton-College kennen zu lernen. Will man aber mehr über diese so eigenthümliche Anstalt wissen, so ist das, wie manches Andere in England, nicht leicht zu erfahren. Es kostet wenigstens einige Mühe und Beharrlichkeit. Ja, ich fürchte, ich werde selbst meinen Leserinnen, wenn ich solche haben sollte, nicht alle Mühe ersparen können. So muß ich sie gleich fürs Erste bitten, es sich zu merken, daß Eton-College eine sogenannte „endowed" oder, wie wir sagen würden, fundirte Schule ist, und im Jahre 1440 von König Heinrich VI. gegründet worden. Beides ist wichtig, nicht sowohl um Falstaff und den Friedensrichter Schal zu überführen, daß sie renommirt haben, wenn sie behauptet, in Eton erzogen zu sein. In ihrer Jugend hat die Anstalt noch gar nicht bestanden. Indessen Falstaff ist ein Renommist und Schal ein unbedeutender Bursche. Das wissen wir längst, und der Grund, warum ich die beiden angeführten Umstände für wichtig halte, ist ein ganz anderer. „Fundirte Schule" will nämlich sagen, daß die Anstalt ihr eigenes unabhängiges Vermögen besitzt und weder die Regierung noch sonst Jemand um Unterstützung anzugehen braucht. Ein unabhängiges Vermögen wird wohl mit Recht aller Orten geschätzt; aber nirgends so sehr als in England. Und das wiederum mit Recht. Denn in keinem andern Lande macht Vermögen so unabhängig, wie hier. Wer in England kein Geld von Andern braucht und seine Abgaben bezahlt, den kann

Digitized by Google

Niemand daran verhindern, so zu leben und sich so einzurichten, wie es ihm gefällt. Davon gibts nur Eine Ausnahme, und das ist die der verheiratheten Frau. Eton-College stand nun zu seinem Gründer in einem Verhältnisse, das viel mehr Aehnlichkeit mit dem einer Frau zu ihrem Manne, als von Kindern zu Eltern hatte. Kinder werden mit der Zeit großjährig und unabhängig. Der Frau gibt dagegen ihr höheres Alter keinen Vorzug, keine größere Selbstständigkeit, und nur der glückliche Wittwenstand kann sie wieder frei machen. So war es auch mit Eton-College. Der Einfluß, den der erste Stifter nicht nur sich, sondern auch seiner Familie vorbehielt, konnte nur durch das Aussterben der Familie beseitigt werden. Es muß daher als ein glücklicher Umstand betrachtet werden, daß Heinrich VI. und nicht etwa George III. der Gründer der Schule war. Heinrich VI. war der letzte König aus dem Hause Lancaster, und darauf sind die Häuser York, Tudor und Stuart gefolgt, Oranien und der beiden Revolutionen gar nicht zu gedenken. Es würde der Königin Victoria schwer werden, sich als Erbin des Protectorats über Eton, das nicht an den Thron, sondern an die Familie geknüpft war, auszuweisen. Und sie hat es in der That auch eben so wenig versucht, als ihre Vorgänger auf dem Throne seit Heinrich VIII. Die Folge davon ist, daß Eton-College gleichsam als reiche Wittwe seit vierhundert Jahren eben so unabhängig von jedem äußeren Einflusse fortbestanden hat, als der geistig beschränkteste Fox-hunter in seinem Manor-House in Yorkshire es nur thun konnte.

Im Mittelalter war die Stellung der wenigen *weltlichen* Gelehrten in England nicht eben glänzend. Die Geistlichen hatten nicht allein alle Stellen der Kirche in ihrem ausschließlichen Besitze, sondern sie allein waren auch zu den einträglicheren Staatsämtern berufen, und selbst der Unterricht war ausschließlich in ihren Händen. Von Zeitungen und Verlegern war natürlich noch gar keine Rede. Ein Laie konnte daher mit seiner Gelehrsamkeit in der Regel wenig anfangen, und wenn er kein Vermögen hatte, ganz füglich verhungern. Vornehme und reiche Herren setzten nun aber zuweilen ihren Stolz darein, etwas für die Wissenschaft zu thun. Und was konnten sie in dieser Hinsicht besseres thun, als Schulen anlegen? Sollten diese Schulen aber nicht allein für Geistliche und einige reiche Schüler, die damals wahrscheinlich keine große Neigung zu Büchern hatten, bestimmt sein, so mußten die Stifter der Lehranstalten zugleich für den künftigen Lebensunterhalt der armen weltlichen Schüler Sorge tragen. Sie waren eben durch den gelehrten Unterricht unfähig gemacht worden, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Solche Versorgungen waren die sogenannten Fellowships, die allen größeren Lehranstalten Englands beigefügt wurden. Das Institut der Fellows bestand darin, daß aus eigends dazu bestimmten Gütern und Kapitalien, welche die *Fellows selbst verwalteten*, die Einkünfte zur Er-

Digitized by Google

richtung und Erhaltung von Häusern oder Colleges, wie sie hier heißen, bestimmt wurden, in denen die unbemittelten Jünger der Wissenschaft erst als Schüler, und wenn sie sich einen gewissen Grad von Kenntnissen erworben hatten, als Fellows, das ist als Genossen, Kameraden oder Burschen gemeinschaftlich lebten. Alle ihre Bedürfnisse, Wohnung, Kleidung, Essen u. s. w. wurden auf Kosten der Anstalt bestritten, die auch in der Regel ihren Stolz darein setzte, eine werthvolle Bibliothek zu sammeln. Von diesen Fellowships gehörten nun wieder manche dem geistlichen Stande allein an. Indessen war das nicht die Regel und unter anderen in Eton nicht der Fall. War auf diese Weise für weltliche Gelehrte auch bis zu einem gewissen Grade gesorgt, so mußte ihre Zahl natürlicher Weise doch gering bleiben. Zudem bestand die Wissenschaft damals in England in nicht viel mehr als im Erlernen der griechischen und lateinischen Sprache, die den Geistlichen entweder unentbehrlich oder doch wünschenswerth waren. So war damals keine Veranlassung, besondere Schulen für Weltliche anzulegen und die Einrichtung derselben war ganz nach geistlichem Zuschnitt.

Die Stiftung von Heinrich VI. in Eton ist für zehn Fellows mit ihrem Provost und siebenzig arme Schüler, für deren Unterricht ein Schulmeister und zehn Kapläne nebst zahlreichen Unterbeamten und Chorsängern angestellt waren. Außer den siebenzig Schülern, die in der Anstalt lebten, scheinen schon sehr frühe und wahrscheinlich gleich nach der Gründung der Lehranstalt auch andere Schüler, die auf ihre Kosten lebten, Oppidans, am Unterrichte Theil genommen zu haben. Im 16ten Jahrhundert wenigstens waren die Oppidans schon sehr zahlreich. Zu gleicher Zeit mit Eton wurde, ebenfalls von Heinrich VI., Kings-College in Cambridge für siebenzig Fellows gestiftet, die aus 70 Schülern Etons erwählt werden mußten. Diese siebenzig Fellows des Kings-College hatten nun wiederum das ausschließliche Recht auf die zehn Fellowships in Eton. Für die siebenzig Schüler von Eton-College waren also siebenzig Fellowships in Cambridge und zehn in Eton selbst reservirt, oder mit den Stellen der Provoste und Viceprovoste einige achtzig Versorgungen. Auf diese Weise war für das ganze Leben eines Schülers, der mit acht oder neun Jahren in Eton-College aufgenommen war, gesorgt. Er lebte erst als Schüler auf Kosten der Anstalt in Eton, dann als Fellow auf Kosten des Kings-College in Cambridge und beschloß, wenn er das Glück hatte, dazu erwählt zu werden, sein Leben in der reicher dotirten Stelle als Fellow von Eton, ohne zu irgend welchen Gegenleistungen verpflichtet zu sein. Es ist leicht einzusehen, welche conservative Macht in einem solchen, von der Welt abgeschlossenen und unabhängigen Leben liegen mußte, eine Macht, die sich volle Geltung verschaffen konnte, da, wie bereits erwähnt, die Fellows nicht etwa bloße Pensionaire, sondern die unbeschränkten Verwalter der Anstalten waren und sich durch eigene Wahl ergänzten.

Digitized by Google

So sind denn auch von allen Ereignissen der letzten vier Jahrhunderte nur zwei von wesentlichem Einflusse auf Eton-College gewesen, die Reformation, die der Anstalt von Heinrich VIII. aufgezwungen wurde, und der steigende Werth der Ländereien, die nun um mehr als den 200fachen Betrag der ursprünglichen Summen verpachtet werden. (Fortsetzung folgt.)

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

XX.

Frau Meier saß unter der Nachwirkung des eben erlebten Auftrittes mit Cassian allein in ihrem behaglich schönen Zimmer. Sie sah mild aus wie noch nie. Die Zufriedenheit mit der Wendung der Sindekowschen Familienangelegenheiten war es nicht allein, was ihre Wangen leicht geröthet und ihr Auge lebhafter gemacht hatte. Nein, es war etwas Romantisches in ihren Gesichtskreis getreten. Die plötzlich erwachte Leidenschaftlichkeit des jungen Mannes, den sie so hoch hielt, dessen Seelenreinheit und tiefe Güte ihr Wohlwollen fesselte, färbte die Atmosphäre des Alltagslebens mit verklärendem Schimmer und ergoß selbst bis in ihr kühles Herz eine Art Freudenrausch. Sie sehnte sich nach dem lieblichen Wesen, das vernichtend und beglückend zugleich in das Leben ihres jungen Lieblings getreten war.

Cassian hatte sie eben unter dem Versprechen verlassen, gegen Abend mit ihr zu Rosa zu fahren. Sie überlegte noch, ob es nicht rathsam sei, den Maskenball des Ministers ganz und gar dem Genusse eines traulich verlebten Abends zu opfern, als ihre Thür aufgerissen wurde und der neue Staatsrath unter allen Zeichen einer großen Entrüstung zu ihr eintrat.

Frau Meier sah ihm sehr erstaunt entgegen. In ihrem Gesichte nahm geschwind der Sarkasmus wieder Platz und der Spott lagerte wieder auf ihrer Lippe. Welcher Dämon führte diesen Mann, den Vertreter des Materialismus, in dieser Minute hieher?

Sie sprach die Frage nicht aus, aber man konnte sie in ihrem Blicke lesen. Der Staatsrath stürmte auf sie zu:

Warum haben Sie mir das gethan, Gnädige — warum haben Sie mir das gethan?

Was denn, Herr Schwager? fragte sie kalt.

Warum meldeten Sie dem Minister und nicht mir die Ankunft der Dame Sindekow?

Ihnen? Ich wüßte nicht, daß ich dazu die geringste Veranlassung hätte.

Sie wollten mir schaden —! Gottlob, dazu war es zu spät. Mein Patent als Staatsrath war vollzogen.

Digitized by Google

Er warf ein feierlich groß gefaltetes Papier auf ihren Nähtisch. Frau Meier sah es mit einem eigenthümlichen Seitenblicke an und sagte sehr gemessen:

Ich gratulire, Herr Staatsrath!

Geschadet haben Sie mir also nicht, aber mich in eine heillose Verlegenheit gebracht. Woher wissen Sie, daß Rosa de Chatelet jetzt gerechte Ansprüche an Cassian zu machen hat? Was soll das Spiel hinter meinem Rücken? Wozu haben Sie den Minister ins Vertrauen gezogen?

Von allen Ihren Fragen habe ich nur eine zu beantworten Lust, und zwar die letzte. Der Minister von Lautenberg wäre niemals der Mann, den ich ins Vertrauen zu ziehen mich verleiten lassen könnte. Es lag eine Absicht zu Grunde, als ich ihm Cassians Sache flüchtig vortrug.

Die Absicht mich zu verderben! — fuhr der Staatsrath auf. Frau Meier blickte ihn mitleidig und spöttisch an.

An Sie habe ich mit keinem Gedanken gedacht, erwiederte sie kaltsinnig. Cassian war in Gefahr — nur so, wie ich gehandelt habe, konnte ich ihn gründlich retten.

Lächerlich! In Gefahr! Ja in Gefahr, sein Herz dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen zu schenken.

Sein Herz war nicht in Gefahr, beeilte sich Frau Meier zu erläutern. Aber sein Glück sollte verhandelt werden, die Provision war lockend genug für den, welcher den Handel leitete, und der Gewinn für den Käufer entschieden glänzend. Cassian lebte in Täuschungen befangen. Warnungen hätten nicht gefruchtet, darum warnte ich niemals. Aber als Gott mir einen Fingerzeig gab, da machte ich mich auf, um dem Käufer die Waare zu verleiden. Es ist mir geglückt! schloß sie triumphirend. Den Minister von Lautenberg zu unserer Familie zählen zu müssen, wäre das größte Unglück meines Lebens gewesen.

Sie hassen den Minister? fragte der Staatsrath lauernd.

Wie die Sünde! entgegnete sie entschieden.

Weßwegen? Oder ist dies ein zartes Geheimniß?

Frau Meier lächelte verächtlich: Nach meinem Glaubensbekenntnisse hat Niemand nöthig, seinen Abscheu vor Gemeinheit und Falschheit geheimnißvoll zu verbergen.

Gnädige, sehen Sie sich vor, Sie reden sich um den Hals! rief der Staatsrath, über solche Offenherzigkeit fast erschrocken.

Meinen Sie, daß Uebereilung diese Worte von meinen Lippen gelockt hat? Nein, Herr Schwager. Es sollte nur der letzte Versuch sein, Sie zu warnen und von einem Wege abzulenken, der Sie jeder Menschenachtung unwerth macht. Kehren Sie um, ehe es zu spät wird! sprach sie lebhafter bewegt.

Digitized by Google

So. — Sie fürchten mich auf dem Wege der Gemeinheit und Falschheit wandeln zu sehen? Viel Freundschaft — viel mehr, als ich von Ihnen erwartet hätte.

Nehmen Sie es nicht für Freundschaft, antwortete die Dame wieder eiskalt. Ich führe jetzt den Namen „Meier" und wünschte ihn in der Achtung edelgesinnter Menschen erhalten zu sehen. Die Fessel, die Sie an den Minister band, ist nun gelöst. Sie haben trotz mancher drohenden Gefahr erreicht, was Sie wollten. Speculiren Sie nicht weiter, sondern wenden Sie von nun an Ihre Geisteskräfte richtig an. Damit werden Sie das Naserümpfen entwaffnen und nach und nach eine Geltung sich erzwingen.

Der Staatsrath hatte eine nachdenkliche Miene angenommen, die jeden Andern getäuscht hätte, nur Frau Meier nicht.

Sie irren, unterbrach er sie, Traurigkeit heuchelnd. Meine Bande sind nicht eher gelöst, bis ich dem reuevollen Minister unsern Baron wieder zuführe.

Dann schmachten Sie wie Prometheus auf ewig am Felsen, erklärte Frau Meier schadenfroh.

Sie glauben, Cassian würde sich nicht versöhnen lassen, wenn wir ihm Mittel und Wege böten, den Ansprüchen der Dame Chatelet, die sich dem Satan in der Gestalt einer Mademoiselle Babet Mauvillon verbrüdert zu haben scheint, zu entgehen. Sie glauben, Cassian werde nicht dem Rufe der Liebe folgen —

Ja, dies hoffe ich! rief Frau Meier mit Begeisterung aufschauend. Dem Rufe wahrer Liebe mag er auch folgen, und wenn mich nicht Alles trügt, so ist er auf der rechten Bahn zur Liebe.

Sie sprechen in Räthseln!

Sie wissen, ich liebe die Räthsel! Apropos! Ich bin Ihnen noch eine Räthsellösung schuldig, Herr Schwager, setzte sie geflissentlich ablenkend hinzu. Morgen früh, wenn des Ministers Maskenfest vorüber ist, dann sage ich Ihnen, wer Jakob Baruch ist.

Der Staatsrath hörte nur mit halbem Ohre. Er fühlte erst jetzt, daß er sich einer mißlichen Mission unterzogen hatte, indem er versprach, eine entscheidende Mittheilung bis Abends fünf Uhr zu bringen. Vergeblich waren Gesprächswendungen gewesen, vergeblich seine Vorstellungen, vergeblich seine directen Fragen. Aus der eisernen Brust seiner Frau Schwägerin lockte er nichts heraus. Er ergab sich in einer gelinden Verzweiflung dem hereinbrechenden Zorne des Ministers, ohne sich weitern Abweisungen aussetzen zu wollen. Ihm war es gewiß geworden, daß der Baron sich vor ihm hatte verleugnen lassen, um seinen Rathschlägen zu entrinnen. Daß Rosa mit einem einzigen Blicke den mühsam aufgeführten Bau seiner Sophismen zerstört und dafür das Fundament zu einer dauerhaftern Empfindung in Cassian gelegt hatte, daran konnte er nicht denken, weil er keine Ahnung von ihrem

Digitized by Google

Liebreize erhielt. Er raffte sich verdrießlich zusammen und machte sich bereit zu gehen. Vorher aber wollte er einen letzten Versuch wagen, mit Offenheit eine Erklärung zu gewinnen.

Frau Schwägerin, antworten Sie mir ehrlich: ist keine Hoffnung da, dem Barone die Reichsbaronie zu erhalten?

Nicht die geringste Hoffnung, antwortete Frau Meier aufrichtig.

Er hat also mit knabenhafter Muthlosigkeit seinen hereingeschneieten Neffen in aller Form anerkannt?

Baron Cassian hat seinen Neffen nicht allein anerkannt, sondern auch als Oheim umarmt.

Eine alberne Gemüths- und Gefühlsverschwendung, meine Gnädige, absonderlich wenn man arm dabei wird.

Möglich, daß Cassian ganz arm aus dieser Katastrophe hervorgeht, aber jedenfalls entsühnt sein jetziges Betragen die kleinen Verirrungen seines Egoismus, und er steht edel und gerechtfertigt vor den Eingeweihten da.

Sie scheinen sehr bedeutend von ihm eingeweiht zu sein, spöttelte der Staatsrath, augenscheinlich geärgert durch die Beichte seines jungen Freundes.

Ganz vollständig; und eben deßhalb kann ich Ihnen auf Pflicht und Gewissen versichern, daß der Baron Ihrem Garne wie den Vogelbeeren Sr. Excellenz entschlüpft ist.

Der Staatsrath schritt sehr verdrießlich einige Male im Zimmer hin und her. Frau Meier machte unterdessen Randglossen über die verschiedenartigen Gemüthsbewegungen der beiden verschiedenen Herren, die ihr sonst klösterlich ruhiges Zimmer zum Schauplatz ihrer Expectorationen gewählt zu haben schienen.

Ich wollte, ich wäre vierundzwanzig Stunden älter, murmelte der Staatsrath.

Ich könnte ihm über diese Calamität weghelfen, wenn ich mein Geheimniß von Jakob Baruch preisgäbe, dachte Frau Meier; der Minister müßte ihm dankbar sein, wenn er ihm eine blâme ersparte — aber nein, nein! Es ist ein zu köstlicher Plan, eine zu passende Gelegenheit, dem hochmüthigen Intriguanten einen niederschmetternden Schlag beizubringen. — Edel ist es nicht von mir — doch gleichviel — Strafe muß sein! — Dann sprach sie laut:

Sie haben sich einer Sache hingegeben, lieber Schwager, die Ihnen mit dem Vortheile zugleich Schaden bringt. Befolgen Sie meinen Rath — machen Sie sich los von Sr. Excellenz jetzt, wo es Zeit ist. Wenn es Ihnen nicht gelingt diesen Mann für sich zu haben, so wird er Ihnen unsäglich viel Leid anthun dadurch, daß er wider Sie ist. Machen Sie sich frei von seinem Einflusse!

Ihr Rath soll nicht in unfruchtbarem Boden verkeimen, antwortete der Staatsrath eilig. Von dem Momente an, wo ich einsehe, daß alle Bemü-

Digitized by Google

hungen, ihn mit mir zu versöhnen, vergeblich sind, werde ich versuchen, meinen Weg aus seinen Bahnen zu entfernen. Noch eine Frage erlauben Sie mir. Kommen Sie heut Abend zum Maskenball?

Frau Meier zögerte mit der Antwort, dann rief sie lachend: Ja, aber nur auf eine Stunde, um einer ergötzlichen Entlarvung beizuwohnen.

Und Baron Cassian?

Wird auf keinen Fall erscheinen! versicherte sie.

Auch nicht, wenn man ihn mit dem ausdrücklichen Wunsche des Ministers bekannt machte?

Auch dann nicht! Der Baron ist nicht der Mann, welcher die Thüren wieder zu öffnen sucht, die ihm einmal verschlossen wurden. Sie haben ihn von einer schwachen Seite kennen gelernt und glauben ihn deßhalb leicht der Ueberredung weichend — versuchen Sie nur Ihr Heil, es wird Ihnen niemals wieder gelingen, seiner habhaft zu werden. Ihr Regiment hat aufgehört!

Und das Ihrige beginnt, fiel der Staatsrath mit einer übermäßig artigen Verbeugung ein. — Ich wünsche dem Unterthan Glück!

Frau Meier hielt es nicht der Mühe werth, auf diesen Ausfall zu antworten.

XXI.

Die Thurmuhr schlug fünf, der Staatsrath stand befohlenermaßen auf seinem Posten. Es sprach jedoch nicht günstig für seine Aufnahme, daß der Minister ihn warten ließ. Der Kammerdiener wollte ihn durchaus nicht melden und berief sich auf ausdrücklichen Befehl. Ein schlimmes Zeichen!

Endlich öffnete Excellenz selbst die Thür und winkte. Beklommen folgte der Staatsrath. Ihm fiel der gute Rath seiner Schwägerin ein und er bedauerte demselben nicht gefolgt zu sein. Diese Demüthigung schien die Eröffnung einer höchst feindseligen Stellung, und leider fühlte er sich augenblicklich geistig so befangen, daß ihm nichts einfiel, was ihm einen ehrenvollen Rückzug bewirken konnte.

Excellenz ließ ihm wenig Zeit zum Nachdenken. Mit einer malitiösen Feierlichkeit steifte sich der kleine Mann auf, um wenigstens eben so groß zu erscheinen wie der Staatsrath, der auch keineswegs groß war, und sagte vernehm lächelnd:

Die Familie Meier scheint es sich zum Gesetz zu machen, meine Pläne auf alle Weise zu durchkreuzen. Was hat Sie oder Ihre Frau Schwägerin bewogen, dem Prinzen Steffano Damano mein Haus zu verleiden?

Der Staatsrath, ganz unbetheiligt bei dieser Beschuldigung, beschränkte sich auf eine sehr verwunderte Geberde, während der Minister fortsprach:

Der liebenswürdige Fremdling erfreut sich meines besondern Schutzes, Grund genug für Frau Meier, ihn zu verfolgen, da wir Antipoden sind seit

Digitized by Google

meiner Verheirathung mit einer Dame, die sie für mich zu dumm hielt. Freilich — sie ist klüger, das läßt sich nicht bestreiten, allein in jüngern Jahren bestimmt so etwas selten die Wahl des Herzens.

Der Staatsrath horchte scharf auf. Ihm wurde durch die hingeworfene Erklärung ein Verständniß der Abneigung eröffnet, die Frau Meier sichtlich blicken ließ. Er erinnerte sich, daß die Ministerin allerdings für beispiellos dumm galt, es aber keineswegs in dem Maße war, wie man meinte. Er erinnerte sich aber auch, daß die Ministerin die Tochter einer Edeldame war, welche in unerlaubt vertraulichen Verhältnissen zum verstorbenen Landesfürsten gestanden und die auffallend schnelle Carriere des Ministers befürwortet hatte.

Pfeilschnell durchliefen diese Combinationen den beweglichen Geist des Staatsrathes; und wenn der menschliche Verstand erst einmal in Thätigkeit ist, so fahren Gedanken wie Wetterleuchten durch ihn hin. — Prinz Steffano — Frau Meier — ihre Räthsel — ihre spielend spöttischen Reden von Entlarvung — Jakob Baruch!! — Der Staatsrath jubelte über die Fruchtbarkeit seines Gehirnes, das ihm zur passenden Zeit eine Enträthselung zuspielte, die ihm Frau Meier geflissentlich vorenthalten hatte. So schnell ihm diese Lösung gekommen war, eben so schnell reiften seine Entschlüsse. Es war seine starke Seite, die Vorfälle des Augenblickes zu seinen Gunsten auszubeuten, und hier bot sich ihm ein breites Feld der Thätigkeit. Mit würdiger Fassung trat er dem Minister näher und begann:

Excellenz geruhen eine Meinung zu haben, die in ihren Hauptbestandtheilen auf Wahrheit fußt. Allein wenn meine Schwägerin wirklich eine Antipathie gegen den Prinzen Steffano zeigt, wovon ich noch nichts erfahren habe, so muß ich doch die Klugheit der Dame bewundern.

Der Minister hatte wohl nichts weniger als eine so muthige und rücksichtslose Antwort erwartet. Seine Augen wurden sehr groß, als er sie mißbilligend auf den dreisten Sprecher richtete. Dieser fuhr lächelnd fort:

Ich mißtraue der Persönlichkeit längst, die sich hier eines so allgemeinen Beifalls erfreut, und meine Aufmerksamkeit hatte sich in der letzten Zeit besonders auf die Identität dieses jungen Mannes mit einem —

Mein Himmel, Herr, was reden Sie da — unterbrach ihn der Minister. Wie kommen Sie dazu, einen Menschen zu verdächtigen, dessen ganzes Auftreten nicht den kleinsten Tadel verdient? Was denken Sie? Worauf stützen Sie Ihre Verdachtsgründe?

Das würde schwer sein Ihnen zu erklären.

Es geht Ihnen wie Ihrer hochgeschätzten Frau Schwägerin, die gleich von vorn herein meine Tochter gegen ihn einzunehmen gesucht hat durch die Erklärung, er sähe aus wie ein Jude.

Der Staatsrath lachte wohlgefällig: Das war meine Meinung auch!

Und jetzt muß diese Dame ein absonderliches Mittel angewendet haben,

Digitized by Google

den armen Jungen einzuschüchtern. Er will heute Abend nicht erscheinen, weil er sich wahrscheinlich vor ihr fürchtet. Mir ist mitgetheilt, daß sie ihn kürzlich in der ästhetischen Vorlesung sonderbar behandelt hat.

Der Staatsrath repetirte sich unterdeß Wort für Wort die Scene, die er mit Frau Meier an jenem Tage gehabt hatte, wo er ihr den Zeitungsartikel vorgelesen. Er fühlte Respect vor ihr, als er bedachte, daß sie allein ihr richtiges Urtheil bewahrt hatte, während Alle sich blenden ließen. Sie hatte gewiß Recht. Er zweifelte keinen Augenblick mehr daran und er beschloß, fest und sicher auf ihrer Meinung fortzubauen. Demnach sprach er entschieden:

Excellenz erlauben, daß ich meine Wahrnehmungen kurz zusammenfasse und dieselben Ihrer Beurtheilung anheim gebe.

Sie halten also wirklich dafür, der Prinz sei ein Abenteurer? fiel Excellenz heftig ein.

Ich glaube, der Prinz ist ein Jude und heißt Jakob Baruch! ergänzte der Staatsrath so voller Zuversicht, als hätte er schon Jahre lang diese Idee gehegt.

Der Eindruck seiner Behauptung war mächtig. Gewohnt, die Menschen sich unterwürfig zu sehen, sie selbstsüchtig zum Spielball seiner Launen zu machen, sie zur Beförderung seiner Zwecke zu benutzen und dann hinterher die Thoren zu verlachen, die ohne Arg seinem Eigennutze dienten, erschien ihm dieser Mann zum zweiten Male als Herrscher in Intriguenspielen, die er mit seiner Macht und seinem Ansehen geleitet zu haben glaubte. Er erkannte in ihm einen Maschinisten, während er ihn als Maschine betrachtet hatte, und sein Werth stieg unter der Niederlage, die er selbst erleiden mußte. Entweder hatte die Natur ihn mit den Gaben, die zum Emporklimmen nöthig sind, sehr gut ausgestattet, oder das Glück war mit ihm und trug ihn auf der Fluth des Weltlebens sicher zum Ziele.

Ein Jude? Jakob Baruch? wiederholte Excellenz, eben nicht erheitert durch seine Erfahrung. Jakob Baruch? doch wahrscheinlich ein Industrieritter?

Nein, Excellenz! erwiederte der Staatsrath. Er ist eines wackern Juden Sohn aus Groß-Kelten.

Seit wann wissen Sie das? forschte der Minister mit erwachendem Mißtrauen.

Seit einer Stunde, Excellenz. Ich brannte vor Begierde es Ihnen mitzutheilen — leider mußte ich mit dieser schweren Neuigkeit im Herzen im Vorzimmer warten.

Ich begreife nur nicht — sprach der Minister, diesen Vorwurf nicht beachtend — weßwegen sollte der Mensch, der doch Geld zu haben schien, ein so gewagtes Spiel spielen?

Leichtsinn und Eitelkeit sind wohl die Triebfedern dazu gewesen, entgeg-

Digitized by Google

nete der Staatsrath immer zuversichtlicher und dreister. Wie das geht! — der junge Jude hat vielleicht seine Maske nur auf den kurzen Aufenthalt in Baden-Baden berechnet. Dort hat er mehr Aufsehen gemacht, als er erwartet hatte. Warrheim, ein Freund alles Außergewöhnlichen, hat ihn mitgenommen auf seine Besitzung! — Dem Menschen gefällt nichts mehr, als vornehm sein, obwohl sich Stoiker ihrer Gleichgültigkeit dagegen rühmen.

Aber — fiel der Minister schnell ein — dann spricht dieser Jude ja deutsch und versteht deutsch!

Ein Anflug von Verlegenheit malte sich in seinen Zügen, denn er war sich vieler Dinge bewußt, die er vor den griechischen Ohren des Prinzen frei heraus gesagt hatte.

Ganz gewiß versteht er eben so gut deutsch wie wir Beide, Excellenz! bekräftigte der Staatsrath heiter; und er wird die Ausbeute seiner Erfahrungen schon zu verwerthen wissen.

Abscheulich! Ein solcher Mensch in unsern Zirkeln, eingeweiht in unsere kleinen Geheimnisse; was kann nicht daraus Alles entstehen!

Eben diese Ansicht leitete mich, vor allen Dingen Sie davon in Kenntniß zu setzen, ehe irgend ein Wort davon lautbar wird.

Glauben Sie wirklich, daß Niemand davon weiß? fragte der Minister hastig.

Niemand als Sie und ich, Excellenz. Daß meine kluge Schwägerin etwas ahnen muß, geht freilich aus ihren Mittheilungen hervor; aber wer weiß auch? Vielleicht leitet sie nur eine jener weiblichen Launen, die sich capriciös auf Persönlichkeiten steift, welche ohne ihr Verdienst zu Ansehen gelangt sind. Mein Rath ginge dahin, ganz ruhig und insgeheim dem Burschen auf den Zahn zu fühlen, in wie weit seine Erlebnisse hier ihn befähigen Unheil zu säen, und ihn dann ohne Aufsehen abreisen zu lassen, natürlich als Prinz Steffano.

Staatsrath, der Gedanke ist gut! rief der Minister freudig. Wozu auch Denunciationen! Da er sich unter falschem Namen eingebürgert hat, und von uns unter demselben respectirt ist, so wünschte ich ihn ohne Blamage zu entfernen.

Wir ersparen uns dadurch das Hohngelächter der Menge, Excellenz, warf der Staatsrath mit Bedeutung ein. Wollen Sie heute Abend, begünstigt von der Maskerade, diese Inquisition übernehmen, so werde ich Sorge tragen, daß der Prinz Jakob Baruch Ihnen ins Garn läuft.

Wo denken Sie hin? schrie Excellenz entrüstet. Ich sollte nach Kenntnißnahme solcher Abkunft diesen Menschen in meinen Salons dulden? Ich übertrage Ihnen die Sache. Sorgen Sie für die sichere Beseitigung des unangenehmen Ereignisses. Ich verlasse mich auf Sie und erwarte heute Abend auf dem Balle Rapport.

Excellenz haben zu befehlen. Ich erlaube mir nun noch pflichtschuldigst

Digitized by Google

zu referiren, daß der Baron Cassian von der plötzlichen Ankunft einer Wittwe seines Bruders, die mit allen nur denkbaren Rechtsbeweismitteln vorgerückt ist, dergestalt überrumpelt wurde, daß er seinen Neffen sofort anerkannt hat, also damit seiner Güter für immer verlustig gegangen ist.

Schade! Schade! Der Baron hätte Versuche machen sollen, dies Misere abzuwenden. Es spricht nicht für seine juristische Capacität, daß er kopflos der Eingebung seines Gefühles gefolgt ist, entgegnete der Minister zerstreut.

Der Staatsrath, froh darüber, daß das letzte Ereigniß im Stande gewesen war, die Sindekowsche Angelegenheit etwas in den Hintergrund zu drängen, antwortete ganz treuherzig: Der Meinung bin ich auch.

Dann schied er, vollkommen überzeugt, des Ministers rechte Hand werden zu können. (Fortsetzung folgt.)

Die Eröffnungsfeier der deutschen allgemeinen und historischen Kunstausstellung in München.

Ich habe Ihnen früher über das Vorhaben berichtet, zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens unserer Akademie der Künste eine historische Ausstellung zu veranstalten, die ein Bild von dem Entwickelungsgange der deutschen Kunst unseres Jahrhunderts geben sollte, und daß dieser Plan von der Künstlerversammlung in Stuttgart aufgenommen und dahin erweitert wurde, es solle mit Carstens begonnen und von den Leistungen der Gegenwart nur Werthvolles gebracht, jeder Künstler aber aufgefordert werden, sich mit den Arbeiten zu vertreten, die er selber für seine gelungensten hält. Die Sache ist zu Stande gekommen, und zwar ächt deutsch durch corporative Einigung der Künstler. Zwar gelang es nur in München und Dresden, daß Akademiker und Nichtakademiker einträchtig zusammenwirkten; aber dafür bildeten sich in Düsseldorf und Wien doppelte Comités, die nun wetteiferten. Nur Berlin kam zu keiner Gemeinsamkeit und überließ es den einzelnen dortigen Künstlern, für sich zu kommen, was denn auch A. Menzel, G. Richter ꝛc. gethan, oder überließ es den lebenden Auswärtigen, ihre in Berlin im Privatbesitz befindlichen Bilder für die Ausstellung zu gewinnen, überließ es den Münchnern, die großen Todten Schinkel und Rauch auftreten zu lassen! Nun, was wir von Berlin brauchen, das ist da, oder vom Könige zugesagt und unterwegs. Nicht alle Besitzer waren willig, namentlich war mit den städtischen Behörden in Köln und Leipzig nichts anzufangen; aber Fürsten und Privatleute waren vielfach beeifert, dem vaterländischen Unternehmen Vorschub zu leisten, und der Katalog nennt neben den Königen von Preußen, Würtemberg, Hannover, den Großherzogen von Weimar und Baden besonders häufig den Fürsten von Thurn und Taxis, den Grafen Schönborn und Baron Lotzbeck in München, den Senator Bernus in Frankfurt.

Digitized by Google

Die Ausstellung ist vor Allem dadurch ausgezeichnet, daß die chorführenden Meister auch in ihr den Ton angeben, wie die Zeichnungen von Carstens, Overbeck und Genelli, die Cartons von Cornelius, Kaulbach, Veit, Rethel, Führich, die historischen Gemälde von Schick, Schadow, Schwind, Lessing, Bendemann, Ruben, Kuppelwieser, Rahl, Dietz, Menzel, Genrebilder von P. Heß, Foltz, Kirner, Schön, Ramberg, Jordan, Hübner, Schröder, Landschaften von Koch, Richter, Rottmann, Achenbach, Schirmer, Heinlein, Schleich, Zimmermann, Morgenstern. Kein berühmter Name (es müßte etwa eine kleinere Berliner Celebrität eine Ausnahme machen) fehlt uns ganz, die meisten aber sind mit dem erschienen, was für sie besonders charakteristisch ist, und viele mit einer solchen Fülle von Werken vertreten, wie nie vorher an Einem Orte zusammen war. Die Ausstellung will von jedem Kunstfreunde studirt und genossen sein. Vielleicht geben wir später einzelne Bilder aus derselben; heute möge die Mittheilung zweier bei der Eröffnungsfeier am 22. Juli gehaltenen Reden für sie sprechen.

Die Eröffnungsfeier begann mit einem Chorgesang vom Künstlersängerverein. Dann sprach der Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, von Zwehl, über die Kunst in ihrer Bedeutung für die Cultur, über die Pflege, die sie in Bayern findet, und bezeichnete das Ziel mit den Worten der Stiftungsurkunde der Akademie, in welcher König Max I. sagt: „Es ist unser Wille, daß die wohlthätigen Einflüsse der schönen Künste sich auf unser gesammtes Volk in einem ausgedehnteren Maße als bisher verbreiten, und dieses mächtige Bildungsmittel mit den übrigen zusammenwirkend die Neigung zum Schönen und Wohlgestalteten vermehre, und so unmittelbar die Nationalgeschicklichkeit erhöhe, mittelbar den Geist und die Sitten unseres Volks veredle. Denn die Liebe für Maß und Schicklichkeit, welche die Kunst einflößt, geht endlich auf das Leben über und lehrt auch in diesem das Zweckmäßige und Gebildete vorzugsweise suchen."

Hierauf bestieg Professor M. Carriere als Redner der Akademie die Tribüne und sprach:

„Mitten im Gewühl und Gewirr der Welt kann der Mensch die Paradiessehnsucht der Seele stillen und sich in ein Gebiet des Friedens und der Freiheit erheben; drei Wege führen dorthin, je nachdem die Idee des Wahren, des Guten und des Schönen der Stern ist, der uns leuchtet. In der erkannten Wahrheit findet unsere Vernunft in der Wirklichkeit sich wieder, wird unser Geist der ursprünglichen Gedanken inne, die das schöpferische Wesen und Gesetz der Dinge sind, und begreift er sich selbst, wie er mit Allem gegründet ist, im einigen Grunde des Seins, in Gott. In der guten Gesinnung und That einigt sich der menschliche Wille mit dem göttlichen, und wie er sich von diesem durchdrungen, getragen und beseligt fühlt, lebt er das gottinnige Leben der Liebe. In der Anschauung des Schönen genießt die Phantasie die Verschmelzung von Geist und Natur; wir sehen und hören, wie durch das Sinnliche und Endliche das Ewige und Unendliche sich offenbart und aller Gegensatz in freudiger Harmonie sich löst. Mit der Religion und der Wissenschaft hat die Kunst das gleiche Ziel. Ihre Werke sind kein eitles Spiel müßiger Unterhaltung, sondern die Gestaltung der

Digitized by Google

innigſten Gefühle, der tiefſten Gedanken. Das Weſen Gottes und der Welt, die Herzensgeheimniſſe des Volkes und die Ideale ſeines Strebens und Ringens werden in ſtrahlenden Bildern zur Erſcheinung gebracht; mitten im Strome der Zeit werden die Höhenpunkte des Daſeins, wird die Blüthe des Lebens feſtgehalten und die Geſtalt frei von den Schlacken irdiſcher Bedürftigkeit und Zufälligkeit als der Ausdruck unvergänglichen Gehaltes aufgeſtellt. Darum ſteht die Kunſt mit Religion und Wiſſenſchaft im Bunde, darum iſt ſie eine National-Angelegenheit gleich ihnen, und wo immer die ſtaatliche Entwickelung zu humaner Cultur voranſchreitet, erkennt ſie in der Pflege der Kunſt eine Aufgabe der Staatsweisheit. Von ſolchem Geiſt beſeelt, wollte, wie Sie bereits aus der Stiftungsurkunde der Akademie vernommen haben, König Maximilian I. von Bayern, daß die Kunſt gefördert und durch ſie Bildung des Volkes und Veredelung der Sitten allgemein verbreitet werde. Wie wir heute zur Jubelfeier dieſer Gründung der Akademie verſammelt ſind, dürfen wir es mit freudigem Danke für die Vorſehung bekennen, daß ſelten ein Inſtitut in der kurzen Zeit ſeiner Dauer ſich gedeihlicher entfaltet und beſſere Frucht gebracht hat. Mit richtiger Einſicht war es angeordnet, daß hier nicht eine Kunſt allein, ſondern alle drei im Raume geſtaltenden Künſte gelehrt und geübt werden ſollten: denn die Malerei ſchmückt nicht blos die Räume, welche die Architektur aufgebaut hat, ſondern ſie lernt von deren feſten Maßen auch für ſich das Geſetz des Styls, und die klare Durchbildung der Form, welche der Plaſtik im Gleichgewicht von Geiſt und Materie eignet, kommt auch den anderen Künſten zu Gute. Mit richtiger Einſicht waren im Studium des Alterthums gebildete Künſtler wie die beiden Langer als Lehrer an die Akademie berufen und ihnen ein wiſſenſchaftlicher Genius wie Schelling zur Seite geſtellt.

„Für die gute Pflege des Lehr- und Lernbaren alſo war geſorgt; doch der Meiſter muß geboren werden, und für die Blüthe der Kunſt, für die Heraufführung einer neuen Epoche derſelben bedarf es der Begeiſterung, die Niemand hergebieten kann, für die der Funke vom Himmel zucken muß. Daß ihm aber eine Stätte und reichliche Nahrung bereitet ward, als er aufleuchtete, das war wiederum die That eines bayeriſchen Königs. Am Anfang des Jahrhunderts hatte die Fremdherrſchaft und hatten dann die Befreiungskriege das deutſche Gemüth zur Einkehr in ſich ſelbſt, zur Beſinnung auf die eigene Vergangenheit geführt, die Noth der Zeit hatte beten gelehrt, und im ſiegfreudigen Aufſchwung des Vaterlandes fand auch die Kunſt ihre höhere Aufgabe wieder, die ſie eine Zeitlang einmal in äußerlichem Prunk vergeſſen hatte. Es war in Rom, daß eine Schaar edelbegabter Jünglinge zuſammentraf, die ſich die Wiedergeburt der Kunſt zum Lebenszweck ſetzten, und es war König Ludwig, der ſchon in ſeiner Jugend der Schirmherr dieſer Erneuerung zu werden den hochherzigen Entſchluß faßte. Mit dem gewaltigſten und reichſten jener aufſtrebenden Geiſter, mit Cornelius, berief er auch deſſen Freunde Schnorr und Heß an unſere Akademie, und es geſtaltete ſich nun das rechte Kunſtleben dadurch, daß den Meiſtern durch große monumentale Werke in Kirchen, Kunſthallen und Fürſtenhäuſern die Gelegenheit gegeben wurde, ihre Meiſterſchaft zu bewähren, und daß die Schüler das Vorbild nicht blos des Wortes, ſondern auch der That vor Augen hatten und zur Theilnahme an der That herangezogen wurden. Ein Bildhauer wie Schwanthaler, ein Architekt wie Gärtner ging mit den Genannten Hand in Hand, und München war die Pflanzſtätte der Kunſt geworden, von der aus eine neue Richtung ſich verbreitete. Ihr galt es vor Allem die Idee eines Gegenſtandes, Sinn und Bedeutung der Sache zu erfaſſen und durch die Darſtellung auszudrücken, und in der Compoſition eines wohlerwogenen Ganzen nicht ſowohl eine unnöthige Wiederholung der äußeren Wirklichkeit als vielmehr die Verklärung der Natur und die Verwirklichung des Ideals zu vollbringen. Dieſe Errungenſchaft ſoll uns bleiben. Aber zur anfänglichen Strenge und Erhabenheit geſellt der Fortgang der Zeit die Anmuth und den Reiz der Form, zum Rhythmus der Linien auch die Leuchtkraft und Harmonie der Farben, und es ſind berühmte Werke, welche Zeugniß geben, daß die Akademie ſelbſt dieſe Fortentwickelung in ihrem Schooße trägt. Die Kunſt iſt um

Digitized by Google

so vollendeter, je inniger sich ideale Wahrheit und Lebenswirklichkeit vermählen, je klarer die Tiefe des Gedankens in der Wohlgefälligkeit der Erscheinung sich offenbart.

„Es würde sich wenig geziemen, aus dem Kreise der Akademie selber das Lob der Gegenwart zu verkündigen, aber erwähnen dürfen wir die Anerkennung, die sie auswärts findet, wenn von der Hand ihrer Meister die gefeierten monumentalen Bildwerke im neuen Museum zu Berlin, im Dom zu Speyer und auf der Wartburg ausgeführt, monumentale Bauwerke geleitet werden. Und ein Wort des Dankes ist unsere Pflicht für Seine Majestät den König Maximilian II., der das doppelte Vermächtniß des Großvaters und des Vaters treu bewahrt, unserer Akademie so viele Beweise seiner Huld und Gnade gewährt, und der Baukunst, der Plastik, der Malerei neue Aufgaben setzt, so daß namentlich die bildnerische Darstellung der Geschichte fortwährend eine großartige Pflege findet, und was jetzt im Werden ist, sich den Schöpfungen früherer Tage würdig anschließen wird. Ein Wort des Dankes ziemt uns für die höchsten Staatsbehörden, die unsere Sache zu der ihrigen machen. Ein Wort des Dankes für die Künstler und Kunstfreunde in allen Gauen Deutschlands, die so eifrig, so freigiebig dazu beigetragen, daß wir die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Akademie in diesen lichten Hallen begehen können, inmitten einer Fülle herrlicher Werke, die ein Gesammtbild deutscher Art und Kunst geben, und zeigen, wie sich ihr Wesen und Werden im Laufe des Jahrhunderts gestaltet hat, eins in der Mannigfaltigkeit der Richtungen und Kräfte. Besonders haben wir anzuerkennen, wie die Schwesterakademien in Wien, Dresden und Düsseldorf zu dem Gelingen dieses schönen Unternehmens treulich und freundlich mitgewirkt, so daß es auch für sie zu einem Ehrendenkmal geworden ist.

„Als die Germanen die römische Weltherrschaft zertrümmert hatten, sind sie die Erben des Alterthums, die Träger der christlichen Religion geworden; was unserer ganzen Cultur ihr Gepräge verleiht, das ist auch in unserer Kunst sichtbar geworden, und soll ihr verbleiben: das deutsche Wesen, beseelt und gebildet vom Geiste des Christenthums, des Hellenenthums. Daß abermals nach fünfzig Jahren man diesen Sinn und dieses Streben an seinen Früchten erkennen möge, dazu gebe Gott seinen Segen!“

Ihm folgte F. Dietz, der Vorsitzende des Centralcomité's, mit folgenden Worten:

„Wenn ich nach den Vorträgen über die Akademie von München, über ihre und anderer deutschen Akademieen höchst erfolgreiche Thätigkeit für die Ausstellung, welche uns hier umgibt, wenn ich nach diesen geistvollen Vorträgen das Wort zu ergreifen wage, so geschieht es in der moralischen Verpflichtung, eines zweiten Factors zu gedenken, dessen Thatkraft wir nicht minder bedurften zur Verwirklichung jenes Gedankens, der einst in dem edlen Herzen eines jetzt fernen Freundes entsprang, zur Verwirklichung einer allgemeinen deutschen und geschichtlichen Ausstellung.

„Dieser zweite Factor ist die deutsche Künstlerschaft.

„Ihrem Wesen nach sonst wenig geneigt in Formen und feste Plane, in eine geschäftsmäßige Thätigkeit einzugehen, haben die deutschen Künstler, um ein ideelles Ziel zu erreichen, ihre eigenste Natur zu verläugnen gewußt, haben sie Fähigkeiten entwickelt, die ihnen sonst fremd waren, und eine Thatkraft entfaltet voll Selbstverläugnung und persönlicher Opfer.

„Dies Alles erfüllte sich seit den Künstlerversammlungen in Bingen und Stuttgart, seit sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen und in den Gemüthern festgesetzt hatte, daß nur durch allseitige geeinigte Thätigkeit der Fortschritt und die Entwickelung der deutschen Kunst möglich ist. Eine allgemeine und geschichtliche Ausstellung sollte das Symbol dieser Ueberzeugung, die erste Manifestation einer Vereinigung zu den höchsten Zwecken der Kunst sein. Wohlan, überall und nicht allein in den großen Metropolen, überall wo Kunst geübt wird und Kunst gesammelt ist, haben sich Vereine gebildet, welche in ernster Beharrlichkeit

Digitized by Google

ihr Ziel anstrebten und alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen entschlossen waren. Die Ausstellung, wie sie uns hier umgibt, ist ein glänzender Beweis der Liberalität unserer Fürsten, der Bereitwilligkeit der deutschen Kunstfreunde geworden: Thatsache aber bleibt es, daß nicht selten in dieser Beziehung die Comité's harte Proben zu bestehen hatten. Aengstlichkeit, Abgeneigtheit sich von dem Besitze zu trennen, Zweifel an dem Gelingen des Unternehmens sind Hindernisse gewesen, die sich bei jedem Schritte neu aufthürmten. Und wenn diese moralischen Widerstände endlich besiegt waren, wenn der Schatz gehoben war, so entstand häufig die neue Frage, wie den mechanischen Theil, wie die Verpackung und Einsendung nach München zu bewerkstelligen? Er ist kein reicher Stand, der Stand der deutschen Künstler, er ist arm an Gütern dieser Erde, aber sie haben Mittel und Wege zu finden gewußt, sie haben bis zu den Ersparnissen ihrer Vereine, bis in die eigenen Taschen gelangt, um den auserwählten Werken, den Werken der verstorbenen Meister, den weiten Weg nach München zu eröffnen. Ich fühle mich hoch gehoben, daß es mir vergönnt ist, einer so edlen Opferbereitschaft einen öffentlichen Dank ausbringen zu dürfen.

„Sie sind alle gekommen, wie der Ruf des Geistes an sie erging — sie sind alle gekommen, die Lebenden und die Todten. Die den Kampf des Lebens ausgekämpft, denen das Räthsel des Ideals gelöst ist, die in ihren Gräbern ruhen, sie sind da, sie sind unter uns! Das Werk, das sie mit ihrem Herzblut getränkt, das Spiegelbild ihres Geistes, ihr zweites Ich, es ist da von dankbaren Enkeln aufgesucht, sorglich herbeigebracht und in Pietät aufgestellt. Raum und Zeit ist besiegt und das merkwürdige Bild einer geistigen Familie eröffnet sich unseren Blicken. Das Ringen der Väter war kein vergebliches; ihre Arbeit erleichterte die der Enkel; die Mühe und Sorge ihres Erdenwallens hinterließ ein unvergängliches Erbe: es ist das unsere und wir, wir wissen, daß wenn unser Auge bricht, wenn unser Werkstück der sterbenden Hand entsinkt, daß es von verwandter Hand aufgenommen und weitergefördert wird zum *Ausbau der geistigen Macht der Nation!* O verdenkt es uns nicht, wenn wir mit heißen Wünschen an dem Gedanken hangen, daß unsere Kunst eine *nationale* Kunst sei. Denn nur auf dem Boden eines großen *Volkes* reifen die Menschengedanken zu weltgeschichtlichem Werthe, nur auf dem Boden eines *Volkes* treibt der Baum der Kunst tiefe Wurzeln, breite Aeste, hohe Kronen.

„Hat jemals die gütige Vorsehung die Möglichkeit vorbereitet für ein Unternehmen wie das unserige, so war es in dieser Zeit, so war es an diesem Orte. Wo und wann wären Bedingungen zu finden gewesen, günstiger als die uns gegebenen? Weltfriede; die Jubelfeier einer ernsten Pflanzschule der bildenden Künste; die gehobene Stimmung einer Stadt, die sich selber anschickt, ihr siebenhundertjähriges Wiegenfest zu feiern; ein weiter Palast, von staatsmännischer Energie in's Leben gerufen, der fort und fort seine Mission erfüllt, nationaler Thätigkeit ein Mittelpunkt zu sein; der mächtige Schutz eines hochsinnigen Herrschers, der mit gleicher Sympathie alle Blüthen der Intelligenz versammelt, um seinen Thron mit dem Glanze der Mediceer zu schmücken, *König Maximilian von Bayern*; die Aegide eines anderen Fürsten, der mit dem ersten Grundstein, den er der Kunst hier in München setzte, auch den Grund zu unserem heutigen Unternehmen legte, dessen geistigen Thron wir noch immer in alter Treue und stets erneuter Liebe umstehen, *König Ludwig!* — Wer sieht hier nicht eine Reihe von providentiellen Fügungen, die uns zu Hülfe kommen mußten?

„Mit meinen letzten Worten wende ich mich an die Künstler Deutschlands! Jederzeit, so hoffen wir, wird diese Vereinigung von Kunst betrachtet werden als das opfervolle Werk der Pietät, als das Werk der Liebe, das seine erwärmende Kraft fortsetzen soll in die nahe und in die ferne Zukunft, als das Werk unseres gemeinsamen Strebens nach den höchsten Zielen, nach *Schönheit, Wahrheit* und *Harmonie!* Nimmer gebe diese ehrwürdige Auswahl Anlaß zu egoistischem Vordrängen, eitelm Besserdünken und blinder Parteisucht. Eine höhere Ordnung der Dinge, eine Zeit und Menschheit beherrschende Idee muß festge-

Digitized by Google

halten werden, um dieſe Verſammlung zu richten. Das Urtheil der Culturgeſchichte kennt nicht das hochmüthige Gerede vom überwundenen Standpunkt, ihr ſind alle Momente gleich wichtig und werth. Hier liegt die That eines Volkes eigenthümlicher Art vor unſeren Augen; ſie zeigt das Gemeinſchaftliche im Beſonderen, ſie predigt laut, daß auch auf unſerem Gebiete die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen erhalten werden muß, wenn das Ganze in Macht und Ehren beſtehen ſoll, ſie offenbaret was deutſche Kunſt iſt! Das iſt die Aufgabe unſerer Ausſtellung und ſo will ſie betrachtet ſein. Von ihrer Stätte erhebt ſich der Genius der Kunſt, er ſchwingt ſein leuchtendes Banner, auf dem in Flammenzügen zu leſen iſt für das Auge des Meiſters wie des Jüngers: ich bin das Banner Deines Volkes, mir folge nach, unter meinem Zeichen wirſt Du kämpfen und ſiegen!"

Hierauf erklärte der Miniſter die Ausſtellung im Namen des Königs für eröffnet und brachte dieſem ein Lebehoch. Umrauſcht von Geſang und Muſik bewegten ſich die Anweſenden, unter ihnen als Ehrengäſte die höchſten Staatsbeamten, die ruhmreichſten Gelehrten, in den lichten Räumen, erfreut über das wohlgefällige Bild, das ihnen durch die meiſterhafte Anordnung unter der Leitung des Fauſtmalers E. Seibertz geboten war. ⊙

Neue Bücher.

Friedrich Wilhelm Rogge's ſämmtliche Werke. Berlin 1857. Verlag der Königl. Geh. Oberhofbuchdruckerei (Decker) — Das große Publikum, das den Namen Rogge noch nicht vernommen hat und daher vielleicht in ihm einen neuen Autor vermuthet, *) mag darüber einige Verwunderung empfinden, daß derſelbe gleich mit einer Geſammtausgabe ſeiner Werke hervortritt und vier ſtarke Bände Poeſien, wovon zwei Gedichte, die beiden andern Dramen enthalten, in die poetiſche Wagſchale legt. Den engern literariſchen Kreiſen iſt dagegen Rogge als ein ſchon ſeit Dezennien wirkender Schriftſteller in Proſa und Poeſie bekannt, der die ſeither aufgeſpeicherte dichteriſche Geſammternte ſeines Lebens nun hier auf einmal auf den literariſchen Markt bringt.

Wollen wir die Poeſie Rogge's mit einem Worte charakteriſiren, ſo möchten wir ſie Gelehrtenpoeſie nennen. Nicht der ſchöpferiſchen Begabung entſprungen, da nur eine reproductive vorhanden, äußert ſie ſich nicht als begeiſterte That des Genius, ſondern erſcheint gewiſſermaßen wie eine gymnaſtiſche Uebung des Geiſtes, der durch die anhaltende und ſympathiſche Beſchäftigung mit dichteriſcher Literatur die Anregung erhält, ſich in ihren Formen zu bewegen; ſie vermag daher nicht genial zu wirken, Begeiſterung und Bewunderung zu erregen, den Geiſt des Leſers gefangen zu nehmen und ſeine Phantaſie zu entführen. Doch aber können wir ihr unſere Achtung nicht verſagen, wir fühlen uns durch einen Geiſt von gediegener Bildung und höherem Streben, das über den Dilettantismus hinausgeht, berührt, empfangen von ihm Anregung, und finden in ſeinen Leiſtungen manches Anſprechende.

Die beiden lyriſchen Bände bilden wohl die beſſere Hälfte dieſer dichteriſchen Geſammtausgabe. Der Verfaſſer hat ihren umfangreichen Stoff nach dem Inhalt in eine mit der Zahl der neun Muſen zuſammentreffende Anzahl von Büchern getheilt: Vermiſchte Gedichte, Sonette, Balladen und Romanzen, Oden, Elegien ernſter und erotiſcher Gattung; die Halle

*) In der „Revue Française" finden wir eine eingehende Beſprechung Rogge's in dem Artikel: „Neue Plejade nieder-ſächſiſcher Dichter (Nouvelle Plejade poétique de la Basse-Saxe)", von N. Martin, einem Verwandten Karl Simrocks. Die ſieben Sterne der Plejade ſind: Ludwig Schnabel, Friedrich Hebbel, Gieſebrecht, Lebrecht Drewes, F. W. Rogge, Ferdinand Pfeiffer, Spitta. Vgl. Nr. 122 (10. Juni) und 126 (20. Juli) der genannten Revue. Anm. der Red.

Digitized by Google

von Frankreich, Lieder von Polen, Gnomen und Epigramme, Musodoron; welches letzte Buch wohl auch nach der Ansicht des Verfassers das Bedeutendste enthält, größere geschichtliche, meist der Antike entnommene Gedichte, die zugleich nach ihrer Abfassung mehr der neuern und also einer reifern Zeit des Dichters angehören. Freilich ist er der Großartigkeit dieser Stoffe und der antiken Welt nicht ganz gewachsen, und wenn er daher auch öfters bedeutende Klänge anschlägt, so folgen darauf doch bald wieder schwächere; wenn einzelne Verse und Strophen gelingen, so finden wir doch kein Gedicht, das wir im Ganzen vollendet nennen könnten. Schillers der Antike entnommene Gedichte sind sichtbar das Vorbild; aber wenn Schiller dieser großartigen Sphäre vielleicht seine erhabensten Dichtungen verdankt, so vermag der Epigone sich dagegen nicht auf der Höhe zu erhalten; und sehen wir ihn eben einen Aufschwung zur Sonnenbahn nehmen, so stürzt er schon im nächsten Augenblick als Ikarus herunter.

Fremde Anregungen, die Muster einzelner Dichter, wie die Strömungen der Literatur, müssen bei einer auf Reproduction beruhenden Poesie wie die vorliegende dominirend wirken. In der That möchte man den vorliegenden Gedichten darum einen literarhistorischen Werth zuerkennen, indem sie uns die verschiedenen Richtungen in der Literatur seit den letzten dreißig Jahren vorüberführen: Romantik und Classicität, Heine'sche und Platen'sche Manier, harmlose Lyrik und politische Dichtung, namentlich Verherrlichung der Thaten des französischen Kaiserreichs, der das ganze Buch, „die Halle von Frankreich" und des Aufstandes von Polen, dem auch ein vollständiges Buch „Lieder von Polen", gewidmet sind.

In den Dramen ist namentlich Shakespeare Vorbild. Vorwiegend gilt dies von der fünfaktigen Tragödie Bianca Vanezzi, die mit dem Distichon bevorwortet ist:

Was mir den Busen bewegt an Gefühlen der Lieb' und der Sehnsucht,
Duftig verwoben zum Kranz, bring' ich der Liebe sie dar.

Sie ist ein reiner Epigone von Romeo und Julie und im Verhältniß zu ihrem Muster nicht mehr als eine Ilias post Homerum. Außer dieser Liebestragödie sind die andern Dramen historische und behandeln die großartigen Stoffe aus der deutschen mittelalterlichen Geschichte: Kaiser Friedrich Barbarossa, König Manfred, Kaiser Heinrich IV., sämmtlich fünfaktige Tragödien. Bei der letzteren ist selbst der lange horazische Termin: Nonum prematur in annum weit überschritten, denn der Verfasser hat als Zeit der Abfassung die Jahre 1838 — 1856 auf dem Titelblatt angegeben, das außerdem noch das Motto enthält:

Deutschlands Ruhm und Verfall und die brandende Woge des Schicksals,
Die gleich unheilvoll bricht sich an Hütt' und Palast:
Beides hier wälzt mein Gesang; tiefsinnig darüber gebrütet
Unter dem Lenzbauch hat, unter Orkanen der Geist.

Trotz dieser pomphaften schwülstigen Ankündigung hat der Verfasser das Ei des Columbus auf keinen Fall ausgebrütet, und der unglückliche Heinrich IV. mit den großen geschichtlichen wie menschlichen Conflicten seines bewegten Lebens bleibt nach wie vor eine ungelöste Aufgabe. Ueberhaupt fehlt allen diesen Tragödien das eigentliche dramatische Element, sie sind nüchtern, abstrakt, äußerlich, ohne Charakterzeichnung, sie sind nicht mehr als höchstens Material zur Lösung ihrer dramatischen Aufgaben, das man insofern schätzbar nennen kann, als der Verfasser sich seine Sache ernst angelegen sein ließ und ein höheres Ziel vor Augen hatte.

Die meiste Befriedigung gewähren, wenn man das Gesammtresultat des Werthes der vorliegenden dichterischen Sammlung betrachtet, vielleicht die Elegien und namentlich die Gnomen und Epigramme, wie dem Verfasser überhaupt wohl am meisten die für das didactische und verständige, sinnige Betrachtung geeignete antike Form zusagt. Wir geben als Probe ein Epigramm über Hamlet, gegen das ein gereimtes Gedicht desselben Inhalts weit zurücksteht:

Hamlet.

Zwar es entnimmt das Gemüth nicht Trost aus dir, noch Erhebung,
Der du als Nachtstück blos grübelnd betrachtest die Welt;

Digitized by Google

Aber wie krank du seist, wie das Herz schwermüthig dir schlage,
Ekel am Diesseits dich, Zweifel am Drüben dich quält:
Dennoch wirfst du das Licht des Humors großartig darauf hin,
Dänischer Fürst, und stehst da, wie ein kranker Titan!

Wir setzen zum Schluß den schönen Gedanken des Distichons:

Wie ich die Menschen erprobt und erkannt, stets fand ich, begabt war
Mit hochherzigem Sinn nur ein poetisch Gemüth. A. D.

— **Deutsche Gedichte eines Engländers.** Die deutsche Buchhandlung von Franz Thimm in London hat so eben einen Band deutscher „Gedichte von Friedrich Marc" versendet, welche schon darum beachtungswerth sind, weil ihr Verfasser ein Engländer ist. Marc, der Sohn eines englischen Geistlichen und in London geboren, kam noch sehr jung mit seiner Familie, die nach Offenbach zog, nach Deutschland, erhielt eine gründliche deutsche Bildung, studirte auf deutschen Universitäten vorzugsweise Philologie und Philosophie und kehrte dann nach London zurück, um dort durch unermüdliche Thätigkeit sich für spätere Jahre die von dem praktischen Engländer angestrebte Unabhängigkeit zu erobern. Schreiber dieses lernte Hrn. M. vor etwa 15 Jahren in Wiesbaden kennen und freute sich des Ernstes und der Gründlichkeit, die der junge Mann deutschen Studien zuwendete, und die Vorliebe, mit welcher er die deutsche Muse pflegte. Er hatte sich durch tüchtiges Verständniß der Antike und durch die Literaturschätze der Briten zu ihr durchgekämpft, — und siehe da, 14 Jahre fremdartiger Thätigkeit in dem materiellen London haben ihn sie nur noch inniger und treuer umfassen machen, dessen ist seine Gedichtsammlung ein Beweis, welche, wenn auch nicht auf jedem Blatte den begeisterten Dichter — doch überall den Denker, und zwar den deutschgewordenen und von deutschen Ideen durchdrungenen, zeigt. Interessant ist daher schon die poetische Einleitung des Buches („den Liedern"), die wir hier folgen lassen:

Wo mastenbedeckt, wo bautenbekränzt,
Durch Meeresgewog in dem Laufe beherrscht,
Bald fluthet zurück, bald strömt zu dem Meer
Die den Völkern befreundete Themse;

Wo Alles umwölkt durch schwärzlichen Rauch,
Der aufsteigt rings in gewaltiger Stadt,
Zu dem Himmel sich hebt, bleifarben ihn deckt
Und den Nebel verdickend herabsinkt;

Hier, Blumen des Lieds, hier wuchset ihr auf,
Wenn eisernen Gangs auch fesselte mich
Alltägliches Werk in der tosenden Stadt
Und ihr darbtet der Pflege bedürfend.

Hellfarbigen Scheins mich habt ihr ergötzt,
Süßduftend zugleich mir die Sorgen versüßt;
Treuliebenden Blicks oft habt ihr geschenkt
Mir ein Glück in verdüsterten Stunden.

Dieser Prolog ist ein selbstredender Beweis für das vorhin Gesagte. Von einer eingehenden Beurtheilung der Dichtungen kann in einer Notiz, wie diese, nicht die Rede sein. Nur der stylistischen Eigenthümlichkeit möge gedacht werden, welche manche seiner Gedichte (und nicht zu ihrem Nachtheil) dadurch erhalten, daß der Verfasser die Prägnanz und Gedrungenheit seines angeborenen englischen Idioms glücklich auf das erworbene Deutsche zu übertragen versteht. M.

Digitized by Google

Unterhaltungen.

— Dr. **F. Lucä's Frankfurter Chronik: Das Jahr 1857.** — Diese Darstellung des gegenwärtigen Bestandes unserer städtischen Verhältnisse ist nach einem umfassenderen Plan angelegt als frühere ähnliche Arbeiten. Sie beginnt mit einem Bericht über der Stadt Verfassung, für welche das vergangene Jahr einstweilen eine Epoche bezeichnet. Ueber die Wirksamkeit der einzelnen Staatskörper sowie über die Veränderungen in ihrem Personalbestande sind Dr. Lucä's Mittheilungen sachkundig und zuverlässig. Auch wo er Militär- und Gerichtswesen, Kirche und Schule, Polizei und Gesundheitspflege behandelt, hat er den Hauptinhalt der urkundlichen Quellen dargelegt. Einen anderen Charakter nimmt seine Erörterung an, wenn er die Leser mit den Culturverhältnissen der Stadt, mit der Thätigkeit der Vereine, mit den Leistungen im Fach der Wissenschaften und Künste bekannt macht. Hier war er auf persönliche Erkundigung und auf sein eigenes Urtheil angewiesen. Von dem letzteren macht er einen sehr unabhängigen Gebrauch, und man kann ihm nicht vorwerfen, daß er dem panegyrischen Ton huldige, der sich sonst in Lokalschriften gerne breit macht. Wo er allgemeine Gebrechen des Frankfurter Geistes und Herkommens berührt, sind seine Rügen meist treffend. Der Mangel an zuvorkommender Liebenswürdigkeit gegen Fremde und Einheimische ist übrigens nicht unserer Stadt allein oder besonders eigen, sondern ein Kennzeichen vieler Orte desselben Süddeutschlands, das sich gern das gemüthliche nennt. Die Gleichgültigkeit gegen literarisches Wirken, mit anderen Worten die Scheu vor dem Ankaufe von Büchern, ist ebenfalls ein in Oberdeutschland sehr verbreitetes Uebel, doch in Frankfurt bemerkenswerther als anderswo, da, wie die Notizen S. 72—75 ausweisen, die schriftstellerische Thätigkeit der hier lebenden Gelehrten eine sehr achtbare und vielseitige ist. Dem Verzeichniß der 22 hier erscheinenden Zeitschriften wäre noch der „Israelitische Volkslehrer" und (neuerdings) der „Compaß" anzureihen. Daß chronikalische Uebersichten der vorliegenden Art von außerordentlichem Nutzen sein, ja schon in wenigen Jahren für den Geschichtsfreund unentbehrlich werden können, zeigt sich immer deutlicher: über keine Epoche ist es schwieriger sich aus den Quellen zu unterrichten und einen klaren Ueberblick zu gewinnen als über die nächstvergangene. Freilich müßte in solchen Büchern das Statistische mit genauester Zuverlässigkeit bearbeitet sein, was auf dem vom Verfasser so weit abgesteckten Gebiet nicht leicht möglich war; sein Werk würde wohl durch einen kleinen Nachtrag sehr an Brauchbarkeit gewinnen. Ueber die Einzelheiten urtheilt Lucä mit Freimuth und Wahrheitsliebe, doch zuweilen ungleichförmig und mehr als Advokat einer Ansicht, denn als Berichterstatter. Eine Chronik aber hat immer etwas Abschließendes; sie darf nicht einer subjectiven Ansicht Raum geben, sondern muß dasjenige Urtheil aufbewahren, das als Ergebniß der Erörterungen endgültig hervortritt. Daß der Verfasser zum Schluß eine Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse des Jahres 1857 gibt, ist ein recht glücklicher Gedanke; dies Verzeichniß umschließt seine Darstellung der heimischen Verhältnisse wie ein gut angebrachter Rahmen.

— **Otto Müller.** Das neueste (achtzehnte) Heft des von uns mehrfach mit verdientem Lob angezeigten Brockhaus'schen Werkes „Unsere Zeit" bringt eine Lebensskizze und literarische Charakteristik Otto Müllers, des Begründers dieser Blätter. Nach derselben ist unser College am 1. Juni 1818 zu Schotten im Vogelsberg geboren; die landschaftlichen Erinnerungen der Jugendzeit verleihen seinem abgerundetsten Werke „der Tannenschütz" einen anmuthigen Hintergrund. Er erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium in Büdingen und Darmstadt; am letztern Ort bekleidete er acht Jahre lang eine Stelle an der Hofbibliothek, mit welcher er eine Zeitlang die eines Privatbibliothekars bei dem Prinzen Carl von Hessen verband. Im Jahr 1843 übernahm er die Redaction des „Frankfurter Conversationsblattes"; fünf Jahre später wurde er Herausgeber des „Mannheimer Journals", das auch in den Zeiten des

Digitized by Google

Aufſtandes Organ der großherzoglichen Regierung blieb. — Nach dem Tode ſeiner Gattin Guſtava, geborne Fritze aus Bremen, begab er ſich im Jahr 1852 in das ſchwiegervätterliche Haus. Seine Rückkehr nach Frankfurt, die Begründung der „Deutſchen Bibliothek“, und des „Muſeums“, dürfen wir bei unſeren Leſern als bekannt vorausſetzen. Die Biographie nennt außer den in der Bibliothek und in dieſen Blättern erſchienenen Erzählungen noch folgende Werke von Otto Müller: Die Novellenſammlung „Frühlingspark“ (Frankfurt 1847), die Tragödie „Cola Rienzi“, den „Bürger“ (1845 und 48), die Novelle „Petrus von Vinea“, den viel zu wenig beachteten Roman „die Mediatiſirten“, den zeitgeſchichtlichen Roman „Georg Volcker“ und den „Tannenſchütz.“ Die Novelliſirung der Lebensgeſchichte der Olympia Morata hat Otto Müller einſtweilen aufgegeben, um ſich der Ausarbeitung einer Erzählung aus der Handelswelt zu widmen.

— **Dichtergräber zu Aſchaffenburg.** Das alte, ſchön gelegene Aſchaffenburg, ehemals der Sommerſitz der Mainzer Kurfürſten, jetzt ein Zielpunkt vieler Ausflüge, iſt unter Anderem auch als die Grabſtätte zweier bedeutenden deutſchen Dichter bemerkenswerth. In dem einſamen, grasbewachſenen offenen Raum, der die Agathenkirche umgibt, ſteht an der Mauer ein Denkſtein, auf dem ein Kranz gemeißelt iſt nebſt der Inſchrift: „Hier ruhen die Gebeine Wilhelm Heinſe's, Verfaſſers des Ardinghello; geboren zu Langenwieſen in Thüringen 1749, geſtorben zu Aſchaffenburg 1803.“ Hiernach iſt die Angabe der Handbücher zu berichtigen, welche Mainz als den Ort ſeines Todes angeben. Daß wir jenen Denkſtein der Sorgfalt König Ludwigs verdanken, iſt um ſo dankenswerther, als der fürſtliche Kunſtkenner ſich die Schattenſeiten von Heinſe's Wirken nicht verhehlte. In dem Buche „Walhalla's Genoſſen“ heißt es: „Geringen Standes, unwiſſend, Heinſe's Eltern, welcher, die claſſiſchen Sprachen inne, auf ſeiner heimathlichen Thüringer Hochſchule lernte, am meiſten jedoch auf der höchſten — der des Lebens. Heinſe ſchreibt nicht, er malt, wie Correggio (ſein Lob, ſein Tadel); in des Südens Glut taucht ſich ſein Pinſel, Flamme jeder Zug, jedes Wort Bild. Leider, daß ein unreiner Geiſt in jedem ſeiner Werke herrſcht. Mißvergnügen empfindet die nach dem Hehren verlangende Seele ob ſolch herrlicher Gaben Anwendung.“ — Vor dem Wermbachsthor iſt der eigentliche Kirchhof der Stadt; hier, an der Mauer, befindet ſich die Gruft der Familie Brentano-Laroche Clemens Brentano wurde hier im Jahr 1842 beigeſetzt, neun Jahre ſpäter ſein Bruder Chriſtian. —„Kein Dichtungswerk, aber eine reiche Quelle hiſtoriſcher Poeſie iſt das Chronicon des berühmten Lambert von Aſchaffenburg, der gegen Ende des elften Jahrhunderts die Geſchichte ſeiner Zeit ſchrieb, den man aber jetzt nach ſeinem Kloſter Hersfeld benennt. Vor Jahren wurde in Aſchaffenburg der Plan zu einem Denkmal für ihn entworfen; als Inſchrift war ebenfalls ein Ausſpruch König Ludwigs auserſehen: „Weniges wiſſen wir von ihm, durch ihn Vieles.“

— **Zeichen und Namen der Aſteroiden.** Die guten alten Kalenderzeichen für die ſieben Schutzplaneten der Wochentage, Sonne und Mond mit eingeſchloſſen, waren bequem und leicht zu behalten, wenn auch die Saturnſenſe und der Donnerkeil etwas undeutlich. Als zu Anfang dieſes Jahrhunderts Olbers, Piazzi und Harding die erſten kleinen Planeten entdeckten, kam noch für Ceres die Sichel, für Pallas der Speer, für Juno der Zepter und für Veſta der Altar hinzu. Aber ſeit zwölf Jahren, genauer geſagt ſeit dem Dezember 1845, da Henke die Aſträa auffand, ſind die mythologiſchen Kenntniſſe der Aſtronomen ſammt ihrer Erfindungsgabe für paſſende Symbole gar zu ſehr in Anſpruch genommen worden. Die obſcurſten Muſen und Nymphen wurden aufgeboten, die Zeichen recht ſinnig erdacht; ſo nehmen ſich das Auge der Metis, der Delphin der Thetis, der Apfel Proſerpina's und Leukothea's Leuchtthurm im Verzeichniß ganz artig aus. Nachdem aber Goldſchmidt und Hind jeder mit zehn Planeten vorgerückt ſind, erklären ſich die Himmelskartenzeichner für überboten. Man findet demnach in den neueſten Werken die Aſteroiden höchſt einfach mit Zifferchen bezeichnet, die mit einem Kreis umſchloſſen ſind; ein Ring mit 1 bedeutet Ceres, mit 5 Aſträa, mit

Digitized by Google

52 Europa, von Goldschmidt entdeckt; nach ihr kömmt noch eine Nummer 53, vor 3 Monaten von Luther in Bilk aufgefunden. Aber selbst mit den Namen kommt man in Verlegenheit; zweimal sind Städte zu Pathinnen genommen worden, nämlich Lutetia und Remausa (für einen in Nismes zuerst gesehenen Stern). Auch werden Versuche gemacht, fürstliche Namen an den Planetenhimmel zu bringen; doch legen die amerikanischen Astronomen Protest ein. Bei „Victoria“ und „Eugenie“ hoffte man sie durch die günstige Doppeldeutung der Wörter zu täuschen; sie bezeichnen jedoch die Victoria beharrlich als „Klio“ und auch Eugenie wird von ihnen schwerlich adoptirt werden. Sie denken mit Rückert:

Die Herrscher machen sich auf Erden breit genug;
Den Himmel ihnen auch zu räumen, ist nicht klug.

— **Das Law'sche System.** Histoire de Law, par A. Thiers. Leipzig, Hetzel, 1858 — Diese Schrift ist von Thiers vor dreißig Jahren für ein encyclopädisches Werk verfaßt worden und in Form und Inhalt eine seiner besten Arbeiten. Der Wiederabdruck erscheint sehr gelegen, da die Handels- und Geldkrisen der letzten Jahre viele Geschäftsmänner belehrt haben, daß es auch auf ihrem Gebiete von Nutzen sein mag, den Blick rückwärts in die Geschichte zu wenden. Da erscheint denn die Katastrophe der Law'schen Zettelbank als die erste in der Reihe, und trotz der veränderten Umstände in auffallender Weise als Vorbild aller späteren Unfälle der Art. Auch Max Wirth stellt in seiner soeben erschienenen trefflichen „Geschichte der Handelskrisen“ (Frankfurt, Sauerländer 1858) das Law'sche System historisch voran. Dasselbe brachte, wie schon Adam Smith bemerkt, nicht etwa dadurch so viel Unheil, daß es unredlicher und schwindelhafter angelegt war als andere, sondern weil man damals noch mancher Einsichten entbehrte, die später durch Nachdenken und Erfahrung gewonnen wurden. Wirth sagt darüber: „Law verwechselte Geld mit Kapital; und da er aus Erfahrung wußte, daß das Papier durch den Credit häufig das Geld vollkommen vertrat, so glaubte er, wenn er Papier creirte, Kapital zu schaffen und durch dieses einfache Mittel das Land zu bereichern.“

— **Ein junger Dichtergreis.** In den neuen Gedichten, die Robert Prutz unter dem Titel „Aus der Heimat“ herausgegeben hat, ist auffallend viel von dem Alter des Dichters, von seinen grauen oder schon ergrauten Haaren die Rede. Nun ist Prutz, wie das Conversations-Lexikon nachweist, erst 42 Jahre alt, und war allem Anscheine nach sogar um einige Jahre jünger, als er jene Lieder dichtete. Zudem ist von sogenanntem Weltschmerz, wenigstens vom eitlen Spiel mit peinlichen Gefühlen in dem Buche keine Spur; Prutz ist von Alters her ein Feind solcher Richtungen, und noch in seinen jüngsten Liedern sprechen sich die Empfindungen warm und frisch genug aus. Freilich, wer als Dichter seine Jünglingszeit unter den Zukunftshoffnungen und sprossenden Idealen der dreißiger und vierziger Jahre verbrachte, der erscheint sich heutzutage einem ernüchterten Geschlecht gegenüber leicht fremder und älter als er ist

— **Junggermanische Schule.** Wenn auf geistigem Gebiet eine neue, bedeutende Richtung sich geltend macht, so bleiben die Debatten nicht aus. In dem Gedränge des Für und Wider schaaren sich die Anhänger um denjenigen, der das bezeichnende Wort zuerst ausgesprochen hat, und so entsteht eine Schule. Gegenwärtig aber beschäftigen sich die Zeitungsnotizen stark mit einer in Hamburg gestifteten „junggermanischen Schule“, ohne daß man von einer Bewegung Kunde hat, die ein solches Zusammentreten veranlassen könnte. Die wenigen Sätze, die als Gesinnungsausdruck der sogenannten Schule in die Oeffentlichkeit kommen, sind in einem recht löblichen Tone gehalten, aber weder durch Präcision noch durch tiefen Gehalt bemerkenswerth. Die Emsigkeit, mit welcher die Begründung dieses Vereins junger Schriftsteller angekündigt wird, kann unser Urtheil nicht täuschen, soll uns aber auch nicht abhalten, ihr weiteres Wirken nach Verdienst zu würdigen

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 32. Frankfurt a/M., den 7. August 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. Der Reichsbaron. Novelle von Ernst Fritze (Forts) — Steinle's Fresko-Entwürfe für das Kölner Museum. — Jenaer Jubiläumsschrift. — Theater. — Unterhaltungen. Der Fürst aus Davids Hause. Jahns Denkmal. Ein Gutachten über die Dampfschifffahrt. Mommsens römische Geschichte.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

XXII.

Jetzt galt es, den Prinzen Steffano aufzusuchen und ihn mit Erfolg zu bearbeiten. Der Staatsrath warf sich in einen Fiaker und ließ sich im stärksten Trabe zuerst in eine der besuchtesten Kaffeeanstalten, wo er das Zeitungsblatt mit der verrätherischen Annonce zu finden erwarten konnte, und dann nach der Wohnung des Prinzen fahren. Dieser wohnte, aus Vorliebe für die Natur, wie er sagte, in einer der schönen Gartenwohnungen, woran die Residenz so überreich war. Unterwegs überlegte und überdachte der Staatsrath die ganze Geschichte. Wie? wenn sich die Vermuthung der Frau Meier nun nicht bestätigte? Ein Schauer überlief ihn. Was dann? was dann?

Mit welcher Kühnheit hatte er sich zu Behauptungen aufgeschwungen, die ans Fabelhafte grenzten; mit welcher Ruhe die Wahrheit als begründet dargestellt! Es konnte möglicherweise doch ein Irrthum obwalten! Frau Meier hatte mit dem Scharfsinn eines Frauenverstandes Schlüsse gezogen; aber beruheten diese auf etwas Anderem, als auf einer Möglichkeit?

Digitized by Google

Die Conjecturen halfen jetzt dem Staatsrathe Nichts, er mußte vorwärts!

Der Abend war schon hereingebrochen, als der Wagen, welcher unhörbar über den weichen Schnee fortfuhr, vor dem kleinen Gartenpalaste hielt, dessen Wetterläden von allen Seiten dicht verschlossen waren.

Der Staatsrath stieg aus. Er kannte diese Wohnung so genau, daß es keiner Erleuchtung bedurfte, um sich zurecht zu finden. Ein weiter sehr schöner Hausflur bildete eine Art Portal, das rechts zu der Wohnung des Eigenthümers, der eine Restauration, Kaffee und Billard für die höchste Noblesse der kleinen Residenz hielt, und links in einige elegant möblirte Zimmer führte, die stets an junge Männer vornehmen Standes vermiethet waren. Der Staatsrath selbst hatte schon hier gewohnt, war aber außerdem auch oftmals Gast des Prinzen Steffano gewesen. Als er jetzt der Thür des Zimmers zuschritt, das dieser junge Mann gewöhnlich bewohnte, wälzte sich eine Centnerlast auf seine Brust. Er athmete bang und fand sich genöthigt einen Augenblick stehen zu bleiben, indem er die erste Doppelthür des Zimmers öffnete. Ein leises Pfeifen weckte ihn aus seinem Nachdenken und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die zweite Thür, die nur angelehnt, einen Lichtschimmer und zugleich die Naturmusik des Bewohners durchdringen ließ. Ein Lächeln stahl sich über des Staatsraths Züge. Die Melodie, welche zu ihm drang, war ein guter ehrlicher deutscher Gassenhauer: „Gestern Abend war Vetter Michel da ꝛc." Er fühlte sich ermuthigt genug, um die angelehnte Thür ein ganz klein wenig zurückzuschieben.

Siehe da! Saß dort nicht der Prinz wie in einem Märchen der Tausend und Einen Nacht? Flitter, Sammt und Seide um ihn herum! Weiße Pantalons, gelbe Jacken und hochrothe Pantoffeln! Turbane und Barette mit wallenden Federn! Er hatte sich also glänzend darauf vorbereitet, auf dem bevorstehenden Maskenballe in seinem Nationalcostüm zu erscheinen; und dazu pfiff er harmlos einen deutschen Gassenhauer. Was aber war seine Beschäftigung?

Der Staatsrath konnte nur einen Theil seines Rückens und den Kopf sehen, der wie immer mit dem charakteristischen Fez bekleidet war. Noch ein wenig schob er also die Thür weiter zurück. Was that es auch, wenn der Prinz ihn bemerkte? Endlich enthüllte sich ihm sein ganzes Bild und ein brausendes Gelächter brach aus dem Munde des Lauschers. Prinz Steffano saß in der wohlgelungenen Attitüde eines eingeübten Schneiders und fabricirte sich einen Ueberwurf von hellblauer Seide, wie ihn die Armenier zu tragen pflegen.

Ueber alle Begriffe von dem plötzlichen Gelächter erschreckt, sprang der arme Prinz auf und starrte wild und entsetzt nach der Thür, die er verschlossen zu haben meinte.

Bon soir, mein goldener Prinz! rief der Staatsrath lustig ihm entgegen,

Digitized by Google

was treiben Sie denn da? Wo sind Ihre Dragomanen? Wo haben Sie Ihren Turry Murry, den netten kleinen Sclaven? Kein Mensch ist da, mich zu empfangen und zu melden! Ich muß daher tausend Mal um Entschuldigung bitten, daß ich ohne Weiteres hier hereinfalle und Ew. prinzliche Gnaden in so interessanter Beschäftigung störe.

Der Prinz hatte nur einen Moment nöthig gehabt, um seine Geistesgegenwart wieder zu erhalten. Mit dem ehrerbietig verbindlichen Lächeln, das er feststehend gegen alle seine Bekannte und Gönner hatte, bat er den unerwarteten Besucher, näher zu treten. Dann nahm er das Kleidungsstück, an dem er genäht hatte, hob es mit einer wegwerfenden Geberde auf zur Gaslampe, die von oben herab ihr Licht verbreitete, und sagte ohne Verlegenheit:

Sehen hier — infame Schaf, Schneider sind — machen klein Jungens Kittel — soll Armenier sein — dumm, oh wie sehr dumm! Haben anders gemacht!

Ein neues Talent, mein guter Prinz, fiel der Staatsrath ein, und sein Ton sank von der früherhin geflissentlich zur Schau getragenen Cordialität bis zur verächtlichen Nachlässigkeit herab. Wer ist denn Ihr kolossal dummer Schneider?

Weiß nicht. Turry Murry weiß! radbrechte der Prinz und legte seine Nähapparate verstohlen bei Seite. Sein Blick streifte mißtrauisch den Staatsrath, als dieser phlegmatisch in die Tasche griff und das Zeitungsblatt hervorholte.

Sie? Nicht gehen zum Balle? fragte er dann, eine sorglose Miene erheuchelnd.

Warum nicht, mein bester Prinz? Sie meinen, es sei Zeit Toilette zu machen und wollen mich nicht gern lange hier behalten, aber Geduld — wir haben Beide noch Zeit genug uns vorher umzukleiden. Ob Sie Lust zu dem bunten Flitterstaate behalten werden, nachdem ich Ihnen einen höchst rührenden Zeitungsartikel vorgelesen habe, ist freilich die Frage. Darf ich bitten, sehr geliebter Prinz, sich hier mir gegenüber zu placiren, damit ich aus Ihrem Antlitze ersehen kann, ob Sie mich auch immer verstehen. Der Aufsatz trägt die sonderbare Ueberschrift: „Aufruf an alle Menschenfreunde im Allgemeinen und im Speciellen, so wie Bitte eines zwiefach heimgesuchten Vaters."

Prinz Steffano hatte sich mit der gewöhnlichen Schweigsamkeit seines Wesens den Befehlen des Staatsrathes untergeordnet. Eine leichte Verlegenheit verrieth sich allerdings in seinem Mienenspiele. Es war, als wenn er etwas Absonderliches fürchtete. Aber alle Verwirrung verflog bei den ersten Worten, die der Staatsrath ablas. — Ach, deutsch! lispelte er vor sich hin und blickte mit allen Anzeichen artiger Aufmerksamkeit fest zu dem Vorleser auf. Dieser hatte durch Uebung eine enorme Fertigkeit erlangt, sein Auge blitzschnell von den Zeilen ab und zu seinem Zuhörer aufzurichten, ohne im geringsten ins

Digitized by Google

Stocken zu gerathen. Er gewahrte sehr gut die sorglose Miene des jungen Mannes und begann mit einer bedeutungsvollen Betonung der jüdischen Construction: „Ein geschlagener Mann und Vater richtet jetzt seine einzige Hoffnung nur noch auf die Menschenliebe der Bewohner Deutschlands im Allgemeinen und im Speciellen, die ihm verhelfen kann zu seiner Beruhigung, zu seinem Gelde und zu seinem Sohne — "

Bis dahin hatte der Prinz mit entschiedener Unbefangenheit sein gelbbleiches Gesicht emporgerichtet.

„Welcher auf meinen Befehl gereist ist im vorigen Sommer nach Triest" —

Alles Blut, welches der Prinz nur in seinem Körper hatte, schien bei diesem Worte nach seinem Kopfe zu steigen, aber standhaft hielt er sein Gesicht emporgerichtet.

„Allwo er in Empfang hatte zu nehmen eine große Summe Geldes. In Triest ist er angekommen, ist er gesehen worden, hat ausbezahlt bekommen das Geld, alles in seinem Rechte, und dann ist er wieder abgereiset, aber nicht angekommen hier zu Haus, noch auch sonst irgendwo."

Ein eigenthümliches Lächeln des Staatsrathes begleitete diese letzten Worte. Das Blut entwich aus des Prinzen Kopf, er wurde bleicher als vorher, richtete jedoch unerschütterlich sein Gesicht empor.

„Mein Sohn ist sein Lebenlang gewesen ein braver Sohn, ein guter Sohn, und er würde das schöne Geld, das er geholt für seinen Vater, ganz gewiß geliefert haben in seines Vaters Kasse. Es ist anzunehmen also, daß er gemordet ist von schlechten Leuten, die da gewußt, daß er viel Geld bei sich hatte, und ich, der zwiefach unglückliche Vater des verloren gegangenen Sohnes, der sich nennt Jakob Baruch — "

Der Staatsrath hatte seine Stimme noch mehr verstärkt und schrie jetzt den Namen mit einer solchen Kraft, daß Prinz Steffano emporfuhr und an allen Gliedern zitternd da saß. Aber sein Gesicht blieb fest und steif emporgerichtet.

„Und ist ein hübscher Mensch von zweiundzwanzig Jahren mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen, ich bitte nun alle Menschenfreunde im Allgemeinen und im Speciellen, wenn sie sollten Auskunft geben können über diesen meinen Sohn Jakob Baruch, und wenn sie wollten verdienen sechs Louisd'or preußisch, so sollten sie nur an mich, den alten Isaak Baruch in Groß-Kelten an der preußischen Grenze nach Schlesien die Nachricht kommen lassen."

Hier brach der Staatsrath seine Vorlesung ab, musterte den jungen Mann, der ohne Bewegung vor ihm saß, mit schmunzelnden Blicken, strich drei Mal über seinen hochblonden Schnauzbart hinweg, und sagte dann ganz ruhig und kaltblütig:

Ich hätte Lust, die sechs Louisd'or preußisch zu verdienen, mein braves Jüngelchen!

Digitized by Google

Jetzt endlich senkte sich das gelbbleiche Gesicht. Der Anflug von Aerger und Verdruß, der es einen Moment entstellt hatte, wich der Verzweiflung, als sein Peiniger hinzufügte:

Ich bin nur noch nicht mit mir einig, ob ich das brave Jüngelchen, den guten Sohn, den hübschen Menschen von zweiundzwanzig Jahren mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen nicht erst auf ein Paar Jahr ins Zuchthaus liefere.

Prinz Jakob Baruch schlug beide Hände vors Gesicht und jammerte in ganz merklich jüdischem Jargon: O wär' ich doch abgereist, als die Frau Meier mich hat in Schrecken gesetzt mit der Montenegrinerin! Hat es doch wie ein Eisklump gelegen auf meinem Herzen — ich wollt' das schöne Maskenfest nur nicht im Stich lassen — hat doch der Herr Minister Excellenz selbst geschrieben an mich, ich dürfe nicht fehlen —! Ach wär' ich doch gegangen, eh' der Herr Staatsanwalt davon gewußt!

Sein Jammer erstarb in einem unverständlichen Murmeln, das ganz sicher von einigen Thränen begleitet war. Der Staatsrath lachte heimlich. Er hatte mit einem Wohlbehagen eigenthümlicher Art den Schmerzensexclamationen des armen Schelmen zugehört und nichts sehnlicher gewünscht, als den Minister zur Stelle zu haben, um ihn einer gründlichen Demüthigung erliegen zu sehen.

Nun, mein Lieber — sprach er nach einigen Minuten — stellen Sie Ihre Klagelieder ein und erzählen Sie mir in dem guten und sehr verständlichen Deutsch, das Sie plötzlich sprechen können, wie Sie eigentlich zu der Komödie gekommen sind und was Sie dazu veranlaßt hat. Ich mache Ihnen im Voraus bemerklich — fügte er drohend hinzu, als Prinz Jakob Baruch schnell den Kopf aufhob und Miene machte, sein Herz ganz gehörig auszuschütten — daß es wesentlich auf Ihr Schicksal einwirken wird, wenn Sie, ohne Rückhalt der Wahrheit, die Beweggründe Ihres fabelhaften Maskenspieles vorlegen und mir alle nothwendig erscheinenden Fragen offen und ehrlich beantworten.

Nu, gnädiger Herr Staatsanwalt — fiel Jakob Baruch sehr schnell sprechend ein — warum soll ich Ihnen denn nicht ehrlich Alles können erzählen? Habe ich doch gar nichts Schlimmes gethan, ist es doch nur ein Jugendstreich gewesen, der mir hat gekostet mein eigen Geld.

Oder das Ihres Vaters! erklärte der Staatsrath.

Was ich dem Vater nehme, das nehme ich mir, denn ich bin sein einzig Kind, meinte Jakob. Und, war es doch ein Erbtheil meiner Mutter Schwester, das ich mir zu holen ging!

Aha! rief der Staatsanwalt errathend. Als Sie das Geld nun in Händen hatten, fiel es Ihnen ein, einmal Prinz zu spielen?

Digitized by Google

Ist es mir doch gar nicht eher eingefallen, als bis die Leute es zu mir sagten und mich Prinz anriefen!

Haben die Leute Sie auch Steffano Damano angerufen? fragte der Staatsrath ernst.

Das nicht! das nicht! Will ich Ihnen die Sache erzählen von Grund aus, gnädiger Herr Staatsanwalt. Als ich in Triest mein Geld in Empfang hatte genommen, blieb ich noch acht Tage daselbst, weil es schön war, weil ich gern am Hafen war, wo die Schiffe aus- und einliefen. O, es war eine schöne Zeit für mich, eine prächtige Zeit, wo ich mehr lernte, als in meines Vaters Kleiderhandlung in Jahren. Da kam ich mit einem Griechen zusammen, so alt wie ich und auch so vernarrt in das Meer und in den schönen Abend, wie ich. Wir wurden ganz gut Freund. Als er abreisen wollte, schenkte er mir ein Fez und sagte: ich sei ein hübscher Türke. Das schlug ein bei mir, denn man sah mir den Juden immer gleich an. Ich bat ihn, mir einen netten Anzug von sich zu verkaufen. Er that es und ich zog ihn flugs an. So reiste ich ab von Triest und wollte mir besehen ein Bischen die Welt, ehe ich heimfuhr in des Vaters alten Kleiderladen. Das Geschick brachte mich nach Baden, wo man meinen Paß sehen wollte. Was geschieht? Ich finde in der Rocktasche eine Legitimation des Marineschülers Steffano Damano, aus den Bergen Montenegro gebürtig, und ich gebe das als meine Legitimation ab. Nun heißen die Leute mich alle Prinz Steffano und ich habe kein Wort dagegen gesagt.

Wie sind Sie denn hieher gekommen? fragte der Staatsrath.

Hat mich doch der Herr von Warrheim als eine Kuriosität von Baden mitgenommen nach seinem Schlosse.

Und weßwegen stellten Sie sich an als verständen Sie kein Wort deutsch?

Habe ich das doch nie gesagt! Aber antworten wollt' ich in Deutsch nicht, weil sie in Triest immer gemeint: man höre gleich den Mauschel an mir.

Das muß ich bestätigen! rief der Staatsrath lachend.

That ich da nicht besser, schweigend mein Glück zu genießen, das mich zum Liebling so schöner Damen machte? fragte Jakob Baruch schlau und etwas ermuthigt durch die Heiterkeit seines Inquirenten. Hatte ich doch genug zu hören. War es mir doch manchmal als träumte ich bloß —

Und man würde Sie eines Tages wecken, fiel der Staatsrath wieder ernsthaft ein. Ich habe dies Amt übernommen. Sie geben sich zwar sehr pfiffig das Ansehen, als hätte nur der Zufall Sie zum Scheinbilde dessen gemacht, für den man Sie hier hält, allein das ist nicht wahr! Ihr Auftreten in Baden muß von der Art gewesen sein, daß der Herr von Warrheim Gründe für seine Meinung, einen Sohn des Fürsten Damano in Ihnen zu sehen, gehabt hat. Also heraus mit der Sprache, mein Freund! Was

Digitized by Google

haben Sie für Mittel angewendet, um den guten Herrn von Warrheim zu täuschen?

Wahrhaftig, ich habe nichts gethan, gnädiger Herr Staatsanwalt. Wie konnte ich denn auch? Ich sprach ja nichts, als die allernothwendigsten Worte. Aber ich hatte von meinem griechischen Bekannten einige Worte aufgeschnappt, die ich so aufs Gerathewohl hinsprach, nannte auch oftmals Montenegro. Ist's doch einmal jetzt Mode, Alles das, was weit herkommt, als vornehm zu betrachten; und dann machte ich mir's zur Gewohnheit, mit meinen Goldstücken zu spielen. — Wußte ich doch, daß man das Geld nur zu zeigen braucht, um Respect zu haben. Die Leute haben sich Alles ausgedacht, was sie von mir erzählten — habe ich doch oft gelacht im Innern, wenn ich's mit anhörte! Nur Ihre gnädige Frau Schwägerin, die hat sich niemals anführen lassen, die hat gelacht von Anfang an und hat mir nicht getraut. Ich habe es wohl bemerkt! Aber es diente ihr, daß ich dem hübschen Ministerfräulein meine Anbetung darbrachte, daß ich verhinderte ein Bündniß zwischen dem Baron Cassian und dem Fräulein. So lange sie mich da brauchen konnte, ließ sie mich leben, wie ich wollte. Aber neulich hat sie es endlich nicht über sich kriegen können — sie hat mich in Schrecken gesetzt, indem sie erzählte: ein Herr aus Griechenland werde kommen mit einer Montenegrinerin. Ich merkte nun wohl, daß meine Zeit vorbei sei; aber das Maskenfest, das schöne Maskenfest hat mich verführt zu bleiben. Gleich darauf wollte ich heimlich fort.

Wohin denn, wenn ich fragen darf? examinirte der Staatsrath weiter. Er fand es unglaublich, daß die Leichtgläubigkeit der Menschen sich hier selbst eine Fallgrube gegraben haben sollte.

Nach Hause, geehrter Herr Staatsanwalt, nach Hause, wohin denn sonst? Mit leeren Beuteln? Was für einen Empfang hätte der verlorene Sohn im Vaterhause erwarten können?

Mit leeren Beuteln? wiederholte Jakob Baruch verschmitzt lachend. Habe ich doch von den tausend Goldstücken, die ich mir habe geholt, kaum fünfzig ausgegeben und dabei so viel Vergnügen gehabt, wie Mancher nicht, der hundert Goldstücke verreist! (Fortsetzung folgt.)

Steinle's Fresko-Entwürfe für das Kölnische Museum.

(Siehe „Grenzboten" Nr. 25.)

Die Entwürfe Steinle's zu den Gemälden des Treppenhauses des neuen Museums in Köln haben in den „Grenzboten" eine Beurtheilung gefunden, die von den anderweitig ausgesprochenen Ansichten stark abweicht. Wir würden, überzeugt von der innern Lebenskraft des hart angegriffenen Werkes, den genannten Aufsatz unbeachtet lassen, wenn nicht derselbe von einer, durch

Digitized by Google

ihre strenge Haltung bekannten Zeitschrift gebracht worden wäre; wenn er nicht ferner durch augenscheinliche Darstellungsgabe und leidenschaftlichen Ton insbesondere bei solchen Lesern, welche die Bilder nur vom Hörensagen kannten, Sensation gemacht hätte.

Zunächst wären wir befugt mit dem Verfasser über die Form seiner Einleitung ein Wort zu reden, die mit den Worten beginnt: „Wer Spaß liebt und gern lachen möchte, dem empfehlen wir als sicheres Mittel einen Gang durch die permanente Kunstausstellung zu Köln, wo gegenwärtig die Entwürfe Ed. Steinle's für die Treppenhausbilder des neuen Museums dem Publikum vorgeführt werden" und in ähnlichen Ausdrücken sich eines Breitern ergeht. — Wir waren der Ansicht, daß die Achtung vor dem Namen und den Werken Steinle's und die von achtbaren Organen ausgesprochene beifällige Aufnahme jener Entwürfe wenigstens hinreichend gewesen wäre, den Meister vor derartigen Ausfällen zu schützen. „Ein strenges Urtheil aber ist bei einem Künstler von Steinle's reicher Wirksamkeit und glänzender Begabung gewiß gestattet." Der Verfasser wird es auch uns nicht verargen, wenn wir bei der unverkennbaren Gewandtheit, womit er seinen Stoff zu bewältigen weiß, gleichfalls die Sache scharf anfassen. Wir werden indeß eine dem Ernste der Aufgabe angemessene Haltung zu behaupten suchen.

Der Künstler wird zu Anfang als ein „im Rheinlande bekannter und beliebter" bezeichnet. Hat Steinle vielleicht außer den Engelfiguren im Kölner Dom und den Fresken auf Schloß Rheineck Nichts geliefert oder während eines Zeitraums von 15—16 Jahren eine auf das „Rheinland" sich beschränkende Wirksamkeit entfaltet? Was soll diese Phrase? — Weiß man doch allgemein, welchen Ruhm Steinle's nach England und Frankreich gelangte größere Arbeiten sich erwarben; welche umfassenden Aufträge ihm selbst aus Norwegen und Rußland zu Theil wurden! Kennt man doch seine überaus zahlreichen und vielseitigen Compositionen, die, in Tausenden von Exemplaren in jeder Art vervielfältigt, neu aufgelegt, ja häufig nachgedruckt, bei allen Klassen des Volkes innerhalb und außerhalb Deutschlands Eingang gefunden! Bei der „glänzenden Begabung" des Verfassers kann diese Redewendung kaum als eine unbeabsichtigte erscheinen.

Der Verfasser greift sodann die Wahl des Motivs einer Darstellung der Kölnischen Kunstgeschichte an. Er will „nicht die grundsätzlichen Bedenken gegen das Einschmuggeln abstrakter Vorstellungskreise in das Reich der bildenden Kunst" wiederholen. Es ist mit diesen „grundsätzlichen Bedenken" allerdings eine eigne Sache und steht in dieser Hinsicht viel Unbequemes im Wege. Er will also die Zulässigkeit jener Vorstellungskreise als zugestanden ansehen, und findet trotzdem die Aufgabe ungeeignet, weil die Kölnische Kunstgeschichte keine Namen oder nur solche „ohne Substanz" enthalte. „Es bleibe daher nichts übrig als zu zeigen, das einemal daß man malte, das anderemal

Digitized by Google

daß man baute." — „Ueber dieſe Allgemeinheit hinaus jedoch zu beſondern, durch einen lebendigen Inhalt gegliederten ſinnlich anſprechenden Gedanken wird man niemals gelangen."

Wir geben zu, daß von dem Standpunkte des Verfaſſers aus betrachtet freilich wenig Anderes hier übrig bleibt, und müſſen um ſo mehr anerkennen, daß Steinle ſeine Aufgabe anders erfaßte, indem er die lokale Entwickelung der Kölniſchen Kunſtgeſchichte in ihren Hauptmomenten, in breiten Zügen, verflochten mit dem Gang der Kunſtgeſchichte überhaupt, ſchildert und dabei zugleich die Andeutung weltbewegender Ereigniſſe des Staats- und Völkerlebens wie der Kunſt und Wiſſenſchaft in ſeinen Kreis zieht; eine Auffaſſung, für welche maleriſcher Stoff und intereſſante charakteriſtiſche Geſtalten in Fülle ſich darboten. Freilich führt er nicht dramatiſche Einzelbilder mit obligaten Sonnenreflexen, Streiflichtern und pikanten Schlagſchatten vor. Es handelt ſich nicht um einen oder mehrere, für die Verloſung eines Kunſtvereins paſſende Gegenſtände, ſondern um eine zuſammenhängende monumentale Aufgabe. Nicht ſowohl das Geſchehen der Handlungen an ſich, wie es in Wirklichkeit vor ſo und ſoviel Jahren ſtattgefunden haben könnte: vielmehr eine Symbolik der Geſchichte, ein getreues Abbild ihres innern Organismus tritt uns hier in gedrängtem Rahmen in phantaſiereicher, durchdachter Gliederung entgegen. Dem Nichtgebildeten oder Demjenigen, der für Alles was über einen gemüthlichen Naturalismus hinausgeht, unzugänglich iſt, wird die Sache freilich mehr oder weniger „einfache Dekorationsarbeit" ſein, wie ſie der Verfaſſer als paſſenden Schmuck für ein Treppenhaus vorgezogen haben würde, da ein ſolches „nicht die Beſtimmung habe, die Eintretenden zum ruhigen Verweilen einzuladen."

Die bildliche Ausſchmückung eines Treppenhauſes, eines Corridors, einer Loggia als Vorraum einer Kunſtſammlung hat nach unſerer Anſicht die Beſtimmung, den Beſuchenden allerdings zur Anregung und Vorbereitung zu dienen; ſie verfolgt einen analogen Zweck wie die Ouvertüre einer Tondichtung. Gerade in der Wechſelwirkung zwiſchen den innern Bezügen, wie ſie die Entwürfe darſtellen, und den Ergebniſſen, die uns in dem Hauptraum erwarten, liegt die Eigenthümlichkeit der Aufgabe, liegt ihre Schwierigkeit, aber auch ihr lohnender Stoff.

Der Verfaſſer iſt ſehr nachſichtig; er will dem Künſtler die Ueberſchreitung der Grenzen der Decoration „zu Gute halten." Allein alsdann, meint er, hätten demſelben zwei Wege offen geſtanden, „keiner tadellos, aber beide erträglich." Er empfiehlt das Zuſammenfallen des Allgemeinen und des Beſondern in der Kölniſchen Kunſtentwickelung als bedeutſames Motiv, als Fingerzeig und erſten Weg zur Wahl und Auffaſſung der darzuſtellenden Gegenſtände; geräth aber ſpäter mit ſich in Widerſpruch, indem er den Künſtler da, wo er ſich dieſes Motivs bereits bedient hat, aufs ſchärfſte tadelt.

Digitized by Google

Gerade auf dieser Grundlage beruht die Stelle, welche z. B. Karl dem Großen auf dem Bilde angewiesen ist, der hier nicht als Repräsentant einer Kultur-Epoche Kölns, wohl aber der allgemeinen Entwickelung christlichen Lebens und der aus demselben hervorgewachsenen Kunst, insbesondere in den Rheinlanden, erscheint. Folgerichtig darf er seinen Platz in der Darstellung der besondern, lokalen Geschichte der rheinischen Metropole beanspruchen. Aehnliches ist über Constantin zu sagen: beide sind als Ausgangspunkte zweier weltgeschichtlichen Momente gedacht, als Pfeiler der neu beginnenden Ordnung, die auch dem Besondern zu Grunde liegt.

Der andere Weg, den der Verfasser vorschlägt, soll in dem „unmittelbaren und nothwendigen Zusammenhang der Kunst mit dem gesellschaftlichen und politischen Leben" liegen. Nun, dieser Ansicht ist wohl von Steinle reichlich genug Rechnung getragen. Um nicht das eben Gesagte zu wiederholen: was anders soll denn z. B. die Darstellung des Albertus Magnus, seiner Zeitgenossen und Schüler, die Einführung des Hansabundes bezwecken? Was anderes soll die von Petrarca gegebene Schilderung des Johannisfestes, des Turniers, der Handelsthätigkeit, des Carnevals und der Sängerfahrten aussprechen?

Den Vorschlägen folgt als praktische Anwendung die Angabe von Bildern, die man etwa hätte malen können, Gegenstände, die eine allgemeine Charakteristik des Mittelalters in mehr oder weniger entfernten Beziehungen zur Kunst enthalten. Man hätte, auf die Schilderungen alter Klosterannalen gestützt, einen Kirchenbau überhaupt, oder die häufig vorkommende Uebertragung von Reliquien, nebst allem was mit solchen Ereignissen zusammenhängt, als Gegenstände der Hauptbilder wählen und dann in den Randbildern lokale Beziehungen, einflußreiche Persönlichkeiten, um die Kunst verdiente Kirchenfürsten anbringen sollen. Oder man hätte, den zweiten Weg einschlagend, etwa den Einzug der heiligen drei Könige, den Volksaufstand gegen den heiligen Anno, veranlaßt durch den Thurmbau bei St. Georg, und ähnliche Bilder zur Anschauung bringen können. Daß man solche oder ähnliche hat wählen müssen, ist nirgendwo dargethan.

Die Kritik geht nun ins Einzelne; sie vermißt in dem Entwurfe heitere, naive Lebensfrische; sie geht über zu präsumtiver Abwehr etwaiger Unwissenheitsbeschuldigung, wobei wir erfahren, daß das Campo Santo in Pisa dem Verfasser keineswegs eine terra incognita ist. Auch hat er „jüngst in Erfahrung gebracht, daß es eine beliebte Vertheidigungswaffe einzelner Künstler und ihrer literarischen Trompeter" sei, „dem tadelnden Urtheil über ein Kunstwerk das Muster irgend eines alten großen Meisters drohend entgegen zu halten." Aber welchem Künstler wird solches nicht erlaubt sein müssen, wenn man über seine Auffassung den Stab brechen will; welchem wird man eine Appellation an mustergiltige Werke der Vorzeit versagen?

Digitized by Google

„Wie wenig Steinle's Werk mit den naiven, lebenerfüllten Schilderungen der alten Florentiner etwas gemein hat, mögen die Leser selbst beurtheilen", meint dann der Verfasser. Er scheint aber zu vergessen, daß jene Meister des Campo Santo große Wandflächen vor sich hatten und genöthigt waren, die gegebenen einfachen Gegenstände möglichst *auszudehnen* und mit genreartigen Episoden zu schmücken, während in der vorliegenden Aufgabe der reiche Stoff zum *Zusammendrängen* veranlassen mußte. Ungeachtet also die Oekonomie des Raumes das Anbringen solcher aus dem Leben gegriffener Situationen nur in beschränkter Weise zuließ, wußte der Künstler dennoch seinen Stoff mit „Lebensfülle" zu behandeln, und es würde nicht schwer sein, die Belege dafür in den Bildern selbst zu finden und Einzelheiten in ihnen zu bezeichnen, die „an und für sich poetisch" zu wirken und auf einen unverdorbenen Geschmack „eine große Anziehungskraft zu bewähren" im Stande sind.

Jeder Genre-Maler weiß, wie bei der Ausführung eines skizzirten Entwurfs, gerade in seinem Fach, die nach der Natur unmittelbar gemachten Detail-Studien unumgänglich nöthig sind, um das Element der frischen Naivität zur Geltung zu bringen. Und bei einem Künstler, der uns ja „das Beispiel eines gewandten und fleißigen Naturstudiums gibt", dürfen wir in Bezug hierauf gewiß Aehnliches erwarten. Seien wir also billig und vergessen einstweilen nicht, daß wir keine *ausgeführten Bilder*, sondern nur *Entwürfe* vor uns haben!

Nun aber kommt erst die Hauptsache. Das erste große Wandbild wird in fragmentarischer, mitunter burlesker Art kurz beschrieben, die „schiefe Charakteristik der Kölnischen Kunst" getadelt. Warum dieselbe schief sei, wird uns nicht klar. Das Herbeiziehen Constantins und Karls heißt „bedenklich" in Bezug auf Erstern (obgleich der Bau der alten Rheinbrücke bei Köln doch wohl als architektonische Kunstleistung zu betrachten ist); und es heißt „unbegreiflich" in Bezug auf Letztern. Das Zurückschieben der Vertreter der germanischen Periode „in einen Winkel" (soll wohl heißen: *Mittelgrund*) wird als eine noch viel „gröbere Sünde" bezeichnet. Ferner heißt es, die beiden Kaiser beanspruchten als Mittelpunkt der Scene zu gelten, und in schneidendem Widerspruche damit drücke die Stellung und Bewegung ihrer Umgebung ein vollkommenes Unbekümmertsein um die beiden Helden aus; dies lasse sich „rechtfertigen, wenn den Kaisern eine gewisse statuarische Existenz verliehen wäre", nicht aber bei der dramatisch thätigen Bewegung Constantins. Kurz — es fehle „die Einheit der Composition." Also die dramatische Bewegung des Constantin dient hier zum Anstoß, denn ohne diese ließe sich Stellung und Bewegung der Umgebung ja rechtfertigen. Wir könnten nun die fragliche Figur analysiren. Doch wozu? Es sei nur beiläufig bemerkt, daß es auch „statuarische Existenzen" mit dramatischer Bewegung gibt; wir erinnern an die Colosse auf Monte Cavallo, den borghesischen Fech-

Digitized by Google

ter, den Apoll von Belvedere, den Moses von Michel Angelo und vieles Andere.

Auf diese Sätze läßt sich die Kritik des ersten Bildes reduciren. Die Einleitung zu denselben wird Manchen zu einem verzeihlichen Aerger aufregen. Bei weiterem Verfolg findet man, daß der Verfasser einen Parteistandpunkt vertrete, von dem aus sich vielleicht Dies oder Jenes zu seinen Gunsten sagen ließe. Nun aber er an die Sache selbst, an die Beurtheilung des wirklich Geleisteten gelangt, bessert sich unsere Stimmung. Nach den im Eingang losgelassenen Trompetenstößen hätten wir Anderes erwartet.

Die Beurtheilung des zweiten Bildes ist kläglich ausgefallen. Den Verfasser langweilt die Mittelgruppe. Nun, über Geschmacksachen streiten ist bekanntlich sehr mißlich. Aber man sollte vom wissenschaftlich-kritischen Standpunkte doch mit dem subjektiven Urtheil etwas mäßiger auftreten. Die Ausfälle auf die Figur eines Steinmetzen, die Gestalten des Hansabundes und des Duns Scotus sind offenbar sehr gezwungen. Die Ausstellung über das „Aeußere" der beiden Ritter und der „papageiengrünen" Pagen müssen wir leider aus des Verfassers Unkenntniß erklären. Wir verweisen deßhalb zwar nicht auf die „Rumpelkammer eines kleinstädtischen Theaters", wohl aber auf Hessner's als trefflich bekanntes Trachtenbuch. Der Verfasser vermißt durchaus in den Gestalten der Erzbischöfe Adel und Würde. In Bezug dieses Vorwurfs kann man getrost an das Urtheil eines Jeden, selbst des entschiedensten Gegners Steinle'scher Richtung appelliren.

Daß Steinle's bekannte Produktivität eine große Leichtigkeit der Auffassung und Behandlung voraussetzen muß, ist evident, wenn man auch nicht wüßte, daß er Arbeiten in wenigen Wochen vollführt, zu denen Andere in der Regel eben so viele Monate nöthig haben. Wenn also von „mühseligem" Zusammensetzen die Rede ist, dürfte die angebliche Mühseligkeit Vielen beneidenswerth vorkommen.

Ob Rubens einer alten Tradition zufolge in Köln selbst oder einige Meilen davon entfernt geboren wurde, ist für seine Aufnahme in das Bild sehr gleichgültig. Es verdient bemerkt zu werden, daß die von Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz im Jahre 1710, siebenzig Jahre nach Rubens' Tod, zu Düsseldorf gestiftete herrliche Gemäldegallerie großentheils aus Meisterwerken seines Pinsels bestand; eine so reiche Sammlung in der nächsten Nachbarschaft Kölns blieb für die Rheinlande nicht bedeutungslos. In einer Kirche von Köln befindet sich die weltberühmte „Kreuzigung Petri."

Wir kommen zu den beiden letzten Bildern und geben gern zu, daß an den Gestalten des Melchior Boisserée und des Herrn Richartz etliche Modificationen wünschenswerth seien; eine Sache, die sich bei der Ausführung leicht ergeben würde, ohne daß es deshalb nöthig wäre, das ganze Bild zu vernichten. Wir haben Entwürfe gesehen, die bedeutend größere Cor-

Digitized by Google

rekturen erlitten, und nach denen doch ganz ansehnliche Arbeiten ausgeführt wurden. Den Vorwurf absichtlicher Entstellung bei der Figur M. Boisserée's ist entschieden zurückzuweisen, da wir von persönlichen Freundschaftsbeziehungen zwischen ihm und dem Künstler unterrichtet sind. Daß Friedrich Schlegel an den Bestrebungen seiner Genossen in Köln, bezüglich der mittelalterlichen Kunst, Theil genommen habe, kann durch Thatsachen und das Zeugniß noch lebender Männer, die mit ihm in derselben Weise thätig waren, bekräftigt werden. Die „historische Lüge" ist also eine falsche Behauptung.

Die wenigen Bemerkungen über das letzte Bild sind so subjektiver und banaler Art, daß wir sie übergehen können. Wir wüßten nicht, wie das moderne Costüm glücklicher und in harmonischerem Einklang mit den vorhergehenden Bildern behandelt werden könnte. Wenn auch die Figur des königlichen Schutzherrn noch eine Abänderung in Bezug auf die Wendung des Hauptes erheischen mag, so haben wir dennoch nichts wahrgenommen, was „an die Carrikatur streift" oder als „unschicklich gebrandmarkt" werden könnte. Die Gestalten des Cardinal-Erzbischofs und seiner Umgebung sind so lebenswahr, so individuell und dabei würdig und großartig behandelt, daß sie jedem Künstler zur Ehre gereichen würden.

Wären die besprochenen Bilder wirklich dasjenige, wozu sie in der Kritik gestempelt werden sollen, so hätte der Kritiker die Aufgabe gehabt, entweder erstens das Unhaltbare des eingenommenen Standpunktes nach theoretischen Grundsätzen darzuthun (und er hat dazu kaum einen leisen Versuch gewagt), oder er konnte zweitens die Wahl des Gegenstandes angreifen und zeigen, inwiefern zwischen dem gegebenen Stoff, den Mitteln der bildenden Kunst oder dem Zwecke des Kunstwerks innere Differenzen sich nachweisen ließen. Er hat weder das Eine noch das Andere durchgeführt. Ein dritter Weg war, die Entwürfe formell in Betreff der Composition, des Ausdrucks und der Bewegung der Gestalten, oder in Bezug auf Zeichnung und Colorit vom technischen Standpunkt aus zu beleuchten. Aber nach dieser Richtung hin erhebt sich der Kritiker nicht über den Bereich der gangbarsten Redensarten, untermischt mit kleinlicher Haarspalterei. Kennte man endlich den Künstler vielleicht der Unkenntniß der Geschichte und desfallsiger Verstöße bezüchtigen? Was in diesem Betracht über Constantin, Karl d. Gr., Rubens und F. Schlegel gesagt wurde, fällt, wie wir gezeigt haben, in Nichts zusammen.

Im Interesse der Kunst war es erfreulich, die allgemeine Mißbilligung wahrzunehmen, die sich über eine Handhabung der Kritik wie in dem Aufsatz der „Grenzboten" überall unverholen kundgab. Mit Entschiedenheit erklärten selbst prinzipielle Anhänger des Realismus, daß die angegriffenen Arbeiten trotz allem, was sich vom eignen Standpunkte im Einzelnen gegen sie sagen ließe, dennoch zu dem Trefflichsten zu rechnen seien, das die neuere deutsche Kunst hervorgebracht habe. Und in der That, demjenigen Leser, der

Digitized by Google

die Bilder selbst gesehen, wird es einleuchtend sein, daß mit Wegnahme des Rednerischen in jenem Aufsatze wenig oder nichts übrig bleibt, was den Namen einer kritischen Analyse verdiente. M—.

Jenaer Jubiläumsschrift.

Geschichte des jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart (1548 — 1858). Eine Festgabe zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Jena. Von Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1858.

Die Geschichten des deutschen Studententhums haben bisher sich darauf beschränkt, aus der großen Fülle des Stoffes eine Reihe von Zügen hervorzuheben, welche einzelne Universitäten oder einzelne Zeiträume charakterisiren konnten. Hier erhalten wir zum erstenmale eine Universitätsgeschichte, welche, die wissenschaftliche Seite nur beiläufig, zur Vervollständigung des Bildes, berührend, das Hauptgewicht auf das Studentenleben legt und in vollständiger Treue uns seine Geschichte während 300 Jahren berichtet. Und in der That, welche deutsche Hochschule wäre geeigneter zu einer derartigen Darstellung, die alle Strahlen in einen Focus vereinigt, als Jena, wo das Studententhum durch die Stiftung der Burschenschaft, durch das Wartburgsfest und Sand's That so unmittelbar in die Geschichte der Nation eingriff; Jena, wo noch 1848 die deutsche Studentenschaft in dem von dort angeregten Studentenparlament auf der Wartburg seinen Mittelpunkt fand! Die zuerst erwähnten drei Vorgänge sind hier actenmäßig geschildert und von den Anhängen befreit, womit Verläumdung und sagenhafte Ueberlieferung sie bekleidet. Schon dadurch erhält das Buch seine Bedeutung für die allgemeine deutsche Geschichte. Es geht daraus hervor, daß die auf dem Wartenberge, nicht auf der Wartburg, als eine anfangs kaum beachtete Episode des Wartburgfestes, auf Maßmanns Anregung vorgenommene Bücherverbrennung, welche später so verhängnißvoll wurde, nicht die Bücher selbst betraf, sondern Makulaturballen, denen Büchertitel aufgeheftet waren. Die Titel der Bücher sind hier zum erstenmale vollständig mitgetheilt. Es geht ferner aus den Mittheilungen des Verfassers hervor, daß die Idee des Wartburgsfestes zwischen Frankfurt und Rödelheim im Herbst 1816 im Gespräch zwischen den Studenten Hans Ferdinand Maßmann aus Berlin und Karl Hoffmann aus Rödelheim gefaßt wurde, und daß die Burschenschafts-, späteren Reichsfarben: Schwarz, Roth und Gold, in Nichts mit dem alten Reichsbanner zusammenhängen, sondern von den Lützowern, welche unter den Stiftern der Burschenschaft waren, ihrer Uniform entnommen wurden. Lützow aber hatte der ganzen Natur eines im Volkskampf auftretenden, zum Krieg auf Leben und Tod entschlossenen *) Freischaarenführers zufolge, bei Wahl der schwarzen Farbe für seine Schaar schwerlich an etwas Anderes gedacht, als an die bekannten schwarzen preußischen Todtenkopf-Husaren, welche demnach die eigentlichen Urväter der deutschen Farben wären.

Von der in Weimar befindlichen über 500 Stück starken Stammbücherſammlung ist reichlicher Gebrauch gemacht. Der Wechsel der Zeiten spiegelt sich deutlich in ihnen ab, wenn man die Rohheiten des Inhalts und die Fremdsprachigkeit der Form aus der Zeit während und nach dem dreißigjährigen Kriege (S. 214 ff.) mit folgenden burschenschaftlichen Stammbuchzeilen vergleicht:

„Ein freier frommer Felsenſinn,
Ein echtes deutsches Blut,
Ein deutsches ehrenfestes Schwert,
Ein Herz, das keinen Tand begehrt,
Ist deutscher Burschen Gut." (S. 519.)

*) „Gebt kein Pardon!" ruft auch Th. Körner im „Lied der schwarzen Jäger" den Kampfgenossen zu.

Digitized by Google

Der jugendliche Geist aber hat weder von der Rohheit des 17. Jahrhunderts sich in den Staub treten, noch von der mystischen Begeisterung der ersten Jahre nach den Befreiungskriegen sich zum Engel verklären lassen. Wir scheiden von der Besprechung dieser trefflichen Leistung mit dem Wunsche, es möge uns gelungen sein, den Lesern dieser Blätter die Ueberzeugung beizubringen, daß wir hier einen Beitrag zur deutschen politischen und Culturgeschichte vor uns haben, dessen Interesse weit über die Comilitonen von Jena hinausreicht, denen es zugeeignet ist. Möchten die fleißigen Herausgeber Gelegenheit finden, bald in einer zweiten Auflage den Namen der in hervorragender Weise genannten Studenten mit wenig Worten ihre spätere Lebensstellung hinzuzufügen; es würde dies interessant sein, um so mehr, je mehr wir uns von der Epoche der Stiftung der Burschenschaft entfernen, deren Gründer hierbei wohl besonders zu beachten wären. S.

Theater.

— **Die weiblichen Studenten** oder überwundener Standpunkt, Lustspiel in 3 Acten, von Lederer. — Seitdem „Cato von Eisen" nach einmaliger Vorstellung in der Rumpelkammer des Theaters zu verrosten begann, rückten die „weiblichen Studenten" vor und versuchten ihr Glück. Freilich sind Ton und Sitten unserer akademischen Bürger im Munde und Wesen junger Mädchen eine kühne Zumuthung Wenn man aber einmal mit dem was der Titel ankündigt, zufrieden sein will, dann muß man sich auch die Consequenzen, die „Paukerei und Kneiperei", den „Fuchs" und das bemooste Haupt", den „dummen Jungen" mit allem Hausrath des Studentenlebens gefallen lassen. Der Comment, das Gesetzbuch der kleinen Hochschule, wird durch die General-Versammlung im entlegenen Zimmer des Instituts unabänderlich für alle Zukunft beschlossen und angenommen. Wehe der Verwegenen, welche einen Wittwer ehelicht, oder sich gegen die eigene Herzensneigung verheirathet! Was wir in diesem Stück hören und vor uns sehen, sind Grundsätze, welche sich in der Praxis des Lebens nicht durchführen lassen, verkehrte Erziehung und Emancipationsgelüste, die vom Dichter gegeißelt und von den Zuhörern gern mit verhöhnt werden. Dazu bringt es glückliche Einfälle, freilich mit einigen Derbheiten untermischt, über die unser ganzes wohlgefülltes Haus laut lachte; es hat einige überraschende Situationen und einen Dialog, der auch bei uns mit gespannter Aufmerksamkeit angehört wurde — und was war der Lohn für all diese Gaben, die der Verfasser bot? Als die Burschen heraus gerufen wurden, da protestirten die „Philister" und zischten sie wieder hinein. R.

Unterhaltungen.

— **Der Fürst aus Davids Hause,** oder drei Jahre in der heiligen Stadt. Aus dem Englischen übersetzt von A. Henze. Braunschweig, Schulbuchhandlung. — Dies Werk ist ein Roman in Briefen, ein Versuch, den evangelischen Geschichten durch belletristische Verwässerung beim großen Publikum, namentlich auch bei Ungläubigen Eingang zu schaffen. Es ist amerikanischen Ursprungs und hat, wie ein kurzes Vorwort besagt, in seiner Heimath wie in England den ungetheiltesten Beifall gefunden. Vielleicht hat zu diesem Beifall der Humbug mitgewirkt, der sich in dem langen Zusatztitel birgt; letzterer heißt nämlich: „Eine Sammlung von Briefen, welche Adina, eine Jüdin aus Alexandrien, während ihres Aufenthaltes in Jerusalem zur Zeit des Herodes an ihren Vater, einen reichen Juden in Egypten, schrieb, und in denen sie als Augenzeugin alle Begebenheiten und wunderbaren Vorfälle aus dem Leben Jesu von Nazareth von seiner Taufe im Jordan bis zu seiner Kreuzigung auf Golgatha berichtet. Herausgegeben von Professor J. H. Ingraham, Rector an der St. Johanniskirche, Mobile."

Digitized by Google

Unwiſſende halten vielleicht beim erſten Anblick dieſe Angaben für ächt und nehmen das abgeſchmackte Buch für ein fünftes Evangelium. Ingrahams Abina, die jüdiſch-ägyptiſche Amaranth, ein Dämchen mit kaſtanienbraunem, goldglänzendem Haar, ſchreibt ſüßlich und wortreich, doch mit ausgeprägter Tendenz; hinter ihren novelliſtiſchen Ausſchmückungen von Jeſu Leben birgt ſich die theologiſche Controverſe gegen Rabbinen und Nationaliſten. Ein deutſcher Jude wird durch ihre Darſtellung ſchwerlich bekehrt werden, und auch deutſche Chriſten werden ſich lieber an die geſunde Kraft und Einfachheit des bibliſchen Wortes halten, als an den faſhionablen Chriſtus eines amerikaniſchen Romans.

— **Jahn's Denkmal.** Kaum iſt der Gedanke durchgedrungen, das Andenken des alten Turnvaters in Erz oder Stein feſtzuhalten, ſo entſteht bereits eine Meinungsverſchiedenheit in Bezug auf den Ort, wo das Denkmal aufgeſtellt werden ſoll. Die Einen wollen daſſelbe in Freiburg an der Unſtrut errichtet ſehen, wo Jahn eine Zeitlang als beargwohnter Demagog lebte und wo er vor ſechs Jahren ſtarb. Andere halten die Haſenhaide bei Berlin für den geeigneſten Ort. Die letztere Anſicht wird gewiß durchdringen, falls man ſich entſchließt, die Meinung der Beitragenden in Deutſchland zu berückſichtigen. Jahn verdankt das ehrende Andenken, das er bei der Nachwelt genießt, einzig ſeinem Verdienſt als Stifter der Turnübungen. Dieſe halfen in den Kriegsjahren mit dem phyſiſchen Muth auch den moraliſchen ſtärken; für die Zukunft aber ſind ſie unſchätzbar als ein Gegengewicht für die Ueberreizung der Geiſteskräfte, die bei dem ſtets wachſenden Wetteifer jeglicher Arbeit eintreten muß. Jahns Denkmal paßt für die Fläche bei Berlin, wo er das Turnen zuerſt in größerer Ausdehnung, wo er es als Element zur Volksbildung üben ließ. Ihn an ſeinem abgelegenen Wohnorte im Bild aufſtellen, hieße ihn als Mann, als Menſch verherrlichen. Hierzu ſind aber nicht genügende Gründe vorhanden. Er hatte zu viel Barockes und Prahleriſches, um als Muſter betrachtet zu werden; ſein fahrendes Weſen war im Krieg mehr ſtörend als fördernd, und ſelbſt der alte Arndt fand in ihm Etwas vom Eulenſpiegel. Denkmäler ſollen vor Allem auf das Volk und auf die Jugend wirken; ſie ſollen als Vorbild nur Denjenigen aufſtellen, der große Naturgaben durch raſtloſes Bemühen und ſittliche Kraft nutzbar gemacht hat.

— **Ein Gutachten über die Dampfſchifffahrt.** Max Wirth theilt in ſeiner „Geſchichte der Handelskriſen" ein merkwürdiges Aktenſtück mit, nämlich ein amtliches „Gutachten über des amerikaniſchen Ingenieurs Fulton Vorſchlag, das von ihm erfundene Dampfboot (Steamboot) zur Schifffahrt auf der Donau anzuwenden". Daſſelbe wurde am 31. März 1810 in einer ordentlichen Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften in München verleſen. Der Verfaſſer des Gutachtens, Joſeph Baader, ſagt unter Anderem: „Was den Transport von Reiſenden betrifft, ſo findet derſelbe bekanntlich nur ſtromabwärts auf den Flößen ſtatt, welche bei der außerordentlichen und ſtäten Geſchwindigkeit der Donau unſtreitig das möglichſt ſchnellſte und wohlfeilſte Fuhrwerk ſind, welches durch keine Maſchinerie verbeſſert, viel weniger erſetzt werden kann. Eine Reiſe ſtromaufwärts hingegen würde auch bei dem glücklichſten Mechanismus, wegen des beträchtlichen Widerſtandes und der vielen Krümmungen der Donau, ſo langſam ausfallen, daß man denſelben Weg in der ſchlechteſten Landkutſche ungleich ſchneller und wohlfeiler zurücklegen könnte

— **Mommſen's römiſche Geſchichte** iſt zu Turin in italieniſcher Sprache erſchienen unter dem Titel: Storia Romana di Teodoro Mommsen, prima traduzione Italiana, da Giuseppe Sandrini. Des Ueberſetzers Kenntniß der deutſchen Sprache bis zu ihren intimſten Einzelheiten iſt bewundernswerth; in den vorliegenden drei Heften ſeines Werkes möchte ſich kaum ein Fehler nachweiſen laſſen.

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 33. Frankfurt a/M., den 14. August 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Eduard Maximilian Röth's letzte Arbeiten**, von Julius Braun. — **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Forts.) — **Die Schule zu Eton.** Von G. Bergenroth (Forts.) — **Neue Bücher:** Floto, Dante Alighieri; Schauenburg, die Reisen in Central-Africa. — **Unterhaltungen.** Carlo Troya; neue französische Geschichtswerke; Jenaer Jubelfeier; A. Wiesner; Karl Ludwig Netz; Ira Aldridge; John Shakspeare.

Eduard Maximilian Röth's letzte Arbeiten.

E. Röth, Geschichte unserer abendländischen Philosophie. Zweiter Band. Die ältesten jonischen Denker und Pythagoras. Mannheim, Bassermann.

Der langerwartete zweite Band des Röth'schen Werkes ist endlich dem bereits im Jahr 1846 erschienenen ersten Band nachgefolgt. Die Verzögerung wird begreiflich, wenn man weiß, wie gewaltige Arbeiten der Verfasser inzwischen gefördert, wenn auch nicht vollendet hat, z. B. die Uebersetzung des ägyptischen Todtenbuchs; und wenn man weiß, unter welchen körperlichen Leiden, den Folgen jahrzehntelanger Nachtarbeit, auch der gegenwärtige Band, in zwei Abtheilungen, übrigens einige achtzig Bogen stark, zu Stande kam. Selbst der begonnene Druck wurde jahrelang hingehalten. Zweimal, sagt der Verfasser selbst in der Vorrede, war er während dieses Drucks schon am Rand des Grabes, und im Augenblick ist er es leider wieder. *) Kein Wunder, wenn man dem Werk selbst ansieht, was für ein Schmerzenswerk es ist. Es ist nur allzureich an Gereiztheiten; die deutsche Wissenschaft in diesen Ge-

*) Vier Tage nachdem uns der vorliegende Bericht zugekommen war, ist Professor Röth in Heidelberg verschieden. Er war im Jahr 1807 in Hanau geboren, besuchte das Gymnasium in Wetzlar und machte seine Universitätsstudien in Gießen. A. d. R.

Digitized by Google

bieten, die sich allerdings in unverantwortlicher Weise gegen Röth gebärdet hat, wird mit souveräner Verachtung behandelt. Dazu kommen manche Nachlässigkeiten in Nebensachen, so daß eine böswillige Kritik immer wieder Boden finden wird. Der Kern ist aber so großartig und fest, und das Ergebniß einer so ungeheuren Arbeit, daß ohne Röth nicht in hundert Jahren oder wahrscheinlich gar nie etwas Aehnliches zu Stande gekommen wäre. Ausgezeichnet ist auch die Darstellung. Der Verfasser bereitet zwar mit einer gewissen Breite auf jeden Hauptgedanken vor und vergißt nicht hinterher zu bemerken, daß es ein solcher war — aber es war auch einer, und auf diese Art prägt sich das leichtgelesene Ganze mit unverwüstlicher Klarheit ein. Wer es schließlich weglegt, der ist an geistigem Eigenthum der lebensfähigsten Art um ein Bedeutendes reicher.

Hauptinhalt ist das Leben des Pythagoras. Dieses Lebensbild ist auch für weitere Kreise so anziehend durch die großartige Persönlichkeit, die uns daraus entgegentritt, durch die weiten Räume und abenteuerlichen Schicksale, in denen es vorüberzieht: es läßt so überraschende Blicke in die socialen und ökonomischen Zustände jener entlegenen Zeit thun, daß wir seine Hauptmomente hier rasch wiederholen wollen. Statt eines unsagbaren Wustes von Thorheit und Mißverstand, worein alte und neue Gelehrsamkeit den Pythagoras eingewickelt, folgt hier eine nüchterne, klare Geschichte. Wer jemals gelesen hat, was in unsern „Geschichten der Philosophie" unter dem Artikel Pythagoras lagert, der hätte nimmermehr etwas Erquickliches und Menschenverständliches hier für möglich gehalten. Es war auch unmöglich ohne Röthsche Mittel. Er mußte in seinem ersten Band aus ägyptischen Quellen das ägyptische Religionssystem erst hergestellt haben, ehe das pythagoräische, das großentheils nur eine Uebersetzung davon ist, Sinn und Zusammenhang finden konnte. Nun aber bürgt Eines für das Andere — das ägyptische, aus Hieroglyphenschriften gewonnene, und das pythagoräische, aus griechischen Schriften geschöpfte. Beide geben Eins und Dasselbe, und somit hat Niemand mehr das Recht, an Röths Hieroglyphenverständniß zu zweifeln — was auch bisher nur der absprechende Hochmuth thun konnte — und abzuweisen, was auf solche gebaut ist. Jetzt brauchen wir die Hieroglyphen nicht mehr, denn die griechischen Quellen, wenn man nur den Schlüssel dazu hat, reichen allein aus, sowohl die diesseitigen Systeme als das ägyptische selbst wieder aufzubauen.

Die Lebensnachrichten über Pythagoras selbst sind sehr zahlreich in größeren oder kleineren Fetzen, Resten einer höchst umfassenden Literatur. Sie reichen aus, um dieses Leben, das bisher so sehr „mythisch" war, gerade in seinen wichtigsten Uebergängen oft von Monat zu Monat, ja von Woche zu Woche zu verfolgen. Pythagoras, aus vermögendem Haus in Samos, auf einer Handelsreise seines Vaters in Tyrus geboren, genoß vom achtzehnten

Digitized by Google

Jahr an den Unterricht des Pherekydes von Syros. Dieser hatte die phönikische Priesterliteratur studirt, war selber in Aegypten gewesen und hinterließ eine Theogonie nach ägyptischem Vorbild, eine der ältesten Prosaschriften Griechenlands. Pherekydes sowohl als der bereits sehr alte Thales (auch dieser erst in vorgerückten Jahren aus Aegypten heimgekehrt) wiesen den jungen Pythagoras eben dahin. Er ging erst zwei Jahr nach Phönikien, lebte beschaulich in Jehova's Nähe auf dem Berg Karmel, und setzte endlich — so genau sind die Nachrichten — in drei Tagen und zwei Nächten vom Karmel nach Aegypten über. Ein Empfehlungsschreiben des Polykrates von Samos an seinen Freund, den König Amasis, ließ er sich nachkommen und präsentirte sich dann dem Amasis mit dem Wunsch, in ein ägyptisches Priestercollegium aufgenommen zu werden. Amasis wies ihn an die Priester von Heliopolis; diese aber entschuldigten sich und wiesen ihn an das ältere Collegium von Memphis, und dieses wies ihn nach Theben. Dort gelang es ihm endlich aufgenommen zu werden, aber nur unter der Bedingung, daß er sich der Circumcision unterzog und vollständig ägyptischer Priester wurde. Das blieb er von seinem 22sten bis zum 44sten Jahr, in welchem er von Cambyses mit den andern Priestern gefangen nach Babylon geschleppt wurde. Dort blieb er zwölf Jahr, aber obgleich er mit Zoroaster selbst zusammentraf und das von diesem erneute innerasiatische Religionssystem mit Interesse studirt haben mag, war er doch zu sehr ägyptischer Priester, um der zoroastrischen Theologie irgend einen Einfluß auf seine eigene religiöse Anschauungsweise zu gestatten. Nur durch eine seltsame Verkettung von Umständen ward Pythagoras befreit. Die Mannschaft persischer Schiffe, welche schon vor dem Perserkrieg die Küsten Italiens aufnehmen sollte, war in Japygien gefangen worden. Ein verbannter Tarentiner, Namens Gillos, dachte, da könne er dem Hof von Susa einen Gefallen thun, kaufte die Mannschaft los und verlangte dafür in Susa, daß Darius seine, des Gillos, Rückkehr nach Tarent vermittle. Darius beauftragte damit seine Unterthanen, die Knidier. Wenn diese Vermittlung auch ohne Erfolg blieb, so beweist doch dieser Plan des Gillos, was für ein Weltverkehr damals schon stattfand, und daß man schon vor den Perserkriegen hoffen konnte, mit persischem Einfluß in Unteritalien etwas auszurichten. Außerdem hatte Gillos den Pythagoras freigebeten. Dieser kam, 56 Jahr alt, nach Samos zurück, fand seine Eltern noch am Leben und konnte seinem alten Lehrer Pherekydes noch die Augen zudrücken. Nun kannte er selber aber den griechischen Boden nicht mehr. Darum entschloß er sich zu einer Rundreise und besuchte namentlich alle Mysterienstätten, deren Bräuche und Lehren er mit dem vergleichen konnte, was er hinter sich hatte. Er mußte natürlich einsehen, daß die griechischen Mysterien ursprünglich Eins und Dasselbe mit den ägyptischen waren. Von Kreta, wo er von einem jüngeren Epimenides in die Mysterien des kretischen

Digitized by Google

Zeus, d. h. des Osiris, eingeführt wurde, kam er über Olympia, Delphi, nach Libethri am thrakischen Olymp. Dort wurde er vom Weihpriester Aglaophamus in die von Orpheus, dem richtigen historischen Orpheus, gestifteten Dionysosmysterien eingeweiht. Dionysos ist der unterirdische Osiris, der ermordete, zur Hölle gefahrene, auferstandene Gott, der die Todten richten wird, der von den Höllenstrafen befreien kann und darum geradezu „Erlöser“ und „Heiland“ heißt. Er ward auch als Wiegenkind, als Wannenkind verehrt und in solcher Gestalt bei jenen rauschenden Umzügen mitgeführt. Sein Dienst ist ein finsterer Sühnekultus, den man beging, um die Sünden dieses Lebens abzubüßen und straflos in die Unterwelt zu gehen. Nicht zu ihrem Vergnügen, sondern in fanatisch ansteckender Gewissensangst schwärmten die Frauen auf dem winterlichen Parnaß, wo sie in Gefahr waren, im Schnee umzukommen, und warfen ihre eigenen Leiden in die Leiden des ermordeten, zerrissenen Gottes und ihre eigenen Freuden in seinen Auferstehungsjubel.

Diesen ältesten orphischen Dienst, wenn auch möglichst gereinigt und veredelt, beschloß Pythagoras zur Hausreligion seiner Sekte zu machen. Ein erstes Auftreten in Samos mißlang, weil er Prophet in seinem Vaterland war. Er wandte sich nach Unteritalien, wo es damals die größten und reichsten Städte hellenischer Zunge gab. Zu Kroton im Gymnasium hielt Pythagoras zuerst eine Rede an die Jugend über den Werth geistiger Bildung und zwar mit Beweisgründen, die heute noch überraschend sind. Die Jünglinge brachten das nach Haus, wo es sehr einleuchtete, zumal was Pythagoras über Pietät gegen die Eltern gepredigt hatte, und der Rath der Tausend verlangte von ihm eine Predigt auch für sich. Von all diesen Predigten sind die Auszüge noch vorhanden. Pythagoras, im Hause des Arztes Brontinos abgestiegen, hatte sich über die Verhältnisse bereits unterrichtet, und so bedeutend war seine Erscheinung und die Macht seiner Rede, daß er gleich in seiner ersten Predigt vor dem Rath der Tausend verlangen konnte, sie sollten ihre Nebenfrauen abschaffen, falls der Staat noch weiter bestehen wolle. Kroton hatte damals schon sehr aufgelöste Sitten. Der Rath der Tausend entschloß sich zu jener Abschaffung, verordnete nach Pythagoras Empfehlung einen Tempelbau für die Musen, und hieß den Pythagoras auch den Frauen eine Predigt halten. Man kann sich denken, mit welcher Begeisterung er im Tempel der Hera von den Frauen gehört wurde. Er schmiedete sein heißes Eisen auch hier, verlangte Einschränkung des Luxus und der bösen Zungen. Am nächsten Tag wurden Tausende von Prachtgewändern in den Tempel gestiftet, weil keine Frau mehr in einem solchen auszugehen wagte. Nun schloß sich bereits die aristokratische Jugend an Pythagoras an, und die krotoniſche Aerzteschule, wenn sie auch unabhängig von ihm blieb, war ihm doch nah befreundet. An ihrer Spitze stand Demokedes, der frü-

Digitized by Google

here Leibarzt des Darius; ihn hatte die Mannschaft jener Kundschafterschiffe, als er ihnen entsprungen war, von Krotons Markt wegschleppen wollen, was kaum durch das Dazwischentreten entschlossener Bürger verhindert wurde — abermals ein Zeichen von Persiens Haltung und Anmaßung selbst im fernen Abendlande.

Bald nach des Pythagoras Ankunft brach der Krieg mit Sybaris aus. Dort war bereits eine zügellose Demokratie durchgedrungen und hatte die Aristokraten verjagt. Diese verlangten Hülfe von Kroton, aber hier war man noch so scheu vor der übermächtigen Stadt, daß man sich kaum endlich entschloß, eine Gesandtschaft von dreißig Mann zu schicken. Dieselbe ward vom sybaritischen Pöbel massakrirt und ihre Leichen über die Mauern geworfen. Die Sybariten hatten sogar die Frechheit, eine Gegengesandtschaft, in der sich welche von den Mördern befanden, nach Kroton zu schicken und Auslieferung ihres Adels zu verlangen. Pythagoras wurde auf offener Straße von den Sybariten verhöhnt, die als witziges Volk im Alterthum einen weiten Ruf genossen. Die Beleidigung gegen Pythagoras aber wurde als Kriegsgrund mit geltend gemacht, und die Krotoniaten marschirten endlich, 100,000 Mann stark, unter dem Befehl des Milon gegen Sybaris. Die Sybariten, die alles Land bis zu Pästum bei Neapel beherrschten, stellten 300,000 entgegen, erlitten aber die blutigste Niederlage. Es heißt, Milon habe ein Trompetensignal blasen lassen, auf welches, wie er wußte, die sybaritischen Pferde zu tanzen abgerichtet waren. Das habe die Schlachtreihen in Unordnung gebracht. Die Stadt Sybaris wurde aufgehoben und ihr Gebiet an die krotoniatische Aristokratie vertheilt. Pythagoras erhielt seinen reichlichen Antheil.

Alles das geschah wenige Jahre nach der Vertreibung der römischen Könige im Jahr 510 v. Chr. Wir wollen nur im Vorübergehen andeuten, was für eine Kultur des Binnenlandes eine Stadt wie Sybaris bereits voraussetzt. Sie lebte doch nur, wie heutzutage New-York, vom Absatz fremder Waaren ins Binnenland. Nur darum konnte sie selber sich in milesische Wolle kleiden und der Sybarite Alkisthenes sich einen Mantel anschaffen, der später mit 300,000 fl. bezahlt wurde. Das Alles geschah in einer Zeit, wo die römische Königsgeschichte noch als mythisches Chaos gährt, wenn wir den Annahmen einer unkritischen Kritik zu folgen im Stande wären.

Pythagoras zog selber nach dem sybaritischen Boden über und baute auf dem dort ihm angewiesenen Landgut sein Collegium. Aus der ihm zuströmenden aristokratischen Jugend bildete er seinen engeren und weiteren Kreis und erzog sie zu einem strengen Sektenleben nach ägyptischen Bräuchen.

Die sogenannten orphischen Hymnen, die uns erhalten sind, d. h. Gedichte des Pythagoras, wurden als Morgen- und Abendchoral gesungen, und am Dionysosfest die Todesfeier des Gottes mit mimischer Nachahmung seiner Schicksale begangen. Die kleineren Schüler lernten Katechismen aus-

Digitized by Google

wendig, deren Verständniß ihnen erst später aufgehen sollte. Für den dogmatischen Unterricht der Eingeweihten hatte Pythagoras ein Gedicht in 24 Gesängen, die s. g. heilige Sage, geschrieben. Davon ist in den orphischen Fragmenten noch so viel vorhanden, daß der ganze Gedankengang sich wieder herstellen läßt. Der Beweis, daß es pythagoräisch sei, wird aus inneren und äußeren Zeugnissen vollständig geführt. Das Gedicht beginnt mit Anrufung der Sonne, welche dem Aegypter auch Quelle des geistigen Lichtes ist.

Diese vom Himmel entstammte Verkündigung hörte von dir ich
Und dein Ausspruch ist's, — deß ruf' ich dich, Herrscher, zum Zeugen!

In diesem ersten Theil erscheint die vollständige ägyptische Glaubenslehre: Weltschöpfung aus der viereinigen Urgottheit (Tetraktys) und die auf einander folgenden Weltherrschaften verschiedener Götter. Die Götter führen ägyptische Namen, und ihre Beschreibung ist oft geradezu nur die Beschreibung von noch vorhandenen Hieroglyphenbildern. An diese kosmischen Götter der Aegypter schließt Pythagoras, statt auf die ägyptische Sagengeschichte, den Osiris und sein Haus, überzugehn, den ganzen Schwall der gemeinen griechischen Mythen. Er knüpft sie an den Boden der Insel Kreta, wo allerdings die Umsetzung aus dem Aegyptischen ins Griechische einst vor sich ging, polemisirt gegen keine derselben, läßt aber ihre Nacktheit und Scheußlichkeit für sich selber reden. Endlich löst er Alles auf in seinen eigenen Gottesbegriff. Zeus fragt die Nacht (die große Raum- und Schicksalsgottheit der Aegypter): Wie soll ichs machen, daß ich die Weltherrschaft behalte? Und sie räth ihm: Umspanne, d. h. verschling du die übrige Welt! Das thut er, und nun ist Zeus Eins und Alles:

Zeus ist die Veste der Erd' und des sternbesäeten Himmels;
Zeus ist der Odem des All's und der Strom nie rastender Wärme,
Zeus ist die Wurzel des Meers und Zeus ist Sonnen- und Mondball.

Dieses Vereinerleien des Zeus mit der Weltkugel hindert den Dichter aber nicht, seinen Gott persönlich und moralisch zu fassen:

— — O du Herrscher des Meers, des Aethers und Abgrunds,
Der du den festen Olymp mit deinem Donner erschütterst,
Du, vor welchem die Geister erschauern, die Götter erzittern;
Dem die Geschicke gehorchen, so unerweichlich sie sonst sind,
Ewiger Vater der Mutter Natur, deß Willen sich Alles
Beugt, der die Winde bewegt, den Himmel mit Wolken verhüllet,
Deß Blitzstrahlen der Aether sich theilt — dein ist der Gestirne
Ordnung, sie laufen nach deinen unwandelbaren Geheißen;
Dein ist der junge Lenz, der von purpurnen Blumen erglänzet,
Dein ist der Wintersturm, der Schneegestöber hereinführt,
Dein ist der bacchisch jubelnde Herbst, der Früchte vertheilet. —

In der That eine Blüthe der Poesie, die nur das hartnäckigste Vorurtheil bisher in die Rumpelkammer werfen konnte. An die Entwickelung des

Digitized by Google

Gottesbegriffs schließt sich die Moral; jene sogenannten goldenen Sprüche des Pythagoras, die man bisher gleichfalls angezweifelt, die aber, getragen von jenem Rahmen, erst ihren ganzen Sinn gewinnen und aufhören, wie man bisher meinte, „Gemeinplätze" zu sein.

Das Röth'sche Werk entwickelt die einzelnen Wissenschaften des pythagoräischen Lehrplans, darunter die schon sehr vorgerückte Mathematik, die in ungeahntem Umfang sich herstellen ließ. Das wäre für jeden Andern eine Unmöglichkeit, der nicht wie Röth bei so ungewohnten Sprachkenntnissen auch vollständiger Mathematiker ist. Wir fordern die Mathematiker auf, diesen Theil zu prüfen.

Das Ende des Pythagoras ist hochtragisch. Der Sektenhochmuth seiner Schüler hatte das bereits bei Vertheilung der sybaritischen Beute zu kurz gekommene Volk aufs Aeußerste gereizt. Die Bewegung brach aus, als die Pythagoräer zu Kroton den Jahrestag von Pythagoras' erster Ankunft allda festlich und ohne alle Ahnung der drohenden Gefahr begingen. Damals war Demokedes, jener Vorstand der Aerzteschule, zugleich Haupt der Aristokraten. Auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt. Er sammelte aus seiner versprengten Partei ein Heer und marschierte gegen Kroton, verlor aber das Treffen und blieb selber auf dem Platz. Nun wurden die Aristokratengüter eingezogen. Pythagoras ging in Verbannung nach Tarent, wo seine Leute noch an der Regierung waren; aber auch dort rückte die Katastrophe nach. Er mußte nach Metapont entweichen, und dort geschah es, daß das Haus, in welchem vierzig seiner Anhänger um ihn versammelt waren, belagert und angezündet wurde. Seine Schüler warfen sich in die Flammen, um ihm einen Weg zu bahnen; er entkam auch und ihn selber wagte man nicht anzutasten. Er starb aber aus Gram, 99 Jahr alt. Als er nach Sybaris übergezogen, hatte er sich, 60 Jahr alt, noch mit der schönen und geistvollen Theano, Tochter seines Gastfreundes, vermählt und hinterließ Kinder. Nach seinem Tod stand Theano selbst der Schule vor.

Was im Röth'schen Werk der Darstellung des Pythagoras vorausgeht, sind jene älteren jonischen Philosophen, die sämmtlich gleichfalls nur Trümmerstücke ägyptischer Lehre verarbeitet haben. Der erste ist Thales, der aus Aegypten heimgekehrt zum Staunen der hellenischen Welt auf den 28. Mai 585 v. Chr. eine totale Sonnenfinsterniß vorhersagte. Er lehrte die ägyptische Urgottheit, ein grenzenloses Urgewässer, aus dem der Geist Alles bildet, und zwar im „Leeren", d. h. dem unendlichen Raum, dem selber Wesenheit zukommt, und in der anfang- und endlosen Zeit. Das sind die sämmtlichen Begriffe der ägyptischen Viereinigkeit: Geist und Stoffmasse (Urgewässer), Raum und Zeit. Die Welt ist beseelt wie in Aegypten, und ihre Theile sind Götter. Sie wird sich in die Urgottheit wieder auflösen, natürlich sammt den menschlichen Seelen, die inzwischen auf der Wanderung be-

Digitized by Google

griffen sind. Des Thales astronomische Vorstellungen sind richtiger als die seiner unmittelbaren Nachfolger: er erkennt die Kugelgestalt der Erde, die er auf der mit Wasser erfüllten unteren Halbschale des Himmels schwimmen läßt. Sein Schüler Anaximander zeichnete bereits eine „astronomische Sphäre" (Himmelskugel) und gab die ersten Landkarten auf Erztafeln heraus. In prosaischer Schrift — während Thales noch in Versen schrieb — lehrte er dieselbe ägyptische Urgottheit, das „Unendliche", d. h. die räumliche und zeitliche Unendlichkeit, erfüllt vom bewegenden Geist und der „Feuchte", dem Wasser. Daraus entwickeln sich die unzähligen Himmelsgewölbe und die in ihnen befindlichen Welten — wiederum eine ägyptische Vorstellung, denn in ägyptischen Gemälden sehen wir oft genug die verschiedenen Himmelsgewölbe in Gestalt langgestreckter weiblicher Figuren sich über einander beugen. Weltbildner ist auch für Anaximander das Feuer, der ägyptische Gott Phtah. Die Erde schwebt frei als runde Platte. Ihre Geschöpfe haben sich aus unvollkommenen Wasserthieren allmälig zum Menschen herangebildet. Wir haben den Pherekydes bereits genannt, Pythagoras Lehrer, der gleichfalls versichert: Es war Zeus (der Aether, Geist) und die Zeit im unendlichen Raum und die Stoffmasse. Die Stoffmasse ist Wasser und Erde. Der Geist geht in die Welt über: Zeus verwandelt sich in den Eros, den ersten, innerweltlichen Zeugegott; Alles rein ägyptisch. Das Buch des Pherekydes wurde noch früher als Anaximanders Werk in Prosa veröffentlicht. Es hieß „die sieben Hallen", womit die Abtheilungen des Raums: Weltraum, Fixsternhimmel, Planetenhimmel, Sonnenhimmel, Monthimmel, Erde und Unterwelt gemeint sind. Der ägyptischen Ueberlieferung widersetzte sich allein der starkdenkende, aber wenig gelehrte Xenophanes von Kolophon. Er leugnet die Viereinigkeit: wenn Gott das allermächtigste Wesen sei, könne er nur Einer sein. Er faßt ihn als Eins mit der Welt, also körperlich, und leugnet die Unsterblichkeit der Menschenseele, die nichts als ein Hauch ist. Vollständiger als Alles, wie wir gesehen, hat Pythagoras das ägyptische System hereingetragen. Von dem innerasiatischen, durch Zoroaster erneuten Systeme dagegen, obgleich er in Babylon es kennen lernte, nahm er Nichts an. Dafür hat Demokedes, wie uns bezeugt ist, in seiner Aerzteschule zu Kroton es eingeführt, und aus ihr gehen Männer wie Empedokles hervor, welche die persische Trinität und jene uralt asiatische Vorstellung vom Kampf zwischen Licht und Finsterniß weiter tragen.

Schwerlich wird es dem Verfasser bei dem hoffnungslosen Zustand seiner Gesundheit vergönnt sein, das Werk noch weiter zu führen. Möge jetzt endlich das gelehrte Publikum der alten Schulen einsehen, wie viel und wie unwürdig es an diesem Mann gesündigt hat. So unangenehm es sein mag,

Digitized by Google

durch überlegenes Wissen und überlegene Kraft sich antiquirt zu sehen, das böswillige Sperren und Ignoriren ändert an der sonnenklaren Thatsache nichts.

Julius Braun.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Fortsetzung.)

Der Staatsrath traute seinem Ohre nicht. Er glaubte einen jungen Verschwender vor sich zu sehen — einen Betrüger, einen Lügner — nichts von Allen schien zuzutreffen. Jakob Baruch bemerkte seine Betroffenheit. Es schien ihm Spaß zu machen, nun seine Aufrichtigkeit bis auf die Spitze zu treiben. Schnell griff er in die Tasche und holte eine Handvoll Goldstücke hervor, die er jonglirend in die Höhe warf:

Man wirft das Geld fort, aber man fängt es wieder! Das ist eine Kunst, die wir besser können, als die vornehmen Leute. Was hat mich's denn gekostet seit dem Sommer? Gar nichts fast, und hab' doch gegessen und getrunken wie nimmer zu Haus. Bin ich nicht der Affe der Gesellschaft gewesen? Hat es können ein Dejeuner, ein Diner, ein Souper geben ohne den Prinzen Steffano? Und für all das schöne Essen und Trinken hat man gar nichts vom Prinzen Steffano verlangt, während sich die Andern mit Singen und Conversiren haben abquälen müssen, um das Amüsement zu vermehren.

Das schöne Essen und Trinken war also Ihr Hauptvergnügen bei der ganzen Komödie? warf der Staatsrath fragend ein. Jakob Baruch zwinkerte schelmisch mit den hübschen schwarzen Augen, erwiederte jedoch nichts, bis ihm die Frage direkter wiederholt wurde.

Nein, nein, nicht das Hauptvergnügen! rief er. War es doch ein Leben wie im Märchen, daß der arme Jakob Baruch ein Prinz geworden; und war es doch bisweilen, als läse ich in einem der Bücher, die man Romane heißt und die man nimmer glaubt, wenn ich beobachtete, wie große Herren auch kleine Jungens sein und vornehme Damen noch schlimmer als ihre Kammerjungfern ordinär werden konnten. Hab' ich doch gelernt, daß mitten drinnen ein ganz ander Leben ist, als wenn man davor steht, und von lauter Gold und Glanz und schönen Reden wie blind gemacht ist.

Aber hoffentlich, mein junger Herr, haben Sie auch gelernt, daß Sie nicht an dem Orte waren, wo Sie hin gehörten! unterbrach ihn der Staatsrath mit heuchlerischer Milde.

Jakob Baruch nahm trotzdem sogleich einen andern Ton an und entgegnete in tiefster Unterwürfigkeit: O du Gott meiner Väter, bin ich doch nur

Digitized by Google

gewahr geworden, welch ein armselig Kraut wir sind unter den Blumen der Welt, die wie die Sonnenblumen sich drehen nach der Sonne der Gunst.

Der Staatsrath mußte unwillkürlich lachen. Er hatte überdies während dieser Besprechung Gelegenheit genug gehabt, den innern Kern dieses schlauen, aber nicht gerade bösartigen jungen Orientalen zu erkennen und einzusehen, daß er von den Schlichen und Ränken der conventionellen Etiquette einen richtigen Begriff erhalten habe. Ihn einschüchtern zu wollen, wäre thöricht gewesen. Unannehmlichkeiten konnte er ihm, vermöge seiner eben verlassenen Stellung als Staatsanwalt, allerdings bereiten; das wußte auch Jakob Baruch, der von der noch nicht officiell gewordenen Rangerhöhung Meiers Nichts erfahren hatte.

Besser, diesen schlauen und gewandten Patron für mich, als wider mich haben, dachte der Staatsrath, und bediente sich von nun an seines gewöhnlichen scherzhaften Gesellschaftstones gegen ihn:

Hören Sie, Prinz Jakob Baruch, mir liegt die Pflicht ob, Sie mit Ihren schlauköpfigen Bemerkungen in gut verständlicher deutscher Sprache unschädlich für die hiesige Lokal-Aristokratie zu machen. Wählen Sie selbst das Mittel dazu. Entweder Sie ziehen mit Sang und Klang, mit Lüge und Verstellung Ihren usurpirten Standesrechten gemäß glänzend ab, lassen sich Extrapost holen, blasen die Leute nicht aus dem Schlafe der Dummheit wach, senden Ihren kleinen Sklaven Turry Murry mit goldumrändeten Karten „pour prendre congé" umher und verabschieden sich somit als Prinz Stefano Damano auf ewige Zeiten, unter dem unverbrüchlichen Stillschweigen eines ganzen Jahres —

Er hielt inne und sah forschend in das selbstzufriedene gelbe Wachsgesicht des jungen Mannes, der immerfort nickte, gerade wie er gethan, als er noch seine Griechenrolle spielte, und fuhr dann langsamer und bedeutungsvoller fort:

Oder Sie folgen mir unverzüglich in das hiesige Krankenhaus, wo Ihnen unter der Rubrik „Irrenstation" eine Aufnahme für ein ganzes Jahr gesichert ist! Wählen Sie! Als Garantie Ihres unverbrüchlichen Schweigens stellen Sie die Hälfte der Summe, die Sie in Triest erhoben, als Caution unter üblicher Verzinsung. Nun überlegen Sie und geben Sie mir innerhalb fünfzehn Minuten bestimmte Erklärungen. Für alle Fälle will ich Sie aber noch aufmerksam darauf machen, daß Sie die Kurkosten in der Irrenanstalt zu tragen haben und daß diese nicht unbedeutend sind. Es könnte sich auch ereignen, daß Sie dort für hundert Goldstücke nicht das Vergnügen finden werden, was Sie so preiswürdig bis jetzt für fünfzig gefunden haben. Diese Geschäftsausgleichung ist übrigens ein Privatunternehmen von mir, und das Haus des Banquier Meier wird Ihnen Sicherheit genug für Ihr Kapital bieten. Wollte ich gesetzmäßig verfahren, so müßten Sie zur Untersuchung gezogen werden wegen „Führung falschen Namens" und würden dies

Digitized by Google

behagliche Zimmerchen sofort mit einer Gefängnißzelle vertauschen. Also steht Ihre Sache! Ueberlegen Sie nun, Prinz Jakob Baruch, überlegen Sie, bevor Sie handeln!

Was ist da zu überlegen, mein gnädiger Herr Staatsanwalt! rief Jakob Baruch sehr eilig, indem er aufsprang und nach einem Schränkchen lief. Will ich doch lieber mein Geld als Caution zu vier Procent anlegen, als daß ich es verthue in einer Irrenstation, wo sie mir den Prinzen Steffano mit der Zwangsjacke abkuriren wollen. Kommen Sie. Fahren wir alsobald in das Comptoir des Banquier Meier und legen das Geldchen nieder bei ihm. Ist's Jahr um und Sie haben nichts gehört von Plauderei aus der Schule der Vornehmheit, so hole ich mir mein Geld als Jakob Baruch. Meinen alten Vater will ich schon beschwichtigen so lange. Kommen Sie.

Still! noch eine Bedingung. Sie reisen sogleich ab.

Versteht sich! Ich packe die Maskengarderobe zusammen. Kann ich sie doch gebrauchen in meiner Heimath. Brauche ich doch nur zu fahren mit Extrapost bis nach der Eisenbahn, die nach Schlesien geht.

Ihr Sclave Turry Murry besorgt die Karten beim Hoflithographen und bezahlt sie im Voraus.

Versteht sich! Will ich doch keineswegs als ein Schurke im Munde der Leute leben, daß ich, wie's hier Mode ist, was machen lasse und es nicht bezahle. Habe ich doch nie deutsch verstanden, wenn die feinen Hofleute und das blanke Militair ein Darlehn auf Ehrenwort und als Ehrenschuld wollten haben von mir. Es gehört Weisheit dazu, unter den Dohlen und Raben zu leben und sich doch nicht rupfen zu lassen.

Ihre Wohnung hier bezahlen Sie.

Ist bezahlt heute am Tage, weil ich morgen heimlich fort wollte.

Nun, so kommen Sie! Bei meinem Bruder können Sie als Jakob Baruch auftreten.

Weiß er mein Geheimniß von Ihnen oder seiner gnädigen Frau Gemahlin?

Er wird es jetzt erst erfahren! sprach der Staatsrath triumphirend.

Sollte ich auf den Schultern dieses vortrefflichen Hebräers nicht der Schwiegersohn des Ministers von Lautenberg werden können? dachte er, als er nach diesen Worten das Zimmer mit Jakob Baruch verließ.

Im ersten Momente war es nur ein blitzähnlich hervorbrechender Gedanke, der ihn zu einer sehr vertraulichen Gesprächseröffnung mit seinem Gefährten veranlaßte. Was ihm dieser junge verschmitzte Patron aber mittheilte, war von der Art, daß seine Hoffnung, als Bewerber von Excellenz angenommen zu werden, ganz bedeutend stieg und sich bis zu Entschlüssen befestigte.

Es war fünf Minuten nach drei Viertel auf sieben, als der Fiaker mit den beiden Herren vor dem Geschäftslokale des Banquier Meier hielt. Dieser, eben im Begriffe dasselbe zu verlassen, sah mit Befremden seinen Bruder

Digitized by Google

mit dem Prinzen erscheinen. Ein bedeutsamer Wink des Erstern verhinderte einen unnöthigen Artigkeitsausbruch des Banquiers, der mit einiger Bestürzung zusah, wie sein Bruder erst vorsichtig alle Thüren des Comptoirs schloß, bevor er begann:

Herr Jakob Baruch aus Groß-Kelten wünscht bei Dir die Summe von fünfhundert Louisd'or zu deponiren gegen den üblichen Zinsfuß der Cautionen.

Der Banquier sah nur eine Sekunde sehr verwundert aus, dann fiel ihm die Mittagsscene ein, wo seine Gattin lakonisch gesagt hatte: „Ich kenne diesen Jakob Baruch!" Mit dem Anscheine des größten Gleichmuthes leitete er das Geschäft ein, behandelte es ernst und gewissenhaft und entließ den jungen Juden ohne eine Miene zu verziehen. Als er fort war und der Staatsrath auch zu gehen beabsichtigte, fragte er kaltblütig:

Hat meine Frau Dir ihr Räthsel gelöst?

Nein, ich habe es errathen; Du kannst sie davon benachrichtigen! frohlockte der Staatsrath.

Viel Glück und Schlauheit! Meinst Du, die Caution werde ihm den Mund völlig schließen?

Hat er doch beinah acht Monate seines Vortheils wegen nicht gesprochen! rief der Staatsrath laut lachend im jüdischen Jargon. Verlaß Dich darauf, er schweigt; und wenn er späterhin plaudert, so ist das Interesse daran verschwunden und ich — habe hoffentlich mein Schiffchen vom Stapel laufen lassen.

XXIII.

Vier Wochen waren verflossen, die Frühlingssonne hatte den Winterschnee besiegt und sonnige Heiterkeit lachte überall.

Der Ministerball mit seinen Erwartungen, mit seinen getäuschten Hoffnungen und mit seinen Nachreden lag längst im Schooße der Vergangenheit begraben und der Prinz Steffano wurde nicht mehr genannt.

Der vortrefflich angelegte Plan des Staatsrathes hatte vollkommen günstige Resultate erzielt. Die Abreise des jungen beliebten Fremden mit dem brillanten „pour prendre congé" hatte keine Ahnung der Wahrheit aufkommen lassen. Die Dankbarkeit des Ministers gegen den Anstifter dieses Carnevalsbetrugs zeigte sich in einer hingebenden Zutraulichkeit. Außerdem aber schienen sich des Staatsraths aufgetauchte Hoffnungen nicht realisiren zu wollen. Fräulein Alma hatte ihre zertrümmerten Wünsche bald vergessen und hatte nicht übel Lust, ohne ihres Vaters diplomatische Einwirkung ihre sehr precäre Lage durch eine Heirath mit einem Fabrikanten zu verbessern, der aus England zurückgekehrt war und seine Mitbürger durch seine wahrhaft englischen Manieren in Staunen versetzte.

Baron Cassian bekümmerte sich um Nichts mehr, was außerhalb des

Digitized by Google

Kreises lag, der Rosa einschloß. Sein Dasein hatte eine andere Färbung angenommen und sein Streben einen andern Zweck. Die Grundelemente seines Charakters traten sogleich in die richtige Thätigkeit, als er aus dem Strudel niedriger Weltansichten sich gerettet hatte und durch Rosa's Bekanntschaft inne geworden war, daß in ihm noch eine Quelle voll sprudelnden Glückes ruhte, die von Armuth und Entsagung nicht beeinträchtigt werden konnte. Er dachte gar nicht mehr an sich. Er lebte nur für Rosa und für das liebenswürdige Kind, das mit seiner Engelsfreundlichkeit alle Dämonen seiner Brust verscheucht hatte.

Mit Eifer hatte er die Anerkennung des kleinen Walter Kolomann betrieben, und es stand jetzt mit dem Eintritte des bessern und wärmern Wetters eine Reise nach Schloß Sindekow bevor, die den letzten Act und Schlußstein derselben bilden sollte.

Rosa bewohnte unter dem Schutze ihrer thatkräftigen Erzieherin seit mehreren Wochen ein Privathaus und hatte sich mit all den Zierlichkeiten umgeben, an die sie seit ihrer Kindheit gewöhnt war. Blumen gehörten vor allen Dingen dazu, und es verlieh den Zimmern der jungen Frau ein eigenthümlich fremdartiges, südliches Ansehen, daß sie mit Orangerien besetzt und mit exotischen Gewächsen aller Arten geschmückt waren. Sie selbst gewann dabei einen märchenhaften Zauber, unter dessen Einwirkung die leidenschaftlich aufgeregte Phantasie des jungen Barons sich täglich mehr und mehr entzündete.

Er hatte beide Frauen längst mit Allem bekannt gemacht, was sein Herz seit der Stunde, wo er seines Bruders Enterbung erfuhr, gelitten hatte, und auf welche Abwege er durch schlechte Rathschläge gerathen war. Seine treuherzige Offenheit war ihm, besonders in Mademoiselle Babets Augen, von bedeutendem Nutzen gewesen. Sie war schon lange nicht mehr wider, sondern für ihn gestimmt, und wendete ihren Einfluß an, um seine Verhältnisse auf alle Fälle so zu stellen, daß er seine jetzige Großmuth nie zu bereuen nöthig hätte. Sie spann eine heimliche Correspondenz mit den Agnaten des Hauses an, und ihre Heiterkeit zeigte, daß ihre Vorschläge Glück machten.

Nachdem Alles geordnet und für die Zukunft gesichert war, wollte sie mit Rosa und dem Kinde nach Chateau Milleflenrs zurück, das sie als Wittwensitz für die junge Dame erwählt und zum einstweiligen Aufenthalt bestimmt hatte. Sie konnte es sich aber nicht ableugnen, daß sie sehr gern einer anderweiten Schicksalsbestimmung weichen und fast noch lieber Schloß Sindekow für immer als die Residenz ihres Pfleglings sehen würde. Allein dieser Beschluß lag in Gottes Hand, und sie mochte auch nicht mit dem leisesten Wink eine Veranlassung geben, hier eine Entscheidung herbeizuführen.

Der heitere Sonnenschein eines Märzabends ruhte auf den Blumen des hübschen Salons, den Rosa zu ihrem Wohnzimmer gemacht hatte. In einer

Digitized by Google

Nische stand eine Ottomane, von beiden Seiten mit Orangenbäumen beschattet. Hier saß Mademoiselle Babet neben der Frau Meier in ernsten und gehaltvollen Plaudereien vertieft. Sie waren Freundinnen geworden. Ihre Denkungsart, ihre Lebensansichten und die gründliche Bildung ihres Geistes machten sie einander ähnlich und boten ihrem Gespräche beständig neue Anknüpfungspunkte. Fern von ihnen, dicht am Fenster hatte sich eine andere, weit reizendere Gruppe gebildet. Rosa saß in ihrem Lehnsessel und hielt ihren Knaben an beiden Händchen schwebend auf dem Knie, das sie anmuthig und graziös nach einer lieblichen Melodie bewegte. Mutter und Kind waren in der verklärenden Beleuchtung wunderschön. Das glückselige Lächeln der reinsten Heiterkeit thronte auf ihren Lippen und überglänzte ihre Stirnen. Hinter der Stuhllehne hervor schaute das treuherzige Gesicht der Wärterin, einer ächten Elsasserin, die ihren Junker abgöttisch liebte. Sein Lächeln fand stets einen Abglanz in ihrem gutmüthigen hübschen Gesichte und sein unartikulirtes Jauchzen einen bescheidenen Widerhall.

Von Zeit zu Zeit richtete sich Rosa's Auge durch die großen Spiegelscheiben hinaus auf die Straße, und für einen Moment floh dann das Lächeln von ihren Lippen, um einem stillen Seufzer Platz zu machen.

Mademoiselle Babet blickte lächelnd zu Frau Meier auf.

Sie erwartet ihn, entgegnete diese leise auf den sprechenden Blick. O, wie unaussprechlich freue ich mich dieser Liebe —!

Ja — wenn sie unsern jungen Freunden zum Glücke dient, flüsterte Babet ernst.

Warum sollte sie das nicht? meinte Frau Meier sehr verwundert.

Es ist mir ein Zweifel gekommen, ob Rosa ihre Mutterpflichten für vereinbar mit einem neuen Eheglücke hält.

Ich denke, darüber wird die Zeit sie belehren, lächelte Frau Meier. Eher noch scheint es mir möglich, daß Cassian in übelverstandenem Nittereifer für Mutter und Kind lieber einen Opfertod wählen würde, als den Schein des Eigennutzes auf sich laden.

Mademoiselle Babet lächelte sehr schlau: Diesen Stein des Anstoßes wird er ferner nicht auf seinem Wege finden. Ich habe im Geiste des seligen Barons, der seinen jüngsten Bruder unaussprechlich liebte, gehandelt —

Sie konnte ihren Satz nicht vollenden, denn die Thür öffnete sich geräuschvoll und Cassian erschien auf der Schwelle, bevor es Jemand nur ahnete.

Rosa sah gerade wieder sehnsüchtig zum Fenster hinaus. Die Damen im Sopha aber erblickten und begrüßten ihn.

Dadurch lenkte sich die Aufmerksamkeit der jungen Frau der Thür zu und wie mit Purpur überhaucht sprang sie von ihrem Sitze empor, den Knaben schnell der Wärterin übergebend, die sich mit ihm entfernen wollte.

Wieder sahen sich die Damen im Sopha lächelnd an.

Digitized by Google

Ich dächte, das wäre eine gründliche Erklärung gegen Ihren Zweifel, Fräulein Babet, flüsterte Frau Meier schalkhaft. Der Himmel gebe, daß sich meine Furcht eben so sicher erledigt.

Baron Cassian hatte aber den kleinen Burschen, der krähend und lärmend nach ihm rief, erwischt und nach einem stummen, unsäglich liebevollen Blicke in Rosa's Augen den Buben auf den Arm genommen.

Höre, mein kleiner Neffe, Erbherr von Sindekow, Buhden und Lundberg, ich rufe Dein Urtheil an, sprach er ernsthaft, dem Knaben ins fröhliche Gesichtchen schauend; die Damen horchten hoch auf. Du bist von verrätherischen Verwandten umgeben, die Dich berauben wollen. — Babet trat gespannt einen Schritt näher, sie verstand und begriff, was kommen würde. — Man will mit Sophismen zu Markte ziehen, um mich, Deinen natürlichen Beschützer, zu bevortheilen. Aber nicht wahr, mein kleiner Erbherr und Reichsbaron, das dürfen wir nicht dulden, daß man Dich mit Sindekow abspeisen und mir Buhden und Lundberg erb- und eigenthümlich zuschreiben will? Das hieße die Macht und den Glanz des Hauses Sindekow unverantwortlich zersplittern. Hier, mein kleiner Reichsbaron, hast Du den Brief Deiner verrätherischen Schwertmagen, die Dich auf Antrag Deiner Spillmagen abscheulich behandeln; hier zerreiße mit Deinen kleinen Händen den Beweis ihrer unnobeln Gesinnungen und befreie mich dadurch vor der Pein ewiger Gewissensbisse.

Er legte wirklich einen Brief in die Händchen des unverständigen Kindes, den Babet mit einem Aufschrei an sich zu nehmen trachtete. Der Knabe wendete sich aber eigenwillig ab und hielt das Papier fest. Dann sah er seine Mutter an und reichte ihr unaufgefordert dasselbe hin.

Das war ein Gottesurtheil! sprach Frau Meier bewegt, indem sie sich schnell mit Babet in den Hintergrund zog. Die Wärterin nahm das Kind und ging hinaus. Rosa und Cassian standen sich gegenüber. Sie hob ihr Auge auf zu ihm; ein Vorwurf umwölkte es.

Cassian, sprach sie leise, sehr leise, aber er hörte es dennoch; Cassian, Sie fürchten die Pein, die Ihnen der Schein eines Edelmuthes auferlegen könnte; erwägen Sie dabei nicht, daß Ihre opferwillige Großmuth mich ganz darniederbeugen muß?

Cassian ließ eine ganze Minute seinen Blick auf ihr ruhen, ehe er antwortete:

Es gibt ein Mittel, Rosa, alle Pein zu beseitigen. Werden Sie mein Weib —

Rosa zuckte heftig zusammen und trat zurück. Ihre Finger falteten sich um den verhängnißvollen Brief, den sie noch in der Hand hielt, und sie senkte ihren Blick darauf nieder.

Mademoiselle Babet, innerlich bewegt, wie noch niemals, näherte sich ihr.

Digitized by Google

Rosa — ich bürge für ihn! rief sie mit feurigem Ausdrucke.

Das ist nicht nöthig, liebe Babet, entgegnete die junge Frau mit klarer Stimme. Es hat sich Jemand schon für ihn verbürgt, der jetzt vom Himmel auf uns herab schauet. Ich prüfte mich nur, ob ich mein Kind nicht zu wenig lieben würde, da ich ihn so über Alles lieb habe —

Cassian stand ohne Regung und Bewegung und sah sie an. Er wandte keinen Blick zur Ueberredung an, geschweige ein Wort.

Frau Meier fühlte ein nervöses Zittern durch ihren ganzen Körper fliegen und Mademoiselle Babet rann es wie Todesschauer durch das starke Herz.

Rosa lächelte engelgleich. Es war das Lächeln ihres Kindes, das sie von ihm gelernt hatte. Ihre Hand streckte sich nach Cassian aus. Er erfaßte diese Hand fest und männlich ruhig.

Nehmen Sie mich hin, Cassian! Die Sehnsucht nach Ihnen würde mich zerstören, und das kann Gottes Wille nicht sein!

Cassian beugte sich zu ihr nieder. Er sprach nicht, aber sie sah was er fühlte, und schmiegte sich zärtlich an sein Herz. Eine heilige Pause feierte diese Verlobung. Es war als wenn Geister durch das Zimmer flögen und in Frieden und ewiger Glückseligkeit vereint, Glück und Segen auf die Häupter derer herabflehten, die eines Vaters Groll und eines Sohnes Unwerth entsühnt hatten. Alle, die im Zimmer weilten, empfanden dies Gefühl, und ihre Gedanken lenkten sich auf die schwere Vergangenheit zurück, die jetzt geschlossen wurde. Ein neues Dasein begann für Cassian und Rosa, nachdem das Schicksal sie reif für die Zukunft gemacht hatte; ein Dasein, auf den Trümmern eines Familienfriedens gegründet. Sie hatten aber beide Herz und Lebensfrische genug, um Fluch in Segen zu verkehren.

Es war freilich nicht zu verkennen, daß ihr Bündniß in der poetischen Verklärung gegenseitiger Schätzung, die so leicht zur Ueberschätzung wird, geschlossen wurde; allein es lief unter der Aufsicht einer Babet Mauvillon weit weniger Gefahr, an dem Materialismus des Alltagslebens zu scheitern, als sonst wohl solche auf dem Boden der Poesie cultivirte Verhältnisse.

(Schluß folgt.)

Die Schule zu Eton.

Von G. Bergenroth

(Fortsetzung.)

Die Stellung wissenschaftlich gebildeter Laien in England ist jetzt sehr wesentlich geändert. Die Geistlichkeit besetzt keine Staatsämter mehr und Laien finden sogar in der Kirche als Sachwalter und Richter in geistlichen Angelegenheiten sehr gut bezahlte Anstellungen. Das Lehrfach ist vorzugsweise in den Händen der Weltlichen. Medicin und Rechtsgelehrsamkeit sind

Digitized by Google

sehr einträglich, und Zeitschriften und Verleger bezahlen in keinem Lande so reichlich die Schöpfungen des Geistes, zuweilen mit Preisen, die auf dem Continente fabelhaft erscheinen würden. Das Institut der Fellows dürfte unter solchen Umständen wenigstens überflüssig erscheinen. Dessen ungeachtet besteht es in seiner vollen Ausdehnung fort. Die Fellows befanden sich wohl, warum hätten sie Veränderung suchen sollen?

In Eton hat jeder Fellow das Recht auf eine Wohnung, Heizung, Licht, Nahrung u. s. w. nebst 650 Pfund Sterling oder mehr als 4300 Thaler das Jahr in baarem Gelde. Wenn er sich verheirathet, was ihm in Eton freisteht, oder seine Familie zu zahlreich für die bisherige Wohnung wird, muß die Anstalt ihm eine größere Wohnung suchen. Und es gibt sehr hübsche Häuser in Gärten und Parks, die bis zum Fluß hinabgehen, rings um Eton-College herum. Mit dem Unterrichte haben die Fellows sich nicht zu plagen. Sie haben gar nichts damit zu thun. Ihre Pflichten oder eigentlich Rechte bestehen in einigen Wahlen, die sie von Zeit zu Zeit vorzunehmen haben. So haben sie, wenn ihr Vorsteher oder Provost stirbt, einen neuen aus ihrer Mitte zu erwählen, der dann die Unbequemlichkeit hat, sich mit einem weit höheren Gehalte in der stattlichen Provost's-Lodge recht comfortable einzurichten. Sie haben ferner, wenn Vacanzen eintreten, sich durch Wahl aus den Fellows von Kings-College in Cambridge zu ergänzen. Endlich haben sie aber auch noch den Director und Unterdirector der Schulanstalt zu wählen. Der Provost der Fellows ist der oberste Beamte der ganzen Anstalt. In neuerer Zeit ist es gewöhnlich, daß die Krone eine passende Persönlichkeit dazu in Vorschlag bringt. Das geschieht aber nur auf Grund eines freiwilligen Abkommens, und das Recht der Fellows, ohne Einmischung der Regierung sich ihren Provost zu wählen, ist unbestritten anerkannt und wird jedesmal ausdrücklich gewahrt.

„Wie ist es möglich, solche Sinecuren auf Kosten des Unterrichts fortbestehen zu lassen, während die öffentlichen Unterrichtsanstalten in England noch so unzulänglich sind?" fragte ich einen Schulmann, der nicht zu Eton-College gehört.

„Was wollen Sie", gab er mir zur Antwort, „gehen Sie die hundert Stufen hinauf nach dem Kloster in Windsor-Castle und sehen Sie, wie es da aussieht."

Und in der That, in dem sogenannten Kloster, das mit der St. George's-Chapel einen Theil des Schlosses bildet, leben in sehr stattlichen Wohnungen mit einer der schönsten Aussichten in England zwölf oder fünfzehn Canons mit ihrem Dean, deren geringstes Einkommen in 1200 Pfund oder über 8000 preuß. Thaler nebst reichen Präbenden und Pfarreien besteht, die sie natürlich selbst zu verwalten viel zu vornehm sind. Dafür haben sie nichts weiter zu thun, als täglich in der Kapelle unter den Bannern und Wappen

Digitized by Google

der Ritter vom Hosenband-Orden sehr gute Kirchenmusik anzuhören, deren Programm wie das eines Concerts in den Zeitungen angezeigt wird. Wenn eine Sinecure die andere entschuldigen kann, wahrlich, dann sind die Fellows in Eton reichlich entschuldigt.

An der Spitze des Unterrichts steht, wie bereits angedeutet, ein Schulmeister und Unterschulmeister, oder wie wir sagen würden, ein erster und zweiter Direktor. Der Direktor erwählt nun wieder die Lehrer. Seine Wahl ist indessen dem Veto des Provost der Fellows unterworfen. Die Direktoren und Lehrer werden gewöhnlich aus den Fellows von Kings-College in Cambridge genommen, und sind daher ehemalige Schüler von Eton. „Je größer die Arbeit, desto geringer der Lohn." Das ist ein Satz, der sich oft in England bestätigt findet und von der Fortschrittspartei hart angegriffen wird. Nach allem, was ich über die Gehalte der Lehrer in Erfahrung bringen konnte, schien mir ein solcher Mißbrauch in Beziehung auf die Lehrer von Eton Statt zu haben, und ich fühlte schon große Neigung, in den Tadel der Opposition einzustimmen. Ein klein wenig Rechnen hat mich aber beruhigt. Wenn man nämlich die Gehalte, Wohnungen u. s. w. der Lehrer ganz bei Seite läßt, so findet man noch ein ganz hübsches Einkommen aus bloßen Nebengefällen. Jeder der 700 Oppidans ist nämlich verpflichtet, dem Direktor für seine väterliche Fürsorge jährlich sechs Guineen (zu 21 Schillinge oder 7 preuß. Thaler) und bei seinem Abgange zehn Guineen zu zahlen, die aber oft zu 100 und mehr hinaufsteigen. Diese kleinen Accidenzien, nach dem mäßigsten Anschlage berechnet, können nicht unter 40,000 Thaler das Jahr betragen, ein Einkommen, mit dem der Schulmeister, auch wenn er eine große Familie hat, wohl auskommen dürfte. Jeder der Oppidans muß ferner, ob er einen Privaterzieher hat oder nicht, einen Lehrer der Anstalt zum Tutor haben, und demselben dafür jährlich mindestens zehn Guineen entrichten. Das gibt wieder nach der geringsten Schätzung 7000 Guineen oder 49,000 preuß. Thaler, die sich unter die Lehrer vertheilen. Außerdem ertheilen dieselben Nebenunterricht, der nicht zum eigentlichen Schulplane gehört und theuer bezahlt wird. Endlich haben sie bis zu dreißig Schüler in Pension, ein Erwerbszweig, der, wir mögen sicher sein, gewiß recht einträglich ist.

Die 70 Freischüler, Scholars oder Kingsscholars leben auf Kosten der Anstalt. Ihre Wahl geschieht durch den Provost, Vice-Provost und Schul-Direktor in Eton, nebst dem Provost und zwei höher graduirten Fellows (masters of arts, auch posers genannt) von Kings-College in Cambridge. Bedingung der Aufnahme ist, daß die Knaben über 8 und unter 15 Jahre alt und arm sind, „poor and indigent", wie es in dem Statut heißt. Mit dem Erfordernisse der Armuth wird es indessen so genau nicht genommen. Alles was man mich versichert, ist, daß die Freischüler im Ganzen weniger

Digitized by Google

reichen Familien angehören als die Oppidans, was freilich noch wenig für ihre Armuth spricht. Ganz arm, wenigstens nach unseren Begriffen, können sie übrigens nicht sein. Denn obgleich sie auf Kosten der Anstalt Unterricht, Wohnung, Betten, Frühstück, Mittagessen und Abendbrod erhalten, so brauchen sie doch noch nach der genauesten Berechnung mindestens 30 Pfund oder 200 Thaler jährlich aus eigenen Mitteln zur Bestreitung anderer nothwendigen Ausgaben. Sie leben auch nicht schlecht, wenigstens für Armenschüler nicht schlecht. Neunundvierzig von ihnen haben für sich allein eigene, ganz nette Zimmer, und die einunzwanzig jüngsten schlafen je zwei und zwei in einer geräumigen Stube. Die Mahlzeiten werden in der großen Halle eingenommen, die zugleich zur Vorbereitung der Schularbeiten dient. Die Schüler der sechsten oder obersten Klasse und sechs Schüler der fünften Klasse haben außerdem noch einen eigenen Saal, in dem sie auch zu Abend essen.

Die Königs-Schüler können bis zum vollendeten 19ten Jahre auf der Schule bleiben, müssen aber ausscheiden, wenn sie sich im achtzehnten Jahre nicht die Kenntnisse erworben haben, welche für die Aufnahme in Cambridge erforderlich sind. Sie tragen ein eigenes Kostüm und werden jeden Abend zum Gebet versammelt. Außerdem müssen sie dem Gottesdienste in der Eton-Chapel zweimal am Sonntage und selbst an Wochentagen beiwohnen, wenn um 11 Uhr vor Mittag und 3 Uhr nach Mittag keine Schule ist.

In der Schule selbst wird durchaus kein Unterschied zwischen den Freischülern und den übrigen gemacht. Ja, der Ehrenplatz des Ersten in der ganzen Schule, oder Captain, wie er hier genannt wird und mit dem eine gewisse Autorität verknüpft ist, wird immer nur von einem Freischüler bekleidet. Dessen ungeachtet werden die Freischüler von ihren reicheren Mitschülern nicht ganz als gleichstehende Kameraden angesehen. Wenigstens ist das in den unteren Klassen der Fall, wo selten beide Arten von Schülern viel mit einander umgehen. Indessen auch diese Zurücksetzung der Freischüler verliert sich allmälig. Es ist eine Eigenthümlichkeit von Eton, daß die ehemaligen Schüler selbst dann noch ein großes Interesse für die Anstalt behalten, wenn sie mitten im politischen Treiben hohe und einflußreiche Stellen einnehmen. Ihnen ist das Verschwinden des Vorurtheils gegen die Freischüler hauptsächlich zu danken. Sie haben sich nicht damit begnügt, es ihren Söhnen, die sie wieder nach Eton schicken, vorzustellen, wie thöricht es sei, auf die ärmeren und vielleicht fähigeren Knaben vornehm herabzusehen, sondern haben auch namhafte Summen zusammengebracht, um das Leben der Schüler des Königs dem der Oppidans in allen äußeren Verhältnissen ähnlicher zu machen.

Die Schüler, welche auf eigene Kosten Eton besuchen, Oppidans, Stadtbewohner, gehören nicht immer, ja nicht einmal der Mehrzahl nach adligen Familien an. Der Adel in England ist nicht zahlreich, und selbst Baronets

Digitized by Google

werden nicht dazu gerechnet. Immerhin sind aber die Familien der Eton-Schüler mit wenigen Ausnahmen sehr reich und angesehen. Das ist natürlich. Andere würden meisthin unvernünftig handeln, ihre Kinder dahin zu geben; denn die Kosten sind nicht allein sehr bedeutend, sondern die Knaben gewöhnen sich auch an einen Umgang, der selbst für das spätere Leben sehr kostspielige Gewohnheiten erzeugt. Die wenigen Ausnahmen von der Regel gehören meist einer Art von Speculation an. So lebt jetzt z. B. eine Mistriß Hudson hier, deren Sohn Oppidan in Eton ist. Die Dame ist keineswegs reich; sie hat aber ihren Sohn nach Eton gebracht, weil derselbe ungewöhnliche Fähigkeiten mit Fleiß verbindet, und sie darauf rechnet, daß die Bewerbungen um die öffentlichen Preise ihm eine reiche Geldquelle sein werden. Sie hat, wie man mich versichert, sich nicht getäuscht. Ihr Sohn hat bei der letzten Vertheilung die besten Preise davongetragen. Wenn er so fortfährt, soll er die Aussicht haben, sich nicht allein seinen Unterhalt in Eton zu erwerben, sondern auch noch eine Summe zu ersparen, die ihn später auf der Universität erhält. Und dann — die Speculation hat mehrere gute Seiten — erwirbt er sich bei denjenigen Knaben, die wahrscheinlich ein Mal England regieren, den Ruf, der fähigste und kenntnißreichste von ihnen zu sein.

Die Oppidans leben entweder in den Häusern der Lehrer, oder in eigenen Pensionen, die früher von privilegirten Damen gehalten wurden und jetzt noch Dame's-Houses genannt werden. Die Lehrer, da ihnen die Wohnung von der Anstalt geliefert wird, dürfen nicht mehr als je dreißig Pensionäre haben; die Zahl der Pensionäre in den Häusern der Damen ist nicht beschränkt. Bei den Lehrern hat jeder Schüler ein eigenes Zimmer, mit Ausnahme von Brüdern, die zuweilen zwei in einem Zimmer wohnen. In den Häusern der Damen kommt es dagegen öfter vor, daß zwei Knaben, die nicht Brüder sind, ja in seltenen Fällen drei dieselbe Stube theilen. Einige Schüler, meisthin von adliger Geburt, haben ihre eigenen Wohnungen und Haushalt unter der unmittelbaren Aufsicht eines Privaterziehers, der aber die Oberaufsicht des Tutors nicht ausschließt. In den Häusern der Lehrer soll gewöhnlich nicht strenge auf das Beten gehalten werden; in den Damenhäusern ist das verschieden, und es gibt mehrere, in denen es von jedem Schüler gefordert wird, beim Abendgebete zugegen zu sein. Der zweimalige Besuch der Kirche am Sonntage ist auch für die Oppidans eine Pflicht. Mit 19 Jahren müssen sie ebenso wie die Freischüler die Anstalt verlassen.

Für den eigentlichen Unterricht und die Schuldisciplin zerfällt die Anstalt in zwei Hauptabtheilungen, die obere und die untere Schule, die erstere unter der unmittelbaren Leitung des ersten, die andere unter der des zweiten Direktors. Die obere Schule enthält die sechste bis vierte, die untere die dritte bis erste Klasse. Die Klassen haben zahlreiche Unterabtheilungen. Mit Schulstunden sind die Knaben nicht übermäßig geplagt. Nur drei Tage in

Digitized by Google

der Woche sind ganze Schultage, zwei sind halbe und ein Wochentag und der Sonntag sind ganze Feiertage.

Was die Unterrichtsgegenstände betrifft, so sind sie wahrscheinlich noch dieselben wie vor 400 Jahren unter dem Letzten der Lancaster. Lateinisch und Griechisch, das ist auch heutzutage Alles, was von der Anstalt als solcher gelehrt wird. Und selbst in den alten Sprachen wird nicht übermäßig viel getrieben, wenn man es mit unseren deutschen Schulen vergleicht. Die lateinische und griechische Eton-Grammatik wird auswendig gelernt und aufgesagt, Autoren in beiden Sprachen werden übersetzt und erklärt und in den oberen Klassen Aufsätze gemacht. Nur die Ilias, die Aeneis und die Oden des Horaz werden ganz gelesen. Eine der alten Tragödien kommt auch wohl an die Reihe. Für die übrigen Schriftsteller und namentlich die Historiker ist ein eigens für Eton fabrizirter Auszug im Gebrauche. Indessen lateinische und sogar griechische Verse zu machen, das ist der Stolz der Eton-Schüler! Es ist doch sonderbar, die künftigen Lords, Parlamentsmitglieder und Minister im sogenannten praktischen England ihre Jugend damit hinbringen zu sehen, höchstens mittelmäßige Hexameter und Pentameter zu machen! Sie selbst nehmen aber die Sache sehr ernst, und wir sehen, daß ein Mann wie Macaulay es einem Manne wie Pitt dem Aelteren, der doch so manches Bessere gethan hat, und nun seit einem halben Jahrhundert im Grabe ruht, noch heute nicht verzeihen kann, daß er vor 130 Jahren als Schüler in Eton die Quantität eines Wortes, ich glaube es war labarum, falsch gebraucht hat.

Außer den Schulstunden mögen die Schüler privatim noch andere Schriftsteller lesen. Ja es wird darauf hingearbeitet, daß sie es thun. In neuester Zeit ist ihnen sogar Gelegenheit gegeben, auch in der Mathematik, in der französischen, italienischen und deutschen Sprache auf besondern Wunsch und gegen besondere Bezahlung Unterricht zu erhalten. Mathematik und Französisch wird fast von allen Schülern gelernt, Italienisch und Deutsch von einigen. Prinz Albert, als ein moderner Deutscher, hat einen Preis von 50 Pfund Sterling für die lebenden Sprachen und ein alter Etonian, G. Tomlins, einen ähnlichen für Mathematik ausgesetzt. (Schluß folgt.)

Neue Bücher.

Dante Alighieri. Von Hartwig Floto. Stuttgart bei Besser, 1858. — Dies Büchlein des durch sein Werk über Kaiser Heinrich IV. bekannten geistreichen Verfassers begrüßen wir mit Freude. Dasselbe erweckt in Jedem, dem der große italienische Dichter noch unbekannt ist, die Lust, ihn kennen zu lernen; es bietet auch dem Freunde und Verehrer Dante's Anregung und Genuß. Die geschichtliche Darlegung der italienischen und florentinischen Verhältnisse (auf 109 Seiten), der Bericht über das Leben des Dichters sind klar, mit großer Sachkenntniß und einem tiefen Verständnisse der mittelalterlichen Zeitverhältnisse geschrieben, außerdem durch geistreiche Bemerkungen und präcise, überraschende Gedanken

Digitized by Google

gewürzt. — In löblicher Kürze wird das Verhältniß Dante's zu seiner Vaterstadt und zu Beatrice dargelegt, seine politische Thätigkeit und sein Leiden in Folge derselben erzählt, sodann der Inhalt seiner Werke mitgetheilt, Lob und Tadel mit Einsicht vertheilt und bei Besprechung der Monarchia (S. 80—89) die große politische Anschauung des gewaltigen Mannes lebensfrisch wiedergegeben. Auf 80 Seiten folgt dann die Inhaltsangabe der göttlichen Komödie, ausführlich genug, um die Hauptsachen und den Gang des Gedichtes anschaulich zu machen, kurz genug, um nicht zu ermüden, und durch feine kritische Bemerkungen, sowie durch treffliche Proben aus dem Gedichte so anziehend gemacht, daß der Leser einen Hauch des Werkes verspüren muß. — Einige treffende Bemerkungen über mittelalterliche religiöse Anschauung, über das ganze Gedicht als historisches Denkmal, sowie über die Bedeutung des Kunstwerkes für unsre Zeit schließen das anziehende Büchlein.

Sollen wir auch Ausstellungen machen, so betreffen sie den Abschnitt: „Frauendienst", wegen der Breite, mit welcher hier Bekanntes besprochen wird; ferner die Inhaltsangabe des convito und de vulgari eloquio, wo einige kurze Notizen genügt hätten; endlich die Polemik gegen die allegorische Erklärungsweise, besonders von Kopisch (S. 120 und 200). Denn wenn man Fioto's Rath befolgen würde, das entgegengesetzte Verfahren zu wählen: „so viel wie möglich den buchstäblichen Sinn festzuhalten" — so würde dabei die Dichtung nicht gewinnen, wie der Verfasser meint, sondern noch dunkler bleiben, als sie schon ist. Es mag sein, daß sowohl Kopisch als auch Dante selbst in Erklärung der Allegorie bis über die Grenze des Erlaubten gegangen sind; dennoch bleibt bei der Tendenz der Divina Commedia: das Unaussprechliche poetisch auszusprechen, kein andres Mittel als die Allegorie, die dann wieder zu erklären, so weit es möglich ist, die Pflicht des Auslegers bleibt. Der Mißbrauch schließt den Gebrauch nicht aus. Die Inhaltsangabe der Commedia könnte vielleicht etwas wärmer und lebendiger, die Auswahl der Citate, besonders aus der Hölle, etwas sorgfältiger sein. Es hätten sich dem Zwecke des Werkchens gemäß doch gewiß passendere Stellen als die angezogenen über Farinata (S. 135 f) und Brunetto Latini finden lassen. Indessen können diese Ausstellungen der Schrift im Ganzen keinen Eintrag thun, und wir empfehlen sie deßhalb nicht nur den Freunden Dante's, sondern allen Gebildeten. Dr. B.

— **Die Reisen in Central-Africa** von Mungo Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. Von Dr. Ed. Schauenburg. Mit den Portraits von Park, Clapperton, Lander, Barth, Overweg und Vogel; Illustrationen in Farbendruck, comp. von Jul. Schnorr; Titelzeichnung von Professor Adolf Schrödter in Düsseldorf. In zwei Bänden oder ca. 12 Lieferungen. Lahr, M. Schauenburg u. Co. 1858. — Es war unsrer Zeit die große Enttäuschung vorbehalten, daß alle die Menschenleben, die großen Geldsummen, welche für die repressive Abschaffung des Sklavenhandels aufgewendet worden, ziemlich als verloren zu betrachten sind, ja daß durch diese Hemmnisse die Behandlung der Menschenwaare sich verschlechtert hat. Man hat erkannt, daß nicht die Repression, sondern die Prävention, d h. die Abschaffung der Sklavenmärkte durch Cultur der Neger das Radicalmittel bietet. Wenn erst die Negerstämme Central-Afrikas für die Kleidungsstücke, Waffen, eiserne Geräthe, Schmucksachen aus Glas, Bernstein, Korallen ꝛc., deren Einfuhr sie bedürfen, andre Tauschgegenstände zu bieten hätten, als Sklaven, so würden die Sklavenjagden ein Ende nehmen. Die Vorbedingung dieser höheren Cultur ist ein leichter und kurzer Zugang von der Seeküste her, und dieß ist der Grund, warum außer den Handels- und wissenschaftlichen Interessen auch humane Rücksichten trotz dem mörderischen Klima jener Gegenden zu immer neuen Expeditionen nach dem Mündungsland des Niger antreiben. Es war zu erwarten, daß die lebhafte Theilnahme an den Schicksalen der Forscher bald eine populäre Bearbeitung des Barth'schen Reisewerkes hervorrufen würde, welche, wie sich von selbst versteht, auf die frühere Kunde von diesen Gegenden und auf die Schicksale der Reisenden seit Mungo Park zurückgreifen mußte. Eine solche ist in dem obengenannten Werke in durchaus empfehlenswerther Weise

Digitized by Google

veranſtaltet. Die vier erſten Bücher des erſten Bandes reichen bis zu Richard Landers Tod; das fünfte Buch deſſelben und der ganze zweite Band ſollen den deutſchen Reiſenden gewidmet werden. Von den bis jetzt erſchienenen vier Heften iſt das erſte ſchon im zweiten Abdruck erſchienen; das vierte bricht in Denham's Reiſe ab. Weiteren Bericht werden wir erſtatten, ſobald uns die folgenden Hefte zugegangen ſein werden. Die Ausſtattung im Druck ſowie die Ausführung der Kunſtbeilagen iſt tadellos. S.

Unterhaltungen.

— **Carlo Troya.** Wenn Ruhm und allgemeine Theilnahme ſich einzig nach dem Adel des Verdienſtes richteten, ſo müßte der Tod dieſes edlen und bedeutenden Mannes durch ganz Europa einen tiefen Nachhall hervorrufen. Carlo Troya, der am 28. Juli, vierundſiebzig Jahre alt, in Neapel verſtarb, war einer der größten Hiſtoriker unſerer Zeit. Mit entſchiedenem kritiſchem Geiſte verband er eine nie ermüdende Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, die ihn freilich auch zu langſamem Arbeiten nöthigte. Seine Anſchauung war ächt antik, einzig auf das Staatsleben und auf freie Bewegung in demſelben gerichtet. Im Jahr 1848 war er bei Gründung der Conſtitution ein Genoſſe des braven, unglücklichen Poerio, der ſpäter im qualvollſten Kerker „der Tugend Lohn erntete.“ Troya verlebte ſeine Muße verhältnißmäßig glücklicher; in beſchaulicher Stille bearbeitete er die Geſchichte ſeines Vaterlandes. Nicht nur die Freunde höherer Bildung in Neapel, auch Viele aus dem Volke ſahen in ihm ihren Stolz; man wußte ſeine Liebenswürdigkeit, ſeine rührende Beſcheidenheit nicht genug zu rühmen. Bei ſeinem Leichenbegängniſſe ſah man außer dem Wagen ſeines Bruders und einem Bedienten nur Geiſtliche und Polizeibeamte; nicht einmal den gelehrten Geſellſchaften war es geſtattet worden, Abgeordnete zu ſenden. — Neben Carlo Troya iſt der nicht minder edle und gelehrte Michel Amari das Haupt der Geſchichtswiſſenſchaft in Italien; eines ſeiner wichtigſten Werke iſt die „Geſchichte der Moslemenherrſchaft in Sicilien.“ Amari lebt, natürlich als Verbannter, in Paris. Noch immer gilt für gewiſſe italiäniſche Zuſtände Platens Wort:

Begeiſterung und Wiſſenſchaft
Bedrückt der ſchwerſte Bann;
Und wer noch nicht in Ketten liegt,
Der iſt ein feiger Mann.

— **Neue franzöſiſche Geſchichtswerke.** „La vie publique de Royer-Collard“ von Emil Montégut iſt ein Lebenszeichen der liberalen Oppoſition in noch entſchiedenerem Sinn als Guizots Denkwürdigkeiten; es iſt dazu beſtimmt, den reinſten und geehrteſten Namen der conſtitutionellen Partei in ſeinem vollen Glanz erſcheinen zu laſſen. Royer-Collard, Mathematiker, Philoſoph und Staatsmann, war ſchon in den Tagen des Baſtillenſturmes ein gefeierter Name; gegen die Verfolgungen der Jacobiner nahmen ihn die Pariſer Waſſerträger in Schutz. Später wurde er das Haupt der doctrinären Partei und einer der geiſtigen Urheber der Julirevolution, obwohl er den Sturz der älteren Dynaſtie nicht wünſchte. Als Vorkämpfer der freien Preſſe gehörte er ſeit der Durchführung der Septembergeſetze zu den Gegnern ſeines Schülers Guizot. Vom Staatsleben zurückgezogen, ſtarb er 1845, über 82 Jahre alt. — Aus dem royaliſtiſchen Lager erſcheint das Buch „Madame la Marquise de Pompadour“ von dem erſchreckend fleißigen Herrn Capefigue. Die Umkehr der Wiſſenſchaft iſt in der That auch jenſeit des Rheines weit gediehen, wenn man alles Ernſtes an die „Rettung“ der berüchtigten Favoritin denkt. Nach Capefigue war ſie nicht bloß eine glückliche Dilettantin in allen Künſten, eine Beſchützerin der Geiſtesbildung, ſondern gutmüthig, hochſinnig, von Rachſucht entfernt und auf die Ehre Frankreichs bedacht. Eins ſcheint dem Verfaſſer übrigens gelungen

Digitized by Google

zu sein, nämlich der Nachweis, daß der sogenannte Hirschpark in der Art, wie ihn die effecthaschende, declamirende Geschichtschreibung darstellt, nie existirt hat.

— **Anekdote von Karl August.** In den Tagen der Jenaer Jubelfeier ist es nicht unpassend, an eine solche zu erinnern, welche in der „Naturgeschichte des Deutschen Studenten", Leipzig 1842, erzählt ist, wobei wir die humoristische Stiftung von „Bierherzogthümern" zu Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz ꝛc. als bekannt voraussetzen. „Der Fürst Tus XXXVII. von Lichtenhain wurde einmal auf Wilddieberei ertappt und ihm vom Revierjäger die Büchse genommen. „Wie kann Er sich das unterstehen", fuhr er denselben an, „weiß Er, wer ich bin?" — Nein, war die Antwort. — „Ich bin der Fürst Tus XXXVII. von Lichtenhain", hieß es nun. Verdutzt gab ihm der Jäger die Büchse zurück, in der Meinung, einen wirklichen kleinen Fürsten vor sich zu haben, meldete aber doch die Begebenheit pflichtschuldig höheren Orts. Da sendete der Großherzog Karl August, dem der kecke Streich gefallen hatte, einen Leibhusaren an jenen Studenten und ließ ihm sagen: „Eine Empfehlung vom Hrn. Großherzog an S. Liebden Fürst Tus XXXVII. von Lichtenhain; Serenissimus hätten beschlossen, künftig nur auf Ihrem Revier zu birschen, und bitten, daß der Herr Fürst auch auf dem Ihnen eigenthümlichen Revier blieben, wenn Sie wieder zu jagen geruhten." S.

— **Historische Märchen** sind oft von so zähem Leben, daß es unmöglich scheint sie umzubringen. So erzählt Hr. A. Wiesner in No. 30 des „Deutschen Museums" von seinem „Reiseleben" und schildert bei einem Besuche von Ste. Marguérite bei Cannes das dort gezeigte Gefängniß der „eisernen Maske", jammert über deren Schicksal und wirft die alten Fragen über die Person des geheimnißvollen Gefangenen auf. Nun hat Delort schon 1825 den Ungrund jener von Voltaire ersonnenen Geschichte nachgewiesen, August Bercht hat 1830 in seinem und Schlosser's Archiv die Sage kritisch behandelt und die Person nachgewiesen, welche unter der Sammtmaske transportirt wurde (No. 14 des Frankfurter Museums von 1856 enthielt einen Auszug aus jener gründlichen und interessanten Arbeit.) Sonach ist es weniger auffallend, daß dem Hrn. A. Wiesner auf seinem Reiseleben jene Nachweisungen entgangen sind, als daß seine Notiz noch gläubig angenommen wird. S.

— Von **Karl Ludwig Netz**, Oberpfarrer zu Beerfelden im hessischen Odenwalde, erscheint binnen Kurzem ein größeres nationales Gedicht „Deutschland und Rom." Die Proben daraus „Caracalla im Alemannenland", „Alarich, der Westgothe", „der Longobarden Herkunft und Auszug", „Alboins Tod", welche Dr. Karl Wagner in die eben erschienene vierte Auflage seines Buches „Poetische Geschichte des Deutschen" aufgenommen hat, zeugen von dem guten Sinn und dem dichterischen Talente des Verfassers. Daß Wagners „Poetische Geschichte" fortwährend ihre Beliebtheit behält, ist sehr erfreulich; seine Auswahl hat nicht nur den Vorzug der Priorität des Grundgedankens, sondern steht noch immer in Hinsicht auf Geschmack und Gründlichkeit höher als sämmtliche Nachahmungen.

— **Ira Aldridge** mit seinem Othello wird neuerdings in englischen Blättern lebhaft besprochen. Man lobt ihn, doch mit starken Einschränkungen, wie denn Punch schon vor Jahren bemerkte: Ira furor brevis est, d. h. Ira wird nicht lange Furore machen. Die Frage, ob die unmittelbare Naturwahrheit in der äußeren Erscheinung des Othello in künstlerischem Betracht ein Vortheil oder ein Nachtheil sei, wird auf eine ziemlich unbeholfene Weise erörtert. Die Engländer sind in der Behandlung der Aesthetik schwach; sie kennen das Wort kaum; selbst den Grundbegriff, „das Schöne", wissen sie nicht genügend auszudrücken.

— **John Shakspeare**, ein gebildeter und vermögender Mann, der der Familie des großen Dichters anzugehören behauptete, ist kürzlich gestorben. In seinem Testament hat er der Shakspeare-Gesellschaft in London 500 Pfund zu dem Zwecke vermacht, das Geburtshaus seines großen Ahnherrn würdig herzustellen; außerdem eine dauernde Jahresrente von 60 Pfund, um dasselbe in gutem Stande zu erhalten.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 34. **Frankfurt a/M.,** den 21. August 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Der Reichsbaron.** Novelle von Ernst Fritze (Schluß). — **Die Schule zu Eton.** Von G. Bergenroth (Schluß). — **Der Moses des Michel Angelo.** — **Unterhaltungen.** Geschichte des Alterthums; Herzog Carl Eugen von Würtemberg; verlogener Fanatismus; die Marburger Elisabethkirche; Taubenpost; Professor der Weinkultur; aus Jena; Eberbourg; Odysseus in Würzburg.

Der Reichsbaron.

Novelle von Ernst Fritze.

(Schluß.)

XXIV.

Als Frau Meier an diesem Abende nach Hause kam, fühlte sie seit langer Zeit zum ersten Male ein Verlangen zur vertrauten Mittheilung und sie suchte ihren Gatten in seinem Zimmer auf. Zwischen diesem Ehepaare hatte sich nach und nach in Anerkennung und Berücksichtigung der gegenseitigen Mängel, Vorzüge und Eigenthümlichkeiten ein vortreffliches Verhältniß gebildet. Die Begriffe „Liebe und Zärtlichkeit“ würden hier keine Anwendung gefunden haben, und doch lag in dem kleinen Stolze, womit der Banquier seine Frau als eine bedeutende Zierde der Gesellschaft und seines Hauses betrachtete, eine sehr warme Empfindung. Eben so gut konnte man auch aus der milden und zarten Theilnahme an Allem, was ihren Gatten betraf, folgern, daß Frau Meier keineswegs unempfindlich für seine herzliche Achtung war. Sie lebten beide ruhig und geschwisterlich vertraut neben einander und wurden sich Tag für Tag unentbehrlicher zum Leben.

Frau Meier schritt eilfertig den Corridor hinab, ehe sie in ihr Zimmer

Digitized by Google

trat, um dem Banquier die Erlebnisse dieses Abends mitzutheilen. Sie hatte ihn schon längst für ihre jungen Freunde zu interessiren gesucht und war sicher, einer lebhaften Theilnahme zu begegnen.

Zu ihrem grenzenlosen Erstaunen fand sie ihn nicht allein, sondern mit seinem Bruder in geschäftlichem Verkehre.

Beide Herren wandten sich jedoch gleichzeitig nach ihr um, und während der Banquier ihr die Hand bot, begrüßte der Staatsrath sie unter einigen sehr geschraubten und gesuchten Redensarten als „Frau von Meier."

Das Adelsdiplom war so eben angelangt. Es erstreckte sich auf beide Brüder und setzte sie zugleich mit der Genehmigung des Kaufcontraktes eines der bedeutendsten Rittergüter des Landes in die Rechte, sich künftighin die Herren von Meier-Schenkendorf auf Schenkendorf zu nennen.

Zuerst stutzte die Dame und fixirte mißtrauisch ihren Schwager, von dessen nicht immer ehrenwerthen Schlauheiten sie keinerlei Vortheil genießen wollte. Als jedoch ihr Gatte beschwichtigend sagte, daß es ihm und seinem Gelde zuzuschreiben sei, weil er sonst im Auslande sich angekauft haben würde, da verschönte ein zufriedenes Lächeln ihr bleiches, ernstes Gesicht, und sie sprach dankbar:

Du bist sehr gütig gegen Deine Frau, mein lieber, theurer Freund. Ich habe allerdings im Herzen eine große Vorliebe für den Adelsstand, und der Aufenthalt in Schenkendorf wird mir unbeschreiblich wohlthun. Möchte es mir gelingen, Dir dafür recht viel Freundliches in Dein arbeitsvolles Leben zu schaffen.

Sie schlang den Arm um seinen Nacken und blickte gerührt in sein phlegmatisches Gesicht.

Du selbst bist ja meine beste Lebensfreude, liebes Kind, entgegnete der Banquier treuherzig; ich bedaure nur, daß ich Dich nicht zehn Jahre früher geheirathet habe.

Wie sentimental! dachte der Staatsrath gelangweilt. Der Himmel behüte uns nur vor einigen späten Sprößlingen in dieser Ehe, damit meine Aussichten auf den alleinigen Besitz des prächtigen Schlosses nicht geschmälert werden.

Nachdem die neue Standeserhöhung von allen Seiten beleuchtet und besprochen worden war, rückte nun auch Frau Meier mit ihren Neuigkeiten heraus und machte den Herren die Verlobung des Baron Cassian mit seiner Schwägerin Rosa bekannt. Der Staatsrath schlug erfreut seine Hände zusammen.

Das kommt mir prächtig à propos — das paßt mir ausgezeichnet! rief er lachend. Günstiger konnte mir diese Verlobung gar nicht fallen; und wenn auch der junge Ex-Reichsbaron meine Freundschaft jetzt sehr beleidigend desavouirt, so hat er mir dennoch ganz unbewußt einen großen Freundschaftsdienst erwiesen.

Digitized by Google

Er brach, ohne sich auf nähere Erklärungen einzulassen, auf, und versprach diese am nächsten Tage zu geben.

Der nächste Morgen fand ihn auf dem Wege zum Ministerhotel. Er hatte es schon dahin zu bringen gewußt, daß er Einlaß zu jeder Stunde bei Excellenz fand. Der Zeiger der Schloßthurmuhr zeigte auf elf Uhr, als der Staatsrath daran vorüberging und das Portal des Hotels betrat.

Elf Uhr! murmelte er. Sehen wir zu, was sich im Laufe einer Stunde historisch zu entwickeln vermag.

Excellenz kam ihm cordial lächelnd entgegen: Was bringen Sie Neues, lieber Freund? rief er. Irgend etwas von Bedeutung muß passirt sein —

Eine Verlobungsanzeige, Excellenz! antwortete der Staatsrath mit unterthäniger Freundlichkeit. Ich hielt es für Schuldigkeit, Sie zu benachrichtigen, bevor Fama ihre Trompeten erschallen läßt.

Nun? fragte der Minister gespannt. Doch Sie nicht? Und mit wem?

Nein, Excellenz, nicht ich bin so glücklich! Meine Wünsche gehen etwas himmelan, werden also auf Erden unerfüllt bleiben, erwiederte der Staatsrath mit einem Anfluge von Trauer. Ich habe die Ehre Ihnen die Verlobung des Baron Cassian mit seiner schönen Schwägerin Rosa geborene Vicomtesse de Chatelet anzuzeigen.

Eine peinliche Stille entstand. Das war ein wunder Fleck in der sonst untadelhaften Diplomatie des Ministers, an den der Staatsrath ein Gängelband geheftet hatte.

Ich habe dergleichen vorhergesehen — sprach der Minister gleichgültig — seitdem ich gesehen, wie wunderhübsch diese Wittwe Rosa von Sindekow ist. Aber Staatsrath — die Geschichte ärgert mich doch der Leute wegen, die nun zu plappern anfangen werden.

Dem könnten Sie steuern, wenn Sie Ihr Fräulein Tochter unverzüglich verlobten, antwortete der Staatsrath eben so gleichgültig. Für jetzt wird diese Verlobung noch nicht öffentlich erklärt werden. Es ist Familienrath in Sindekow anberaumt — früher wird nichts verlautbaren.

Verloben — meine Tochter verloben? rief Excellenz gereizt. Mit wem denn, Sie wohlunterrichteter Spötter? Etwa mit dem Fabrikanten, der England repräsentirt?

Der Staatsrath zuckte die Achseln und schlug traurig die Augen nieder: Es leben Viele in der Umgebung Ew. Excellenz, die, von dem Liebreize des Fräuleins bezwungen, im Stillen seufzen.

Nun? fragte der Minister in höchster Spannung. Etwa der Lieutenant von Horn oder der Assessor von Schlüchtering, oder der Advokat von Denent, oder der Referendar von Böseler — oder noch zehn solche junge brod- und vermögenslose Wichte, die an mir eine Stütze und eine Strickleiter zum Ruhme haben wollen?

Digitized by Google

Der Staatsrath schwieg, eine kleine Verlegenheit heuchelnd. Er hatte nur vorbauen wollen und hatte jetzt seine Absicht erreicht.

Ich habe Excellenz noch eine zweite Neuigkeit mitzutheilen, begann er nach einer kleinen Pause, die der Minister mit einigen bedeutenden Prisen aus seiner Dose (eine landesfürstliche Gnadenbezeigung) ausgefüllt hatte. Meinem Bruder und mir ist gestern der allerhöchste Erlaß gnädigst zuertheilt worden, daß wir fortan berechtigt seien, uns nach unserer Besitzung Schenkendorf die Herren von Meier-Schenkendorf auf Schenkendorf zu benennen.

Einen Augenblick flog es wie Hohn und Spott über das glattgeformte Gesicht des hohen Gönners, dann aber lächelte er huldreich:

Gratulire, lieber Staatsrath! Wenn ein Mensch Ihnen diese Auszeichnung gönnt, so bin ich es. Nun fehlt Ihnen nichts mehr zu Ihrem Glücke —

Sehr viel fehlt mir, Excellenz, unterbrach der Staatsrath ihn schnell. Aber ich muß mich begnügen lernen.

Der Minister wußte jetzt plötzlich, was ihm fehlte. Er war überrascht, denn, daß seine Tochter Alma diesen äußerlich nicht brillant ausgestatteten Mann heirathen könnte, daran hatte er wirklich noch niemals gedacht. Und doch, ganz unangenehm war ihm der Gedanke nicht. Meier war wohlhabend. Meier hatte die größten Schwierigkeiten in der Staatscarriere übersprungen und befand sich auf dem platten Wege zur höchsten Spitze. Dazu hieß er nicht mehr Meier, sondern von Meier-Schenkendorf. Der plebejische Theil des adligen Namens wurde von seinem Range als Staatsrath übertüncht!

Ihnen fehlt eine Frau, meinen Sie, entgegnete er schnell genug, während doch ein langes Gefolge von Ueberlegungen seine Seele durchzogen hatte. Wie könnte es Ihnen mißglücken, wenn Sie ernstlich diesem Uebelstande abhelfen wollten? Jeder Vater müßte das Ehrenvolle einer Verbindung mit Ihnen anerkennen.

Jetzt wußte der Staatsrath, daß der Minister seine versteckte Erklärung erkannt hatte. Er nahm auf der Stelle die Maske freundschaftlicher Freimüthigkeit vor.

Excellenz! rief er, Sie eröffnen mir den Himmel mit diesen Worten! Sie erwecken meinen Muth. — Ja, Excellenz, meine Lebensstellung ist gut, sie ist befriedigend für nicht zu hoch gespannte Ansprüche. Ich bin im Stande, meiner Gemahlin ein Nadelgeld von mehreren Tausend Thalern auszusetzen und ihr Witthum auf fünftausend Thaler zu garantiren.

Der Minister richtete achtungsvoll seinen Blick auf ihn und ließ dann sein Auge prüfend über ihn hinschweifen. Freilich — der Mann war nicht mehr jung, aber doch in der Blüthe seiner Jahre, vielleicht zwanzig Jahre älter als Alma — war sie denn die Erste, die einen Mann heirathete, der zwanzig Jahre mehr zählte? Freilich — der Mann war klein, aber doch

Digitized by Google

noch etwas größer als er. Freilich — der Mann hatte ein ächtes Kaufmannsgesicht, frisch geröthet, blond und rund wie ein Apfel, aber er war nicht häßlich zu nennen. Gegen eine Persönlichkeit wie Baron Cassian fiel er weg — mit allen Andern konnte er es bei seinem geistigen Wesen aufnehmen.

Ich habe nicht gewußt, daß Sie so reich sind, Staatsrath, sprach er.

Es fällt mir nicht ein, Excellenz, Sie zu täuschen. Reichthum besitze ich nicht. Mein Vermögen reichte nicht hin, um die ganze Hälfte der Kaufgelder von Schenkendorf zu tragen. Aber durch die kluge Speculation meines Bruders bin ich Besitzer mehrerer Kohlenbergwerke, deren Ertrag bei Weitem ergiebiger geworden ist, wie man anfangs glaubte. Schenkendorf selbst soll ein Majorat werden; und da mein Bruder sechszehn Jahre mehr zählt als ich, außerdem seine Ehe schwerlich noch gesegnet werden möchte, so wird es mir zufallen. Für alle Fälle aber sind wir Brüder übereingekommen, den Ertrag des Gutes nach Maßnahme unserer Einzahlung zu halbiren, und danach stehen mir zum Witthum meiner dereinstigen Gemahlin fünftausend Thaler und der unbehinderte Aufenthalt auf Schenkendorf zu Gebote.

Der Minister war längst entschlossen. Der Einwilligung seiner Tochter war er sicher. Seine Gemahlin war es gewohnt, nicht gefragt zu werden. Es fehlte jetzt nichts weiter, als der solenne Antrag des Staatsraths, den er mit einigen ermuthigenden Worten veranlassen mußte. Aber dazu konnte sich der stolze Mann doch noch nicht verstehen. Er zauderte mit der Antwort und wieder zog es wie leiser Hohn über seine Mienen, als er endlich abweichend sagte:

Mich wundert, daß Sie nicht längst an eine Verheirathung gedacht haben.

Bis jetzt hielt ich sie nicht zu meinem Glücke für nothwendig, fiel der Staatsrath mit verhaltenem Aerger ein. Er hatte eine andere Antwort erwartet.

Meine dritte Neuigkeit — fügte er entschlossen hinzu — betrifft den Juden Jakob Baruch.

Der Minister wich unangenehm berührt einige Schritte zurück: Mein Gott, ich dachte, diese Sache wäre todt und ad acta geschrieben, sprach er spitzig.

Für uns gewiß, Excellenz; allein es regen sich noch einige alte Sünden. Jakob Baruchs Sclave Turry Murry oder zu gut deutsch „Theodor Müller", des Tischlers Müller Sohn, hat mir gesagt, daß er in einigen Kleidungsstücken, die er eingepackt habe, französische Billetchen vorgefunden —

Der Minister wechselte auffallend die Farbe. Staatsrath — fiel er hastig ein — verschaffen Sie mir diese Briefchen. Sie betreffen nur Einladungen, die mich aber eines Tages compromittiren könnten. Es sind Zeugnisse meiner

Digitized by Google

unverantwortlichen Leichtgläubigkeit, und da ich Sie als ein Mitglied meiner Familie betrachte — —

Excellenz, wie kann ich dies deuten? Mißverstehe ich Sie, wenn ich daraus die Hoffnung schöpfe, daß Sie meine Werbung um Ihre schöne Tochter billigen? fragte der Staatsrath stürmisch einfallend.

Konnten Sie zweifeln, alter Freund? Wie thöricht! Wenn wir Beide nicht mit einander gehen, so müssen wir gegen einander über stehen. Verlassen Sie sich darauf, Sie werden mein Schwiegersohn!

Der Staatsrath ergriff seine Hand und drückte sie. Die Briefe habe ich mir von Turry Murry sofort ausliefern lassen und in seiner Gegenwart ungelesen verbrannt, sprach er treuherzig und ging fest und zuversichtlich nun auf den eigentlichen Zweck seines Besuches über, der die feierliche Bitte um Herz und Hand seiner Tochter in sich schloß.

Der Staatsraths Werbung wurde von Fräulein Alma eben so bereitwillig entgegen genommen, als von dem Minister, nachdem sie eine Einsicht in seine Vermögensverhältnisse erlangt hatte. Es war jedenfalls für den Augenblick die vortheilhafteste Parthie, die sich ihr darbot, und sie berechnete mit großer Seelenruhe, daß ein älterer Mann mit einer Nebeneinnahme von sieben bis achttausend Thalern einem jungen Manne mit eben so viel Schulden bei weitem vorzuziehen sei; und eben so philosophisch ruhig erklärte sie den jungen Adel ihres Bewerbers aus diesen Rücksichten viel annehmbarer, als einen alten von Sorge und Noth zernagten Stammbaum. Sie wurde mit vollster Zustimmung des Staatsraths Braut.

Für Frau von Meier-Schenkendorf auf Schenkendorf war diese Verlobung ein Donnerschlag. Sie hatte sich im Geiste schon allerliebst häuslich auf Schloß Schenkendorf eingerichtet gesehen und im Vollgenuß ihrer gewährten Wünsche geschwelgt. Das war mit einem Schlage vorbei.

Es war vorauszusehen, daß das junge Ehepaar die Flitterwochen in dem reizenden Besitzthume verleben würde, und da die Hochzeit schon nach Pfingsten gefeiert werden sollte, so sah sich Frau Meier in Schloß Schenkendorf belagert von Fräulein Alma und in ihrem Gefolge den tief verhaßten Vater, nebst der bedauernswerthen Mutter. Was blieb ihr übrig, als das Feld zu räumen und ihre schönen Pläne auf bessere Zeiten zu vertagen. Sie war tief betrübt. Es ist immer schwerer, eine als sicher betrachtete Freude aufzugeben, als chimärische Hoffnungen.

Aber das Schicksal hatte beschlossen, daß es anders kommen sollte. Des Staatsraths Hochzeit wurde gefeiert, das junge Paar ging nach dem modernen Princip auf Reisen, und als es wieder zurückkam, da verbreitete sich ganz unerwartet die Nachricht, daß Frau Meier in wenigen Monaten dem Schlosse Schenkendorf einen Majoratserben schenken würde. Wie viele und große Hoffnungen mit dieser Aussicht zerstört wurden, ist unnöthig zu erzählen.

Digitized by Google

Was auf Sand gebauet wird, muß einstürzen, sprach der würdige Banquier sehr gleichmüthig zu seinem Bruder, als dieser in halber Verzweiflung das Zimmer durchmaß und seines Bruders Glück ein Unglück für sich nannte. Läßt Gott das Kind am Leben und ist es ein Knabe, so löse ich Deine Kaufsumme ab und wir nisten allein und friedlich in unserm Schlosse. Alles Andere besprechen wir später.

Es war genau vier Monate später, als auf dem Schlosse Schenkendorf ein Knabe das Licht der Welt erblickte und sehr kräftig ins Leben hineinschrie.

Der Staatsrath hat sich nun vorgenommen, Minister zu werden, und es wird ihm mit einigen Nachhülfen wohl gelingen.

Von Schloß Sindekow können wir nichts weiter sagen, als: Lust und Liebe war eingekehrt und Freude und Friede blühete mit den Blumen, die es verschönten, um die Wette. Die Welt sah nicht viel von des Schlosses Bewohnern, und sie sahen nicht viel von der Welt. In den alterthümlichen Hallen gedieh fortan das Glück und unter dem milden Schatten der uralten Bäume herrschte der Frohsinn.

Die Schule zu Eton.

Von G. Bergenroth.

(Schluß.)

Der Religionsunterricht — wenigstens klagt die Kirchenpartei darüber — ist in der alten klösterlichen Schule sehr vernachlässigt. Das ist hart zu ertragen, zumal in England. Was ist aber zu thun? Der fromme Duke of Newcastle hat eine 71ste Freischülerstelle und eine Medaille für Theologie gestiftet. Mögen die Bewerber darum auch zahlreich sein — es treten gewöhnlich 30 bis 40 auf — und mögen sie auch ganz hübsche theologische Aufsätze machen, der einundsiebenzigste Freischüler kann doch den Sinn der Anstalt nicht ändern und die Schule geht von ihrem 400jährigen Lehrplane nicht ab.

Gar kein Geschichtsunterricht, gar keine Naturwissenschaften, gar keine Philosophie, gar kein Unterricht in der Muttersprache und in moderner Literatur! Was würde ein deutscher Schulmann dazu sagen? Und doch ist Macaulay ein Eton-Zögling und der Geschichtschreiber Lord Mahon, die beiden Fox und die beiden Pitt, die Wellesley und Palmerston und eine große Liste Anderer, die gleich beredt in Westminster, im Tempel und in der Presse sind. Selbst die größesten Kanzelredner hat Eton aufzuweisen. Worin liegt der Grund davon? Die Vertheidiger von Eton behaupten, das beste Erziehungs-System sei, in den Knaben die Neigung zur Wissenschaft zu erwecken und sie dann dem Selbststudium zu überlassen. Eine Stunde Selbststudium sei mehr werth als zehn Unterrichtsstunden. Die schlechteste von allen Lehr-

Digitized by Google

methoden, meinen sie, sei diejenige, in der der Lehrer wie ein Cicerone den Schüler über alle Felder des Wissens schnell hinführt. Der Knabe werde dadurch am Geist und Körper ermüdet. Er verliere seine Selbstständigkeit und einen großen Theil des Interesse. Deutschen Schulmännern wird es nicht schwer werden, solche Ansichten zu widerlegen. *) Ich will es ihnen überlassen und nur noch anführen, daß es selbst in England eine bedeutende Partei gibt, die einen vollständigen und systematischen Unterricht dringend empfehlen. Vor etwa acht oder zehn Jahren wurden sie sehr laut, bis die allgemeine Stimme des Landes gegen Verdeutschung (germanizing) der Schule sie stille machte.

„Nicht das Lernen, sondern die Ausbildung des Charakters ist in Eton die Hauptsache." Mögen wir nun kurz sehen, wie auf den Charakter eingewirkt wird. Die Schüler der oberen Schule werden entschieden als Gentlemen behandelt. Für einen Eton-Gentleman schickt sich dieses nicht und ist jenes unpassend. Auf das Ehrgefühl soll gewirkt werden. Der Ehrenpunkt in England ist aber etwas Anderes, als was er auf dem Continente ist. Den spanischen puntillo und das point d'honneur eines preußischen Lieutenants kennt man und versteht man hier kaum. Nicht weil es mit Eton unmittelbar zusammenhängt, sondern weil es ein sprechendes Beispiel für die englische Auffassung des Ehrenpunktes im Allgemeinen ist, will ich auf den neuesten Skandal in der Königin Dragoner-Regiment in Brighton hinweisen. Ein junger Offizier wird von einigen seiner Kameraden festgehalten, ihm wird der halbe Bart abgeschnitten, und in diesem Zustande wird er erst in das Kaffeezimmer der Kaserne und dann auf die Straße getrieben zum allgemeinen Gelächter. Auf dem Continente würden nicht sowohl die Vollführer des rohen Spaßes als der Gemißhandelte selbst für ehrlos gehalten werden, weil er seinen Gegnern nicht den Degen durch den Leib gerannt. Hier ists anders. Der junge Offizier klagt bei seinem Obersten, und Lord Tempest Vane mit seinen zwei Genossen, die die Rohheit begangen, werden schimpflich aus der Armee gestoßen. Punch gibt ihnen noch ein ergötzliches Bild auf den Weg. Die Ehre des Gemißhandelten ist unbefleckt, und er würde gewiß die Achtung verscherzt haben, hätte er sich auf eine gesetzwidrige Art selbst Recht verschafft.

Wenn die Eton-Schüler bei dem Ehrgefühle gefaßt werden, so ist das mehr ein Hinweisen auf Rechtlichkeit, Billigkeit und einen gewissen Grad von Generosität, durch die sie sich vor gewöhnlichen, nicht so günstig gestellten Leuten auszeichnen sollen. Das hören die Knaben alle Tage, darin leben sie alle Tage.

Aber in der unteren Schule? In Deutschland spricht man so viel von den harten Schlägen, die darin ausgetheilt werden. Ich habe mich viel da-

*) Hierüber sind jedoch die trefflichen „Briefe über die englische Erziehung" von L. Wiese zu vergleichen.

Digitized by Google

nach erkundigt. Man hat mir aber das Prügelsystem gänzlich in Abrede gestellt. Ein solches System, sagt man mir, sei in Eton völlig unmöglich, abgesehen davon, daß es mit dem Ehrgefühle nicht übereinstimme. Die Knaben, die nach Eton kämen, seien bis zu ihrem 9ten oder 10ten Jahre im elterlichen Hause und würden da, wie es wenigstens in guten englischen Familien allgemein Sitte sei, mit vollständigster Achtung ihrer Persönlichkeit und ihres Selbstgefühls behandelt. Wie könnten sie in der Schule plötzlich einer entgegengesetzten Behandlung unterworfen werden? In den Familien, das muß ich aus eigener Erfahrung bestätigen, werden selbst sehr junge Kinder mit einer Achtung, Delikatesse möchte ich sagen, behandelt, die man selten auf dem Continente kennt. Indessen ich will den Punkt der Schläge in Eton unentschieden lassen. In Eton wird der Grundsatz sehr weit getrieben, daß man nicht aus der Schule plaudern darf, selbst dann nicht, wenn man sie lange verlassen hat.

In Eton besteht aber ein anderer Gebrauch, der dem Ehrgefühle nicht sehr förderlich zu sein scheint. Es ist dieses der sogenannte Fagism. Jeder Schüler unter der fünften Klasse, ob Freischüler oder Oppidan, ist nämlich ein Fag oder Packesel, und als solcher einem besondern Schüler der fünften oder sechsten Klasse vorzugsweise, außerdem aber noch allen andern Schülern der beiden obersten Klassen zu gewissen Diensten verpflichtet. Er hat Gänge und Bestellungen für sie zu machen, muß bei den Spielen gewisse Handdienste verrichten u. s. w. Von Stiefelputzen u. dgl. ist natürlich keine Rede. Ueber den Fagism gibt es traditionelle Regeln, wann und unter welchen Umständen er gefordert oder verweigert werden kann. Die Lehrer behaupten darüber zu wachen, daß das Packeselwesen nicht ausarte.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung, die zwar sehr prosaisch, aber nichts destoweniger interessant ist. Ich meine den Geldpunkt. Nach der so zu sagen offiziellen Berechnung der Lehrer soll ein Oppidan in Eton mit 150 bis 200 Pfund Sterling oder 1000 bis 1400 preuß. Thalern das Jahr auskommen können. Die Schüler selbst sind aber anderer Ansicht und geben 300 Pfund oder 2000 Thaler als die niedrigste Summe an, mit der sie bestehen können. Darüber gibts in den Familien zuweilen Debatten, in denen die jungen Eton-Gentlemen gewöhnlich den Sieg davontragen. John hat so viel und Cousin Jack hat mehr. Das sind die Gründe. Sollten sie schlechter und ärmlicher leben als die Cousins und Freunde? Die Eltern geben nach. Und ist Eton nicht eine Anstalt, in der gute Leute, wie mir mein Baronet sagte, lernen sollen, Geld auszugeben? Und auf welche Weise geschieht das? Da gibts Bücher in Prachtausgaben bei den beiden Buchhändlern gleich gerade über dem College selbst, die recht theuer sind. Dann kommt der Anzug. Die Oppidans tragen alle den gewöhnlichen schwarzen runden Hut, feine Wäsche mit umgeschlagenem Hemdkragen, die jüngeren schwarze Jacken, die

Digitized by Google

älteren Ueberröcke. Handschuhe fehlen selten. Das ist noch ziemlich einfach. Wenn aber alles frisch und neu bleiben soll, so kostet das bei Knaben, die das Schonen, wie die Mütter sagen, nicht kennen, doch eine nicht unbedeutende Summe Geld. Ferner wird das englische Nationalspiel Cricket stark in Eton getrieben. Es ist an und für sich einfach. Drei Stöcke werden dicht neben einander lose in die Erde gesteckt. Die eine Partei wirft mit großen Lederbällen danach und die andere schlägt die Bälle mit eigends dazu gemachten Hölzern zurück. Die Bauernknaben geben gewiß nicht viel dafür aus und spielen oft sehr gut. Die Eton-Schüler brauchen aber besondere kostspielige Anzüge dafür und Bälle und Hölzer vom theuersten Material und feinster Arbeit. Dazu kommen die Cricket-Wettkämpfe, nicht allein mit Schülern derselben Anstalt, sondern mit Cricket-Gesellschaften, die vielleicht am andern Ende des Königreichs wohnen. Zu dem Zwecke werden theure Reisen unternommen, bei denen natürlich mindestens einige Tutoren nicht fehlen dürfen. Dafür hält sich auch die Times nicht für zu vornehm, solche Cricket-Wettkämpfe zu beschreiben. Eine fernere bedeutende Ausgabe verursachen die Ruder-Clubbs, deren Leistungen wir schon auf dem Gange nach Eton von der Brücke aus gesehen haben. Nicht allein daß die Boote sehr elegant sein müssen, sondern es gehören zum Rudern wieder neue Kostüme. Segeln ist als zu gefährlich untersagt. Endlich gibts kleine Excursionen in England und bis auf den Continent, und selbst Gesellschaften, in denen Schüler ihre Freunde bewirthen, sind nicht unerlaubt. Die Summen, welche die fashionablesten Knaben, oder die wenigen Auserwählten (selected fews), wie sie hier genannt werden, verbrauchen, sollen über alle Erwartung groß sein.

Wagen, Pferde, Hunde und alles, was zum eigentlichen Sport gehört, dürfen die Eton-Schüler nicht halten. Ja, man hat sogar die Herbstferien in den August verlegt, damit die Schüler zu Hause nicht zu großen Geschmack an dem Sportsmenwesen bekommen, das im September am stärksten getrieben wird.

Alle Eton-Schüler sind gerne in der Anstalt und behalten für dieselbe bis ins späteste Alter eine zärtliche Anhänglichkeit, die oft etwas Rührendes hat.

Eton-College macht zwar den Anspruch, dem Range nach die erste gelehrte Vorbereitungsschule für die Universitäten zu sein. Sie ist aber keineswegs die einzige ihrer Art. Die folgenden sind die hauptsächlichsten öffentlichen und mit eigenem Vermögen versehenen gelehrten Schulen in England:

Winchester-College, das 1382 von William von Wykenham, Bischof von Winchester, dessen Namen man so oft begegnet, für 70 Freischüler und 10 Fellows gestiftet wurde. Zu ihm gehört New-College in Oxford.

Westminster-College, sehr theuer und sehr aristokratisch, von Elisabeth für 40 Freischüler in Verbindung mit Christchurch-College in Oxford und Trinity-College in Cambridge gegründet.

Digitized by Google

Ferner das Charter-House, Christ-Hospital und City of London-School in London und Rugby-School. Alle diese Anstalten haben in ihren Einrichtungen die größeste Aehnlichkeit mit Eton-College. Alle sind aus dem 14ten bis 16ten Jahrhundert.

Einige Schulen sind charakteristisch für ihre Zeit. So ist in London eine Merchant-Taylor-School oder Schneider-Schule, die 1561 von Sir Thomas White und einem andern Genossen des Schneidergewerks gestiftet und mit 43 Stellen für Fellows in Oxford und 7 in Cambridge ausgestattet wurde. Das achtbare Schneidergewerk zählte damals also vornehme (Sir ist der Titel eines Baronets) und reiche Mitglieder, die als Beschützer der Wissenschaft auftraten.

John Collet, Abt von St. Paul in London, errichtete 1509 eine Schule für 153 Freischüler aller Nationen und aller Länder zum Andenken der 153 Fische, die der Apostel Petrus gefangen hat. Erasmus hat die Grammatik dafür geschrieben.

Die Schule von Harrow, die oft mit Eton um den Vorrang gestritten, ist als Stiftung unbedeutend und nur als Privatunternehmen von großer Ausdehnung und Wichtigkeit.

Die Regierung thut in England unmittelbar nichts für den Unterricht, der Privatsache bleibt. Um die vereinzelten Bestrebungen für Errichtung neuer Schulen besser zu ordnen, haben sich drei große Gesellschaften gebildet, die Gesellschaft für die Sonntagsschulen, von Raikes in Gloucester im Jahre 1782 gestiftet, die Gesellschaft für Nationalschulen mit vorherrschend kirchlicher Tendenz nach dem Muster des Dr. Bell in Madras, 1811, und die britische und fremde Schulgesellschaft nach Joseph Lancaster von 1810. Die Regierung gibt diesen Gesellschaften und namentlich der für Nationalschulen Unterstützungen, die etwa 100,000 Pfund des Jahres betragen mögen. Die Zahl der Schüler derselben wird auf 5 bis 6 Hunderttausend geschätzt. Immer rechnet man aber noch, daß ungefähr 1 Million Kinder übrig bleiben, die entweder gar keinen Unterricht genießen, oder vollständig auf Privatlehrer und Anstalten angewiesen sind. Solcher reiner Privatschulen gibt es übrigens eine große Zahl. Der Unternehmungsgeist ist in dieser Hinsicht rege und nicht allein auf England beschränkt, sondern auch auf die Orte im Auslande ausgedehnt, wo Engländer in großer Zahl zu wohnen pflegen, wie Boulogne, Calais, Nizza und selbst Madeira. Das Bild des englischen Schulwesens ist hiernach kein sehr glänzendes, desto auffallender muß es erscheinen, daß man in den kleinsten und abgelegensten Dörfern in den kleinen Häuschen der ärmsten Landarbeiter mit seltenen Ausnahmen eine kleine Sammlung von Büchern findet, nicht nur die Bibel und jenes eigenthümlich merkwürdige Buch „the pilgrim's progress" von John Bunyan, die nie fehlen dürfen, sondern auch andere moralischen, geschichtlichen und hauswirthschaftlichen Inhalts. Auch für Geographie und Reise-

Digitized by Google

beschreibungen hat das untere Volk viel Interesse. Es hat mir immer Freude gemacht, bei den Landarbeitern die kleine Bibliothek, die gewöhnlich sorgsam über dem Kamin in Gemeinschaft mit einigen Tassen aufgestellt ist, zu durchblättern. Obgleich das niedere englische Volk im Ganzen keineswegs mit brillanten geistigen Fähigkeiten ausgestattet und etwas schwerfällig im Begreifen ist, so ist doch ein starker Wissenseifer bei der großen Mehrzahl vorherrschend. Mit vieler Beharrlichkeit lernt ein Kind von dem andern und Nachbar vom Nachbar lesen, so daß, trotz der unzulänglichen Schulen, das untere englische Volk im Ganzen gut unterrichtet ist.

Alles was wir vorher gesagt, gilt nur von England allein. Irland hat seine besonderen Schulen und in Schottland ist das Volksschulwesen sehr sorgsam ausgebildet.

Der Moses des Michel Angelo.

Buonaroti's Moses, das Wunderwerk der modernen Skulptur, ist jetzt bei A. Vanni in Frankfurt in mehreren Nachbildungen zu sehen, die sämmtlich in den kolossalen Maßen des ursprünglichen Werkes gehalten sind. Eine derselben ist auf Bestellung der Universität Jena gearbeitet, eine andere wird die Sculpturensäle der Städel'schen Gallerie zieren. Den Frankfurter Kunstfreunden wird sie hoch willkommen sein, schon als ein Zeichen, daß die Verwaltung des Instituts nicht, wie man sich zu glauben gewöhnt hat, das Erwerben neuer Gegenstände unbedingt zu suspendiren gedenkt. Aber auch abgesehen von diesem Umstand können namentlich Alle, die nicht in Rom gewesen, sich auf einen der seltensten Genüsse vorbereiten.

Der „Moses" ist bekanntlich das Hauptstück des gewaltigen Denkmals, das Pabst Julius in der Kirche St. Pietro in vincoli („St. Peter in Ketten"), die ihm als Cardinal zuertheilt gewesen, für sich errichten ließ. Hochsinnig und kraftvoll, ein Heerführer fast noch mehr als ein Priester, vor Allem ein Freund und Beschützer derjenigen Kunstrichtung, die sich in antiker Weise bewegte, fand er früh den schöpferischen Geist aus, dessen Wesen vollkommen zu dem seinigen paßte. Bald nach Vollendung des berühmten Cartons von Pisa wurde Buonaroti zur Errichtung jenes Ehrenmals nach Rom berufen; ein Grabmal kann man es nicht nennen, da Julius' Gebeine in der großen Peterskirche (St. Peter vom Vatican) ruhen.

Das Werk war zu kolossal und umfassend gedacht, um vollständig zur Ausführung zu kommen; es sollte aus einem ganzen System von Statuen bestehen. Einige derselben, unter Michel Angelo's Leitung ausgeführt, findet man vereinzelt in Frankreich und anderwärts. Der Gedanke aber, die alterthümliche, energische Größe des Pabstes in einem Mosesbilde zu versinnlichen, kam glänzend zur Verwirklichung. Es ist ergötzlich zu lesen, wie wäh-

Digitized by Google

rend des Fortganges dieſer und anderer Arbeiten die beiden genialen Starrköpfe, der Pabſt und der Künſtler, mehrmals ſo hart aneinander geriethen, als es bei dem Standesunterſchied nur irgend möglich war.

Der Moſesſtatue zu Liebe verfügen ſich Tauſende von Fremden nach dem unſcheinbaren, mit einem einzigen Palmenſchaft geſchmückten Platze, von dem aus man in die oben genannte Kirche eingeht. Letztere hat ihren Namen von den Ketten, mit denen der heil. Petrus gefeſſelt geweſen und die man hier aufbewahrt. Durch das matte Licht ragt in altergrauem Marmor der mächtige Rieſe des alten Bundes hervor. Die Rechte ſtützt ſich auf das Geſetz, die Linke hält den wallenden Bart. Das Ebenmaß der ausdrucksvollen Formen vermag doch nicht, den Blick über die ungewohnte Ausdehnung zu täuſchen. Die Stirnhörner machen einen ſeltſamen Eindruck; wenn es in der Malerei gelingen konnte, dieſes als typiſch und unerläßlich erachtete Attribut in Strahlen aufzulöſen: ſo war ein Gleiches bei der Skulptur nicht möglich. In Folge deſſen wurde manchmal das Symbol als letzter Reſt eines primitiven, durch Geiſteskraft unterdrückten Naturkultus aufgefaßt. Dieſe Geiſteskraft tritt mit Ruhe, aber mit Bewußtheit und vollendetem Ausdruck in den Geſichtszügen des Moſes hervor. Aus ihnen ſpricht nicht die Härte des Tyrannen, wohl aber der ſichere, zornbereite Ernſt des Propheten, der von dem feſten Glauben ausgeht, daß ſein Wille der Wille Gottes iſt.

Das Antlitz des Moſes zeigt eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Pabſt Julius' Büſte, die, von Maſo del Bosco gemeiſelt, oben am Rande des Denkmals hervorragt. Rechts und links von dem ſitzenden Koloſſe ſtehen Lea und Rahel, beide von Buonaroti ſelbſt gearbeitet; auch ſie verſinnlichen einen großen und kühnen Gedanken. Die ältere, weniger anſprechende und ſeelenvolle Frauenfigur ſtellt das zweckliche, thätige Leben vor; Rahel erſcheint, wie ſchon Dante ſie aufgefaßt hat, als Vertreterin der ſinnigen Beſchaulichkeit, der ſüßen, ſelbſtvergeſſenen Inbrunſt.

Das Original des Moſes zeigt am Knie einen kleinen Sprung. An denſelben knüpft ſich, wie faſt an jedes größere Werk des Cinquecento, eine Kunſtſage an: Michel Angelo ſoll nämlich mit dem Standbilde ſo zufrieden geweſen ſein, daß er, mit dem Hammer nach ihm ſchlagend, ausrief: Adesso parla, Moise! Nun ſprich auch, Moſes! Und ſo, heißt es, ſpricht nun die Heldenfigur jeden Beſchauer wie lebend an.

„Moſes wußt' als ſtrenger Hort
Seine Schaar zu lenken
Und ein mächtig Lebenswort
In den Stein zu ſenken.
Buonaroti weiß die Haft
Wiederum zu brechen,
Läßt belebte Gotteskraft
Aus dem Steine ſprechen."

Digitized by Google

Unterhaltungen.

— **Geſchichte des Alterthums.** Nachdem ſeit etwa fünf Jahren einige faßlich und angenehm ſtiliſirte Bücher über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände die Gunſt des kaufenden Publikums in Deutſchland faſt ausſchließlich genoſſen haben, wird jetzt ihre Herrſchaft eingeſchränkt. Werke hiſtoriſchen Inhalts nehmen wieder ihren Platz auf den Lesepulten gebildeter Studirenden und Kaufleute, ja auch leſender Damen ein; und in vorderſter Reihe ſtehen drei Bücher, die ſich auf die älteſten Zeiten beziehen: Duncker's Geſchichte des Alterthums, Mommſen's römiſche Geſchichte und — den beiden anderen an Verbreitung vorerſt noch nachſtehend — Curtius,' Geſchichte von Griechenland. Wir wollen dies hier nur als eine für den Gang der Bildung intereſſante Thatſache verzeichnen, ohne das Recht der genannten Werke auf ſo entſchiedene Theilnahme abzuwägen oder hier zu unterſuchen, wie weit die Mode und ein vager Lerntrieb an dieſer Theilnahme mitwirken. Bei Duncker zieht beſonders die Analyſe, zum Theil die Verflüchtigung der alten Religionsſyſteme an; wie ſeine Darſtellung in die hellere Staatengeſchichte vorſchreitet, verringert ſich das Intereſſe des großen Publikums, von dem wir hier reden. Bei Mommſen wird umgekehrt der erſte Band nur wenig berückſichtigt, trotz der bewundernswerthen Kühnheit und Sicherheit, mit welcher hier die Nachrichten über altitaliſche Zuſtände zu einem concreten Geſammtbilde geordnet erſcheinen. Der lebhafte Leſer eilt lieber vorwärts und übt ſeine tendenziöſe Stimmung nach den Winken des Autors an den großen Perſönlichkeiten der Triumvirnzeit; er denkt bei Mithridates an den Kaiſer Nikolaus und bei Cicero nach Belieben an den König von Preußen oder an die Gothaer Die drei genannten Bücher haben das Gemeinſame, daß ſie von Männern der betreffenden Fächer ſtark angegriffen werden. Dagegen iſt ihnen aber auch ein in deutſchen Geſchichtswerken lang entbehrter Vorzug gemeinſam, nämlich eine lesbare, in mancher Rückſicht ſogar vortreffliche Darſtellung, die bei Mommſen gedrungener, bei Duncker loſer, aber eleganter erſcheint; Curtius' durchgebildete Schreibart ſcheint in der Mitte zu ſtehen. Der letztgenannte Gelehrte, Profeſſor in Göttingen, iſt, wenn wir nicht irren, ein Landsmann und Freund des Dichters Emanuel Geibel, mit dem er zuſammen „Claſſiſche Studien" herausgegeben hat.

— **Herzog Carl Eugen** von Würtemberg iſt in den neueſten Schriften über Schiller mit größerer Anerkennung beſprochen worden, als dies bisher üblich war. Energie, geiſtiges Feuer und Anlage zu hochſinnigen Entſchließungen geſteht man ihm gern zu. Freilich, in den Briefen Schubarts, des unglücklichen Dichters, die ſo eben in einer neuen Ausgabe erſchienen ſind (Hildburghauſen 1858), erſcheint er wieder im unvertheilhafteſten Lichte. Am 24. Januar 1777 meldet ein Unbekannter mit der Unterſchrift „Notus" dem Stadtſchreiber Schubart in Aalen, daß ſein Bruder in Blaubeuren feſtgenommen worden ſei; „die Urſache iſt ganz ohnbekandt." Im März deſſelben Jahres ſchüttet die treffliche Gattin des Gefangenen in einem Briefe an Miller, den Verfaſſer des Siegwart, ihr Herz aus und meint unter Anderem: „ich glaube, wenn ein Klopfſtock und Sie dem Herzog eine Schilderung von meinem Manne überſchickten, daß würde von großem Nutzen ſein." Aber noch im „Jenner 1787" ſchreibt Schubart ſelbſt an Himburg in Berlin: „Den 22ſten dieſes Monats endige ich mein zehntes Jammerjahr und trete mit Schaudern ins eilfte. Bei dem letzten Jubiläum in Heidelberg war auch der Herzog zugegen; da hielt die ganze Akademie in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken für mich um meine Freiheit an. Nichts von den Fußfällen meiner eisgrauen Mutter, der Vorbitte des Magiſtrats von Aalen, meiner Geburtsſtadt, den Dornengängen meiner Gattin in die Audienz, den Verwendungen eines Goethe, Lavater, Campe, Deinet, Kazner und einer Menge von Gelehrten zu gedenken; nichts zu ſagen von den Fürſprachen des Markgrafen von Baaden, Prinzen Georg von Darmſtadt, der Prinzen von Gotha, Coburg

Digitized by Google

und anderen fürstlichen, gräflichen und sonst wichtigen Personen, — genug, Herzog Carl steht da wie ein Meer-Fels. Und warum das? Er fürchtet, ich werde gegen ihn schreiben." Endlich, am 11. Mai 1787, kann er, in Folge der kräftigen Verwendung Preußens, an Posselt in Karlsruhe berichten: „Ich bin frei."

— **Verlogener Fanatismus.** — Wolfgang Menzel bemerkt in einer Beurtheilung des neuesten Werkes von Arndt Folgendes: „„Wie man die Herrschaft des Erhabenen, Edeln und Schönen, die angeblich durch die großen Dichterheroen in Weimar gegründet sein soll, zu nehmen hat, erhellt aus einer Anekdote vom Herzog von Weimar, Goethe's Zögling. Arndt berichtet S. 232: „Der Herzog erzählte eine Menge anstößlicher Geschichtchen von dem Dichter, welcher eine Zeitlang unter seinen Augen gelebt hatte." " Es folgt hierauf die sattsam bekannte Geschichte, wie Stein den Herzog von Weimar wegen des losen Tones seiner Erzählungen derb anfuhr. Daß Menzel sich bei dieser Gelegenheit so ehrbar und tugendsam geberdet, als habe er in seinem Leben nie eine Zote gesprochen, nie eine Gemeinheit drucken lassen, ist belustigend. Die Art aber, wie er die bekannte Anekdote wiedergibt, ist empörend unredlich. Wie sie nämlich bei ihm dasteht, soll die Meinung erregt werden, jene „anstößlichen Geschichtchen" hätten sich auf Goethe bezogen. Dies ist jedoch nicht im Entferntesten der Fall; sie bezogen sich — was Arndt ausdrücklich bemerkt, Menzel aber wegläßt — auf Zacharias Werner. Dieser aber war gewiß kein Geistesverwandter Goethe's und Karl Augusts, sondern weit eher Wolfgang Menzels, wenigstens insofern er Anfangs Revolutionär und Freigeist war, später aber Kapuziner-Bußpredigten hielt, (jedoch ohne daß hierdurch sein sittlicher Gehalt eine Aenderung erlitten hätte).

— **Die Marburger Elisabethkirche** ist bekanntlich ein altdeutsches Bauwerk des reinsten Styls, von seltener Harmonie der Durchführung und vom höchsten Schwung und Ebenmaß der Formen. Mancher Kunstfreund, mancher wissenschaftliche Kenner unternahm schon die Reise nach der schöngelegenen Lahnstadt, einzig um durch einen Besuch des herrlichen Baues seine Anschauungen zu erweitern. Dort angelangt, erfährt er jedoch zu seiner Enttäuschung, daß der Eintritt nicht gestattet sei; „das Innere werde restaurirt und Besuch sei überhaupt von einer gewissen Seite nicht gern gesehen." Gelingt es dem Fremden, an die Schwelle zu gelangen, so findet er bei dem Leiter des Baues, Professor Lange, einen nichts weniger als zuvorkommenden Empfang. Die eben angeführten Gründe für dies Verfahren scheinen uns nicht stichhaltig. Ein altdeutscher Dom ist nicht etwa einem Wilhelmshöher Springwasser oder einer barocken Parkverzierung gleichzuachten, zu denen fürstliches Belieben den Zugang eröffnen oder schließen mag. Er ist gewissermaßen Eigenthum der gebildeten Gesammtheit in Deutschland, die Sinn und Verständniß für ihn hat. Die Restaurationsarbeiten sind nicht von der Art, daß die Einlassung gesitteter Fremden sie stören könnte. Die Herstellungskosten endlich sind von den Volksvertretern bewilligt, und im Sinne des kurhessischen Volkes scheint uns diese ungastliche Zurückweisung der wißbegierigen Theilnahme vom Thor seines merkwürdigsten Gebäudes nicht zu liegen.

— **Taubenpost.** Als zuerst für den Börsenverkehr von Paris und Brüssel die Brieftauben angewandt wurden, dichtete Béranger sein berühmtes Lied:

Ihr Täubchen, die nach alten Sagen
Gekos't um Venus Wagenzug,
Ihr müßt nunmehr nach Brüssel tragen
Den Rentencours in raschem Flug!

Bald nachher wurde der neue Gebrauch wieder abgestellt, da der Funken im Draht auch den Vogelflug langsam erscheinen ließ. Gutzkow hat in einer anziehenden Novelle geschildert, wie die letzten Courstauben auf den Befehl einer geizigen Banquiersgattin zum Braten verwandt werden. Nun sind in dieser Woche zum ersten Mal wieder Tauben von Frankfurt nach Brüssel

Digitized by Google

geflogen und zwar in 9 Stunden; ob zur Lösung eines „Problema“ oder zur dauernden Wiedereinführung des früheren Verkehrs, ist uns unbekannt.

— **Professor der Weinkultur.** Kant nennt es eine Eigenthümlichkeit der Deutschen, „in Erfindung der Titel unerschöpflich zu sein“, und will dieselbe nur zum Theil auf der Form der alten Reichsverfassung erklären. Ein Blick in neuere Tagblätter bestätigt diese Ansicht; in unseren windstillen Zeiten erwacht das Titelwesen zu neuer Blüthe und ganze Zeitungsspalten füllen sich mit Verleihungen von Mitgliedschaften, Orden und Ehrenprädikaten. So hat Erzherzog Johann kürzlich hier am Sitze seines Reichsverweserthums eine unschuldige Regentenhandlung ausgeübt, indem er den Aufseher der städtischen Weinberge von Frankfurt zum „Professor der Weinkultur“ ernannt hat. Ein neues Fremdwort für den neuen Begriff, etwa Professor der Oenologie oder Oenurgie würde dunkler und demnach wohllautender sein.

— **Aus Jena** wird berichtet, daß die ächte alte Burschenschaftsfahne während des Festes von Professor Schmidt aus Bern, in dessen Verwahrung sie liegt, nicht vorgezeigt worden sei. Vielleicht entschließt er sich wenigstens, eine zuverlässige Erklärung über den geschichtlichen Ursprung des schwarz-roth-goldenen Symbols zu geben. — Ferner vernimmt man, daß die Universität mit den Büsten der Philosophen Fichte, Schelling und Hegel beschenkt worden ist, und zwar vom Prinzen und der Prinzessin von Preußen. Diese Gabe ist nicht ohne erfreuliche Bedeutung; sie ist nämlich seit einer Reihe von Jahren die erste freie Huldigung, die den unabhängigen Leistungen des deutschen Geistes von Seiten des preußischen Hofes dargebracht wird.

Die Brüder Richard und Robert Keil haben in Bezug auf ihre Geschichte des „Jenaischen Studentenlebens“ eine ehrende Zuschrift von Alexander von Humboldt erhalten, der wir Folgendes entnehmen: „Die älteren Zeiten der Gründung der Universitäten in ihrer jetzigen Form sind in Ihrer interessanten Schrift eben so gründlich dargestellt, als die schauervoll-tragischen Folgen von Alexander Stourdza's angeberischem Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, das auf dem Aachener Kongreß meinen Bruder und mich mit Entsetzen erfüllte. Jena, das ich in seinem höchsten geistigen Glanze besuchte, und das fortwährend unter milden Fürsten eine wichtige Stelle in dem freier forschenden Deutschland einnimmt, ist mir durch Erinnerungen ein Lichtpunkt auf dem nur zu langen Lebenspfade geblieben.“

— **Cherbourg.** Die Orleanisten vergessen nicht hervorzuheben, wie die Juliregierung es war, die am eifrigsten für die französischen Seehäfen und insbesondere für Cherbourg gesorgt hat. Sie beklagen sich, daß in den officiellen Reden dies Verdienst Ludwig Philipps übergangen worden ist. Unter ihm wurden 40,056,000 Francs auf die Wasserarbeiten und über 8 Millionen auf die Festungswerke verwandt. Napoleon III. hat jedoch die Vollendung Cherbourgs nach seiner Art mit einem Glanze zu umgeben gewußt, der alles Frühere verdunkelt. Ueber das Einweihungsfest sprechen sich die Unzufriedenen noch schärfer aus; ein französisches Blatt erlaubt sich zu sagen: „Gottlob, daß das langweilige Vergnügen überstanden ist.“

— **Odysseus in Würzburg.** Professor Hermann Müller in Würzburg gibt in einer soeben erschienenen Abhandlung sonderbare Aufschlüsse über den Main und seine Urgeschichte. Der Main, Moenus, Mogin, hat seinen Namen von μόγος, dem Dulder, nämlich dem Odysseus, der nach des Tacitus Angabe in Deutschland war. Odysseus heißt als Gemahl der Circe auch Picus, der Specht; nach ihm ist der Spechtsharte, Spechtswald oder Spessart benannt worden!

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N. 35. **Frankfurt a/M.,** den 28. August 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Zur Goethe-Feier.** Gedicht von W. Nolte. — **Johann Friedrich von Meyer.** Von Dr. theol. Steih. — **Reise-Erinnerungen aus Griechenland.** Von Gottfried Semper in Zürich. — **Beatrice Cenci,** Roman von Guerrazzi. — **Jenaer Säcularzeiten.** — **Unterhaltungen.** Bemerkungen über den zweiten Theil des Faust; Enthüllungen über Kaspar Hauser; Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten; Tom Thumb.

Zur Goethe-Feier.

„Licht! mehr Licht!“ (Goethe's letzte Worte.)

Was hilft uns Euer Preisen,
Was hilft uns Euer Fest:
Wenn Ihr vom alten Weisen
Das letzte Wort vergeßt?
Wollt ehren Ihr den Todten,
So denket Eurer Pflicht;
Erfüllt, was er geboten:
„O schaffet Licht, mehr Licht!“

Erst laßt um Licht uns ringen!
Das Andre kommt hernach.
Laßt uns die Fackel schwingen,
Bis daß es heller Tag!
Das Große hier auf Erden,
Im Dunkel ward es nicht;
Eh' Gott die Welt ließ werden,
Sprach er: „es werde Licht.“

Italisch ward gesungen
Am Kaiserhof zu Wien,

Digitized by Google

Es waren fremde Zungen
Hoffähig zu Berlin;
Es saßen wälsche Lichter
In Deutschland zu Gericht,
Bis unsre Denker, Dichter
Uns selber schufen Licht.

„Gibt's denn im Vaterlande
Der Geister nicht genug?"
Ein Fürst sprach's, der die Schande
Nicht länger mehr ertrug.
Zwar war er Herr und Meister
Von weiten Reichen nicht,
Ein Reich der großen Geister
Doch schuf er, und mehr Licht.

D'rum Heil dem Weimar-Throne! —
Und wär' er noch so klein,
Es prangt um seine Krone
Ein heller Strahlenschein,
Gleichwie der Glanz der Sterne
Der durch das Dunkel bricht,
Der in der Näh' und Ferne
Uns Licht verleiht, mehr Licht!

W. Rolte.

Johann Friedrich von Meyer. *)

Von Dr. theol. Steitz.

Johann Friedrich von Meyer, einer der wenigen Juristen und Staatsmänner neuester Zeit, die sich auf dem Gebiete der Theologie durch originelle Richtung und selbständige Leistungen hervorgethan haben, wurde den 12. September 1772 zu Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater Johann Anton, mit seinen Brüdern von Kaiser Joseph geadelt, hatte sich von Hildesheim nach Frankfurt übergesiedelt und mit der Tochter eines angesehenen Hauses daselbst vermählt. Selbst Handelsmann, bestimmte er seinen jüngsten Sohn zu einem wissenschaftlichen Berufe. Zarte Erregbarkeit für das Schöne, leichte Auffassung, sinniges Wesen zeichneten bereits den Knaben als glückliche Naturanlagen aus und wurden durch frühen Fleiß und sorgfältige Erziehung sein freier, bewußter Besitz. Die alten Klassiker waren der Gegen-

*) Wir theilen diese biographische Skizze aus dem neunten Bande von Herzogs Real-Encyclopädie für Theologie und Kirche auf ausdrücklich gegebene Ermächtigung des Herrn Dr. Steitz wie auch der Verlagsbuchhandlung (Hrn. R. Besser in Stuttgart) unseren Lesern mit.

Digitized by Google

stand seiner ersten Liebe; da der Gymnasialunterricht in der griechischen Sprache damals nicht über die Lectüre von Gesners prosaischer Chrestomathie hinausführte, las er privatim mit dem gelehrten Rector Purmann den Homer und mehrere griechische Tragödien; seinen Kunstsinn bildete er durch fortwährende Uebungen im Zeichnen, Malen und Harfenspiel.

1789 bezog Meyer, siebenzehn Jahre alt, die Universität Göttingen. Obgleich er sich mehr nach dem Willen des Vaters und dem Gebote der Verhältnisse als nach eigner Wahl und Neigung für die Jurisprudenz entschieden hatte, verfolgte er doch dieses trockene Studium so ernst und beharrlich, daß er mit der Abhandlung über den Unterschied von Vormundschaft und Curatel 1792 den akademischen Preis errang. Aber auch seine Lieblingswissenschaften pflegte er mit gleichem Eifer; mit Fleiß besuchte er Heyne's Vorlesungen; oft stand er selbst an dem Interpretenpult dem Katheder des Meisters gegenüber und erläuterte die hellenischen Dichter; schon 1790 publicirte er eine Abhandlung über die fackeltragenden Gottheiten der Griechen und Römer; nicht bloß für die eigentliche Kunst der Auslegung lernte er bei dieser Beschäftigung Vieles, auch die durchsichtige Klarheit, edle Einfalt und anmuthige Gewandtheit des Gedankens und der Form waren eine Errungenschaft, die er vorzugsweise der Schule der Alten verdankte.

Nach Vollendung seiner akademischen Studien begab er sich 1793 nach Leipzig, um hier einige Zeit in ungestörter Muße und vielseitigen persönlichen Anregungen den schönen Wissenschaften zu leben; auch die Philosophie und Naturwissenschaften fingen hier an, sein Interesse zu fesseln: eine Reihe von Aufsätzen archäologischen, philosophischen und belletristischen Inhalts, die er 1793 in Heerens Bibliothek und 1794—95 in Wielands Merkur veröffentlichte, sowie ein zweibändiger Roman, Kallias (Leipzig 1794), waren die Früchte dieser ersten, vorzugsweise ästhetischen Periode seines Lebens und Schaffens.

Mit der ihm eigenen Energie riß er sich auf den Wunsch seines Vaters von diesen lieben Beschäftigungen los und trat seiner Bestimmung gemäß in die praktische Uebung seiner eigentlichen Wissenschaft ein; das Reichskammergericht in Wetzlar wurde darin seine Schule: hier lernte er auch seine Gattin, die Tochter des nachmaligen bayrischen Geheimeraths von Zwackh, kennen und knüpfte mit ihr den Bund der Ehe. Die erste Stellung, welche ihm der Einfluß seines Schwiegervaters verschaffte, war die eines fürstlich Salm-Kyrburgischen Hof- und Domainenraths — er verlor sie bald durch die französische Occupation des linken Rheinufers. Nach kurzem Verweilen in seiner Vaterstadt, wo er die Laufbahn eines Rechtsanwaltes antrat, wurde er als pfalz-bayerischer Appellationsrath nach Mannheim gerufen — aber auch hier fand er keine Ruhe: die Veränderung der Territorialverhältnisse hatte abermals seine Entlassung zur Folge. Durch das väterliche Erbe im

Digitized by Google

Genusse einer selbständigen Lage, ließ er sich darum 1802 dauernd in Frankfurt nieder, kaufte ein Haus und begann wieder frei der wissenschaftlichen Muße zu leben. So vorwiegend neigte auch jetzt noch seine Geistesrichtung nach dem Aesthetischen und Künstlerischen, daß er im folgenden Jahre die Leitung der Frankfurter Bühne übernahm: außer dem Drängen seiner Freunde hatte ihn zu diesem Entschluß der persönliche Wunsch bestimmt, die dramatische Kunst in der Vaterstadt zu der Höhe ihrer Aufgabe zu erheben und ihr dadurch zugleich eine wahrhaft sittliche Wirksamkeit zu sichern; allein diese Hoffnungen scheiterten an den spröden Bedingungen der Wirklichkeit und ihr Untergang beschleunigte die Wendung, welche bereits im innern Leben des Mannes sich vorbereitet hatte. Auch in seinem äußeren Leben traten von jetzt an entscheidende Veränderungen ein: 1807 ernannte ihn der Großherzog von Frankfurt, Fürst Primas, zum Stadtgerichtsrath; nach der Wiederherstellung und Erneuerung der städtischen Verfassung trat er 1816 in den Senat; 1821 rückte er auf die Schöffenbank; vier Wochen später wurde er Syndicus, 1837 Gerichtsschultheiß (Präsident des Appellations- und Criminalgerichts); in demselben Jahre übernahm er als Gesandter die Vertretung der freien Städte beim Bundestag; dreimal, 1825, 1839 und 1843 hat er das Amt des ältern Bürgermeisters bekleidet.

Meyer huldigte in der früheren Periode seines Lebens entschieden dem Rationalismus; die Bibel war ihm zwar von Kindheit an ehrwürdig, aber es war nur ihre ästhetische und poetische Seite, welche ihn fesselte. Sein Epos Tobias in sieben Gesängen bekundete 1800 noch ganz diesen Standpunkt. Allein der Ernst der Ereignisse, der in seinen äußeren Lebensgang so tief und fühlbar eingriff, verfehlte auf ihn seine Wirkung nicht; er fing an in der Bibel nicht mehr bloß nach poetischer Schönheit, sondern nach religiösem Troste zu suchen; überraschende Aufschlüsse lehrten ihn die Offenbarung in ihrer Nothwendigkeit und Weisheit begreifen. Ich wußte nun gewiß, sagt er, daß die Lehre von der Erlösung das auszeichnende und unumstößliche Symbol des Christenthums sei und daß das Kreuz dem Gläubigen zum Stern werde, der in ungemessene Tiefen der Weisheit und Herrlichkeit leuchte. Es ist charakteristisch, daß er seit dieser inneren Umwandlung die weltliche Wissenschaft und ihre Kenntnisse keineswegs geringschätzte, er glaubte vielmehr, sie seien ihm von frühe an gegeben, um sie im Dienste des Heilighums zu verwerthen. Gerade in dieser Zeit, in den Jahren 1806 und 1807, gab er eine Uebersetzung der theologischen Schriften Cicero's von der Natur der Götter, von der Weissagung und vom Schicksal heraus: sie lieferten ihm nach seinem eigenen Geständniß einen großen Beitrag zu der von ihm gewonnenen Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, für sich das Göttliche zu erkennen. Noch 1813 erschien von ihm eine Uebersetzung der Cyropädie Xenophons, welche 1823 in zweiter Auflage ge-

Digitized by Google

druckt wurde. In dieser Zeit stand er mit Friedrich Christoph Schlosser in enger Verbindung, der als Professor der Geschichte am Gymnasium Karl Ritters Vorgänger war und in dem Hause von Meyers Bruder die Erziehung der Kinder leitete. In der ersten Ausgabe seiner „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" (Frankfurt 1815) traute sich Schlosser nicht den frommen Sinn seines gelehrten Freundes zu, um für die Geschichte des Volkes Israel die zutreffenden Gesichtspunkte zu finden, und bat daher diesen, an seiner Statt (Bd. I. S. 25—44) diesen Abschnitt zu entwerfen.

Wenn Meyer bei seinen Bibelforschungen das neue Testament griechisch las, so ging ihm dagegen für das alte Testament die ausreichende Kenntniß des Hebräischen ab. Nur zum Buchstabiren und zur Einübung der Formenlehre hatte er es auf den Schulen gebracht. Auf den Rath eines jüdischen Gelehrten, Namens Büschenthal, der ihn auf der Durchreise besuchte, entschloß er sich 1807 noch in seinem 35. Lebensjahre, das Hebräische gründlich zu erlernen; es beginnt damit die zweite, vorwiegend exegetische Periode seines Lebens. Bald las er mit Leichtigkeit die historischen Bücher, dabei verglich er ältere und neuere Uebersetzungen nebst Commentaren und legte sich einen vollständigen Apparat an. Schon als er die prophetischen Bücher las, fühlte er sich den Exegeten gewachsen, eben so sehr benöthigt, von ihnen zu nehmen, als befähigt, ihnen zu geben. Die Beschreibung der Stiftshütte und des Tempelbaues gab ihm Gelegenheit, seine archäologischen Kenntnisse, die Rechtsbestimmungen des mosaischen Gesetzes, seine juristische Gelehrsamkeit zu verwenden; es war, als ob alle nach so verschiedenen Seiten auseinandergehenden Bestrebungen seines Lebens nun ihren Einheitspunkt gefunden hätten. Schon 1812 gab er seine „Bibeldeutungen" heraus, an denen die Exegeten nicht sowohl seine grammatischen Erklärungen, als das von ihm vertretene der Zeitbildung fremde Glaubenssystem und die Schärfe tadelten, womit er die gangbaren theologischen Auffassungen bekämpfte; allein in der Bitterkeit seines Tones klang nur der Schmerz über seine eigenen früheren Verirrungen und der Unmuth über die Blindheit der herrschenden Exegese nach; je länger desto mehr „zog er das polemische Schwert ein und dachte darauf im Frieden ein Neues zu bauen." Sein nächster Plan war eine würdige Verdeutschung der Schrift. In Luthers Bibelübersetzung sah er ein geistliches Kunstwerk, in welchem der Kirchenstyl seine höchste und unantastbare Würde entfaltet; so entschieden er jede Modernisirung verwerfen mußte, so wenig konnten ihm die aus Unkunde der Sprachen entsprungenen Fehler verborgen bleiben, welche theils schon Luthers ursprünglicher Uebersetzung anhafteten, theils durch willkürliche Veränderungen in dieselbe erst hineingetragen waren. Schon bei dem Beginne seines Studiums des Grundtextes hatte er in seinem durchschossenen Exemplare der lutherischen Bibel Fehler oder unangemessene Ausdrücke berichtigt und kurze Anmerkungen dazu geschrieben. Jetzt wurde

Digitized by Google

er sich klar, daß er das ihm verliehene Pfund nicht im Schweißtuche verbergen dürfe; die Liebe gab ihm den Muth, noch einmal den mühsamen Gang vom Anfange bis zum Ende zurückzulegen; alle vorhandenen Hülfsmittel von Werth wurden abermals sorgfältig verglichen und ein ganz neues Manuscript der berichtigten lutherischen Bibel ausgearbeitet, versehen mit fortlaufenden erklärenden Anmerkungen, deren gedrängte Kürze kaum errathen läßt, welch ein gründliches, alle Hülfsquellen umfassendes Studium seine Resultate darin niedergelegt hat und jedem Bibelleser, ohne ihn zu verwirren, eine Fülle belehrender und verständigender Winke darbietet. Im Jahre 1819 erschien das „Bibelwerk" in erster, 1823 in zweiter Ausgabe (die letztere ohne Anmerkungen). Eine Ausgabe letzter Hand hat im Jahre 1855 die Zimmer'sche Buchhandlung in Frankfurt mit Anmerkungen veranstaltet. Marheineke, der sich für dieses Werk ungemein interessirte, veranlaßte Meyer bei einem Besuche in Frankfurt zu einer Mittheilung über die Geschichte desselben, die dieser in den Berliner Nachrichten vom 3. December 1818 als Darlegung seines theologischen und exegetischen Bildungsganges veröffentlichte. Die theologische Fakultät zu Erlangen aber übersandte ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Schrift 1821 die theologische Doktorwürde. Seit 1816 stand er als Präsident der Frankfurter Bibelgesellschaft vor. (Schluß folgt.)

Reise-Erinnerungen aus Griechenland.

Von Gottfried Semper in Zürich. *)

(Fortsetzung.)

3. Byzantinische Bauten und Anwendung ihres Styls auf die Neuzeit.

Bei der Vergleichung der Kirchen aus byzantinischer Zeit, die sich in Griechenland erhalten haben, erkennt man zwei Hauptformen, die wesentlich von einander verschieden sind. Die eine Grundform, die sich besonders häufig in den modernen Trümmern Athens findet, in Morea aber sehr selten ist, bedarf keiner näheren Beschreibung, da sie ganz der römisch-christlichen Basilika gleicht: ein von antiken Säulen getragenes Mittelschiff und zwei niedrigere Nebenschiffe, am Ende die halbkreisförmige Tribüne mit den beiden Nebenkapellen. Sie scheinen mir durchgängig aus späterer Zeit und vielleicht durch die Venezianer eingeführt worden zu sein. Was mich in diesem Gedanken bestärkt, ist der Umstand, daß alle Kirchen der jonischen Inseln, die lange unter venezianischer Herrschaft standen, wenigstens in der Grundidee aus der Basilika entstanden sind: sie bilden einen langen Saal, die Wände mit hölzernen Sitzen und Betstühlen meublirt. Das Allerheiligste ist am

*) Vergl. zuletzt Nr. 16 d. J.

Digitized by Google

Ende des Saales durch eine hölzerne Wand abgesondert; diese Wand hat drei Thüren, durch die man das Allerheiligste betritt. In der mittleren Nische dieses abgesonderten Heiligthums steht der Communiontisch, an den Seiten sind die Reliquien der Heiligen aufgestellt. Die hölzerne Scheidewand ist reich verziert. Eine doppelte Reihe von Arkaden über einander schließt Heiligenbilder ein, die im altbyzantinischen Styl gemalt sind, von dessen steifer Strenge selbst die neuesten Malereien durchaus nicht abweichen dürfen. Dem Allerheiligsten gegenüber, am andern Ende des Saales, sitzen die andächtigen Frauen in einer mit Gittern engverschlossenen Emporkirche, zu der man auf einer besondern Treppe von außen gelangt. Die Haupteingänge für die Männer sind in der Mitte der breiten Seiten des Saales.

Die zweite Grundform weicht in Allem von der Basilika ab und ist auf ihrem eigenen Wege unabhängig entstanden. Sie ist ursprünglich christlich und verdankt nicht, wie die Basilika, einem frühern heidnischen Bedürfniß ihr Entstehen. Sie wiederholt sich im ganzen Orient sehr häufig, und es ist selten, daß einzelne Beispiele geringe Abweichungen, jedoch nur in den Nebendingen darbieten. Diese Abweichungen schaden der Grundidee nie, und geben sich schon auf den ersten Blick als bloße, durch lokale Bedürfnisse entstandene Zusätze zu erkennen. Dieser strenge Typus erstreckt sich bis auf die einzelnen Verzierungen, die durch bestimmte Verordnungen von den Gründern der griechischen Liturgie vorgeschrieben zu sein scheinen.

Auffallend genug aber ist es, daß sogar die türkischen Moscheen in der Grundform diesen griechisch-christlichen Tempeln ganz ähnlich sind, selbst diejenigen, die ursprünglich für den muhamedanischen Gottesdienst bestimmt waren und nicht etwa früher als christliche Kirchen gedient hatten.

Auf vier starken Pfeilern oder auf Säulen, die im Quadrate stehen und durch Bögen verbunden sind, ruht ein kuppelartiges Kappengewölbe, das entweder unmittelbar auf dem über den vier Bögen fortlaufenden Bande entsteht, oder sich auf einer niedrigen Säulenrotunde erhebt, deren Interkolumnien durch gewölbte Fenster ausgefüllt sind.

Ich habe die Bemerkung gemacht, daß bei den muhamedanischen Tempeln immer der erste Fall Statt hat, während bei der griechischen Kirche meistentheils, aber nicht immer, die Kuppel auf einem Unterbau ruht, der sich thurmartig über dem Dache erhebt. Dieser quadratische Kern ist das eigentliche Tabernakel, wie es im Kleinen in jeder Basilika über dem Hochaltar zu sehen ist: das Grundbedürfniß des christlichen Ritus. Um diesen Kern läuft ein breiter Korridor rings herum, der nach allen Seiten von der äußeren Kirchenmauer eingefaßt ist. Bogenspannungen gehen von den mittleren Säulen nach den vier Richtungen auf entsprechende Pfeiler an den Mauern aus, und bewirken die nöthige Verbindung des Gebäudes zu einem

Digitized by Google

Ganzen, welches demnach in seiner Masse ein Quadrat bildet, über dessen Mitte sich eine bald flächere bald erhöhtere Kuppel erhebt.

Hinter der Kuppel in der Mauer ist eine nischenähnliche Vertiefung, die mehr oder weniger geräumig ist, und construktionsmäßig von außen einen halbkreisförmigen Vorsprung bildet. Diese Hauptnische wird in der Regel an jeder Seite von kleineren Nebennischen begleitet, die zu Seitenkapellen benutzt werden.

Der Bezirk unmittelbar vor diesen drei Nischen wird durch eine nicht bis an das Gewölbe hinaufreichende Mauer von dem übrigen Raume der Kirche abgesondert. Diese Mauer hat drei Durchgangsthüren, die den drei Nischen entsprechen.

Die Nische sowohl wie die ganze sichtbare Oberfläche der Kirche ist mit Heiligenbildern bemalt, die sich meistens auf schwarzem, oft aber auch auf weißem Grunde abheben. Sie sind durch gemalte Streifen mit Arabesken von einander gesondert und stehen einfach, ungruppirt neben einander. Die Nische ziert oben das kolossale Bild des Heilandes oder der heiligen Jungfrau mit dem Christuskindlein; in der Mitte der Höhe die Vertheilung des heiligen Abendmahls, und unten, unmittelbar über der Lamperie, die vier Evangelisten. *)

Vor diesem Quadrat, das in seinem Plane durch die Eintheilungen der Bogenstellungen, die von den vier mittleren Säulen ausgehen, die Form eines griechischen Kreuzes bildet, ist meistens eine Art von Vestibulum angebracht, das entweder als Portikus von Säulen und Bögen getragen wird, oder ganz verschlossen ist, und nur eine große Eingangsthüre hat.

Ein kleiner Peribolus, von niedrigen Mauern umzäunt, faßt den ganzen Tempel oder bloß die Façade ein und sondert den heiligen Ort vom profanen.

Als ein besonders bezeichnender Umstand verdient hier noch bemerkt zu werden, daß in den byzantinischen Kirchen, außer den Säulenbasen und Kapitälern, alle architektonischen Glieder vermieden sind und durch gemalte Ränder und Streifen vertreten werden. Man vermied alles Scharfe und Eckige und stumpfte sogar die rechtwinklichten Kanten ab, indem man sanft gerändete Uebergäuge bildete. Man kann sich am besten im Innern der Rogerskapelle in Palermo und der Kirche von Monreale durch Augenschein von die-

*) Dieser Gebrauch, das Innere des Tempels mit Heiligen auszuschmücken, ist ganz antik, und ich darf die häufig vorkommenden Stellen im Pausanias nicht erst anführen, worin er von den Bildnissen der Heroen und berühmten Männer spricht, die an die inneren Wände des Tempels gemalt waren. Ja es läßt sich vermuthen, daß nicht allein die Idee, sondern sogar die Art der Auffassung und Ausführung dieser Heiligenbilder viel Eigenthümliches von der Antike hat; welches Niemanden verwundern darf, da gewiß zur Zeit der Christen des hohen Mittelalters noch manche Spuren antiker Malerei übrig geblieben waren, die als Muster selbst den christlichen Meistern dienten.

Digitized by Google

ser Eigenthümlichkeit einen Begriff machen, denn beides sind Produkte neugriechischer Baumeister. Man begriff sehr wohl, daß alle Ausladungen und Profile das Innere der Kirche verengen und die Wirkung ihrer Größe stören. Die Peterskirche erscheint kleiner als sie ist, wegen der wissenschaftlich berechneten Wirkung der Details, die oben viel zu kolossal gehalten wurden.

Der äußere Schmuck dieser Kirchen wird größtentheils durch das einfache Material gebildet. Sie sind nämlich erstens ganz aus Backsteinen construirt, und dann wechseln rothe Steinschichten mit schwärzlichen streifenförmig ab, oder es sind sehr flach erhobene Ornamente auf den Backsteinen abgedrückt und durch schwärzlichen Grund gehoben. Zweitens gibt es andere, die halb aus Backsteinen, halb aus kleinen Quadern bestehen, die in horizontalen Schichten mit einander abwechseln. Die dritte, aber seltene Art besteht ganz aus Quadern. Oft hat man Bruchstücke antiker Ornamente zur Verschönerung eingemauert. Die Metropolitankirche von Athen bietet ein ganzes Museum auf ihren äußeren Wänden dar.

Die türkischen Moscheen unterscheiden sich von den christlichen Kirchen allein durch folgende Kennzeichen:

Erstens. Ihre Hauptkuppel erhebt sich unmittelbar über dem Dach.

Zweitens. Die vier quadratischen Eckräume des die Kuppel umgebenden Bezirks sind ebenfalls mit kleinen Kuppeln überwölbt.

Drittens. Die byzantinischen Rundbögen haben sich in Spitzbögen umgewandelt, deren Centrum über der Horizontallinie des Imposts liegt. Oft sind sie sogar ausgeschweift und bilden das maurische Hufeisen.

Viertens. Der Chor fehlt ganz. An seine Stelle tritt im Hintergrunde des Tempels eine kleine Nische, die sich in eckicht-maurischen Verzierungen nach oben zuspitzt.

Fünftens durch die Minarets.

Sechstens fehlen die bildlichen Darstellungen ganz und die angebrachten Verzierungen bestehen in Arabesken und verzogenen Schriftzügen, die Sprüche aus dem Koran enthalten.

Diese große Aehnlichkeit, die alle Monumente byzantinischer Zeit bezeichnet, macht es wahrscheinlich, daß sie alle einer bestimmten, damals in sehr großem Ansehen stehenden Normalform nachgebildet wurden.

Als solche stellt sich der Dom der heiligen Sophia in Constantinopel dar, der unter den griechischen Kaisern die Mutterkirche der gesammten christlichen Gemeinde bildete, und unter der türkischen Herrschaft in eine Moschee verwandelt, dasselbe Ansehen bei den muhamedanischen Gläubigen genoß. Nach ihm wurden alle kleineren Filialkirchen, so weit derselbe Glaube reichte, gemodelt, sowohl früher die christlichen als in der Folge die muhamedanischen.

Seit dem Untergange des abendländischen Kaiserreichs erhielt sich der schwache Funke gesunkener Kunst in Italien nur durch den Hauch neugriechi-

Digitized by Google

schen Einflusses. Aber derselbe konnte so wenig, wie ehemals altgriechischer, rein sich erhalten, sondern mußte das Vorgefundene bearbeiten und sich in Land und Sitten fügen.

Man fand, als mit Constantins Uebertritt die christliche Lehre zur Staatsreligion wurde, die vorgefundenen Basiliken bequem, die kirchlichen Versammlungen darin zu halten, so wie man sie früher zu Volksversammlungen schon bestimmt hatte, und behielt sie deshalb als Normalform bei, die als solche der griechischen Grundform, wie sie sich in dem neugebauten Byzanz ursprünglich christlich und eigenthümlich ausgebildet hatte, geradezu entgegen steht.

Es zeigt sich nun, auf welche Art sich der Einfluß griechischer Kunst auf italienischen Kirchenstyl äußerte: daß man damit anfing, die altrömische Basilika mit orientalischer Pracht innerlich und äußerlich auszuschmücken, aber am Ende sogar beide Grundformen vereinigte, oder vielmehr neben einander stellte. So entstanden im Westen die ersten christlichen Kuppeln. Man überwölbte nach byzantinischer Art den Raum vor dem Hochaltar, und an sie schloß sich, wie ein langer Vorsaal, die altrömische Basilika an. Beispiele des ersten Einflusses sind alle bekannten älteren Basiliken; die griechischen Inschriften beweisen noch häufig, daß die reichen Mosaikverzierungen von griechischen Künstlern verfertigt wurden. Der spätere wichtigere Einfluß griechischer Kunst zeigt sich in der Capella reale zu Palermo, in der Kirche von Monreale, zu Sta. Maria del Castello in Corneto, im Dom zu Florenz, zu St. Marco in Venedig, im Dom zu Aachen, unter dessen altbyzantinischer Kuppel Karl der Große bestattet wurde. Sehr interessant sind die beiden zuerst genannten Beispiele, weil sie, wenigstens was ihren byzantinischen Theil betrifft, getreue Copien der Originale Griechenlands sind, von denen ich mehrere gesehen habe. So zum Beispiel ist die Kirche des Klosters zu Daphne bei Athen eben so reich mit Mosaik geschmückt, und in derselben Art, wie die Rogerskapelle. Auch die gänzliche Abwesenheit aller Profile, von der oben die Rede war, ist ächt byzantinisch. Das Zackenwerk der Plafonds aber deutet auf maurischen Einfluß hin.

Diese vermischte Form ist, wie alle Compositen, nicht zur Nachahmung zu empfehlen, und ihre Mängel treten ins Auge, wenn man sich auf dem St. Petersplatze stehend fragt: wo denn auf einmal die majestätische Kuppel geblieben sei, die aus der Ferne wie ein Zauber leuchtete? Die langgestreckte Basilika legt sich davor und benimmt ihr alle Wirkung.

Nun möchte ich fragen, welche Bauart man eigentlich versteht, wenn von byzantinischem Kirchenstyl die Rede ist, ob den rein byzantinischen Kuppelbau, ob die reine von den Christen adoptirte Form der Basilika, die anfangs aus antiken Bruchstücken zusammengesetzt und hernach mit orientalischer Pracht bereichert wurde, ob endlich die zusammengesetzte Basilika des Mittelalters? Der oft von mir gehörte Ausdruck „byzantinischer Basilikenstyl", dessen sich

Digitized by Google

die Verehrer dieser Kunstperiode auch zu bedienen pflegen, scheint anzuzeigen, daß sie, wenn überhaupt ihre Begriffe darüber je zur Klarheit gelangten, den dritten Fall darunter verstanden, denn er allein entschuldigt einen Ausdruck, der in jedem andern Falle einen Widerspruch enthalten würde. Da es keinen absoluten Basilikenstyl gibt, so wenig wie einen Rathhausstyl, Brunnenstyl oder Kaffeehausstyl, so mußte das Beiwort byzantinisch den in dem besondern Fall gemeinten Styl der Basilika erst bestimmen.

In unserer an Vorbildern und an zusammengesetzten entlehnten Bedürfnissen reichen Zeit ist die Kunst raisonnirend und eklektisch, und muß sich daher vor Allem hüten, das Naive einer Kunstperiode nachahmen zu wollen, deren größter Reiz in der Unschuld der Kindheit besteht. Wie schlecht steht es einem erwachsenen oder vielleicht schon alternden Individuum, wenn er in seinem Benehmen das Jugendliche eines Knaben annimmt! Hat der heutige Kirchenbauer nicht gereifte Muster in der Schule von Brunelleschi und Bramante? Sind die Bauwerke der Gothen aus der vollendeten Zeit nicht nachahmbarer? Wo wirklich Schönes zu allen Zeiten sich darbietet, in der Größe der Anordnung, in der Feinheit der Ausführung, in der gefühlten Unterordnung des Reichthums der Verzierungen unter die Massen, in der Harmonie der Formen und Farben: da werden wir unwillkürlich immer auf Griechenland zurückgewiesen; sei es nun, daß man wirklich studirt und entlehnt hat, oder daß ein angeborenes Genie die Meister zwang, zu fühlen wie die Griechen. (Fortsetzung folgt.)

Beatrice Cenci.

Beatrice Cenci, Roman in zwei Bänden von Guerrazzi. Aus dem Italienischen übersetzt. Hamburg, Meißner, 1858.

Obgleich dieser Roman, der das Leben und Treiben des Grafen Cenci behandelt, Zustände des sechszehnten Jahrhunderts behandelt, so wurde derselbe doch gleich nach seiner Erscheinung in den Staaten Italiens strenge verboten, daher er auch nur wenig bekannt geworden ist. Das vorliegende Werk macht den Eindruck, daß es mehr Geschichte als Roman sei, und gewiß hat der Verfasser desselben gewünscht, daß es also aufgefaßt werde.

Der historische Kern ist folgender. Beatrice war die Tochter eines äußerst begüterten, aus dem ältesten Adel stammenden Grafen, Francesco Cenci, in Rom. Dieser Mann scheint ein wahrer Teufel in Menschengestalt gewesen zu sein, der in der Ausübung der grauenvollsten Schandthaten seine geheime Freude fand, während er im äußern Leben doch stets die Maske der Biederkeit und christlichen Demuth anzunehmen wußte. Seine Tochter Beatrice dagegen wird als ein Ideal körperlicher und geistiger Schönheit, und in sittlicher Hinsicht wie eine himmlisch Verklärte dargestellt. Wenn nach der alten

Digitized by Google

griechischen Mythologie die Myrrha in unlauterer, frevelhafter Liebe zu ihrem Vater Cinyras entbrannte, wie es in einem Drama Alfieri's behandelt ist, so tritt uns in der schrecklichen Leidenschaft des Grafen Cenci zu seiner Tochter der umgekehrte Fall und zwar als historische Thatsache entgegen.

Ergreifend und von psychologischem Interesse zugleich ist die Stelle, wo die Entstehung dieser sündigen Flamme eines Vaters zu seiner leiblichen Tochter geschildert wird. Den Grafen ergreift ein an Wuth und Wahnsinn streifendes Bestreben, seine Kinder nach und nach dem Verderben zu weihen, um sich immer mehr von den zarten Banden zu isoliren, die sie noch etwa an ihn, den Bösewicht, den mit der Welt Zerfallenen, ketten konnten; er steht im Begriff, seinen jüngsten Sohn, als er ihn in trauter Unterredung mit Beatrice erblickt, zu züchtigen. Geheimnisse duldete der Unmensch nicht, denn sie konnten ja nach dem natürlichen Gang der Dinge nur Unvortheilhaftes für ihn bringen. Er hetzt also im Garten seinen Hund gegen den Kleinen, aber Beatrice, den Bruder beschützend, ergreift ein Schwert und tödtet die anspringende Bestie, des Vaters Liebling. Wuthschnaubend stürzt der Vater heran; aber wo ist die Jungfrau mit dem sanften Blick? Beatricens Augen sprühen Flammen, die rechte Hand ist mit dem Schwerte bewaffnet, mit der linken deckt sie den Knaben. Franz Cenci ist erschüttert, entzückt von ihrem Anblick, ein besseres Gefühl bemächtigt sich seiner, er läßt den drohend gehobenen Stock fallen, Beatrice schleudert das Schwert hinweg, und innig an einander gepreßt sieht man Vater und Tochter in dieser, wie man glauben möchte, gottgefälligen Umarmung. Aber flüchtig nur ist in dem Bösen die Dauer des Guten. Jetzt empfindet er wegen dieses Gefühls der Menschlichkeit dieselbe Unruhe und Scham, die sonst Andere wegen des Bösen durch ihr Gewissen empfinden. Der Paroxysmus seiner Verworfenheit muß das Gute in seinem Gefühl umwandeln und die schnödeste Lust ist die Frucht dieser anfangs edlen väterlichen Regung. Durch ungewöhnliche Fügungen und Verwickelungen konnte Beatrice späterhin der Ermordung ihres Vaters verdächtig werden, und es war lange die Ansicht herrschend, daß sie dieses Vergehens wirklich schuldig gewesen sei; wobei man jedoch immer annahm, sie habe durch die entsetzliche That ihre Tugend vor ihrem Vater retten müssen. Aus unserer Erzählung geht als historisch beglaubigt hervor, daß Beatrice im Jahr 1599 sehr jung, als sechszehnjähriges Mädchen in Rom mittelst des Beiles öffentlich hingerichtet wurde.

Gegenwärtig findet man in Rom, nach den Nachrichten des Uebersetzers, zwei Paläste Cenci; der eine, auch Palazzo Maccarini genannt, liegt nicht weit von der Kirche St. Eustachio, in der Gegend des Pantheon. Der zweite, die eigentliche alte Residenz der Cenci, steht theilweise, wie auch in der Erzählung bemerkt ist, auf den Grundmauern des Theaters Balbi, in der Nähe des Ghetto-Thors. Nicht weit davon liegt auch die kleine Kirche St. Tho-

Digitized by Google

mas, der Begräbnißort der Cenci, wo sich die schauerliche Scene ereignete, die im 7. Kapitel unseres Buches meisterhaft und wie im Geiste Shakspeare's geschildert wird.

Was die Persönlichkeit Franz Cenci's anbelangt, so ist diese eine so eigenthümlich scheußliche zu nennen, daß man sie fast nicht begreifen und kaum glauben kann, daß die menschliche Natur wirklich solcher Ruchlosigkeiten fähig zu sein vermag. Aber man denke etwa an das spätere kaiserliche Rom, man werfe einen Blick auf die Atmosphäre, die einst die Throne der Imperatoren umgab, und man wird begreifen, wie der Mensch allerdings durch sie seiner eigentlichen und gewohnten Art und Natur enthoben wurde. Es lag in den Verhältnissen und im Geschick, daß zu Zeiten dort Alles über das gewöhnliche Maß der Dinge hinausging. Wer übertraf an Größe einen Cäsar, wer aber erreichte auch einen höheren Grad der Verstellungskunst, als Tiberius, der wollüstigen Grausamkeit, als Nero? Franz Cenci erscheint uns als der letzte faule Athemzug eines antik römischen Genius, eine nicht zu bändigende Natur, ein satyrisches Talent, unversöhnlich, unersättlich in der Lust am Gräßlichen und Maßlosen. Das Gebiet der Bosheit, soweit es ihm bisher bekannt gewesen, noch zu überschreiten, erscheint ihm eine Heldenthat. So schließt er Familienbande mit der Absicht, sie auf die schändlichste Art wieder zu zerreißen. An Gott glaubt er nicht, aber er fühlt ihn wie einen Nagel mitten in seinem Herzen, und dann verflucht er ihn auf die roheste Weise oder fordert ihn höhnend, wie einst Belsazar, in die Schranken.

Guerrazzi's Originalität und persönliche Eigenthümlichkeit, die sich in einer blühenden, üppigen, oft aber auch dunkeln Schreibweise ausspricht, ist anerkannt, so daß sein Werk wirklich als ein ausgezeichnetes genannt werden kann. Plötzliche Ereignisse und oft zu sehr auffallende Fügungen kommen in der Darstellung und Ausführung nicht selten vor. Manches ist zuweilen zu graß, so daß der Uebersetzer an zwei Stellen, in der „Nacht des Verbrechens", Cap. 20, und in „die letzte Stunde", Cap. 31, den italienischen Text stehen gelassen hat, das eine Mal zur Schonung sittlicher Gefühle, das zweite Mal, um der zarteren Natur, besonders der Leserinnen, auch ein körperliches Grausen zu ersparen. E. Gl.

Jenaer Säcularzeiten.

Das war die erste frohe That
Nach banger Unglückszeit,
Als Johann Friedrich deine Saat
Vertrauensvoll geweiht.

Digitized by Google

Und als nach langer Kriegsbeſchwer
Man ein Jahrzehnt vollbracht,
Ward jenes Tages Wiederkehr
Mit Jubelruf gedacht.

Noch ſchmetterte der Freudenton
Von Roßbach's munterm Strauß,
Da brachte man dir Grüße ſchon
Zum zweiten Feſttag aus.

Und heut, nachdem in trägem Traum
Die Geiſter faſt verzagt
Und der begrabnen Hoffnung kaum
Zu denken noch gewagt:

Da kam dein Feſt als erſtes Weh'n
Des neuen Segenſtrals,
Als Bote von dem Auferſteh'n
Des Jugend-Ideals;

Denn wo man Jena's Thaten preiſt
Und ſeine Männer nennt,
Da regt ſich froh der deutſche Geiſt,
Der ewige Student.

* *

Unterhaltungen.

— **Bemerkungen über den zweiten Theil des Fauſt.** Am diesjährigen Goethetag wird hier in Frankfurt zum erſtenmal der zweite Theil des Fauſt (nach der Wollheim'ſchen Bearbeitung) über die Bühne gehen. Bis jetzt ſind von deutſchen Theatern Hamburg und Weimar mit dem Verſuche vorangegangen. Goethe ſelbſt hielt eine ſolche Darſtellung nicht nur für möglich, ſondern ſcheint ſie lebhaft gewünſcht zu haben. Vor Allem war er der Anſicht, der Maskenball im erſten Akt würde von den Brettern einen großen Eindruck machen, wenn es gelänge, die geeignete Muſikbegleitung zu ſchaffen. Von den Tonkünſtlern ſeiner Zeit ſchien ihm hierzu einzig Meyerbeer der geeignete Mann. Unter den Schöpfungen ſeiner ſpäteren Jahre war ihm überhaupt jener Maskenball mit ſeiner Allegorienfülle, ſowie die zweite Walpurgisnacht vom größten Werth. Goethe betrachtete es als eine Meiſterprobe der poetiſchen Technik, Scenen von außergewöhnlichem, gedrängtem Reichthum der Perſonen und Gruppen ſo in ihre Elemente aufzulöſen, daß das Ganze anſchaulich werde und daß man den Einzelnen mit ſeinem beſonderen Intereſſe durch das Gewirre verfolgen könne. Dreimal iſt ihm dies ſchwierige Problem auf bewundernswerthe Weiſe geglückt: in der Darſtellung der Kaiſerkrönung zu Frankfurt, des Carnevals in Rom und der Blocksbergfahrt im erſten Theil des Fauſt. Dieſen reiht ſich die claſſiſche Walpurgisnacht bei der hohen Schönheit der Anlage doch nicht ebenbürtig an, indem der Kunſtzweck hier durch manche grillenhafte Vereinzelung geſtört wird. Wohl aber iſt der ideale Maskenball am Kaiſerhof, der mit der Erfindung des Papiergeldes ſchließt, an muſterhafter Durchführung den drei oben erwähnten Stücken gleichzuſtellen.

Am letzten Dienſtag war gleichſam als Vorabend zur Feier der erſte Theil des Fauſt angekündigt. Dies iſt jedenfalls zu loben, wenn auch die Kritiker ſtreiten mögen, inwiefern

Digitized by Google

derſelbe zum zweiten Theil einen Schlüſſel bietet. Ob der weitere Gang der Schickſale des Fauſt ſchon früh in Goethe's Intention gelegen habe, kann bezweifelt werden. Jedenfalls war es ſeine Abſicht, den Helden nach Gretchens Ausgang in eine höhere Sphäre des Weltlebens zu führen; er ſpottete jener Fortſetzer des erſten Theils, die kein anderes Motiv zur Weiterbildung der Fabel aufzufinden wußten, als daß ſie an die erſte Liebſchaft weitere Liebſchaften anreiheten. Während die alten Volksbücher den Fauſt nach Parma und anderen italiäniſchen Fürſtenſitzen führen, wählte Goethe die Hofhaltung des deutſchen Kaiſers und dichtete jene Anfangsſcene, die zu ſeinen vollendetſten Schöpfungen gehört.

Am Schluſſe des Theater-Prologs erklärt der Director, das Gedicht ſolle die Wanderung „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ machen. Hieraus hat man die Folgerung gezogen, es ſei früher des Dichters Abſicht geweſen, ſein Werk nicht mit der Erlöſung, ſondern mit der Verurtheilung des Fauſt abzuſchließen. Dieſe Folgerung iſt unter Andern ſchon deßhalb nicht ſtichhaltig, weil wir in der That am Schluſſe des zweiten Theiles den Höllenrachen ſich öffnen und die Teufelſchaaren hervorbrechen ſehen. Die Vorſtellung, daß ſchützende Geiſter und böſe Feinde (Advokaten des Teufels) einander bekämpfen um die Leiche eines Menſchen, der „ein Kämpfer geweſen“ — dieſe Vorſtellung hat Goethe lange mit ſich herumgetragen und mit beſonderer Liebe ausgebildet. Die Kampfſcene mit ihren großartigen Cynismen iſt ein Wunderwerk des Genie's; ſie erinnert jedoch entſchieden an das treffliche Epigramm, deſſen Grundgedanke einer rabbiniſchen oder ſonſt orientaliſchen Legende entnommen iſt:

Ueber Moſes' Leiche ſtritten
Selige mit Fluchdämonen;
Lag er doch in ihrer Mitte!
Kannten ſie doch kein Verſchonen!
Greift der ſtets bewährte Meiſter
Nochmals zum beruf'nen Stabe,
Hämmert auf die Püſtrichs-Geiſter;
Engel brachten ihn zu Grab.

Der Ausdruck „Püſtriche“ wird auch im Kampf um Fauſts Leiche von den Dick- und Dürrteufeln gebraucht. Es kann dabei, wenn man will, auch an Puſtkuchen, den Verfaſſer der falſchen Wanderjahre, gedacht werden. Goethe hatte beim Fauſt wie beim Moſes ſich ſelbſt und die Nachreden im Sinne, die er von ſeinen Feinden aus dem frommen wie aus dem patriotiſchen Lager zu erwarten habe. Seine Weiſſagung über den Ausgang des Todtengerichts iſt glänzend in Erfüllung gegangen. Die Aufführung des letzten Aktes wäre in dieſer Beziehung eine paſſende Denkfeier und es iſt zu bedauern, daß Herr Wollheim dem Vernehmen nach in ſeiner Bearbeitung nicht ſo weit gegriffen hat.

— **Enthüllungen über Kaspar Hauſer** von G. Fr Daumer. (Frankfurt, Meidinger.) — „Noch einmal wagſt Du, vielbeweinter Schatten, hervor Dich an das Tageslicht!“ Daumer, der Erzieher des Nürnberger Findlings, legt uns die Geſchichte deſſelben hier in geordneter Erzählung vor. Er wurde dazu veranlaßt durch die Vorleſungen über Hauſer, die der Phyſiologe Profeſſor Eſchricht in Kopenhagen vor zwei Jahren herausgab und die von Nyno Quehl unter dem Titel „Unverſtand und ſchlechte Erziehung“ deutſch bearbeitet erſchienen. Ueber Eſchrichts Schrift haben wir in No. 24 des vorigen Jahrgangs dieſer Blätter berichtet; nach ſeiner Anſicht war Hauſer ein gutmüthiger Idiot, der ſich, durch verkehrte Behandlung überreizt, zum Betrüger verhärtete. Die ſtärkſten Vorwürfe richtete der ſcharfſinnige Forſcher gegen Daumer ſelbſt. Was dieſer in dem vorliegenden Buche zur Abwehr des ihn perſönlich Betreffenden vorbringt, iſt, wo nicht überall ſtichhaltig, doch in ruhigem Ton entwickelt. Auch ſonſt iſt die Darſtellung einfach und anziehend; noch mehr muß anerkannt werden, daß in der Deduction mehr Folgerichtigkeit liegt, als Daumer's frühere Abſurditäten ver-

Digitized by Google

muthen ließen. Das sachliche Ergebniß seiner Auseinandersetzung läßt sich auf drei Hauptpunkte zurückführen: 1) Hauser starb nicht als Betrüger; 2) Lord Stanhope hat sich als Beschützer des Findlings zum mindesten sehr zweideutig benommen; zwischen den Zeilen unseres Buches jedoch sind gegen ihn Beschuldigungen weit ernsteren, ja grauenvollen Inhaltes herauszulesen; 3) das Verbrechen der gewaltsamen Einsperrung, der Zurückhaltung des natürlichen Lebensganges ist an Hauser wahrscheinlich in England oder in Ungarn begangen worden. „Ungarn" hat in solchen Dingen für Viele unserer Leser jetzt einen üblen Klang, seit die räthselhafte Geschichte der Offenbacher Magnatentochter einen gar platten Ausgang genommen hat. Mögen sie sich durch diesen Nebenumstand nicht abhalten lassen, von der Schrift Kenntniß zu nehmen. Die früher von Feuerbach mit Scharfsinn ausgeführte Vermuthung, daß Hauser ein badischer Prinz gewesen, erweist sich als durchaus unbegründet.

— **Erinnerungs-Blätter aus dem Leben eines Criminalisten** von Ernst Fritze, Leipzig, Matthes, 1858. — Der Name des Verfassers vorliegenden Bändchens criminalistischer Memoiren ist uns bereits bekannt durch die Preisnovelle, welche das „Museum" nunmehr vollständig dem Publikum gegeben hat. Ueber den Werth der Preisnovelle haben die dazu ernannten Herren Kunstrichter bereits geurtheilt. In den „Erinnerungs-Blättern" finden wir dieselbe Gabe, mit fein psychologisch gebildetem Blicke verwerrene Criminalfälle auseinander zu legen und dem richtigen Verständniß des Lesers klar darzustellen. Die Schreibart ist durchaus eine leichte, fließende, die Ausführung der Charaktere scharf, bestimmt und ohne je das natürliche Maß zu überschreiten. Einen interessanten Beitrag zu der literar-historischen Persönlichkeit eines bekannten Dichters liefert der Abschnitt „Der Dichter Immermann als Criminalist." Immermann bekleidete bekanntlich, ehe er als Landgerichtsrath nach Düsseldorf versetzt wurde, eine criminalrichterliche Stellung in Magdeburg. Hier soll er oft gleich im ersten Moment, wo ein Angeklagter ihm vorgeführt wurde, mit einem seltenen, wunderähnlichen Scharfsinn errathen haben, ob der Angeklagte schuldig oder nicht schuldig sei. Durch einen minutenlangen Blick von wahrhaft schneidender Schärfe und Durchdringlichkeit auf den Eintretenden soll er — so berichtete ein Artikel der Novellenzeitung von damals — das Schuldig oder Nichtschuldig rasch ermittelt haben, so daß er auch durch nichts mehr von seiner so gefaßten Meinung hätte abgebracht werden können. Die von dem Verfasser der „Erinnerungs-Blätter" mitgetheilten Thatsachen führen jene anekdotenhaften Notizen, die das Haschen nach Effekt und ihre Uebertreibung nicht verleugnen können, auf das richtige Maß zurück. G.

— **Tom Thumb.** Daß Freunde von Naturspielen sowie überhaupt die Schaulustigen sich zahlreich einfinden werden, um den merkwürdigen Zwerg und seine Künste zu sehen, ist zu erwarten und ganz in der Ordnung. Es wäre jedoch um deßwillen nicht nöthig, das Treiben seines Führers und Eigenthümers mit so wichtigthuendem Ernste zu unterstützen, wie es in manchen Blättern geschieht. Barnum weiß allerdings die kleine Ungestalt mit dem verführerischen Zauber der Fashion zu umgeben. Wer den „General" vor etwa zwölf Jahren in Paris gesehen hat, wird sich auch erinnern, zu welchen abgeschmackten Kundgebungen die Theilnahme oder vielmehr die Modewuth für ihn in den „höheren" Kreisen ausartete. Der Zudrang vornehmer Damen zu dem Tische des Kleinen, die Liebkosungen, die überreizte Sympathie erregten ein Gefühl, in dem der moralische Widerwille sich mit dem physischen mischte. Manche Erscheinung, deren Anblick belehrender, erfreulicher und namentlich unterhaltender ist, als die Stellungen des Zwerges und sein Gesang, konnten nicht entfernt gleichen Antheil gewinnen. Hoffentlich wird in den gesunderen, weniger blasirten deutschen Mittelstädten die Tom-Pouce-Manie sich besser in den Schranken halten, als es bei den Parisern der Fall war.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr 5 Thlr. 5 Pr. Cr., für das halbe Jahr 2½ Thlr. 2½ Pr. Cr. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 36. Frankfurt a/M., den 4. September 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. Ueber Ursprung und Herkunft der Philister. Von G. B. — Johann Friedrich von Meyer. Von Dr. theol. Steitz. (Schluß). — Ueber eine angeblich von Goethe verfaßte Abhandlung. — P. T. Barnum. — Neue Bücher: Drexler-Manfreds Gedichte. Die nordfriesischen Inseln. — Sonette von Spenser, übersetzt von F. Bodenstedt und von Plönnies. — Unterhaltungen: Frankfurter Bildnisse. Märzminister. Günther von Schwarzburg u. s. w. — Neuestes aus Grandenz.

Ueber Ursprung und Herkunft der Philister.

Von G. B.

Daß sie da sind, die Philister, und zwar nicht mehr bloß auf jenem schmalen Strich der syrischen Küste zwischen Ekron und Gaza, von wo aus sie einst den Kindern Israel das Leben sauer machten, sondern in Gemeinschaft mit diesen ihren früheren Erbfeinden zerstreut über die ganze Welt, das ist keine Frage, und Manchem hängt der verrätherische Zopf des Philisterthums im Nacken, ohne daß es ihm zu Herzen geht oder er es auch nur merkt. Aber was ihr Ursprung ist und ihr eigentliches Wesen, und wo ihr Name herkommt — das sind „sehr wohl aufzuwerfende Fragen.“

Schreiber dieses möchte durch diese Eingangsbemerkung die geneigten Leser von vornherein darüber beruhigen, daß er seinerseits wenigstens auf seiner Hut sein wird, damit sie nicht durch den dergleichen Erörterungen so leicht sich anhängenden gelehrten Zopf mehr als billig incommodirt werden, wenn jetzt hier die Frage nach Ursprung und Herkunft der Philister zur Sprache gebracht wird, freilich nicht der Philister im figürlichen Sinne, sondern der wirklichen geschichtlichen Philister. Denn auch dieses ist eine sehr wohl aufzuwerfende Frage und eine Frage zugleich, für welche wie für die verwand-

Digitized by Google

ten ethnologischen Untersuchungen erst die neuere Zeit das Interesse geweckt, und zu deren Lösung sie auch die Mittel großentheils erst beschafft hat. Allerdings steht das vorzüglichste dieser Mittel, die vergleichende Sprachwissenschaft, gerade für die Untersuchung über das Volksthum der Philister uns weniger zu Gebote, da uns von ihnen keinerlei literarische Denkmäler, sondern nur wenige Trümmer ihres Wortvorrathes erhalten und wir lediglich an die zerstreuten und im Ganzen spärlichen Nachrichten verwiesen sind, welche das Alte Testament über sie gibt. Doch führt ein weises Zurathehalten auch dieser spärlichen Mittel immerhin zu interessanten Resultaten über dieses merkwürdige Volk, welches durch seine nahe Beziehung zu dem für uns wichtigsten Volk der vorchristlichen Welt auf unsere Aufmerksamkeit einen ganz besonderen Anspruch hat.

In der That sind in der neueren und neuesten Zeit einige gelehrte Simsone, wie Ewald, Bertheau, Hitzig, Knobel, E. Renan, mit gutem Erfolg über die Philister gekommen; an ihre Arbeiten schließt das folgende Referat sich an, als ein Versuch, dem Leser für diese Untersuchungen einiges Interesse abzugewinnen und ihr Resultat in einer ohne gelehrte Citate, sondern etwa nur mit Hülfe einer deutschen Uebersetzung des Alten Testamentes verständlichen Form darzulegen.

Auf jenem Küstenstriche des heutigen Syriens also, welcher etwas südlich von Jaffa beginnt und bis etwas südlich von Gaza hin sich erstreckt, bis dahin etwa, wo die von Norden nach Süden ziehende Küste entschiedener westlich nach Aegypten hin umbiegt, hatten die Philister ihren Wohnsitz. Von ihren im Alten Testamente angeführten fünf Hauptstädten, Ekron, Gath, Asdod, Askalon und Gaza, sind noch vier unter den wenig umgebildeten Namen Akin, Esdud, Askalon und Ghazze vorhanden; wo das alte Gath zu suchen sei, ist streitig. Das ganze philistäische Gebiet aber erstreckt sich nicht mehr als zehn Meilen von Norden nach Süden in die Länge, in seiner größten Breite nicht völlig halb so weit. Daß gleichwohl dieses kleine Gebiet mehrere volkreiche und bedeutende Städte enthielt, unter ihnen vor allen Gaza — schon von Herodot unter dem Namen Kadytis als eine Stadt hervorgehoben, die Sardes an Größe nicht viel nachgestanden — daß es zahlreiche und wohlgerüstete Heere auszusenden hatte, welche das über eine viel weitere Fläche ausgebreitete Volk Israel Jahrhunderte lang in vollständigster Unterwürfigkeit halten konnten, dies erklärt sich daraus, daß die syrische Küste eben das England oder Holland der alten Welt war. Durch ihre Lage berufen, den Umtausch zwischen den Erzeugnissen des Orients und des Occidents zu vermitteln, boten zugleich zahlreiche Häfen den Handelsschiffen den erwünschtesten Schutz. Diese Vortheile hatten zuerst mit scharfem Blicke die Phönicier erkannt, als sie der Handel von ihren ursprünglichen Wohnsitzen am persischen Meerbusen an jenen Küstenstrich führte: sie säumten nicht,

Digitized by Google

um jene Vortheile gründlich auszubeuten, von dem persischen Meere an das mittelländische überzusiedeln, und ließen sich zuerst in Sidon nieder. *) Von hier aus breiteten sie sich nicht bloß nördlich und südlich an der Küste, sondern auch in das Innere des Landes bis an den Jordan weiter aus, indem sie die früheren Einwohner östlich über den Jordan und südlich etwa über die Linie zurückdrängten, welche von der Südspitze des todten Meeres nach Gaza hinzieht. Der von den nahen Bergen eingeengte schmale, niedrige Küstensaum, auf welchem sie zuerst wohnten, führt den seiner Natur entsprechenden Namen Kanaan, d. i. Niederland, seine Bewohner heißen demnach Kanaaniter, was nichts Anderes als der einheimische Name des phönicischen Volkes ist und, der Beschäftigung derselben entsprechend, auch appellativisch zur Bezeichnung von Kaufleuten überhaupt gebraucht wird. Aus dem angegebenen Verlaufe ihrer weiteren Verbreitung erklärt es sich denn auch, wie der Name Kanaan auf das ganze zwischen dem Mittelmeere und dem Jordan gelegene Land übergetragen werden konnte, obgleich er seiner ursprünglichen Bedeutung nach auf dieses Land, welches wesentlich ein Gebirgsland ist, nicht paßt, sondern eben nur auf die schmale Niederung am Meere. Ueber die Zeit der phönicischen Einwanderung fehlen bestimmte Angaben; jedenfalls muß sie in das früheste Alterthum fallen, denn die Hebräer fanden bei ihrer um 2000 v. Chr. erfolgten Einwanderung in Kanaan die Kanaaniter bereits als städtebewohnendes Kulturvolk im Besitze des Landes und betrachteten diesen Besitz als einen unvordenklichen; wenigstens hat sich im Alten Testamente keinerlei Hinweisung auf die von Herodot, Strabo und Justin uns berichtete Einwanderung der Kanaaniten, sondern nur das bestimmte Bewußtsein erhalten, daß sie anderen Stammes als die semitischen Hebräer, nämlich Hamiten seien, ein von neueren Gelehrten mit um so geringerem Rechte häufig übersehener Punkt, je entschiedener er in dem Alten Testamente betont wird. **)

*) Wenn Curtius (Griech. Gesch. I. 32) die Phönicier, im Zusammenhange mit der großen semitischen Völkerwanderung von Osten nach Westen nur zufällig an die syrische Küste kommen und da erst zu einem seefahrenden Handelsvolke sich ausbilden läßt, so hängt dies mit der freilich weitverbreiteten, irrigen Ansicht zusammen, daß die Phönicier dem Semitenstamme angehört hätten, und widerspricht dem, was die Alten berichten. Nach diesen Berichten treten die Phönicier an der Küste des Mittelmeeres gleich von Anfang als ein fertiges Cultur- und Handelsvolk auf, welches offenbar bereits um des Handels willen in die neuen Wohnsitze eingewandert ist.

**) Die Völkertafel der Genesis (1. Mos. C. 10.) theilt mit der so eigenthümlichen bewußten Klarheit und Bestimmtheit die Phönicier oder Kanaaniter nicht dem semitischen, sondern dem hamitischen Stamme zu, die gesammte Anlage und Richtung der phönicischen Volksthümlichkeit, verglichen mit der israelitischen, bestätigt die Stammesverschiedenheit beider Völker. Bei den Israeliten spricht sich das Bewußtsein dieses Racenunterschiedes ausdrücklich aus und die Berichte nichtisraelitischer Schriftsteller über die Einwanderung der Phönicier

Digitized by Google

Die Philister waren damals noch nicht im Lande. Zwar werden 1. Mos. 21 u. 26 Beziehungen Abrahams und Isaaks zu dem Philisterkönige Abimelech erwähnt, der zu Gerar im äußersten Süden des Landes wohnt, auch einen General und einen Geheimerath mit in der That fremdartigen, unhebräischen Namensformen zur Seite hat; doch rühren diese Nachrichten von der spätern Hand des sogenannten Ergänzers des Pentateuch her, und da sie so völlig vereinzelt stehen, so liegt die Annahme am nächsten, es seien in ihnen spätere Verhältnisse in die ältere Zeit nur zurückverlegt. Um 1920 folgte die Auswanderung der Israeliten nach Aegypten, und als sie nach 430 Jahren (1490) aus der ägyptischen Sklaverei entwichen, um in das Land der Verheißung zurückzukehren, da sind unterdeß auch die Philister in Kanaan eingerückt; denn 2. Mos. 13 wird erzählt, daß Gott um der streitbaren Philister willen sein Volk nicht auf dem nächsten und noch heute von den Karawanen benutzten Weg am mittelländischen Meere hin von Aegypten nach Kanaan geführt, sondern den Umweg durch die Wüste vorgezogen. Gleichwohl spielen auch damals die Philister noch keine sehr bedeutende Rolle: nach Richt. V. 18 wurden drei von ihren Städten, Ekron, Askalon und Gaza, von dem Stamme Juda, dem sie bei der Vertheilung des Landes zugefallen waren (Jos. 15, 45), auf eine Zeit lang erobert, und wenn sie auch zur Zeit von Josua's Tode bereits sich wieder frei gemacht hatten (Jos. 13, 2 ff.),

---

aus dem südlichen von Hamiten bewohnten Länderstrich trifft mit dem Allem auf das Ueberraschendste zusammen. Allerdings war die Sprache der Phönicier semitisch, und zwar gewiß nicht erst in ihren neuen Wohnsitzen am Mittelmeer, wo sie bereits mit einem ausgebildeten nationalen Gepräge einwanderten, sondern schon am persischen Meerbusen, mochte ihre Sprache auch erst in Kanaan die bestimmte dialektische Färbung erhalten, welche man mit dem Namen „der Sprache Kanaans" bezeichnete (Jos. 18, 19), und welche dann auch die später eingewanderten Hebräer annahmen. Die semitische Sprache der Phönicier allein durfte jedoch nicht der Grund werden, die so wohl beglaubigte Nachricht von ihrer hamitischen Abkunft zu verwerfen, da die Annahme der semitischen Sprache bei einem hamitischen Stamme, der fortwährend inmitten semitischer Umgebung wohnte und den schon seine merkantile Richtung zur Anreizung des gangbareren Verkehrsmittels geneigt machen mußte, sich leicht erklärt. Gleichwohl hat man vielfältig durch die semitische Sprache der Philister ihr semitisches Volksthum für unbestreitbar erwiesen gehalten, und die alttestamentliche Angabe über ihre hamitische Abkunft für eine Ausgeburt hebräischen Nationalhasses gehalten, dem die von dem Ergänzer des Pentateuch erst herrührende Erzählung 1. Mos. 9, 25 ff. ihre Entstehung verdanken mag, von welchem sich aber in der ehrwürdigen Völkertafel keine Spur findet. Durch die Autorität von Männern wie Gesenius, Tuch und den Geschichtschreiber der Phönicier, Movers, ist dann der Satz, daß die Phönicier Semiten sind, zu einem förmlichen historischen Axiom geworden, und nachdem er nun, trotz der Einsprache von Ewald, Bertheau, Knobel u. A., auch in die Geschichtswerke von Duncker, Weber, Curtius u. A. übergegangen ist, ist wenig Aussicht vorhanden, daß er bald aufhören wird, gerade diejenigen Partien der orientalischen Alterthumskunde zu verwirren, welche durch ihre nahe Beziehung zu den occidentalischen Völkern für uns von besonderer Wichtigkeit sind.

Digitized by Google

so wird doch den Philistern in den alttestamentlichen Berichten über die beiden ersten Jahrhunderte nach der Eroberung Kanaans durch die Israeliten nirgends eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, sondern ihre Städte werden, zuweilen nicht einmal mit ausdrücklicher Nennung des philistäischen Namens, einfach unter den kanaanitischen mit aufgeführt (Jos. 13, 2 ff. 15, 45 ff. Richt. 1, 18. 3, 3), und daß der Richter Samgar sechshundert Philister mit einem Ochsenstecken erschlagen, wird nur so nebenbei als eine Kleinigkeit erwähnt (Richt. 3, 31).

Mit dem 13. Capitel des Buches der Richter aber nehmen die alttestamentlichen Nachrichten über die Philister auf einmal einen andern Charakter an. Dort beginnt, schon in der zweiten Hälfte der Richterperiode, die Geschichte Simson's, dessen Kämpfe mit den Philistern, wie sehr auch die Volkssage die Thaten ihres Helden ausgeschmückt haben mag, doch das unverkennbare Gepräge einzelner kühner Handstreiche gegen ein übermächtiges Volk an sich tragen. Und von dort an werden in dem Buche der Richter und in den Büchern Samuels die Philister fast auf jeder Seite erwähnt als die bedeutendsten und meist glücklichen Feinde Israels, denen es auf längere Zeit gelingt, die Israeliten in einem Verhältniß vollständiger Botmäßigkeit zu halten; und auch nachdem David Israel befreit und die Macht der Philister gebrochen hat, werden diese als die mit wechselndem Glück kämpfenden, aber nie rastenden Feinde des auserwählten Volkes in der Geschichte späterer Könige von historischen und von prophetischen Büchern des Alten Testamentes noch sehr häufig erwähnt. Offenbar also hat gegen Ende der Richterperiode (um 1250) ein Aufschwung der philistäischen Macht zu einer bis dahin nicht gekannten Höhe stattgefunden. Wie haben wir uns nun dies Alles zu erklären?

Daß auch die Philister, wie ihre phönicischen Nachbarn, Eingewanderte waren, zeigt schon ihr Name. Dieser führt nämlich auf den semitischen Verbalstamm phalascha zurück, welcher sich noch im Aethiopischen erhalten hat und wandern bedeutet; das davon abgeleitete abstracte Substantiv Pheleschet heißt die Wanderung, Auswanderung, Einwanderung, auch die Gesammtheit der Gewanderten (ein semitisches Eleusis, oder Orchomenos?), und die wieder davon abgeleitete Stammesbezeichnung Phelischti, im Plur. Phelischtim, die Eingewanderten, Allophylei, Leute von anderem Stamme, wie die alexandrinische Uebersetzung des Alten Testamentes das Wort wiedergibt. Auch auf das von den Eingewanderten bewohnte Land wurde dann das Abstractum Pheleschet übergetragen, und daraus ist das Palästina der Alten geworden, welches zunächst nur das Land der Philister bezeichnet, dann aber zur Bezeichnung des ganzen Westjordanlandes erweitert wurde: „Palästina, welches auch Judäa genannt wird",

Digitized by Google

heißt es bei Ptolemäus 5, 16. Die so eben gegebene Etymologie des Namens der Philister liegt so nahe und ist nach allen Seiten hin so befriedigend, daß die von Redslob vorgeschlagene wenig Aussicht auf Zustimmung hat. Darnach wäre der Name des Volkes vielmehr umgekehrt durch Versetzung der Buchstaben aus dem Ortsnamen Schephela entstanden, welcher „Niederung" bedeutet und zugleich als Eigenname eben den von den Philistern bewohnten niedrigen Küstenstrich bezeichnet: die Philister würden dann die Niederländer oder Holländer sein.

Eingewandert also sind die Philister, aber woher? Auch darauf gibt das Alte Testament Antwort. Bei dem Propheten Amos (9, 7) weist der Herr, um das hochmüthige Pochen Israels auf seine Erwählung, insbesondere auf seine wunderbare Führung aus Aegypten zu demüthigen, auf analoge Schicksale heidnischer Völker hin und fragt: „Habe ich nicht Israel aus Aegyptenland geführet, und die Philister aus Caphthor, und die Syrer aus Seir?" Etwas Bestimmteres über den Hergang erfahren wir aus 5. Mos. 2, 23, wo es heißt: „Und die Caphthorim zogen aus von Caphthor und vertilgten die Avim, die zu Hazerim (richtiger: in Dörfern) wohnten bis gen Gaza, und wohnten an ihrer Statt daselbst." Darnach hätten also Einwanderer aus Caphthor die Avim, einen Theil jener von den Kanaanitern in den äußersten Süden Kanaans zurückgedrängten Ureinwohner vertilgt, d. h. — denn so genau ist der hebräische Ausdruck nicht zu nehmen — unterjocht und theilweise verdrängt, um in ihrem Gebiet sich niederzulassen, womit keineswegs ausgeschlossen ist, daß nicht die Eindringlinge auch über das Gebiet der Avim hinaus sich ausbreiteten, also nicht bloß bis „gen Gaza", die spätere mächtigste Philisterstadt, sondern in das philistäische Gebiet selbst. Und wo ist nun dies Caphthor, von welchem die Philister herzekommen sind, zu suchen? Wenn Jeremia (47, 4) droht: „denn der Herr wird die Philister, die das Uebrige sind aus der Insel Caphthor, verstören", so erfahren wir wenigstens, daß es eine Insel ist, wie sich von selbst versteht, eine des Mittelmeeres; und wenn nun im 1. Buche Samuelis (30, 14 u. 16) das Land der Philister mit einem bestimmteren Ausdrucke als „der Mittag", d. h. als der Südstrich der Cretхi, d. i. der Kreter, bezeichnet wird, wenn bei Ezechiel (25, 16) den Philistern parallel ebenfalls die Kreter genannt werden und in ähnlicher Weise auch bei Zephania (2, 5), so unterliegt es ja wohl keinem Zweifel, daß Caphthor nichts Anderes als der hebräische Name der großen, „hundertstadtigen" Insel Kreta ist, auf welcher bekanntlich die verschiedensten Völkerstämme sich mischten. Führte doch auch das philistäische Gaza von dem kretischen Thalassokreten Minos den Namen Minoa, und erzählt doch auch Tacitus (Hist. 5, 2), offenbar um eines Anklanges an den kretischen Berg Ida willen, die Philister mit ihren jüdischen Nachbarn verwechselnd, daß Juden, aus der Insel Kreta entweichend, an der

Digitized by Google

äußersten Grenze von Libyen sich niedergelassen hätten. *) Möglich, daß das hebräische Caphthor durch eine leichte Versetzung aus dem Namen der Insel Karpathos entstanden ist, die für die von der syrischen Küste Kommenden vor Kreta lag und deren Namen dann auf die nahe liegende größere Insel übertragen worden wäre. So wären also die Philister Landsleute jener Kretenser, von welchen der Apostel Paulus schon im Briefe an den Titus (1, 12) nach Epimenides von Kreta, „ihrem eigenen Propheten", sagt, daß sie immer Lügner, böse Thiere und faule Bäuche gewesen seien, und in einer dunklen Ahnung dieser Verwandtschaft mag Claudius im „Rheinweinlied" den Bergen Thüringens, die, wie die weiland Kreter, Lügner und faule Bäuche sind, den Blocksberg als den nur Wind machenden langen Herrn Philister an die Seite gesetzt haben.

Wenn nur nicht in dem geschichtlich wichtigsten Denkmal des Alten Testamentes, in der berühmten Völkertafel im 10. Kapitel des 1. Buches Mose's, V. 13 u. 14 geschrieben stände: „Mizraim zeugete ... Casluchim, von wo ausgegangen sind die Philister, und Caphthorim", das heißt nach der Ausdrucksweise dieser Urkunde: von den Aegyptern stammen die Casluchter ab, d. i. die Bewohner von Cassiotis, dem nordöstlichsten, an Philistäa angrenzenden Strich Unterägyptens, von deren Gebiet die Philister ausgezogen sind (der Begriff der Abstammung würde im Hebräischen anders ausgedrückt sein) und außerdem stammen von den Aegyptern auch die Caphthorim ab. Demnach wären also die Philister bei ihrer Einwanderung von den Casluchen wenigstens zunächst hergekommen, nicht von Caphthor, wie die übrigen alttestamentlichen Stellen angeben. Es liegt sehr nahe, die Ausgleichung dieses Widerspruchs dadurch zu bewerkstelligen, daß man in der angeführten Stelle den Relativsatz als verschoben ansieht und ihn ans Ende setzt; dadurch entstünde der Satz: „Mizraim zeugte die Casluchim und die Caphthorim, von wo ausgegangen sind die Philister", eine Notiz, die mit den übrigen alttestamentlichen Angaben über die Herkunft der Philister aus Caphthor in vollem Einklang stünde. In der That ist denn auch diese Aenderung des Textes von den meisten Gelehrten, neuerdings noch von Ewald und E. Renan (Histoire générale et système comparé des langues Semitiques. Paris 1855, p. 49) beliebt worden. Gleichwohl wird diese Auskunft gerade durch ihre Leichtigkeit verdächtig, doppelt verdächtig, da auch in der Parallelstelle im 1. Buch der Chronik (1, 12) dieselbe Gestalt des Textes sich wieder findet; und so wird doch nichts übrig bleiben, als die Einwanderung der Philister von der Nordwestküste Unterägyptens, von Cassiotis her, als

*) Judaeos, Creta insula profugos, novissima Libyae insedisse. — Argumentum a nomine petitur: inclytum in Creta Idam montem, accolas Idaeos, aucto in barbarum cognomento Judaeos vocitari.

Digitized by Google

eine wohlbeglaubigte historische Thatsache gelten zu lassen. Wie nun diese mit der Einwanderung aus Caphthor oder Kreta combiniren? Man hat angenommen, daß diese beiden Wanderungen nicht bloß nach der Zeit und nach ihrem unmittelbaren Ausgangspunkte verschieden gewesen, sondern auch von zwei völlig verschiedenen und von einander unabhängigen Volksstämmen ausgegangen seien. Zuerst seien in der Zeit zwischen der patriarchalischen und mosaischen Periode von Cassiotis die Philister eingewandert, ein zu jenen Hykfos gehörender Volksstamm, welche um 2150 von Osten her in Aegypten eingedrungen, in der That um 1650, also etwa anderthalb Jahrhunderte vor Mose, aus Aegypten wieder verdrängt wurden; dann seien im Laufe der Richterperiode von Kreta her die Caphthorim, ein Volk griechischen Stammes, eingewandert. Wie viel für diese Ansicht spricht, und wie wohl sie sich namentlich in die sonst bekannten geschichtlichen Verhältnisse fügt, so hat sie doch den Umstand entschieden gegen sich, daß zwar die alttestamentlichen Angaben auf einen gewissen Unterschied zwischen Philistern und den Caphthorern oder Kretern hinführen, eben aber nur auf den Unterschied der früheren oder späteren Ansiedelung, etwa so, wie er in Rom zwischen Ramnern, Titiern und Lucerern stattfand, wobei beide auf das Bestimmteste als Bestandtheil eines und desselben Volkes erscheinen; daß ferner nicht bloß die Caphthorim, sondern die Philister überhaupt in der weiteren und üblichsten Bedeutung, in welcher dieser Name die beiden Bestandtheile des philistäischen Volkes, die Philister im engeren Sinne sammt den Caphthorim umfaßt, als von Caphthor eingewandert angesehen werden (Amos 9, 7), wie denn namentlich auch, wenn Jeremia (47, 4) „die Philister, den Rest der Insel Caphthor" mit Vernichtung bedroht, dieser Rest nicht etwas neben den Philistern Existirendes bezeichnet, sondern das ganze damalige, von seiner früheren Macht und Größe bereits heruntergekommene und nun mit Stumpf und Stiel auszurottende philistäische Volk selbst. Man würde also vielmehr anzunehmen haben, daß die philistäischen Einwanderer von Kreta zuerst an die ägyptische Küste und von da weiter in ihre späteren Wohnsitze übergesiedelt seien; aber damit will sich wieder nicht die deutlich vorliegende Unterscheidung zweier Bestandtheile des Volkes und der plötzliche, außerordentliche Aufschwung der philistäischen Macht vertragen; und so wird der Hergang im Ganzen wohl folgender gewesen sein. Von Caphthor oder Kreta gelangten die Ansiedler zuerst zu den Caslnchen, oder nach Cassiotis an der ägyptischen Küste und wandten sich von da allmälig an die fruchtbarere und für den Karawanenhandel mit dem Osten, wie für den Seehandel mit dem Westen gelegene Küste von Kanaan; dies sind jene Philister, welche zwischen der patriarchalischen und der mosaischen Periode einwanderten. In der Richterperiode kamen, vielleicht von diesen ersten Ansiedlern in Folge der wachsenden Macht der Israeliten zu Hülfe gerufen, neue Zuzüge unmittelbar aus dem kretischen Mutterlande, und dies

Digitized by Google

sind die Einwanderer, welchen die philistäische Macht jenen raschen Aufschwung zu verdanken hat, und welche bald als Caphthorim oder Cretim von den Philistern im engeren Sinne, als den älteren Ansiedlern, unterschieden, bald, und zwar bei weitem am häufigsten, mit diesen unter dem gemeinsamen Namen der Philister zu einem Volke zusammengefaßt werden. (Schluß folgt.)

Johann Friedrich von Meyer.

Von Dr. theol. Steitz.

(Schluß.)

Meyer war indessen nicht bloß biblischer Theologe, er war Mystiker und Theosophe in der edelsten Bedeutung des Wortes. Als solchen erkennen wir ihn besonders in der dritten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit. So wenig als die seichte Aufklärerei des Rationalismus konnte ihn die mechanische Weltanschauung des transcendenten Supranaturalismus oder gar das starre Rechtsprinzip und die formale Correktheit der scholastischen Orthodoxie befriedigen. Natur und Bibel waren ihm nur zwei zusammengehörige, sich gegenseitig erklärende Urkunden einer und derselben Offenbarung; zwei harmonisch zusammenklingende Sphären, in denen sich die eine unsichtbare Welt Gottes in tiefsinniger Symbolik reflektirt. In der Schrift war ihm das helle Licht aufgegangen, das seine Strahlen über alle Kreise der Schöpfung, über Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verbreitet. Wie er darum bemüht war, glaubend, betend und wachsend in der Heiligung in ihre Geheimnisse einzudringen, so war es ihm auf allen Gebieten um lebendiges organisches Verständniß zu thun: er suchte im Buchstaben den Geist, in dem Keime die zukünftige Entwickelung, in dem Endlichen die Typen des Unendlichen; Zahlen und Figuren waren ihm die Formeln ewiger Wahrheiten, die sichtbaren Dinge ein Bilderbuch voll Hieroglyphenschrift, die Erscheinungswelt eine Sphäre, in welcher nicht nur die Mysterien einer höheren Welt sich spiegeln, sondern auch ihre Kräfte wirksam eingreifen und dem sich kundgeben, der ihre Realität mit frommem Sinne erfaßt hat. Seine Schrifterklärung geht darauf aus, den Tiefsinn des göttliches Wortes, der sich hinter dem grammatischen Sinne ebenso verbirgt als verräth, zu ergründen, und wenn er auch darin nicht selten gespielt hat, so sind es doch meist tiefsinnige Griffe des einfältigen Glaubens, die er als Gotteskind spielend in die Schätze des Vaters that. Mit Vorliebe wandte er sich den Lehren von den letzten Dingen und der Apokalyptik zu; aus diesem Streben ging schon 1810 seine Schrift über den „Hades, ein Beitrag zur Theorie der Geisterwelt", hervor, die ihn als Geistesverwandten Jung Stillings charakterisirt, ferner sein „Schlüssel zur Offenbarung Johannis, von einem Kreuzritter, Karlsruhe 1833" und

Digitized by Google

sein letztes Schriftchen: „Blicke in den Spiegel des prophetischen Wortes, Frankfurt 1847." Mit warmer Theilnahme folgte er, obgleich er nie magnetisirt hat, den Erfahrungen und Verhandlungen über den Magnetismus: er bezeichnet diese räthselhaften Zustände als „ein Aufgeschlossensein des natürlich seelischen Vermögens", er würdigt sie als „Psychopompos in die unsichtbare Welt des Ernstes und deren Reinigungen, in den Himmel des Glaubens und der Weisheit", allein er fürchtet davon seelenverderblichen Betrug, wenn diese Erscheinungen ohne höhere Glaubensinnigkeit und Ernst nur der unlauteren Wißbegierde oder der gemeinen Neugierde dienen sollen. Von hoher Wichtigkeit war ihm das Symbol, in welchem er für das intuitive Denken die Momente der Idee in einheitlich geschlossener Totalität zusammengefaßt sah, während sich der reflektirende Verstand ihrer nur successiv und vereinzelt bemächtigen kann; diese Liebe zur symbolischen Lehrart, die mit seiner Denkungsart innig zusammenhing, leitete ihn nicht bloß auf die Mysterien der alten Welt zurück, sondern führte ihn auch in die Grade der höheren Maurerei ein. Er gehörte der dem rektificirten Systeme zugethanen altschottischen Loge Karl zur aufgehenden Sonne in Frankfurt bis zu ihrer Auflösung (im Jahre 1845) an und erfreute oft die versammelten Meister durch geistreiche Arbeiten. Aus dieser Richtung floß „das Buch Jezira, die älteste kabbalistische Urkunde der Hebräer", das er hebräisch und deutsch mit Anmerkungen und Glossen 1831 in neuer Ausgabe bearbeitete; ferner die Schrift: „zur Aegyptologie 1840" und sein Aufsatz über die Eulbeer. Das Hauptwerk aus seiner Feder aber sind die „Blätter für höhere Wahrheit aus älteren und neueren Handschriften und seltenen Büchern mit besonderer Rücksicht auf Magnetismus", elf Sammlungen 1819—32, an welche sich als zwölfter Band sein „Inbegriff der Glaubenslehre" 1832 reiht. Besondere Hervorhebung verdienen seine: „Hesperiden, prosaische Schriften" in zwei Sammlungen 1836. In seinen Gedichten leuchtet, wie Albert Knapp (evangelischer Liederschatz 2. Aufl. S. 1317) sagt: „ein ganz eigenthümlicher duftiger Geistesglanz, den man die Romantik Israels nennen könnte." Eine Reihe von Recensionen hat er unter der Chiffre J. M. O. von 1811—1818 in die Heidelberger Jahrbücher geliefert *).

*) Unter dieser Chiffre J. M. O. hat Meyer in den Heidelberger Jahrbüchern (1813 Nr. 50) den ersten Band von Friedrich Heinrich Jakobi's Werken, Hegel dagegen (1817 Nr. 1 u. 2.) mit seiner vollständigen Namensunterschrift den vierten Band recensirt. Obgleich beide Recensionen sich deutlich als das Werk zweier verschiedener Verfasser kennzeichnen und sich eben sowohl durch den darin dargelegten Standpunkt als durch ihren Styl schon auf den ersten Blick unterscheiden (Meyer schrieb durchsichtig und klar, während Hegel bei seiner Gedankenfülle die Form nur mühsam zu beherrschen vermochte), wurde doch auch Meyers Recension später für eine Arbeit des großen Philosophen gehalten und von Förster und Boumann in die Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen (XVI. 203). Einem namhaften Theologen

Digitized by Google

Meyer war ein ächt theologischer Charakter. Die Schärfe, womit er in jüngeren Jahren, seines festen Grundes in Gottes Wort unumstößlich gewiß, den theologischen Verkehrtheiten der Zeit entgegengetreten war, verklärte sich im Alter zu sanfter Milde. Sein offenes Auge mit dem geistreichen Blick, seine edlen, feingeschnittenen Züge, der von tiefem Frieden zeugende Ausdruck seines Angesichts, die gottinnige Heiterkeit, die über sein ganzes Wesen ausgegossen lag, spiegelte ein Seelenleben, das tief von Christi Wahrheit und Gnade durchdrungen war, und kündigte schon bei der ersten Begegnung eine bedeutende Persönlichkeit an. Als Familienvater, Gelehrter, Richter und Staatsmann hat er in christlicher Gesinnung und nach christlichen Grundsätzen gehandelt. Sein Wirken zeugte auf allen Gebieten von fester Entschiedenheit und sicherem Maß. Selbst Gegnern seiner Richtung nöthigte er persönliche Achtung ab.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 war das letzte, das er hienieden beendigen sollte. Der Sturm der Revolution, der ihn in den angehenden Mannesjahren aus einem Wirkungskreis in den andern geschleudert hatte, brach noch einmal über Europa herein, erschütterte Deutschland, löste den Bundestag auf, aus dem er kaum ausgeschieden war, und rüttelte mit brechenden Stößen an der Verfassung der ehemaligen Reichs- und Wahlstadt, aber der ehrwürdige Greis wurde von seinem Brausen nicht mehr berührt; mit der Ruhe des Weisen, der seinen Standort über der Region des Wechsels hat, blickte er fast lächelnd in das wüste, zerstörungssüchtige Treiben und in den leidenschaftlichen Kampf der Parteien; es war, als hinge der nach der Heimath verlangende Geist nur noch durch lose Bande mit dem wegemüden Gefährten der langen Wanderung zusammen. Das Ende des Jahres fand ihn bereits mit völlig erschöpften Kräften auf dem Krankenlager, von dem er nicht mehr erstand, aber auch unter den heftigen Schmerzen, welche seiner Auflösung vorangingen, ruhte ein stiller Abglanz seliger Klarheit und Friedens auf seinen Zügen und gab Zeugniß von dem Troste, an dem sich seine Seele labte. Am 27. Januar 1849 verschied plötzlich Abends seine Gattin; 13 Stunden später folgte auch er ihr in das Land des Schauens. Am 31. Ja-

ist es begegnet, daß er mittelst dieser Recension die christliche Weltanschauung Hegels zu erweisen suchte.

Wir können es uns nicht versagen, die schöne und treffende Charakteristik Jakobi's aus dieser Recension mitzutheilen, da sie für ihren Verfasser selbst charakteristisch ist: „Jakobi ist gleich einem einsamen Denker, der am Morgen des Tags ein uraltes Räthsel fand in einen ewigen Felsen gehauen. Er glaubt an das Räthsel, aber er bemüht sich vergeblich es aufzulösen. Er trägt es den ganzen Tag mit sich umher, lockt wichtigen Sinn heraus, prägt ihn zu Lehren und Bildern, welche die Hörer erfreuen, mit edeln Wünschen und Ahnungen beleben, aber die Auflösung mißlingt, und er legt am Abend sich nieder mit der Hoffnung, daß ein göttlicher Traum oder das nächste Erwachen ihm das Wort seiner Sehnsucht nennen werde, an das er so fest geglaubt hat."

Digitized by Google

nuar wurden beide Leichen von einem protestantischen und katholischen Geistlichen zum Friedhofe geleitet. An demselben Tage wurde vor dem Appellationsgerichte, dessen Präsidium er seit dem Jahre 1837 geführt hatte, zum ersten Male statt des bisher üblichen Prozesses das öffentliche mündliche Verfahren geübt. Meyers Bedeutung wird vielleicht erst von der Zukunft ganz unbefangen gewürdigt werden; viele seiner Schriften verdienen aber auch eine größere Beachtung der Gegenwart, als sie ihnen zu Theil geworden ist.

Vgl. die biographischen Skizzen im neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1849, I, S. 130—135, und vor der Auswahl aus den Blättern für höhere Wahrheit, Stuttgart 1853, I, S. V—XL.

Ueber eine angeblich von Goethe verfaßte Abhandlung.

Sagen und Anekdoten, die sich an berühmte Personen heften, sind wohl in jedem Lande beliebt; doch verbreiten sie sich nirgendwo so durchgehend wie in Deutschland. Jede Universität und jede Garnison hat ihre besonderen komischen Ueberlieferungen, die sich von Geschlecht zu Geschlechte forterben. Auch eine Lieblingswissenschaft der Neuzeit, die Literaturgeschichte, hat diesen Zug in sich aufgenommen, und im Publikum gibt es Viele, die aus ihr gerade nur die kleinen Geschichtchen aufgefaßt haben. Wer von den deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts auch nicht viel weiß, hat doch wenigstens gehört, daß Gellert einmal eine Fuhre Brennholz und daß die Karschin zwei preußische Thaler zum Geschenk erhalten hat.

Dies möchte noch angehen, wenn nicht leider immer diejenigen Anekdoten am zähesten Wurzel faßten, die geeignet sind, auf große und edle Männer einen Schatten zu werfen. Man freut sich, sie der kleinsten Menschlichkeiten bezichtigen und sich ihnen durch das mächtige Verbindungsmittel der Gemeinheit nähern zu können. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, ziemlich allgemein und mit großer Sicherheit behauptet, es hätten drei achtbare Dichter des Göttinger Bundes, Bürger, Voß und der jüngere Stolberg, einmal die Wette angestellt, wer von ihnen das unanständigste und schmutzigste Gedicht zu Stande bringe. Die drei häßlichen Produkte werden vorgezeigt, sind sogar unter den Namen jener Männer gedruckt, und doch ist die ganze Erzählung von einem solchen Wettkampfe durch und durch erlogen; es kann bei aller Schwierigkeit negativer Beweise aufs Bestimmteste dargethan werden, daß selbe nie stattgefunden hat.

Eine nicht minder oft nacherzählte Behauptung, die sich auf Goethe bezieht, enthält zwar keine so widerwärtige Anklage; doch würde sie immerhin seine Weise zu schaffen und zu dichten in einem besonderen Fall trivialer erscheinen lassen, als sie je gewesen ist. Da nun jene Behauptung alles

Digitized by Google

Grundes entbehrt und gleichwohl oft in Schriften und noch öfter in Gesprächen zu Goethe's Ungunsten verwandt wurde: so wollen wir uns heute mit ihr beschäftigen und sie in ihr Nichts aufzulösen suchen. *)

Goethe soll nämlich, so versichern Viele, als junger Jurist eine lateinische Abhandlung über die Flöhe geschrieben und dieselbe nicht nur mit vielem Witz, sondern mit allem rechtsgelehrten Apparat, über den er verfügen können, ausgestattet haben. Diese Angabe ist seit etwa dreißig bis vierzig Jahren im Umlauf. Einen inneren Anhaltspunkt schien sie darin zu haben, daß in beiden Theilen des Faust der unbequemere Theil der Insektenwelt mit Vorliebe behandelt wird und daß überhaupt Goethe vor der Abschilderung dessen, was in der Natur liegt, nie zurückschreckte. Einen äußeren Anhalt gewann sie, als im Jahr 1839 bei Alexander Duncker in Berlin eine Schrift unter dem Titel erschien: „Goethe's juristische Abhandlung über die Flöhe." Hier war also unter der Aegide einer angesehenen Firma das Werkchen ohne allen Rückhalt dem großen Dichter zugesprochen.

Ein kurzes Vorwort zu dieser Ausgabe berichtete einfach, daß die Entstehung der Arbeit wahrscheinlich in die Zeit von Goethe's Aufenthalt in Straßburg falle; daß sie eine große literarische Seltenheit sei, sich nur noch auf der königlichen Bibliothek in Paris befinde, und daß Goethe selbst sie in den letzten Stadien seines Lebens nicht mehr besessen habe. Der Herausgeber hatte übrigens der Abhandlung eine deutsche Uebersetzung beigefügt, um sie dem größeren Publikum genießbar zu machen.

Die Zuversicht, mit welcher diese literarische Gaunerei auftrat, schaffte ihr Vertrauen. Von den damals erschienenen Anzeigen liegt uns eine von Rellstab abgefaßte vor; er meint: „„Daß der Sänger des vielbekannten Liedes: „Es war einmal ein König" über die Rechtsverhältnisse jener Plagegeister nachgedacht hat, darf man nicht in Zweifel ziehen; das lustige Wie lehrt uns dies Traktätchen."" Die Abhandlung, obwohl sie nur lückenhaft mitgetheilt war, verrieth doch in jedem Paragraphen den launigen Geist und den gewiegten Rechtsgelehrten; der lateinische Ausdruck ist höchst ergötzlich und die Anwendung juristischer Kategorien auf Alles, was sich im Lebenslauf eines Flohes ereignen kann, nach sachkundigem Urtheil musterhaft zu nennen.

*) Die Leichtigkeit, mit welcher grundfalsche Angaben über Goethe, dem offenkundigsten Augenschein zum Trotz, Eingang gewinnen, grenzt ans Abenteuerliche. Hier in Frankfurt befindet sich eine Wirthschaft, „das Puppenschränkchen" genannt. Vor zehn Jahren fiel es Jemanden ein zu behaupten, in derselben habe „Gretchen" gewohnt; seitdem wird das Puppenschränkchen den Durchreisenden als Merkwürdigkeit gezeigt, es wird von fahrenden Schriftstellern in der gefühlvollsten Manier beschrieben, sogar besungen. Und doch erweisen mehrere Stellen in „Wahrheit und Dichtung" jene aus der Luft gegriffene Angabe als völlig sinnlos; so heißt es im sechsten Buche: „Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend"; das Puppenschränkchen aber liegt, wie jeder Frankfurter weiß, fünfzig Schritt vom Goethe-Hause.

Digitized by Google

Der ungenannte Berliner Herausgeber hatte jedoch nicht die ächte Abhandlung vor sich liegen. Er hatte keine andere Quelle als eine sehr umfangreiche Schrift gegen Goethe, die im Jahr **1824** in Halberstadt in H. Voglers Verlagshandlung in zweiter, rechtmäßiger, vermehrter Auflage erschienen war und den Titel führt: „Goethe als Mensch und Schriftsteller; aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover." Aus den zahlreichen Titeln, die sich der Verfasser beilegt, ersieht man, daß er halb Deutscher, halb Engländer sein wollte; er bezeichnet sich als „königlich englischen Obristlieutenant und Generalintendanten der britischen Marine in den westindischen Gewässern, Doctor der Philosophie zu Edinburg, Erbherrn von Rundatzow, Stautkrisch und Kaltenecf"; außerdem als Ehrenmitglied verschiedener Akademien zu Florenz, Neapel und Genua. Das Englisch, aus dem er übersetzt hat, ist offenbar sein eigenes. Die Angabe „zweite Auflage" erkennen wir aus mehreren Wendungen des Buches als richtig, obwohl uns eine erste nie zu Gesicht gekommen ist. Ob auch ein Nachdruck erschienen war, wie der Zusatz „rechtmäßige" andeutet, ist uns unbekannt. Als Motto hat Glover den Ausruf der Friederike vorgesetzt: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!" Merkwürdig bleibt vor Allem die Widmung des Buches; es ist „dem Herrn Generallieutenant und Ritter von Klinger in St. Petersburg ergebenst zugeeignet."

In den ersten zwanziger Jahren wurde der Kampf gegen Goethe von Deutschthümlern wie von Moralisten mit ganz besonderer Heftigkeit geführt und der Anklang, den seine Feinde im großen Publikum fanden, war ziemlich bedeutend. Eine eigenthümliche Gattung von Angriffen war gegen Goethe's Sprache und ihre ungewohnten Formen und Wendungen gerichtet. Unter allen damals aufgetretenen Gegnern verfährt Glover am meisten systematisch*).

Der Haupttheil seines Buches ist eine feindselige Analyse der Goethe'schen Selbstbiographie. Im Epilog widmet er den Herren Schütz, Pustkuchen und anderen Feinden Goethe's lebhafte Anerkennung, den Herren Müllner und seinen Genossen noch lebhaftere Schmähungen. Der Prolog enthält auf zwanzig Seiten ein belehrendes Verzeichniß angeblicher Goethe'scher Sprachfehler, und auf **45** Seiten einen Auszug der Floh-Abhandlung. Diesen Auszug sammt Glovers Bemerkungen über das Pariser Exemplar hat der Berliner Herausgeber wörtlich abgeschrieben. Den Titel der Dissertatio juridica theilen Beide vollständig mit; der Abdruck, den Glover sah, war in Frankfurt erschienen und trug die Jahreszahl **1768**. Das Werk selbst entstammte jedoch einer bedeutend älteren Zeit und Richtung, über die wir Einiges bemerken wollen.

Der derbe, frische Humor, der im **15.** und **16.** Jahrhundert das wichtigste

*) Vergl. Frankfurter Museum, Jahrgang III. Nr. **10.**

Digitized by Google

Element unſeres Volkslebens war, verlor ſich mit Fiſcharts Tod aus der deutſchen Dichtung. Er war jedoch in der Geſellſchaft wie in der Literatur ſo mächtig geweſen, daß die lateinſchreibenden Gelehrten ſich ſeiner Formen bedienten, theils aus Freude an denſelben, theils auch wegen ihrer Verwendbarkeit zu ſatyriſchen Zwecken. Des Erasmus Lob der Narrheit, Pirckheimers Schrift über das Podagra, Bebels luſtige Geſchichten (facetiae) ſtellten ſich dem Lalenbuch und ähnlichen Schriften würdig zur Seite. Auch im ſiebzehnten Jahrhundert waren die Gelehrten nicht ſo trockene, geiſtverlaſſene Tröpfe, wie die officielle Literaturgeſchichte ſie darſtellt. Sie haben die Beziehung zum Volksthümlichen, in ſo roher Form es ſich auch darbieten mochte, nie völlig abgebrochen. Vor allen gab es unter den Juriſten viele originelle, reichbegabte Männer, die auf die Reſte deutſchen Weſens in Wort und Schrift, in Sprüchen und Redensarten aufmerkſam waren. Ein gelehrter Rechtskenner empfahl ausdrücklich das „fürtreffliche Gedicht Reinecke Fuchs", wenn auch zunächſt nur als Quelle zur Kenntniß einheimiſcher Rechtsbegriffe. An ſchwankhaften Verſen übte ſich der Humor; ſie wurden ſtehende Artikel in den Stammbüchern der Studenten, wie denn überhaupt die grotesken Formen des akademiſchen Lebens einen Anlaß gaben, ſich vom ſteifen Gang des gelehrten Herkommens zu erholen. Bei Promotionen und anderen Akten kam es vor, daß nach abgethanem ernſtem Geſchäfte zur Behandlung der jocosa geſchritten wurde. In Abhandlungen wandte man die ſcharfen Diſtinctionen, die verwickelten Regeln der Jurisprudenz auf ſcherzhafte Materien an. Da gab es Diſſertationen aus dem Naturrecht „an liceat brutorum corpora mutilare, et speciatim, ob es recht ſei, daß man den Hunden die Ohren abſchneide (Altorf 1722)", oder: „de ventre ejusque jure, vulgo vom Häußgen im Keller (Halle 1744)." Sodann Abhandlungen über die Nagelprobe beim Weintrinken, über Maulſchellen und dgl. *). Meiſt waren dieſe lateiniſchen Schriften ſtark mit deutſchen Verſen und Sprüchen untermiſcht, was ihnen ſtellenweiſe ein ſo buntſcheckiges Anſehen gibt, wie der damals beliebten maccaroniſchen Poeſie.

In den Kreis dieſer gelehrten Kurzweil gehört auch die Dissertatio juridica de eo quod justum est circa spiritus familiares feminarum, hoc est pulices — dieſelbe Floh-Abhandlung, die man mit ſolcher Beſtimmtheit als ein Werk von Goethe bezeichnet hat. Sie iſt eine der älteren und der vorzüglichſten Arbeiten ihrer Art; ſie entſtand gegen das Ende des 17. Jahrhunderts. Ihr Verfaſſer, der ſich Opizius Jocoserius nennt, war des juriſtiſchen Ausdrucks und Jargons vollkommen Meiſter; er hat nicht nur alle

*) Die obigen Notizen verdanke ich, ſo weit ſie der engeren juriſtiſchen Literatur angehören, den belehrenden Mittheilungen der Herren Senator Dr. Gwinner und Dr. Euler. Auch das Duncker'ſche Exemplar der Abhandlung, das ich benutzte, ſowie ein Abdruck der Anzeige von Reilſtab ſind im Beſitze des Herrn Senators Dr. Gwinner. C.

Digitized by Google

Rechtsquellen auf's Gründlichste erforscht, sondern ist auch in den Dichtern seiner Zeit ungemein belesen; er kennt den Philander von Sittewalt und den Schuppius wie das Hauptstück der maccaronischen Poesie, das komische Epos „Floia."

Eine Marburger Quartausgabe unserer Dissertation, vom Jahre 1704, befindet sich in der Sammlung des Herrn Senators Dr. Gwinner. Der frühere Eigenthümer fügte dem Titel die Bemerkung bei: Olim Marburgi 1688 edita (vorher in Marburg 1688 gedruckt); also über 60 Jahre vor Goethe's Geburt. Im Jahr 1743 wurde eine neue Ausgabe (wenigstens die dritte) veranstaltet, und zwar zu Amsterdam; ein Exemplar derselben ist im Besitz des Herrn Dr. Euler; der letzteren ist noch eine kleinere Abhandlung von allzunatürlichem Inhalt im Druck angefügt. Beide Abdrücke stimmen bis auf wenige ganz unwesentliche Nebendinge völlig mit einander überein, und der Glover'sche Auszug paßt beinahe Wort für Wort auf sie. Glover versichert jedoch, das Exemplar der Pariser Bibliothek sei von Goethe mit einer Dedication an Friederike versehen, und führt aus derselben einige Ausdrücke an, die in den Marburger und Amsterdamer Dedicationen nicht vorkommen.

Es fragt sich nun, ob Glover ohne alle Veranlassung eine Schrift, die im 17. Jahrhundert abgefaßt wurde, mit solcher Keckheit für ein Werk unseres Dichters ausgegeben hat, daß diese Annahme durch ihn eine gewisse Festigkeit erhielt. Der Sachverhalt ist möglicher Weise folgender. Die Dissertation wurde, wie früher zu wiederholten Malen und an verschiedenen Orten, so auch in Frankfurt im Jahr 1768 neu aufgelegt. Goethe hatte damals eben seine dreijährige Studienzeit in Leipzig vollendet und hielt sich ein halbes Jahr lang in seiner Vaterstadt auf. Daß der angehende Jurist und Dichter von dem seltsamen Produkt Kenntniß nahm und Interesse daran fand, ist nicht zu bezweifeln. Es läßt sich weiter annehmen, daß er einige Exemplare mit nach Straßburg nahm und sie, vielleicht mit scherzhaften Widmungen versehen, an Freunde verschenkte, wie auch, daß eines dieser Exemplare seinen Weg in die Staatsbibliothek zu Paris fand.

Nicht zu glauben ist jedoch, daß Goethe ein derartiges Werkchen der Sesenheimer Friederike überreichte. Diesen Umstand hat Glover offenbar in gehässiger Absicht hinzugelegen, ohne zu beachten, daß Goethe im Jahr 1768 von Friederikens Dasein noch keine Kunde hatte. Eine Dedication an sie hätte bloß eine handschriftliche sein können, und es wäre schon unreblich genug, dies unerwähnt zu lassen. Glover begeht jedoch eine noch weit ärgere Schalkheit. In §. 28 der Abhandlung trägt nämlich Opizius Jocoserius einen Rechtsfall vor, der mit den Worten beginnt: „Titius hatte der Seja ein Liebesbuch (etwa den Amadis) geliehen, damit sie aus demselben die

Digitized by Google

Courtoisie und das Courtesiren lerne." *) Glover setzt dafür: „Titius hatte einer mannbaren Jungfrau unser goldenes Buch: Werthers Leiden geliehen" u. s. w.

Da Goethe allem Anschein nach unser Büchlein sehr wohl gekannt hat, so läßt sich auch mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, daß er ihr das Motiv zu dem Flohliedchen des Mephistopheles entnahm. Der belesene Rechtsgelehrte führt nämlich §. 5 ein Epigramm de pediculo aulico an, dessen erstes Distichon lautet:

Blandus adulator per totam cursitat aulam
Principis in primis nobiliumque fores.

In deutscher Uebertragung etwa:

Ein zuthulicher Schmeichler **) bewegt er sich unter dem Hofstaat,
Drängt zu dem Fürsten zumal, drängt zu dem Adel sich ein.

Der Verfasser dieses Gedichtchens ist ein berühmter Lateindichter, der Engländer John Owen, der ein Zeitgenosse Shakspeare's war und von seinen Freunden der britische Martial genannt wurde. Er gab nach und nach nicht weniger als acht Bücher Epigramme heraus, von denen das fünfte mit dem pediculus nunmehr unter die Quellen Goethe's aufzunehmen ist. Und so wäre denn die kritische Behandlung der Gestalten, die durch Goethe's Poesie verherrlicht wurden, hiermit glücklich bis auf die kleinste derselben durchgeführt. Wie wird uns Heinrich Düntzer beneiden, daß wir ihm diesen Floh abgefangen haben!

P. T. Barnum.

Nach amerikanischen Quellen geschildert.

Der Name Barnum ist längst ein europäischer geworden; da man aber den Träger desselben fast nur als Inhaber anderer Persönlichkeiten kennt, so hegt man über seine eigene meist irrige Vorstellungen. Es liegen in derselben, wie seine Landsleute versichern, äußerst ehrenhafte, solide Elemente. Barnum hat sich nicht bloß durch seine sonderbaren Verträge mit Jenny Lind und der Rachel bekannt gemacht: er wird auch in einem großen Theil Amerika's als thätiger, uneigennütziger Menschenfreund geschätzt. Der jetzige Curiositäten-König war früher Verlagsbuchhändler, auch Schullehrer, auch Rechtsanwalt. Noch vor Kurzem stand er an der Spitze des amerikanischen Museums und ist, wenn wir nicht irren, „stiller Theilhaber" an der New-

*) Totius Seiae librum amatorium (forte Amadisium) commodato dederat, ut inde courtesiam et courtesiren disceret.

**) Besser wäre: Schmeichlerin; denn pediculus ist nicht der Floh, sondern ein anderes jener Insekten, die dem Pelze des Mephistopheles entschlüpfen.

Digitized by Google

Yorker Illustrirten Zeitung. Als Schriftsteller hat er nicht geringe Fähigkeiten, als Volksredner ist er beliebt, als Geschäftsmann zeichnet er sich selbst unter den Yankees aus. Sein liebenswürdiger Eifer in der Unterstützung junger Anfänger hat ihm insgeheim manchen Verehrer erworben. Vor Allem verdient er Anerkennung für sein rastloses Arbeiten in der Mäßigkeits-Frage; den Anfeindungen und der üblen Nachrede zum Trotz macht er beständig Reisen auf eigene Kosten, um diese wichtige Angelegenheit zu befördern. Er ist in der That nicht bloß ein Humbug, sondern ein Mann. Die Art, wie er die Leistungen der Jenny Lind in Amerika dirigirte, verrieth ein wahrhaftes Feldherrntalent. Und welche Kenntniß der Menschennatur *) entwickelt er in der Auswahl der Merkwürdigkeiten, die er uns vorführt! Einmal ließ er eine Zeitlang Joice Heth, die Amme des großen Washington, lebendig und leibhaftig sehen! Auf sie folgte eine Seejungfrau, halb Kabliau und halb Affe; dann kam der liebenswürdige Zwerg, den das stolze England bewunderte.

Dabei haben die Zuhörer oder Zuschauer immer für den bezahlten Geldeswerth Unterhaltung gefunden, und es liegt kein Beweis vor, daß er eine Eintrittskarte „unter falschem Vorwand" ausgegeben hat. Niemand hat nachgewiesen, daß Joice Heth weniger als 163 Jahre zählte (Washington wäre jetzt 126 alt). Die Seejungfrau ist seit Kurzem im Museum zu Boston zu sehen; sie war eine Merkwürdigkeit, wo nicht der Natur, doch der Mechanik. Das wollige Pferd, das Barnum ebenfalls verzeigte, war ächt und hatte ihn 500 Dollars gekostet.

Barnum versteht die Kunst, in kurzer Frist viel Geld zu gewinnen, und die schönere, es ohne Prahlerei an Leute gelangen zu lassen, die einen guten Gebrauch davon machen. Sein Kopf arbeitet beständig; seine „Vorschriften für die Speculation" sollten, in Gold niedergeschrieben und in Silber eingerahmt, die Wand jedes Comptoirs, jeder Werkstätte, jeder Wohnstube im Lande zieren. **) Er ist ein Gentleman, fein ohne Raffinement, höflich ohne Affectation und durchaus wahrhaft im Umgang und Gespräch. Er ist in politischen Fragen Kaltwasser-Demokrat, in religiösen Kaltwasser-Universalist.

Barnum ist zu Danbury in Connecticut geboren und gegenwärtig 47 Jahre alt. Von Wuchs ist er etwas über Mittelgröße, dabei wohlgebildet und von gutem Aussehen; seine Stirn ist edel, die Augen sprechend, der feingeschnittene Mund drückt Entschlossenheit und Kraft aus. Seine Gesichtszüge bekunden jene Heiterkeit, Klugheit und wohlmeinende Gesinnung, die in seinem Wesen liegt. Er kleidet sich nett, ohne viel Schmuck, ist sehr zu-

*) Doch wohl vorzugsweise der amerikanischen! A. d. R.

**) Man kennt diese Vorschriften auch in Deutschland, hat sie hier jedoch noch nicht zu der oben genannten Verwendung empfohlen.

Digitized by Google

gänglich und reich an treffenden Wendungen. Als er einst eine Rede über die Abschaffung des Branntweintrinkens hielt, rief Einer in der Versammlung: „Was sollen wir denn mit unserem überflüssigen Korn machen?" Barnum antwortete rasch: „Gebt es den hungernden Wittwen und Waisen der Trunkenbolde." Sein freundliches Benehmen ist dasselbe gegen die geringsten Personen wie gegen die einflußreichsten. Nie hat er in Folge von Mißgeschick und schlimmen Erfahrungen eine Bekanntschaft abgebrochen.

Wie er überhaupt in seinen häuslichen Beziehungen sehr glücklich ist, so gehört auch seine Wohnung zu den reizendsten Besitzungen in Nordamerika. Er nennt sie „Iranistan"; sie ist in prachtvollem orientalischem Styl gebaut und hat mit ihren Altanen, Gallerien, Zinnen und Kuppeln ein leichtes, luftiges Ansehen. Besonders schön nimmt sie sich bei Mondlicht aus. Die Anlagen zeugen vom vorzüglichsten Geschmack; die Gärtnerwohnung, die Treibhäuser und Ställe sind mit dem Styl des Hauptgebäudes im Einklang, ohne sklavische Nachahmungen zu sein, und machen die gefälligste Wirkung. Die Thore sind beständig offen, und bei schönem Wetter sieht man unaufhörlich Besucher durch dies Erdenparadies gehen und reiten.

Vor Allem an Sonntagen, bei herannahendem Abend, ist der Garten belebt. Gruppen von Damen und Herren wandeln die Laubgänge entlang, vor Allen aber der in den Wochentagen hart angestrengte Arbeiter mit Weib und Kindern. Alle in ihren besten Staat gekleidet, schlendern sie durch die mit Seemuscheln dicht eingefaßten Pfade, bewundern die Blumen und die seltenen Sträucher längs der Wand wie die herrlichen Südpflanzen im Glashause, füttern die zahmen Fische im Teich und freuen sich der schönen Schöpfung, als ob sie ihr Eigenthum wäre. Der Besitzer selbst, wenn er daheim ist, freut sich mit an den Genüssen, die sein Grund und Boden dem Volke gewährt. Wäre ihm die Bedingung gestellt, sich in demselben so hochmüthig abzuschließen, wie es bei der dummstolzen Aristokratie seines Vaterlandes eingeführt ist: er würde lieber sein eigenes Haus niederbrennen. Gewöhnlich aber findet man ihn um diese Zeit nicht zu Hause, sondern er ist vor ein paar Stunden in seinem Wagen abgefahren und hält eben in irgend einem Dorfe zehn bis zwanzig Meilen weit eine Mäßigkeitsvorlesung. Diesen Bestrebungen, die, Gott weiß es, in Connecticut nicht sehr beliebt sind, widmet er fortwährend sein Geld und seine Talente.

Wir wiederholen es daher: an den Namen Barnum mag sich die Vorstellung von allerlei Humbug anknüpfen; der Mensch Barnum ist kein Humbug.

Neue Bücher.

Dräxler-Manfred's neue Gedichte. — Unter dem Titel „Freud' und Leid" (Hannover, Rümpler, 1858) hat der rühmlich bekannte Verfasser das Reifste und Schönste zusammen-

Digitized by Google

gestellt, was er seit einer Reihe von Jahren dichterisch geschaffen hat. Ein kleines Bändchen, doch um so inhaltreicher und erfreulicher. Ein männlicher, ernster, sinniger Geist spricht uns aus diesen Gedichten an; der Ton einer sanften Wehmuth, der in vielen derselben herrscht, thut der kräftigen Stimmung keinen Eintrag. Es zeigt sich überall bei unserem Dichter, daß der Spruch S. 201 nicht bloße Redensart ist:

Gefahr und Noth, sie lehren
Dich Fassung und Entbehren;
Zwei Engel mit dem Schwert,
Die kämpfen dich gelehrt.

Gerade dieser Umstand giebt auch Dräxler's Liedern heiteren Inhaltes das Gepräge der Aechtheit und Reife; einige derselben, wie der „Stundenweiser", werden sich den Componisten empfehlen, während die größeren Erzählungen zum Vorlesen besonders geeignet sind. Das eigenthümliche Thema: Liebe im höheren Mannesalter, ist selten so würdig und so gefühlt ausgesprochen worden, wie in den Liedern S. 93 und 95:

Ach, wer noch als Jüngling schwärmte,
Leicht getröstet von der Zeit!
Doch um was der Mann sich härmte,
Bleibt sein tiefstes Seelenleid.

Vers und Ausdruck sind bei Dräxler voll Wohllaut und bekunden technische Durchbildung. Ein auffallender Grundcharakter geht nicht durch sie hindurch, doch vermöchten wir auch nicht den Dichter als Vasallen eines unserer tonangebenden Lyriker zu bezeichnen. Nur zweimal ist er es geworden; in dem Gedicht „die Sonne" (S. 57), das bei seinem warmen und gedankenvollen Vortrag doch als eine Parallele zu Rückerts Hymne an das Licht erscheint, und in dem „Sonntag", wo er allerdings mit Geist und Kunst die undankbare Aufgabe gelöst hat, das Meisterstück des allemannischen Sängers im Gewand einer hochdeutschen Dichtung wiederzugeben.

— **Die nordfriesischen Inseln** vormals und jetzt. Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner. Zunächst bestimmt für Badegäste in Wyk auf Föhr. Mit einer Karte der Insel Föhr und der nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Von G. Weigelt. Hamburg, Otto Meißner 1858. — Referent muß gestehen, daß ihm der Name des Verfassers hier zum erstenmale aufstößt, von welchem die Rückseite des Umschlags auch noch „populäre Vorträge über Geschichte der neueren Philosophie" anzeigt. Naturwissenschaftliche Kenntnisse scheinen dem Verfasser nicht fremd zu sein, da er als „Episode" eine selbstständige Abhandlung über Ebbe und Fluth seiner Schrift einverleibt. Um so mehr hätten wir gewünscht, daß er, zumal bei der Reproduction der alten Dankwerth-Meyer'schen Karte von 1652 die neueren geologischen Forschungen zu Rathe gezogen hätte. Das Fragezeichen bei dem alten Umfang von Helgoland ist schwerlich deutlich genug, um allen Lesern die Grundlosigkeit seiner angeblichen alten Landgrenze im Nordosten auszudrücken, und im Texte selbst spricht der Verfasser sich schwankend aus (S. 8 und 89). Nun ist aber, seit J. M. Lappenberg bei der Hamburger Naturforschergesellschaft 1830 seine Zweifel zunächst historischer Art gegen die große Ausdehnung des alten Helgoland zur Sprache brachte und seit Wiebel im zweiten Bande der Hamburger naturwissenschaftlichen Abhandlungen 1848 seine schöne geologische Abhandlung, von Zeichnungen begleitet, veröffentlicht hat, diese Frage für alle Zeiten erledigt und man kennt nicht nur aufs genaueste den ehemaligen Umfang der Insel, sondern ist auch über den kurzen Termin ihres Untergangs beruhigt. Es findet nämlich kein Unterwaschen statt, welches eine rasche Katastrophe herbeiführen könnte, sondern ein allmähliges Benagen der über den Meeresspiegel emporragenden Schichtenköpfe. Im Uebrigen ist die Schrift gewandt, anziehend und

Digitized by Google

mit Sachkenntniß geſchrieben und empfiehlt ſich auch für weitere Kreiſe als die der Badegäſte auf Föhr. Irrthümlich iſt S. 43 der Tod Chriſtians VIII. ins Jahr 1847 verlegt; derſelbe ſtarb am 20. Januar 1848. S.

Sonette von Edmund Spenſer,

dem erſten Bearbeiter des Sonetts in England.

Ueberſetzt von F. Bodenſtedt.

I.

Glücklich, Ihr Blätter, wenn die Lilienhand
Der Hohen, die beherrſcht mein ganzes Sein,
Euch hält und ſchließt Euch wie Gefangne ein,
Die vor dem zittern, der ſie überwand.

Glücklich, Ihr Zeilen, wenn auf Euch gewandt
Des ſchönen Aug's glutvoller Sonnenſchein,
Und Ihr die blutige, thränenvolle Pein
Vor ihr enthüllt, die ich durch ſie empfand.

Glückliche Reime, die ſich baden dürfen
In ihren Reizen und Begeiſtrung ſchlürfen
Aus ihren Augen — ſucht ihr zu gefallen,

Die meine Sehnſucht iſt, mein Glück vor Allen.
Blätter der Liebe, feiert nur die Eine,
Erfreut Ihr ſie, ſo kümmert mich ſonſt Keine!

II.

Schuf ſo die Kunſt ſie, oder die Natur,
Daß Stolz und Sanftmuth ganz in ihr vereint,
Und Beides doch getrennt zu walten ſcheint
In dieſer ganz vollkommnen Kreatur?

Durch ihre zaubervolle Anmuth nur,
Die gänzlich frei von jedem Stolz erſcheint,
Reißt ſie mich hin — dann naht ihr Stolz als Feind
Vernichtend aller ſündigen Triebe Spur.

Ihr Auge übt ſo wunderſame Kunſt:
Mit einem Blicke nimmt ſie mir das Leben
Um's mit dem andern mir zurückzugeben.

Ein Blick verheißt — ein andrer raubt die Gunſt.
So lockt und ſtößt mich ab ihr Blick und Weſen —
Die Kunſt hab' ich in Büchern nie geleſen.

III.

Nun müſſen wir den Blick auf Heiliges lenken,
In Andacht beten; es iſt Faſtenzeit:
Mit vollem Herzen bin ich ſchon bereit
In meine Heilige ganz mich zu verſenken.

Längſt ſtrahlt ihr Bild zu ewigem Gedenken
Im Tempel meines Geiſts, voll Göttlichkeit;
Meine Gedanken ſind ihr fromm geweiht,
Wie Hoheprieſter, die nichts Böſes denken.

Digitized by Google

Ihr bauen will ich einen Hochaltar,
Mein eignes Herz bring ich als Opfer dar,
Es glüht für ſie, doch nur vom reinſten Feuer.

O ſchöne Göttin, nimm mein Opfer an
Für deine Segenshuld, und wahr' es dann
Unter Reliquien dir am meiſten theuer.

IV.

Wie herrlich ihr die ſtolze Haltung ſteht!
Zum Himmel weiſt die himmliſche Geberde,
Doch ſenkt ihr ſinnend Auge ſich zur Erde,
Demuth miſcht ſich in ihr mit Majeſtät.

Denn wie ſie blickt zur Erde, drauf ſie geht,
Bedenkt ſie, daß der Tod auch ſie gefährde,
Und was vom Staube kam, zu Staube werde,
Daß auch das Schönſte auf der Welt vergeht.

Doch ſcheint der Stolz die Demuth zu bezwingen.
Sie fühlt, zum Himmel kann ihr Geiſt ſich ſchwingen,
Derweil ihr Fuß den Staub tritt mit Verachtung,

Der ſie verlockt zu irdiſcher Betrachtung.
Doch neige Dich zu mir mit Huldgeberden,
Laß Dich herab — Du ſollſt erhoben werden!

V.

Ueberſetzt von Louiſe von Plönnies.

Einſt ſchrieb ich ihren Namen auf den Strand,
Da kam und löſcht' ihn aus die neid'ſche Welle.
Zum zweitenmale ſchrieb ihn meine Hand,
Da riß die Flut ihn von der Erde Schwelle.

„Du Eitler!" ſagte ſie, „den ſo durchwühlt
Der Gram, weil irdiſch Ding nicht mag beſtehen:
Wie dieſer Sand werd' ich hinweg geſpült,
Gleich meinem Namen werd' ich ſelbſt vergehen."

Mit nichten, ſprach ich; mag das Niedre ſterben,
Doch Deine Tugend ſoll der Ruhm umrahmen,
Unſterblichkeit ſoll Dir mein Lied erwerben.

Hoch an den Himmel ſchreib' ich Deinen Namen.
Dort, mag die Zeit auch unſern Staub zerſtreuen,
Lebt unſre Liebe, Liebe zu erneuen.

Unterhaltungen.

— **Die Sammlung merkwürdiger Bildniſſe**, die zur Zeit im Saal des hieſigen Vereins für Geſchichte und Alterthumskunde ausgeſtellt iſt, hat ſich kürzlich um zwei intereſſante und werthvolle Stücke vermehrt. Das ältere der beiden Bilder ſtammt aus dem Jahr **1629**;

Digitized by Google

es stellt die beiden Frankfurter Bürgermeister dieses Jahres, Jeremias Orth und Hieronymus Stalberger (auch Stalburger) in schöner Amtstracht dar, umgeben von ihren Ordonnanzen in der malerischen Kriegertracht des 17. Jahrhunderts. Sie stehen im Freien, auf einer Wiese; zur Rechten sieht man Bürger, die sich als Schützen üben. Das zweite Bild gibt eine ähnliche Zusammenstellung aus dem Jahr 1757; wir sehen den älteren Bürgermeister Erasmus Carl Schlosser, neben ihm den jüngeren, Conrad Hupka, beide in großem Ornat, die rothgekleideten Hatschiere im Hintergrund, auf dem Römerberg. Offenbar haben die beiden Herren das erstgenannte Bild gekannt und sich an dem kleinen Kunstwerk so sehr erfreut, daß sie beschlossen, sich in ähnlicher Weise darstellen zu lassen. Und mit Recht; jenes ältere Gemälde ist in der Gruppirung so vortrefflich und im Detail so sorgsam ausgeführt, daß wir es den Kunstfreunden nicht blos um des geschichtlichen Interesses willen empfehlen. Das Schlosser-Hupka'sche Bild hat ebenfalls seine Vorzüge, scheint uns jedoch dem ersteren nachzustehen. — In demselben Saale sieht man auch gegenwärtig ein Bildniß Goethe's, zu welchem der Dichter selbst gesessen hat. Es mag wohl das von Kügelgen sein, das am Schlusse des Jahres 1808 gemalt wurde (Goethe Bd. 27, S. 257) und das im April 1810 im hiesigen Museum ausgestellt war. Die Sammlung des Alterthumsvereins befindet sich vorläufig in demselben Hause mit dem großen Saal des Kunstvereins, und wird von dem Inhaber der Räume, Herrn Osterrieth-Scharff, in der zuvorkommendsten Weise zugänglich gemacht.

— **Die vor- und nachmärzlichen Minister** in Preußen werden von A. von Sternberg im vierten Heft seiner „Erinnerungsblätter" wie folgt geschildert: „Wie bleiche Schatten fielen die alten Namen in den Staub, darunter war das zierlich gescheitelte Haupt des Herrn von Savigny, dieses großen Juristen und noch größeren Höflings, darunter war des Herrn Eichhorn's einst so gepriesene Größe, darunter war der ritterliche Graf zu Stolberg, der von diesem blutbefleckten Schauplatze abtrat mit jener kalten Miene des Hohns und der Verachtung, wie etwa seine Vorfahren von einem Turnierplatze abtraten, wo einem nicht ebenbürtigen Gegner die Schranken geöffnet worden waren; darunter war endlich auch der hartnäckigste Kämpe für den Absolutismus, der beharrlichste Freund des alten Regime, der so oft besungene und gepriesene Herr von Bodelschwingh, von dem Friedrich Förster gesungen hatte, Preußen erhebe sich nicht mit Adlerschwingen, sondern mit Bodelschwingen. Von den Ufern des Rheins kamen die neuen Portefeuilleträger, jene praktischen Männer mit dem kurzen raschen Gange, dem aufgeworfenen Kopfe, der schwarzen Halsbinde und den bestaubten Stiefeln; Männer, die früh schon die Fabriken hatten sausen hören, und hinter dem Contortisch den Curszettel der Zeit studirt hatten, Männer, die das Parquet nicht liebten, weil sie fürchteten darauf auszugleiten. Solche Männer kamen an, und der Graf Arnim ging ihnen mit höflichem Lächeln und mit biederherzigem Händedruck entgegen. Es war der gute Bürger Arnim, der den guten Bürger Camphausen bewillkommnete. Aber die alte Diplomatie, ist sie schlau, die neue Eisenbahn- und Fabrikaristokratie ist noch schlauer. Keiner glaubte dem Andern."

— **Das Grabmahl Günthers von Schwarzburg.** Das soeben erschienene achte und letzte Heft des von der „Gesellschaft für Frankfurts Geschichte und Kunst" herausgegebenen Archivs bringt eine Reihe von sehr belehrenden Angaben über das genannte Grabmal aus der Feder unseres hochbejahrten Senators Dr. Ufener. Jenes Denkmal ist keineswegs ein Kaisergrab; Günther hatte vor seinem Tod alle Ansprüche auf Krone und Reich dem König Karl gegen Zahlung einer Summe von 20,000 Mark überlassen; er starb als Graf von Schwarzburg am 18. Juni 1349. Sein Denkmal wurde in der Mitte des Chors der Bartholomäuskirche errichtet und stand unverrückt bis zum Jahr 1743, wo es abgehoben und an der Seite des Chors aufgerichtet ward. Herr Dr. Römer-Büchner erwähnt in seiner (dem Kaiser von Oesterreich gewidmeten) Schrift über die Wahl- und Krönungskirche der Veranlassung dieser Versetzung nicht und bemerkt nur, daß man sich in früheren Jahren einen

Digitized by Google

solchen Akt der Impietät nicht erlaubt haben würde. Dieser Akt wurde jedoch auf Begehren des Kaisers Karl VII. verübt, „da Höchstdieselben dem Prinzen Doria den Kardinalshut aufsetzten." Auch Herrn Römers Erzählung von der Behandlung, welche die Inschrift auf dem Denkmal durch die „Gelehrten" erfuhr, ermangelt der Begründung. Die Inschrift selbst war nach Ufeners Ansicht der Wahlspruch Günthers und steht auf dem Sarkophag ganz ohne Bezug auf seine politische Lage.

— **P. J. Proudhon.** Das neueste Werk dieses außergewöhnlichen Mannes, der mit logischer Schärfe wie wenige Zeitgenossen begabt ist, erschien soeben in deutscher Uebersetzung von dem würtemberger Demokraten Ludwig Pfau unter dem Titel „Die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche; neue Principien praktischer Philosophie." (Hamburg und Zürich). Das umfangreiche Werk (es wird aus drei Bänden bestehen) ist dem Kardinal-Erzbischof von Besançon gewidmet. Der klare, unerschütterlich und bestimmt fortschreitende Styl ist eine besondere Merkwürdigkeit an diesem Buche. Die Rücksicht auf seine Vorgänger hat Proudhon nicht vernachlässigt; bei Feststellung des Begriffes der Gerechtigkeit analysirt er, außer den Lehren des alten und des neuen Testamentes, auch die Definitionen des Aristoteles, Ulpian, Cicero, Spinoza, Hobbes, Grotius und Bayle; von deutschen Denkern bespricht er Wolf, Kant, Hegel und Krause.

— **Homers Apotheose**, ein episches Gedicht von Leopold Schefer. Der erste Band, der in sehr schöner Ausstattung (bei Schauenburg in Lahr) erschienen ist, umfaßt zwölf Gesänge in Hexametern; das Ganze wird wahrscheinlich den Umfang eines homerischen Epos erhalten. Schefer führt seinen Sängerhelden durch Verkennungen und schwere Lebensprüfungen zur Apotheose; im ersten Gesang kommt Melesigenes, mit seinem Dichternamen Homeros geheißen, in ziemlich betrübten Umständen, namentlich von Hesiod im Gesang besiegt, auf dem öden Gefilde von Ilion an, wo er als Jüngling die Schafe Memnons gehütet hat.

— **Die Wittwe des Agis**, Tragödie von Wilhelm Jordan (Preisstück), ist kürzlich vom Verlag der Literarischen Anstalt in Frankfurt ausgegeben worden. In einem inhaltreichen Vorwort sucht der Dichter nachzuweisen, daß es in den Bedingungen der dramatischen Production unserer Zeit liege, die tragische Kunstform der antiken ähnlicher zu machen als der Shakspeare'schen. Seine Auseinandersetzung, so geistvoll sie ist, wird übrigens den Lobrednern des Alterthums nicht ganz willkommen sein, da er die Gründe mehr aus der Sachlage, als aus ästhetischen Gesetzen entnimmt.

— **Eine Jubelausgabe von Schillers Werken** wird im Laufe des nächsten Jahres, des hundertsten seit Schillers Geburt, veranstaltet und größtentheils von dem trefflichen Mitherausgeber des Lachmann'schen Lessing, Wendelin von Maltzahn, besorgt werden. Erst nach ihrer Vollendung wird man sagen können, daß das Lieblingsbuch der Nation urkundlich, vollständig und kritisch gesichtet vorliegt.

Neuestes aus Graudenz.

Wer über Heller's Treiben klagt,
Der merke, was ein Weiser sagt:
„Wie Einer ist, so ist sein Gott;
Drum wird auch Gott so oft zum Spott."
Auch unser Mann hat wohl gefaßt,
Daß sein Gott nicht für Alle paßt.
Der Gott der Scheiterhaufengluth,
Des Zankes und der Meinungswuth,
Den Heller, der Dekan, verehrt,
Ist grade diesen Heller werth.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen qr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 37. Frankfurt a/M., den 11. September 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. Ein deutsch-französisches Künstlerleben. — Pädagogische Briefe. Von F. C. Baldamus. II. Ueber den deutschen Unterricht auf Schulen. — Gregor VII. und die Inschrift an der Kirche zu Graudenz. Von Dr. theol. Steib. — Ueber Ursprung und Herkunft der Philister. Von G. B. (Schluß.) — Der deutsche Adler. Von Dr. C. — Unterhaltungen: Ein streitiger Tugendpreis; Carlyle's Friedrich der Große; der transatlantische Telegraph u. s. w.

Ein deutsch-französisches Künstlerleben.

Mémoires et Journal de Jean Georges Wille, Graveur du Roi. Publié par Georges Duplessis, avec une préface par Mrs. Edmond et Jules de Goncourt. Paris, Renouard.

Je mehr man in der Literatur des Auslandes deutschen Spuren nachgeht, um so größer wird die Achtung vor der Fülle von Kräften, die unser Vaterland birgt; um so mehr sehen wir ein, wie dieselben während der „guten alten Zeit“ in ihrem Wirken überall gehemmt waren. Ja, hätte nicht die Natur dem Deutschen als fortwirkenden Sauerteig die Wanderlust und den Trieb nach Abenteuern beigemischt, noch weit mehr Talente würden in den Jahrhunderten, die man jetzt gern als die glücklicheren bezeichnet, daheim verkümmert sein.

Im Jahr 1806 starb in Paris ein berühmter Kupferstecher, le Chevalier Georges Wille, membre de l'Institut, in seinem einundneunzigsten Jahr. Die Kunstfreunde aller Länder wußten seine Arbeiten zu schätzen; im Wiedergeben der sauberen und vollendeten Bilder eines Terburg und Gerhard Dow, Netscher und Metzu kamen ihm Wenige gleich; ausgezeichnete Schüler wie Berwic und Andere verbreiteten seinen Ruhm, und heute gehören seine Blätter zu den beliebtesten. Durch das oben verzeichnete Werk erfahren wir

Digitized by Google

nun, daß er über seinen höchst eigenthümlichen Lebenslauf nicht nur handschriftliche Notizen hinterlassen, sondern ihn zum Theil in einem ausführlichen Tagebuch (in französischer Sprache) beschrieben hat. Letzteres ist den vielen Selbstbiographien des vorigen Jahrhunderts anzureihen, die für die Sittenschilderung desselben eine noch lange nicht erschöpfte Quelle bieten. Die Helden dieser Bücher, die jeden Roman an sachlichem Interesse übertreffen, sind unter sich ungemein verschieden, — man denke z. B. an Schubart, Bronner, Salomon Maimon, Karl Bahrdt, — aber ein gewisser Grundzug ist ihnen eigenthümlich: der Ankampf gegen den blöden Formalismus eines eingeschüchterten Mittelstandes, die Lust am Wechsel der Lebensstellungen, dazu Gewandtheit und eine Springkraft des Geistes, die sich überall Freunde wie Feinde erwirbt und die es mit der Wahl der Mittel zum Zwecke nicht allzu ängstlich nimmt. Nur selten überwog in einem solchen deutschen Gil Blas das bürgerlich solide Element, mit welchem ein sicheres Loos begründet werden kann; Wille war mit demselben besser als Andere ausgestattet.

Johann Georg Wille wurde im Jahr 1715 zu Bieberthal bei Königsberg in der Wetterau geboren. Sein Vater war ein kleiner Gutsbesitzer. Der Bericht, den Wille als achtzigjähriger Mann über seine Kinderjahre schrieb, ist im lebhaftesten Ton gehalten. Er erinnert sich noch, wie er zuerst mit weißem Kalk auf die Steine der Hausflur allerlei Figuren zog. In der Lateinschule, die er ungern besuchte, füllte er seine Hefte mit Zeichnungen, namentlich mit Abbildungen der alten Burg bei Königsberg, welche die Schweden in Trümmer gelegt hatten.

Ein Gärtner des Kapuzinerklosters in Wetzlar, der im Hause des alten Wille aus- und einging, merkte die Leidenschaft des Knaben für alles Gezeichnete und Gemalte und machte sich dieselbe auf eine nicht löbliche Art zu Nutzen. Für sechs Augsburger Bilderbogen entlockte er dem kleinen Johann Georg einen ganzen Vorrath von Würsten, Eiern und gesalzener Butter aus der häuslichen Speisekammer. Doch war dieser Handel die Veranlassung, daß Wille das Kloster besuchte, in welchem er zum Erstenmal nicht nur gemalte Wappen an den Fenstern, sondern Oelgemälde sah und die Namen Dürer und Kranach hörte. Der Eindruck, den diese Gegenstände auf den Knaben machten, war so bedeutend, daß sein Vater ihm gestattete, mit einigen Handwerksburschen nach Marburg zu reisen, um hier die herrliche Elisabethkirche zu sehen. Er prägte sich die verschlungenen Zierrathen so gut wie möglich ein und übte sich bald im Modelliren auf die sonderbarste Weise. Er holte nämlich große Stücke Lehm vom Rande des Biberbaches und formte daraus groteske Masken mit offenem Munde, die er vor die Bienenkörbe seines Vaters klebte. Bald hatte er die Freude zu sehen, wie der Schwarm sich durch die Oeffnung drängte, bis der Herbstregen das Kunstgebilde wegspülte.

Nun kamen lange Winterabende; der kleine Wille verschaffte sich vom

Digitized by Google

Vater Papier, Bleistift und Farben, und begann die Bibel und einige Märchenbücher zu illustriren. Der Vater war einsichtsvoll; er suchte das Kunstbestreben des Knaben nicht zu unterdrücken, verlangte jedoch, wie der alte Goethe, strenge Ausdauer, und warnte vor dem beständigen Abspringen, das in Georgs Natur zu liegen schien. Dies Abspringen rührte zum Theil daher, daß Wille nicht minder ein vielseitiges technisches Talent, als ein künstlerisches besaß. Bald war er es müde, Adam und Eva oder die schöne Melusine zu zeichnen. Er wandte sich der Botanik zu, legte eine Pflanzensammlung an, pfropfte Bäume und bereitete Arzeneien aus Laub und Wurzeln. Er selbst gesteht, daß die quecksilberne Lust an Abwechselung ihm sein ganzes Leben hindurch verblieb. Dieser Theil seiner Jugendgeschichte ist so lebendig erzählt und so reich an intim deutschen Zügen, daß man sich wundern darf, wie in einem der Dorfgeschichte und Kulturgeschichte so ergebenen Zeitalter Wille's Leben bei uns noch keine Berücksichtigung fand.

Nachdem der Vater lange Zeit überlegt hatte, was mit dem unruhigen Jungen anzufangen sei, brachte er ihn endlich nach Gladbach zu einem Maler Namens Kuhn in die Lehre. Kuhn war, wie die meisten Menschen, die in dieser biographischen Wandernovelle auftreten, ein begabter, offenherziger, sorglos zutraulicher Mensch, der nur im Trinken etwas zu viel that. Auch Georg hatte sich nicht zu überarbeiten. Wenn die Stunden vorüber waren, ging Kuhn mit seinem Schüler zu den Bergleuten; das waren prächtige Bursche, die sämmtlich Musik machten und zwar meist auf ganz alten, von ihren Vorfahren ererbten Instrumenten. Sie erzählten Geschichten und führten aus dem Stegreif lustige Stücke auf, in denen wahrscheinlich mehr Poesie lag als in Neukirchs Telemaque und in Gottscheds Cato, die man damals zu lesen und zu spielen pflegte. An Schlägereien fehlte es jedoch nicht, und eine derselben war von so komischen Umständen begleitet, daß das junge Genie sich gedrungen fühlte, sie auf einem großen Bogen Papier nach seiner Art zu zeichnen. Das Blatt fand Beifall und ein Liebhaber zahlte dafür einen Thaler, den Wille seinem Lehrer Kuhn schenkte. Die Gabe kam sehr gelegen, denn die alte Mutter des Meisters, bei der Beide wohnten, hatte ihrem Sohn sein gewohntes Quantum an geistigen Getränken entzogen und er sehnte sich daher nach Taschengeld.

Georg Wille sehnte sich jedoch wieder heim und schrieb seinen Eltern, er könne bei Kuhn nichts mehr lernen. Vor seiner Rückreise sah er noch die Eröffnung eines neuen Schachtes in Kirchberg mit an. Er kroch in demselben herum und fand eine weißliche Steinart, die leicht zu bearbeiten schien. Er nahm ein flaches Stück davon mit nach Hause und meiselte darauf einen menschlichen Fuß in Relief, so gut er konnte; hernach rieb er das Kunstwerk mit Sand ein und legte es wie zufällig unter einen Steinhaufen vor dem Schachte hin. Die fürstlichen Beamten fanden den Stein aus und sahen

Digitized by Google

ihn bewundernd an; man wußte nicht, ob er für ein Naturspiel oder für ein Stück Alterthum zu halten sei, und schickte ihn nach der landgräflichen Residenz. Der junge Schelm rieb sich die Hände und freute sich mehr als ob ihm seine Arbeit irgend eine persönliche Auszeichnung gebracht hätte. Der Stein mag seitdem in irgend einem hessischen Museum die Gelehrten stark beschäftigt haben.

Im Vaterhaus trieb ihn seine geschäftige Natur wieder zu tausend Künsteleien an. Er verfertigte eine Büste Ludwigs des Vierzehnten, die im Orte großes Aufsehen machte, an der jedoch die große schwarze Lockenperücke die Hauptsache gewesen sein muß; denn zum Kritiker fand sich vorzugsweise ein alter Invalide berufen, der in seiner Jugend bei einem Friseur in Wetzlar in der Lehre gewesen war. Der Erfolg war nicht der erwünschte. Da bettelte sich der Junge in den Schmieden und andern Werkstätten der Nachbarschaft kleine Stücke Kupfer, Zink und sonstiges Metall zusammen, machte daraus Glöckchen und andere Spielsachen und verkaufte sie. Endlich verfiel er darauf, sich einen Grabstichel zu machen, wie ihn die Kupferstecher haben; dazu fand er einen wahren Schatz, nämlich einen alten kupfernen Kessel; er hackte die best erhaltenen Stücke davon ab, schlug sie platt, verbesserte sein Werkzeug und begann zu arbeiten. Das Vergnügen, das er daran fand, entschied über seinen Lebenslauf. Er ging zunächst noch einmal zu einem Kleinschmied nach Gießen und machte durch geschickt angebrachte Verzierungen an Metallwaaren so viel Aufsehen, daß er dem kleinen Hofe von Usingen bekannt wurde. Die Stichel-Uebungen wurden indeß mit Glück fortgesetzt; bald konnte sich Wille als einen angehenden Künstler betrachten, und nun fand er, daß das Lahnthal für seine Thätigkeit zu eng sei.

Jetzt beginnen die köstlichen Wanderjahre, die den jungen Burschen durch allerlei Abenteuer und Entbehrungen endlich nach dem großen Paris führen. Wir verzichten darauf, den reichen Inhalt dieser Reisekapitel unsern Lesern wieder zu geben. Es liegt ein ganz besonderer Reiz in solchen Erinnerungen; man fühlt beim Lesen Etwas von dem zufriedenen Lächeln, das den alten Chevalier und Akademiker umspielen mochte, als er seiner kerngesunden Jugend gedachte. Diese Frische der Lebenslust, diese Freude am eroberten Butterbrod, diese kerngesunde Offenheit, die sich überall Gunst erwirbt, im Bauernhofe wie im Kloster, beim schnurrbärtigen Offizier wie beim bezopften Thorschreiber, — dies Alles enthält eine ganz eigenthümliche Poesie, wie unsere jetzigen Lebensumstände sie längst nicht mehr aufweisen. Drei Merkmale sind bei allen derartigen Wanderern und bei unserem Freund insbesondere bezeichnend: ein frohes Herz, ein leerer Beutel und ein fabelhafter Appetit.

Selbst in Paris hatte er noch das abenteuerliche Burschenleben zu führen. Glücklicher Weise war er jedoch nicht allein, sondern hatte unterwegs

Digitized by Google

einen jungen Berliner, Namens Schmidt, aufgetrieben, der ebenfalls Kupferstecher war, ebenfalls Talent und gute Laune besaß, aber mit mehr Erfahrung und Klugheit es unternahm, in Paris Glück zu machen. Wille sah sich noch einmal genöthigt von Hause Geld zu fordern; er that dies in einem Briefe, der stark an die bekannte Epistel des Hieronymus Jobs erinnern mochte. Sein Vater gab jedoch in liebevollen Ausdrücken den Bescheid, Johann Georg sei nach eigenem Belieben abgereist, und es sei daher nicht mehr als billig, daß er sich durch eigene Kraft forthelfe. Im Felleisen des Sohnes befand sich noch ein Dutzend seltener Münzen, die er einzeln bei einem Trödler losschlug. Die gewonnene Zeit benutzte er, um angesehenen Künstlern seine Aufwartung zu machen. Auf einen derselben, Herrn von Largillière, machte er einen so günstigen Eindruck, daß derselbe ihm einen heiligen Hieronymus zu copiren gab. Dies brachte Anerkennung, aber keinen Unterhalt; die zwölf Münzen waren eingeschmolzen und der Winter stand vor der Thür. Da mußte denn in der Noth wieder zu einem mehr mechanischen Erwerb gegriffen werden. Wille gravirte die feinere Arbeit für die Büchsenschäfter; am liebsten verkehrte er mit einem Monsieur Bletterie, weil dieser der Comédie Française gegenüber wohnte, so daß der junge Künstler hier Bekanntschaft mit den Schauspielern anknüpfen und mitunter ein Freibillet erhaschen konnte. Bald aber kam ihm in den Sinn, das Uhrmachergeschäft müsse viel angenehmer sein; er hatte nämlich noch die Ansicht, daß der Uhrmacher Alles, was zu einer Uhr gehört, von der Feder bis zum verzierten Gehäuse, selbst verfertige. Beim Vorübergehen an der Abbaye St. Germain sah er ein Aushängeschild, „Delièvre, Uhrmacher", trat ein und gab sich als einen deutschen Genossen des Handwerks an. Noch an demselben Tag setzte man ihn an die Arbeit. Glücklicher Weise hatte er vorerst nur kleine Stückchen Stahl, nicht dicker als Roßhaare, zu drehen; so blieb seine völlige Unbekanntschaft mit der Uhrmacherei vorerst ein Geheimniß. Der Aufseher der Werkstätte freute sich, einen Deutschen im Geschäfte zu haben, und fragte ihn um die technische Bezeichnung der einzelnen Rädchen oder Stiftchen in deutscher Sprache. Wille in seiner Verlegenheit erfand Wörter und Namen, die nie existirt haben, die aber sein Obergeselle gewissenhaft niederschrieb.

Von der Zeit an, wo Wille die Uhrmacherei aufgab, wird sein Lebenslauf geregelter. Er verfertigt eine Platte nach einem angeblichen Bildniß und wendet sich damit an Herrn Odieuvre, einen Bilderhändler vom Quai d'Ecole, der seine Leute hart anstrengte und schlecht bezahlte. Er gab dem jungen Deutschen eine langweilige Serie von Medaillen-Porträts der Könige von Frankreich; die sollte er stechen, zu zwanzig Francs die Platte. Als der Künstler ihm die ersten Proben brachte, steckte Odieuvre sie in eine Mappe und sagte: „Ich bin nicht ganz unzufrieden; ich will Euch bezahlen, denn ich ermuthige die Künstler." Er zog eine Schublade auf, fand aber in derselben

Digitized by Google

nicht die verlangte Summe und rief nun seine Frau, die harthörig und verwachsen, eben die Küche fegte. „Mein Hühnchen", rief er, „hast du nicht etwas Geld in deiner Schürze für den jungen Mann?" „Ja mein Engel", sagte sie, und legte auf den Zahltisch alles Geld was sie hatte; Odieuvre schob es unserem Freunde zu, seufzend und murrend: „Ach, wie das Geld fortgeht!"

Darnach fand Wille seinen Freund Schmidt wieder, dem es bereits sehr gut ging und der ihm nicht nur in seiner Wohnung ein Zimmer einräumte, sondern auch Arbeit verschaffte. Er hatte eben das Porträt des Grafen Evreux nach einem Gemälde des berühmten Rigaud zu stechen. Rigaud's geistvolle Bildnisse des Königs und Bossuets hatten solchen Ruhm gewonnen, daß die ersten Größen des Landes eine Ehre darein setzten, von ihm gemalt zu werden; nur Damen malte er fast nie, weil ihm das Schmeicheln zuwider war. Wille bat seinen Freund, ihn bei diesem trefflichen Mann einzuführen; an Rigaud fand er, was ihm bis dahin gefehlt hatte, einen biederherzigen und einsichtsvollen Beschützer. Mit einem Antheil, der nur in der reinen Würdigung des jungen Talentes begründet war, verwandte er sich für ihn. Wille's Schilderung von seinem Verkehr mit dem hochstehenden Künstler, der sonst für sehr stolz gehalten wurde, ist wahrhaft wohlthuend. Bei dem zweiten Besuch übergab er ihm das Porträt des Marschalls Belleisle, das er eben vollendet hatte, zum Abdruck; der Schützling wollte gleich darnach greifen. „Sachte", bemerkte Rigaud; „Eifer ist ein gut Ding, aber ein wenig Geduld schadet mitunter auch nicht. Eben kommt der Kaffee, wir wollen ein wenig zusammen schwatzen." Und nun erzählte der mit Orden und Würden bekleidete, in den Adelstand erhobene Pariser Akademiker dem oberhessischen Bauernsohn, wie er sich in der Jugend habe anstrengen müssen, um etwas Besseres zu werden, als ein gewöhnlicher Anstreicher; wie er sich der Natur zugewandt und sie unaufhörlich studirt habe. „Auch Sie", setzte er hinzu, „können es weit bringen; Sie haben Talent und sind jung. Kommen Sie recht oft, führen Sie sich gut auf; ich will hier in der Fremde Ihr Vater sein."

So war der entscheidende Wendepunkt in Wille's Leben eingetreten; es hing fortan von ihm ab, ob er so weit gelangen sollte, als seine Anlagen ihn befähigten. Er fühlte sich angespornt, als Zeichner und Stecher sein Möglichstes zu leisten; Widerwärtigkeiten hemmten seinen Weg nicht mehr. Er nahm übrigens in der ersten Zeit des neuen Lebens einen etwas prunkvollen Geschmack an; der verständige Schmidt schüttelte den Kopf, wenn sein Kamerad Münzen sammelte und goldene Tressen am Hut trug und wie ein Kind an einer silbergeblümten Seidenweste von Lyon oder an einem silbernen Degengehenke seine Freude hatte. Zudem bezeichnete Wille jedes erfreuliche Stadium, jeden Schritt vorwärts durch eine Gasterei. Indessen wurde er

Digitized by Google

beliebt, gewann Freunde, kam mit den Seinigen in der Heimat in ein gutes Verhältniß, ſtellte ſeine Preiſe höher und machte Fortſchritte. Seine ausführliche Selbſtbiographie bricht im Jahr **1743** ab; das Letzte, was er erzählt, iſt der freundliche Empfang, der ihm bei Marſchall Belleisle zu Theil wurde. In demſelben Jahre ſtarb ſein Wohlthäter Rigaud, **84** Jahre alt.

An das biographiſche Bruchſtück reiht ſich Wille's „Journal." Es iſt ſelbſtverſtändlich mehr notizenhaft abgefaßt, doch iſt ſelten ein Tagebuch geſchrieben worden, in dem ſich bei der liebenswürdigſten Einfalt ein ſo friſcher, geſunder Sinn ausſpricht; Alles wird von der frohen Seite dargeſtellt, Häuslichkeit und Weltverkehr ſpiegeln ſich in der ſchönſten Abwechslung. Stets war ſeine Hand offen und ſein Geiſt in Thätigkeit. Er ſtieg in der Achtung der Zeitgenoſſen, und die größten derſelben ſtanden mit ihm in Berührung. Die angeſtrengte Kunſtarbeit wurde bis ins höhere Alter durch Landpartien, Einladungen, heitere Zuſammenkünfte aufs Beſte aufgefriſcht. Zu wie ſchönen Zielen ihn ſein Lebenspfad führte, haben wir ſchon oben angedeutet. Er verheirathete ſich im Jahre **1747**, als er **32** Jahre alt war. Elf Jahre ſpäter erhielt er von der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten den Naturaliſationsbrief und wurde als Kupferſtecher des Königs zum Mitgliede der Akademie der Malerei und Sculptur ernannt. Nun kamen ihm auch Anträge aus Deutſchland; einmal ſollte er nach Wien, einmal nach Dresden berufen werden, um Schüler zu bilden. Er wies beide Anerbietungen von der Hand und lebte noch eine Reihe von Jahren, auch als Wittwer, in Paris, wo er die Pflichten eines Bürgers erfüllte, ſo gut es ihm möglich war.

Prüfungen blieben ihm gleichwohl nicht erſpart; in der Revolution büßte er faſt ſein ganzes Vermögen ein und war genöthigt, das Haus zu verlaſſen, das ſo lange Zeit der Schauplatz ſeiner Arbeit und ſeiner Gaſtfreiheit geweſen war. Durch Napoleon erhielt er eine höhere Stellung als zuvor, doch ſtarb er nicht als reicher Mann. —

Herr G. Dupleſſis hat die Wille'ſche Biographie ſammt Tagebuch zum Druck befördert. Die Brüder Edmund und Julius de Goncourt, unermüdlich im Aufſuchen von Briefen und Handſchriften, die für die Bildungsgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts Belehrung geben können, haben das Buch mit einem einleitenden Vorworte verſehen. Daſſelbe iſt bereits vor einem Jahre erſchienen und mit großem Beifall aufgenommen worden. Eine holländiſche Ueberſetzung wird vorbereitet. Eine engliſche iſt bereits erſchienen und die Zeitſchriften jenſeit des Kanals geben um die Wette Auszüge aus demſelben. In Deutſchland, ſollte man denken, müßte es alsbald ſchon um der Jugendgeſchichte willen noch weit größere Theilnahme erregt haben; gibt es doch gar wenige Schriften, die uns in das heimiſche Leben und in den Bildungszuſtand einer vergangenen Zeit ſo vertraute Einblicke gewähren. Gleichwohl hat das Buch des trefflichen Landsmannes, ſo weit uns bekannt

Digitized by Google

geworden ist, in seinem Vaterland äußerst wenig Berücksichtigung gefunden. Es ist weder übersetzt noch in der Originalsprache verbreitet. Dies spricht um so weniger zu unseren Gunsten, als fortwährend miserable französische Romane, die zum deutschen Volksthum in keinerlei Beziehung stehen, in deutschen Landen zu Modebüchern werden.

Pädagogische Briefe.

Von F. C. Paldamus.

II. Ueber den deutschen Unterricht auf Schulen.

Der Unterricht in der deutschen Sprache ist unzweifelhaft einer der wichtigsten und zugleich schwierigsten. Es bedarf ja, um die Wichtigkeit dieses Unterrichtsgebietes zu ermessen, nur eines Fünkchens von Nationalgefühl. Oder sollen wir von der Forderung abstehen, daß Jeder und Jede, wenn nur einiger Anspruch an Bildung erhoben werden soll, die Muttersprache kenne, verstehe, zu gebrauchen wisse? Ich meine, Alle, denen die geistige und sittliche Bildung des deutschen Volkes am Herzen liegt, reichen sich in dieser Forderung einmüthig die Hand, wie sie dann auch in der Interpretation und darauf begründeten Realisirung derselben auseinander gehen mögen. Ich sprach von der geistigen und sittlichen Bildung des Volkes, und gewiß mit Fug und Recht: denn in dem Verhältniß zur Muttersprache liegt ein sehr beachtenswerthes sittliches Moment, eine Förderung oder Benachtheiligung der Charakterbildung; ein Zusammenhang, der freilich nicht auf der Oberfläche liegt, sondern auf die mehr inneren und tieferen Bedingungen menschlicher Entwickelung verweist. Es würde zu weit führen, wenn dies ausführlicher auseinander gesetzt werden sollte, aber auf einen Punkt, den augenfälligsten, möchte ich aufmerksam machen. Sie wissen, wie viel heut zu Tage von der erziehenden Aufgabe der Schule die Rede ist, so viel, daß man bisweilen besorgen möchte, die intellectuelle Bildung der Jugend könnte darüber verabsäumt werden. Gestehen wir aber der Schule gern eine solche erziehende Aufgabe zu, räumen wir ein, daß sie es nicht bloß mit dem geistigen, sondern auch mit dem sittlichen Menschen zu thun hat, so ist auch der Begriff des sittlichen Menschen, so ist die Aufgabe der Charakterentwickelung in vollem Umfange, in ganzer Bedeutung zu fassen. Das geschieht aber nur, wenn dem nationalen Elemente sein Recht wiederfährt. Hat man mit Recht so oft hervorgehoben, daß man Sittlichkeit von Religiosität nicht ablösen dürfe (wobei freilich jede exclusiv engherzige Deutung abzuweisen ist), so darf man auch nicht übersehen, daß ein Charakter im vollen Sinne des Wortes ohne eine im Gefühl wie im Bewußtsein starke Stellung zum Vaterlande, zur Nation nicht gedacht werden kann. Ein deutsches Herz, ein deutscher Sinn

Digitized by Google

geziemt jedem Deutſchen, die Erziehung zum Nationalgefühl und Nationalbewußtſein iſt ein weſentliches Moment der ſittlichen Aufgabe der Schule! Und wenn das für uns eine Wahrheit iſt, wie es ja doch nicht anders ſein kann, welche Bedeutung gewinnt für uns der Unterricht in der Mutterſprache! Wie unerläßlich wird dann die Forderung, dieſen umſichtig, ſorgfältig, liebevoll zu ertheilen, der Jugend den Beſitz eines unſchätzbaren Gutes zum Bewußtſein zu bringen, ſie zum Verſtändniß und zum Gebrauch der Sprache zu führen, in der ſie ihr eigenes inneres Leben zum Ausdruck bringen ſoll und durch die ſie das geſammte Leben ihrer Vorfahren auf Erden noch einmal durchleben kann!

Vielleicht leuchtet das Andere weniger leicht ein, daß gerade dieſer Unterricht mit unſäglichen Schwierigkeiten verbunden iſt. Wird doch die Schwierigkeit des Unterrichtens, der geſammten Lehrthätigkeit ſo häufig unterſchätzt! Ich kann das — ſeltſam genug, daß es ſo iſt — im Grunde weniger von dem größeren Publikum ſagen, von dem man doch eine eingehende Kenntniß nicht beanſpruchen darf! Drückt ſich nicht jene Thatſache weit mehr in beſtehenden Einrichtungen oder auch nicht getroffenen Maßnahmen aus? Oder iſt es nicht eigenthümlich, daß an manchen Orten zwar Niemand wagen dürfte, ſich ein Paar Stiefel von einem Nicht-Schuhmacher beſohlen zu laſſen, Unterricht und Erziehung aber mehr oder minder ein freies Feld für jede mögliche Induſtrie iſt? Man würde nothgedrungen in dieſer Sachlage einen Beweis dafür erblicken müſſen, daß das Unterrichten eine ſehr leichte Sache ſei, wenn nicht auf der andern Seite andere Einrichtungen, wie z. B. Lehrerprüfungen ꝛc. dem entſchieden widerſprächen.

Verzeihen Sie mir dieſe eingeſtreute Bemerkung: ſie verdient wohl Ihre Nachſicht, wenn Sie daran denken, daß die Schule und der Lehrerſtand nicht bloß mit den Schwierigkeiten kämpfen, die in der Aufgabe ſelbſt, in den Zeitverhältniſſen, in der nie ganz zu überwindenden Mangelhaftigkeit alles menſchlichen Strebens liegen, ſondern daß ſie auch auf Hinderungen und Erſcheinungen ſtoßen, welche nur als zufällige, willkürliche, unberechtigte bezeichnet werden können. Es iſt ein altes Wort: weß das Herz voll iſt, dem läuft der Mund über. Wer ſein Leben dem Dienſte der Schule gewidmet hat, der hat nicht bloß das Recht, ſondern auch die Pflicht, gegen jene Hinderungen anzukämpfen. Habe ich Ihnen damit das Programm eines ſpäteren Schreibens angedeutet, ſo darf ich wohl jetzt auf mein heutiges Thema zurückkehren.

Die Schwierigkeit des deutſchen Unterrichtes ſpiegelt ſich in mehreren Thatſachen deutlich ab. Zunächſt in den mangelhaften Leiſtungen. An den ernſtlichen Beſtrebungen der Lehrer fehlt es gewiß nicht, wie ſich denn überhaupt nur baare Ungerechtigkeit dagegen verſchließen kann, daß der deutſche Lehrerſtand Treue, Fleiß und Hingebung bewieſen hat und beweiſt. Aber

Digitized by Google

sehen Sie sich in Bezug auf Rechtschreibung, auf Lesefertigkeit, auf Ausdrucksfähigkeit um! Sind die Resultate genügend? Wie viele Männer und Frauen, die man weder als unbegabt noch als absolut ungebildet bezeichnen darf, und die im Leben eine angesehene Stellung einnehmen, sprechen und schreiben unrichtig! Die Unfertigkeit im Lesen, selbst bei fast Erwachsenen, nach vieljährigem Unterrichte, ist oft genug traurig überraschend; und nun erst der schriftliche Gedankenaustausch! Lassen Sie uns davon lieber schweigen!

Ferner kommt die pädagogische Literatur in Betracht. Seit einer Reihe von Jahren hat mich meine Lehrthätigkeit immer wieder gerade in das Gebiet des deutschen Unterrichts geführt, und ich habe nach Möglichkeit der pädagogischen Diskussion zu folgen gesucht. Welche lange Reihe von Schriften, Schriftchen und Aufsätzen! Sie würden eine artige Bibliothek ausmachen.

Was aber noch mehr auffällt, ist die Verschiedenheit der vorgetragenen Ansichten: sie stehen sich häufig geradezu diametral entgegen. Ich darf vorerst mich auf die Anführung dieser Thatsache beschränken, da ich später auf diesen Punkt zurückkommen muß. Aber gewiß, schroffe Gegensätze stehen einander gegenüber. Und zwar nicht bloß in den Schriften über Schule und Unterricht zeigt sich diese Verschiedenheit, auch in den Schuleinrichtungen begegnen wir derselben: ich brauche hier bloß an die neuen preußischen Regulative vom Jahr 1854 im Gegensatz gegen das sächsische Schulgesetz von 1835 zu erinnern.

Bei diesem Stande der Dinge kann denn wohl auch die Praxis nur ein buntscheckiges Aussehen haben. In Wahrheit fehlt es auf diesem Unterrichtsgebiete so sehr an einer Einheit in Ansicht und Methode, daß man behaupten kann, der deutsche Unterricht, wenn er aus den ersten Anfängen heraustritt, wird von jedem Lehrer anders behandelt. Das ist gewiß ein Uebelstand. Denn so wünschenswerth und nothwendig es ist, daß die Individualität des Lehrers Spielraum behalte, so wenig jemals die Methode zur Schablone werden darf: hier ist das freie Walten persönlicher Ansichten kein begehrter Zustand, sondern eine Folge mißlicher Verhältnisse. Dabei will ich nicht verschweigen, daß auch hier nicht alles aus der Beschaffenheit des Lehrobjects abgeleitet werden kann, sondern noch andere Dinge im Spiele sind, die aber für den Zweck dieses Briefes zu weit ab liegen.

Was in Bezug auf deutsche Sprache von der Schule geleistet werden soll, das ist oben schon ausgesprochen worden: dazu kommt noch, was ich in dem ersten Briefe ausdrücklich als Aufgabe der Schule bezeichnete, die Vermittlung der Bekanntschaft mit der vaterländischen Literatur, das Erwecken des Interesses für dieselbe, die Befähigung in die reichen Schätze derselben einzudringen.

Sie wenden mir ein, daß sich die Aufgabe der Schule nicht so allgemein bezeichnen lasse, daß sich auch für das Gebiet der deutschen Sprache dieselbe

Digitized by Google

nach den Schulgattungen modificire? Ich räume das ein, möchte aber nicht eher sondern, bis das Allgemeingültige der Aufgabe anerkannt ist. Hier treffen meines Erachtens alle Schulen, deren Zweck nicht Fachbildung, sondern allgemeine Vorbildung ist, zusammen, Volksschule, Realschule, Gymnasium, Töchterschule, weil ohne ein wohlbegründetes Verhältniß zur deutschen Sprache bei einem Deutschen doch von irgend welcher Bildung nicht die Rede sein kann. Die klare Erkenntniß dieses Bedürfnisses und das Bestreben ihm zu genügen ist trefflich geeignet, vor extremen Richtungen im Schulwesen zu bewahren, die unsere tendenziöse Zeit in dasselbe hineingebracht hat.

Auf welche Weise soll nun die Schule jene schöne und wichtige Aufgabe zu erfüllen suchen? Hier stehen sich vor Allem zwei Ansichten gegenüber, die einander geradezu ausschließen. Bei dem Unterrichte in einer Sprache handelt es sich vornehmlich um zwei Wege, um den grammatischen und um den praktischen, empirischen oder wie man ihn nun im Gegensatze zu jenem bezeichnen möge. Auf die Frage: soll die deutsche Sprache grammatisch gelernt werden? antworten die Einen mit Nein, die Andern mit Ja. Auf welcher Seite steht das Recht?

Daß Kenntniß und Verständniß einer Sprache im strengeren Sinne nur durch Eindringen in die Grammatik, in die Wissenschaft von dem Wesen, Bau und Leben der Sprache erworben werden könne, das wird wohl von keiner Seite bestritten. Es ist der längere und schwierigere, aber ungleich sichrere und ersprießlichere Weg, der nur da verlassen werden sollte, wo es sich nicht um Bildung, sonderm um möglichst schnelle Erwerbung einer Fertigkeit handelt. Schulen also, welche vorzugsweise auf allgemeine Geistesbildung hinarbeiten, bei denen es sich in erster Linie um Entwickelung und Stärkung der Geisteskraft handelt, sollten im Sprachunterrichte die größere Mühe der grammatischen Unterweisung nicht nur nicht scheuen, sondern gerade um dieser Mühsamkeit willen pflegen.

Aber gilt das auch von der Muttersprache? Ich möchte das in Abrede stellen. Der grammatischen Betreibung der Muttersprache steht ein Hinderniß im Wege, das nicht so leicht zu beseitigen ist. Denn die grammatische Methode setzt als Bedingnng, daß der Schüler sich auf einem ihm fremden Gebiete befinde: die Regel erschließt ihm den Gebrauch der Sprache, Schritt für Schritt muß er sich dieselbe erobern, nirgends erspart ihm der unmittelbare angeborene Besitz die Arbeit des Suchens. Somit wird der Unterricht zu einer fortdauernden Uebung der Geisteskraft, und die durch die Sache gebotene Langsamkeit bewahrt bei leidlich umsichtiger Behandlung vor der Gefahr der Ueberreizung der Kraft wie vor der andern der Ueberladung mit Stoff. Die Muttersprache dagegen läßt eine solche Behandlung gar nicht zu, weil der Schüler niemals zu dem Bewußtsein gelangen wird, der Besitz der Regel sei ihm für den Gebrauch der Sprache nothwendig. Und hat der

Digitized by Google

Bursche nicht Recht? Soll er sich mühsam erwerben, was er besitzt? Wollen wir dem Knaben zumuthen, daß er jenen geheimnißvollen Proceß zu stören suche, der unsere Gedanken und Gefühle zu Worten macht? Können wirs denn selbst? — So erwächst für den deutschen grammatischen Unterricht die meines Erachtens unbesiegbare Hinderung, daß die Regel nie zu rechtem Leben gelangt, daß die Uebung stets mangelhaft bleibt, daß daher der Schüler niemals zu einer rechten Freude an solchem Lernen kommt. Hat der Junge eine lateinische oder französische Sprachregel gelernt, so kann er Etwas und freut sich darüber: jede folgende Stunde gibt Gelegenheit zur Anwendung und macht den Besitz der Regel zur Voraussetzung. Wie anders im Deutschen! Glauben Sie, daß ein deutscher Knabe die Präpositionen durch die Regel hat richtig gebrauchen lernen? Wenn er nicht richtig sprechen hört und nicht beim Sprechen auf seine Fehler stets hingewiesen wird, so wird er in derselben Stunde seine Regel abschnurren und in irgend einer Antwort gegen dieselbe verstoßen. Die vorzugsweise theoretisch-grammatische Behandlung der Muttersprache scheint mir ein mühseliger und erfolgloser Kampf gegen die Natur. (Fortsetzung folgt.)

Gregor VII. und die Inschrift an der Kirche zu Graudenz.

Von Dr. theol. Steitz.

Durch die öffentlichen Blätter ist die Kunde gelaufen, welches Schicksal jüngst die Inschrift erfahren hat, die sich über der katholischen Kirche zu Graudenz in Westpreußen befand: „Wir glauben all' an einen Gott und die Liebe vereinigt Alle." Der allgemein verehrte Domherr Dittrich hatte sie seiner Zeit als Denkmal seiner milden, toleranten Gesinnung setzen lassen; sein Nachfolger, der Dekan Heller, ließ sie vor wenigen Wochen auf eine Predigt des bekannten Jesuitenmissionärs Pottgeißer ausmeiseln und wählte zu diesem Werke recht bezeichnend die Zeit der nächtlichen Finsterniß. Der Bürgermeister, aufgefordert, den Attentäter zur gebührenden Rechenschaft zu ziehen, lehnte dieß mit der naiven Erklärung ab, die Besorgniß vor einem Aufstande des Pöbels verbiete dem Magistrat jedes Einschreiten. Der Bischof Johann Nepomucenus von Kulm, zu dessen Diöcese Graudenz gehört, freute sich in seinem am 19. August erlassenen Hirtenbrief mit heiliger Freude und billigte es durch das ganze Gewicht seines bischöflichen Amtes, daß bei der abgehaltenen Mission neben vielem andern Bösen auch diese Inschrift entfernt worden sei, deren gottloser Irrthum den Feind des menschlichen Seelenheils zum Urheber habe und in offenem Widerstreite mit dem wahren katholischen Glauben stehe.

Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß eine leichtfertige Aufklärerei mit jenem Wahlspruche ein bedenkliches Spiel getrieben und ihn namentlich

Digitized by Google

dahin ausgebeutet hat, daß in dem Glauben an einen Gott und in der Liebe gegen die Brüder der Inhalt aller Heilswahrheit beschlossen liege und daß alles Uebrige, was die Kirchen lehren, als unwesentlich oder gar als irrthümlich beseitigt werden müsse. Allein abgesehen von solchem Mißbrauch, dem leider auch das Beste ausgesetzt ist, drückt jener Satz an sich nur den unverfänglichen und richtigen Gedanken aus, daß die durch ihre Unterscheidungslehren getrennten Confessionen principiell von einer gemeinsamen religiösen und sittlichen Wahrheit ausgehen, auf deren Grundlage ihre Glieder sich als Brüder anzuerkennen und zu achten haben*); nur in diesem Sinne war die Inschrift über dem Kirchenportal zu Graudenz angebracht und ihre Beseitigung war eine handgreifliche Demonstration zu Gunsten des exclusiven Seligkeitsdogma und seiner intoleranten Consequenzen.

Merkwürdiger Weise finden wir aber jene durch das Triumvirat Pottgeißer, Heller und Johann Nepomucenus von Kulm verdammte Sentenz durch eine Auctorität vertreten, deren Gewicht selbst für den ultramontansten Geist schwer in die Wagschale fällt, nämlich durch Gregor VII., den eigentlichen Begründer der weltgeschichtlichen Macht, zu der sich das Papstthum während des Mittelalters erhoben hat. Er spricht diesen Gedanken in einem Briefe (siehe die Regesten Gregors VII. bei Mansi, Theil XX, 3 Buch, 21 Brief) unumwunden aus und wir halten es für interessant, denselben nach seinem wesentlichen Inhalt in wortgetreuer Uebersetzung mitzutheilen, nachdem wir zuerst einige Bemerkungen zur Orientirung in den geschichtlichen Verhältnissen vorausgeschickt haben.

Keine Landeskirche der sieben ersten Jahrhunderte hat eine herrlichere Blüthezeit gehabt, als die nordafrikanische. Ihre Schriftsteller, unter denen die Namen eines Tertullian, Cyprian und Augustin als Sterne erster Größe leuchten, haben durch ihren Geist auf das ganze Abendland mächtig eingewirkt, der letztere sogar das ganze Mittelalter beherrscht und selbst noch in die Lehrbildungen des Protestantismus sichtlich eingegriffen. Ihre Verfassung bekundete einen energischen Freiheitssinn und hatte gegen hierarchische Gelüste wirksame Schranken gezogen. Bei aller Achtung für Rom wollte sie mit diesem doch nur als ebenbürtige Schwester oder wenigstens als vollkommen mündige Tochter in freier Gemeinschaft verkehren, und oft hat sie die Einmischungen des Stuhles Petri mit kraftvoller Energie zurückgewiesen; noch im Jahre 550 schloß das afrikanische Generalconcil unter dem Vorsitze des karthagischen Bischofs Reparatus den charakterlosen Bischof Vigilius von Rom

*) Als Parallele mag die Münze dienen, welche im Jahre 1775 in Frankfurt auf die drei Jubilare, den reformirten Prediger Anton Matthieu, den lutherischen Consistorialrath Joh. Georg Schmidt und den katholischen Dekan J. Amos geprägt wurde. Sie hat auf der Hauptseite die Bildnisse der drei Jubilare mit der Umschrift: Alle Diener des Einen. Vrgl. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 7. Heft, Tafel II. Nr. 8.

Digitized by Google

als einen Ketzer von der Kirchengemeinschaft aus und rief ihn als gefallenen Sünder zur Buße auf. Von all dieser Größe finden sich in der ersten Hälfte des Mittelalters keine Spuren mehr. Die Eroberung der Nordküste Afrika's hatten die Araber 703 vollendet; Karthago, bei der letzten Plünderung 698 von den Flammen verzehrt, lag zwei Jahrhunderte hindurch öde und wüste; dann wieder aufgebaut, erhob es sich doch nur zu einer kümmerlichen Existenz; als der berühmte Reisende Leo Afrikanus um 1500 diese Gegend besuchte, hatte es 500 Bauernhütten, eine Moschee und eine Schule ohne Schüler; nur an dem prachtvollen Aquaducte und seinen zwanzig Piscinen (Bassins) erkannte er, daß an dieser Stelle einst die Metropole Nordafrikas geblüht habe, die durch gesteigerten Luxus und verfeinerten Sinnengenuß selbst ihre Ueberwinderin Rom weit überbot. Die meisten Christen waren unter dem Schwerte der Araber gefallen oder hatten sich zum Islam bekehrt; nur noch spärliche Trümmer der katholischen Kirche erhielten sich unter dem Namen mozarabische Christen; um den Verfolgungen zu entgehen, vermieden sie den im Koran verbotenen Genuß von Wein und Schweinefleisch. Von den 575 katholischen Bischofssitzen in Nordafrika, deren Verzeichniß wir noch aus dem Jahre 411 besitzen (die nicht viel geringere Zahl der donatistischen ist dabei nicht mitgerechnet) war im Jahre 1073 nur noch der eine von Karthago übrig; sein Inhaber Cyriakus nannte sich noch immer den ersten Erzbischof nach dem Papste und den größten Metropolitan von ganz Afrika, war aber so herabgekommen, daß er von seiner eigenen Gemeinde bei dem maurischen Könige angeschwärzt und auf dessen Befehl nackten Leibes gegeißelt werden konnte. Gregor VII., dem er seinen Jammer in tiefer Betrübniß klagte, wünschte ihm Glück, daß er um Christi willen zu leiden gewürdigt worden sei, bemerkte ihm jedoch in vollkommener Ruhe von Capua aus, er würde sich noch mehr gefreut haben, wenn Cyriakus nach standhaft erduldeter Züchtigung um so freudiger den Irrthum der Sarazenen widerlegt und für die siegreiche Wahrheit des Evangeliums heldenmüthig sein Blut vergossen habe.

Drei Jahre später finden wir Gregor in Verbindung mit einem andern sarazenischen Fürsten, Namens Anzir, zu dessen Gebiete der altberühmte Bischofssitz des Augustinus, die numidische Stadt Hippo Regius, gehörte. Dieser bewies sich gegen seine christlichen Unterthanen sehr gütig; er gestattete der hipponensischen Gemeinde, einen Presbyter Servandus zum Bischof zu wählen, sandte hierauf diesen an Gregor, um ihm die übliche Weihe zu geben, und begleitete diese Sendung mit reichen Geschenken und freigelassenen Christensclaven. Gregor benutzte diesen Umstand zu dem erfolglosen Versuche, die nordafrikanische Kirche aus ihrem tiefen Verfalle wieder aufzurichten; er forderte von Cyriakus und Servandus, sie möchten ihm eine geeignete dritte Person nach Rom schicken, damit er dieser die bischöfliche Ordination ertheile und

Digitized by Google

sie zu drei fernerhin im Stande seien, in kanonischer Weise Bischofsweihen zu vollziehen; gleichzeitig aber richtete er an Anzir den oben erwähnten Brief, der folgendermaßen lautet:

„Gregor, Bischof, der Knecht der Knechte Gottes, sendet dem Anzir, König der Provinz Mauritania Sitifensis in Afrika, seinen Gruß und apostolischen Segen.

„Deine Hoheit hat uns in diesem Jahre brieflich ersucht, den Presbyter Servandus nach christlicher Ordnung zum Bischof zu weihen; wir haben Deinem Verlangen, weil es uns gerecht und gut erschien, nach Vermögen willfahrt. Aus Ehrfurcht vor dem heiligen Apostelfürsten Petrus und aus Liebe zu uns hast Du uns nicht nur Geschenke übersandt, sondern auch Christen, welche bei euch gefangen gehalten wurden, freigelassen und die Freilassung Anderer in Aussicht gestellt. Diese Güte hat Gott, der Schöpfer aller Dinge, ohne den wir nichts Gutes thun, ja nicht einmal denken können, Deinem Herzen eingeflößt; er selbst, der jeden Menschen, welcher in diese Welt kommt, erleuchtet (Joh. 1, 7), hat auch Dein Gemüth in dieser Gesinnung erleuchtet. Denn der allmächtige Gott, der da will, daß alle Menschen selig werden und keiner verloren gehe, schätzt nichts an uns höher, als daß der Mensch nach der Liebe zu ihm den Mitmenschen liebe, und dem Andern nicht thue, was er nicht sich selbst gethan wissen will. Diese Liebe schulden wir und ihr (nämlich Christen und Sarazenen) sowohl unseren als fremden Stammesgenossen, da wir einen Gott, obgleich auf verschiedene Weise, glauben und bekennen und ihn als den Schöpfer und Regierer dieser Welt täglich loben und verehren. Denn er selbst ist, wie der Apostel sagt, unser Friede, der aus beiden Eins hat gemacht (Eph. 2, 14). Daß aber diese Gnade Dir von Gott verliehen worden ist, haben mehrere edle Römer durch uns erfahren und preisen bewundernd Deine Güte und Deine Tugenden." Nachdem er ihm hierauf eine Gesandtschaft empfohlen, welche seine beiden Jugendgenossen Alberich und Cincius an den Anzir, offenbar auf Gregors Betrieb, abgeschickt und welche wir uns als die Ueberbringer des Briefes zu denken haben, schließt er mit den Worten: „Gott weiß, daß wir Dich rein zu seiner Ehre lieben und Dein Heil wie Deine Ehre in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben wünschen; auch beten wir mit Herz und Mund, daß Gott selbst Dich in den Schooß der Seligkeit des heiligsten Patriarchen Abraham nach einem langen Lebenslauf hienieden einführe."

Der Brief Gregors gehört zu den merkwürdigsten, die wir aus der Feder eines römischen Papstes haben, weil er die vollständigste Verleugnung des ausschließenden Seligkeitsdogma für jeden unbefangenen Leser enthält und in dieser Beziehung noch bei Weitem die verfehmte Sentenz über dem Kirchenportale

Digitized by Google

zu Graudenz überbietet. Er sagt geradezu, daß Christen und Sarazenen an einen Gott glauben und daß die Liebe beide vor dem, der ihre Seligkeit will, wohlgefälliger macht, als alles Andere; ja er geht so weit, die Stelle Ephes. 2, 14, die von der Einigung der Heiden- und Judenchristen zu einem Leibe redet, ohne Bedenken auf das Verhältniß wirklicher Christen und frommer Nichtchristen anzuwenden, die er in der einen gottgefälligen und gottgewirkten Gesinnung zu einer Gemeinschaft geeint denkt. Wollte man auch bei dem Schlusse des Briefes zwischen den Zeilen im Hintergrunde die Voraussetzung lesen, daß die Seligkeit des Anzir, für die der Papst bittet, an die vollständige Bekehrung zur christlichen Kirche geknüpft sei, so finden wir doch diesen Gedanken nirgends auch nur leise angedeutet und der Empfänger mußte nothwendig beim Lesen den Eindruck empfangen, daß nach der Ansicht des Papstes die Sarazenen, wenn sie mit dem Glauben an den einen Gott auch die Liebe verbänden, die volle Theilnahme an dem christlichen Heile hoffen dürften. Was die Beurtheilung des Briefes betrifft, so haben wir nur eine Wahl: entweder müssen wir annehmen, daß selbst ein Gregor VII. vorübergehende Stimmungen und Anläufe gehabt habe, welche seine Vorstellungen unwillkürlich über den Gesichtskreis des von ihm vertretenen dogmatischen Systemes hinaus zu einer ganz modernen universalistischen Anschauung erweiterten — oder er habe es gelegentlich nicht verschmäht, seine eigne Ueberzeugung in schlauer Zweideutigkeit zu verhüllen, um der von ihm verfolgten hierarchischen Politik einen unbedeutenden Vortheil in einem fernen Winkel der Erde zu erringen. In beiden Fällen bleibt das Aktenstück ein wichtiger Beitrag zur Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens. Wir bemerken schließlich noch, daß Cyriakus und Servandus die letzten nordafrikanischen Bischöfe sind, deren Namen uns überliefert werden; in der Mitte des 12. Jahrhunderts eroberte Roger II. von Sicilien einen Theil der nordafrikanischen Küste, und während seiner Regierung finden wir noch einmal ein Erzbisthum in diesem Lande beiläufig erwähnt; mit dem Untergange der normannischen Eroberungen in Nordafrika bald nach Rogers Tode scheint auch die Kirche an dieser altberühmten Pflanzstätte christlicher Cultur erloschen zu sein.

Ueber Ursprung und Herkunft der Philister.

Von G. B.

(Schluß.)

Damit wäre die Frage nach der Herkunft der Philister erledigt. Die Frage nach ihrem Ursprunge, nach dem Volksstamme, welchem sie entsprossen sind, steht noch zu beantworten. Wie einst sieben Städte um die Ehre, Homers Geburtsort zu sein, so streiten, scheint es, die drei Söhne

Digitized by Google

Noah's, Sem, Ham und Japhet um die Ehre, der Philister Ahnherren sich nennen zu dürfen. Die Ansprüche des jüngsten, des Ham, scheinen auf den ersten Blick die gegründetsten zu sein: gehörten doch auch die nördlichen und südlichen Nachbarn der Philister, die Phönicier und Aegypter, dem hamitischen Stamme an, an dessen vorherrschendem geschichtlichem Beruf, durch äußerlich industrielle Bildung und kaufmännische Thätigkeit den Vermittler zwischen den verschiedenen Volksstämmen zu machen, auch die Philister als Handelsvolk sich betheiligten; und in der Völkertafel des Pentateuch werden sowohl die Casluchen, von welchen nach ihr die Philister auszogen, als die Bewohner von Caphthor, welches sonst als ihre frühere Heimath erscheint, auf den hamitischen Stamm zurückgeführt. So hat denn Quatremere (in einer Recension von Hitzig's Urgeschichte und Mythologie der Philister im Journal des Savants, 1846, S. 257—269. 211—424) die Philister für ein berberisches, also hamitisches Raubvolk erklärt, welches während des Aufenthaltes Israels in Aegypten auf die Südküste Kanaans eingerückt sei. Abgesehen aber davon, daß in der Völkertafel so wenig als sonst wo im Alten Testamente der hamitische Ursprung der Philister selbst behauptet wird, von welchen es vielmehr eben nur heißt, daß sie von dem Lande der Casluchen und von Caphthor her eingewandert seien, ohne damit über ihre eigentliche Abstammung etwas zu bestimmen, tritt auch in dem Wesen der Philister Manches hervor, was sie von den hamitischen Völkern, z. B. gleich von den phönicischen Nachbarn sehr bestimmt unterscheidet; vor Allem ihre Kriegslust und ihre sehr ausgebildete, namentlich auf Reiterei und Streitwagen gegründete Kriegsbereitschaft, insbesondere jene auf ihre eigene Kraft trotzende Recken-haftigkeit, die Lust am Einzelkampf und die prahlerische Herausforderung dazu, Dinge, die der hamitischen Volksthümlichkeit großentheils fremd sind, dagegen lebhaft an germanisches und griechisches Wesen, an das Auftreten z. B. der homerischen Helden erinnern. Da nun auch in Kreta, dem Mutterlande der Philister, wie vielerlei Völkerstämme immer dort zusammentrafen, doch die Bevölkerung ihrem Hauptbestande nach eine griechische war, so hat Hitzig die Philister vielmehr mit den Pelasgern zusammengestellt, sie mithin, und zwar mittelst höchst scharfsinniger und überraschender Combinationen als ein japhetisches oder indogermanisches Volk betrachtet, so daß in Israel und den Philistern zuerst die zwei unversöhnlichen Gegensätze, „Sem und Japhet, scharf ausgesprochener Charakter Asiens und europäisches Wesen frühester Formation" zusammengetroffen wären.

In der That ist die Lust an Schifffahrt und Handel, der Sinn für selbständige Städteordnungen und für Städtebündnisse, wie sich beides bei den Philistern findet, das Söldnerwesen, ohne welches auf so kleinem Gebiete, wie das philistäische, eine so bedeutende Machtentwickelung gar nicht denkbar ist, — in der That ist dies Alles mit dem semitischen Wesen, wie

Digitized by Google

dieses durch die alten Israeliten repräsentirt wird, eben so sehr im Widerspruch, als es dem, was wir sonst bei der Gründung griechischer Colonien, z. B. in Sicilien und Unteritalien wahrnehmen, analog ist. Und so wäre durch die Annahme griechischer Abstammung der Philister freilich der tiefe Gegensatz erklärt, welcher die semitischen Israeliten noch entschiedener als hamitische Stämme von den Philistern scheidet, welcher recht charakteristisch dem auf eigne Kraft trotzenden Philisterriesen den auf Gott vertrauenden Hirtenknaben entgegenstellt, und mit tiefem Widerwillen die Philister vor allen anderen Völkern als die Fremdlinge und die Unreinen bezeichnet. Auf der andern Seite aber enthalten doch die wenigen Reste der philistäischen Sprache, welche uns erhalten sind, trotz des (Nehem. **13, 23**) bestimmt hervorgehobenen Unterschiedes zwischen dem Philistäischen und Hebräischen, so entschieden semitische Elemente, wie sie bei einem rein griechischen Ursprunge des Volkes sich nicht wohl erklären lassen. Wenn nun die unsemitischen Elemente in Volksthum und Sprache der Philister die immer noch herrschende einfache Zurückführung derselben auf den semitischen Stamm verwehren, so spricht gegen die bereits erwähnte Scheidung des philistäischen Volkes in zwei ganz verschiedene und völlig unabhängig von einander eingewanderte Stämme, einen von den Hykſos stammenden semitischen und einen griechischen, seine uns überall entgegentretende feste nationale Einheit. Man denkt sich daher das Verhältniß am besten auf folgende Weise. Als der Semitenstamm aus dem Quellande des Euphrat und Tigris und aus dem übervölkerten Tieflande Mesopotamiens nach Westen vorrückte, verbreiteten sich seine äußersten Ausläufer bis auf die entfernteren Küsten und Inseln des Mittelmeeres. Zu diesen Ausläufern gehören auch die Philister auf Caphthor oder Kreta, und die Art, wie diese Philister schon in ältester geschichtlicher Zeit eine besondere, eigenthümlich ausgeprägte Nationalität darstellen, läßt annehmen, daß jene Ausbreitung nach Westen noch vor die, wahrscheinlich durch das Wachsthum der assyrischen Macht veranlaßten Wanderungen der Hykſos fällt, welche um **2150** v. Chr. die Herrschaft von Aegypten errangen. Wahrscheinlich wurden dann diese stammverwandten Hykſos, welchen selbst (nach Herodot II, **128**) von den Aegyptern der Name Philister beigelegt worden zu sein scheint, Veranlassung, daß ein Theil der Philister von Kreta an die ägyptische Küste nach Cassiotis übersiedelte, wie sie denn auch, nachdem die Hykſos um **1650** v. Chr. von Thotmosis vertrieben worden waren, den ägyptischen Wohnsitz verließen, um in dem späteren Philistäa sich niederzulassen, wo sie in der Folge durch Zuzüge unmittelbar vom Mutterlande verstärkt wurden. Wie nun der semitische Stammestypus in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Reinheit nur bei den Israeliten und den im Binnenlande wohnenden Arabern sich erhalten hat, weil diese mit anderen Stämmen verhältnißmäßig wenig in Berührung kamen, wie er dagegen bei den Assyrern durch Berüh-

Digitized by Google

rung mit indogermanischen, bei den Südarabern durch Berührung mit hamitischen Stämmen vielfach bis zur Unkenntlichkeit verwischt worden ist, so finden wir Aehnliches auch bei den Philistern. Durch ihre Berührung mit griechischen Stämmen haben sie griechische Neigungen, griechische Einrichtungen, griechische Sprachelemente sich angeeignet und zeigen überhaupt, wie weit ein semitischer Stamm für Gräcisirung empfänglich war. Auf griechischer Seite entsprechen ihnen in dieser Beziehung die Karer, insofern diese das mit phönicischen und semitischen Elementen am stärksten versetzte alte Griechenthum darstellen, weßhalb man sie denn auch zuweilen geradezu zu Semiten hat machen wollen, ähnlich wie die Philister dem griechischen Stamm vindicirt werden sollten. Das Wahre ist, daß die Karer Griechen waren, aber so viel als möglich semitisirt, die Philister Semiten, aber so viel als möglich gräcisirt; und ein für die Durchdringung der beiderseitigen Elemente höchst günstiger Umstand war es nun, daß gerade diese beiden Volksstämme auf Kreta sich begegneten, wo, nach Herodot, Thukydides, Strabo u. A. die Karer, wie auf den andern Inseln des ägeischen Meeres, in den ältesten Zeiten sich niedergelassen hatten. Gerade was von den Seefahrten der Karer, von ihrer Streitbarkeit, von ihrer Lust am Söldnerleben erzählt wird (Strabo 14, 28: „Ganz Hellas durchstreiften sie, für Sold Kriegsdienst thuend"; nach Herod. 1, 171 dienten sie dem Minos zur Bemannung seiner Schiffe, nach 2, 152 dem Psammetich als „eherne Männer"), paßt vortrefflich, um alle jene Eigenthümlichkeiten zu erklären, durch welche die Philister von den Semiten so deutlich sich unterschieden. Und wer in dem Berichte des Thukydides (I. 4, 8), wonach die Karer durch den Seekönig Minos von den Inseln des Mittelmeeres, die sie meist besetzt hielten, vertrieben wurden und dann an den asiatischen Küsten sich niederließen, eine Hinweisung auf den Ueberzug der Caphthorim an die philistäische Küste erkennen wollte, der würde sich selbst darauf berufen können, daß das Zeitalter des Minos mit jenem durch neue Zuzüge bewirkten Aufschwung der philistäischen Macht in der zweiten Hälfte der Richterperiode zusammenfällt. Daß den von Kreta nach Kanaan auswandernden Philistern wirkliche Karer sich anschlossen, ist sehr wohl möglich und mag namentlich bei der zweiten philistäischen Einwanderung der Fall gewesen sein, welche dann um des stärker hervortretenden fremden Elementes willen vorzugsweise durch den Namen der Kretim und der Caphthorim ausgezeichnet worden sein dürften.

„Sie sind mit griechischen, bestimmter karischen Elementen stark versetzte Semiten aus Kreta" — das wäre also die bündige Antwort auf die Frage: Von wem stammen und woher kamen die Philister? Und dabei könnten wir uns beruhigen, wenn nicht aus dem bisher Erörterten uns als Nebengewinn gleichsam von selbst die Auskunft zufiele über einen Ausdruck, der, gleich dem Namen der Philister, in jedermanns Munde und

Digitized by Google

über dessen Ursprung und Herkunft man doch noch viel weniger im Klaren ist, über das famose Crethi und Plethi nämlich.

Die Crethi und Plethi sind die Leibwache des Königs David und treten als solche genau damals auf, als dem Könige die völlige Unterwerfung der Philister gelungen war. Diese Unterwerfung wird 2. Sam. 8, 1 berichtet, und sofort wird an vielen Stellen der Crethi und Plethi gedacht. Da der Name Crethi, wie wir gesehen haben, parallel mit dem üblicheren Namen der Philister als Name dieses Volkes vorkommt, bestimmter als Name der späteren unmittelbar von Kreta herübergekommenen Zuzüge: so liegt es am nächsten, in Plethi eine, um des Gleichklanges mit Crethi willen beliebte Modification von Plischti, der regelmäßigen Form des Philisternamens, zu erkennen, und in den Crethi und Plethi selbst Söldlinge, welche früher im Dienste der Philister standen, nach deren Unterdrückung aber nach der Weise solcher Truppen in die Dienste des Siegers traten. Die beiden Namen weisen auf die beiden Bestandtheile des philistäischen Volkes, die Abkömmlinge der Urkolonie und die späteren Einwanderer unmittelbar aus Caphthor hin, und die Crethi und Plethi sind demnach nicht, wie häufig erklärt worden ist, „Scharfrichter und Läufer", sondern eine Art alter und junger Garde, mit welcher der reisige König David zur Hebung seiner Kriegsbereitschaft sich umgab. Daß einmal (2. Sam. 20, 23) für Crethi im ursprünglichen Texte Kari steht, offenbar mit Beziehung auf die Karer, auf deren Stamm man die kretensischen Einwanderer zurückführte, unterstützt diese Auffassung, welche auch jetzt die Zustimmung der namhaftesten Gelehrten sich gewonnen hat.

So viel über die wirklichen, geschichtlichen Philister. Zum Schlusse, um ein fröhliches Ende dem fröhlichen Anfange folgen zu lassen, noch eine kurze Notiz über die ewig gegenwärtigen figürlichen, von welchen auch jüngst noch in dem leider eingegangenen Weimarer Sonntagsblatt J. Saupe „fünfundzwanzig Philisterporträts, gezeichnet von deutschen Dichtern", zu einer ergötzlichen Runde zusammengestellt hat. Adelung's Ableitung des Philisternamens von den Balistariis, den mit Armbrüsten bewaffneten mittelalterlichen Stadtsoldaten, wonach also das Wort etwa ein Synonymon von „Spießbürger" wäre, ist zu gelehrt, um von treffender Wahrscheinlichkeit zu sein; mit mindestens gleichem Rechte ließe sich aus 1. Sam. 5, 36 ff. nachweisen, daß die Philister eigentlich die Staatshämorrhoidarii seien. Da der Ausdruck offenbar auf akademischem Boden gewachsen ist und gegenüber den Repräsentanten der gemeinen Alltäglichkeit das stolze Selbstgefühl des „flotten Burschen" ausdrückt, „vor dem sich Alles neigt": so genügt eigentlich die Annahme, daß die Burschen, belebt von dem schönen Götterfunken der Freude, von der frischen Lust an allem Ungewöhnlichen, von der beneidenswerthesten Göttergabe jener ganzen „süßen Jugendeselei", als ein bevorzugtes Geschlecht, als das auserwählte Volk sich gefühlt, und in diesem Gefühle jenen Paria's,

Digitized by Google

die träg und dumm, „wie des Färbers Gaul nur im Ring herum“ sich treiben, deren Spiritus zum Teufel ist, die unbeschnittenen Herzens und völlig ins Kraut gewachsen sind, in gerechter Verachtung den Namen der von Gott verlassenen Philister zugeschleudert hatten.

Soll aber einmal der Name auf ein bestimmtes akademisches Factum zurückgeführt werden, so ist neben dem von Saupe erwähnten Helmstädtischen Universitätswappen, welches Simson, der den Löwen zerreißt, enthält, noch jenes im Jahre 1624 zu Jena vorgefallene Ereigniß zu erwähnen, dessen Wiedeburg, Beschreibung von Jena (Jena 1785) S. 155, und Zenker, Taschenbuch von Jena, S. 26, gedenkt, und das, wie ich sehe, auch Heyse im „Fremdwörterbuch“ bereits anführt. Es war nämlich im genannten Jahre (nach Heyse erst 1693) bei einer Schlägerei ein Student von riesiger Größe und Körperkraft von den Bürgern erschlagen worden. In der Leichenpredigt sagte der Superintendent Götze, es sei dabei hergegangen wie in der Bibel (Richter 16) geschrieben steht: „Philister über dir Simson!“ Darnach wäre denn zuerst in Jena, dessen Gebräuche so häufig für die deutschen akademischen Sitten maßgebend geworden sind, der Name Philister zur Bezeichnung der Nichtstudenten angewendet worden. Doch wie zweifelhaft auch der Ursprung des Namens sei, die Sache ist da, und mit diesem Troste nehmen wir von den Philistern Abschied.

Der deutsche Adler.

Die Frage, seit welcher Zeit der Adler das Wappen des deutschen Reiches sei, wann zuerst der Doppel-Adler aufgekommen und welche Bedeutung er habe, ist schon oft und ausführlich behandelt worden, sowohl in den früheren Zeiten, als auch namentlich im Jahre 1848, da man sich nach einem Zeichen für das „einige Deutschland“ umsah.

Unter den älteren Forschern verdient S. W. Oetter besondere Beachtung, der 1761 in einem stattlichen mit vielen Kupfern geschmückten Quartbande — dem ersten Stücke seiner wöchentlichen Wappenbelustigung — eine Erläuterung über das Wappen des heil. römischen Reichs herausgab. Hierin suchte er zuerst nachzuweisen, daß der sogenannte Reichsadler keineswegs ein Adler mit zwei Köpfen sei, sondern ein zweifacher oder doppelter Adler, indem man zwei Adler in der heraldischen Weise mit einander vereinigt oder über einander gelegt habe. Dann gibt er eine Uebersicht der Meinungen, welche seine vielen Vorgänger von dem Reichsadler gehabt haben und spricht sich zuletzt dahin aus, daß der Adler das Sinnbild sowohl des alten römischen Reichs, als auch des neuen römischen Reichs, nachdem es nämlich an die Deutschen gekommen, gewesen sei, Deutschland also den Adler nicht ursprünglich zum

Digitized by Google

Sinnbild gehabt, sondern ihn von Italien entliehen habe; schon zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser aber sei der Adler als Wappenbild (d. h. in einem Schilde eingeschlossen, denn wo dies nicht der Fall, erkennt Oetter blos ein Sinnbild oder Zeichen, kein Wappenbild an) gebraucht worden, der einfache von den römischen Königen, der doppelte von den Kaisern, zum Zeichen, daß sie nun zwei Reiche, Deutschland und Italien beherrschten, während dem erst Ludwig der Bayer ihn auch in seine Siegel aufgenommen habe.

Die Oetter'schen Ansichten fanden jedoch nicht durchgängig Beifall; so blieb z. B. der Archivar Spieß (in seinen Nebenarbeiten 1783) darauf bestehen, daß der Reichsadler nur ein zweiköpfiger, kein doppelter sei und daß ihn erst der Kaiser Sigismund eingeführt habe; und der bekannte Historiker Gatterer unterwarf 1789 (in den Acten der Göttinger Societät, ausgezogen in seiner practischen Heraldik 1791) die Sache nochmals einer ausführlichen Prüfung. Um recht sicher zu gehen, fertigte er eine Tabelle und trug in deren einzelne Spalten von Otto I. bis auf Carl V. ein, wo und wie er den Reichsadler in Urkunden und Siegeln, auf Münzen, Reichsfahnen und Denkmälern gefunden hatte. Hieraus ergab sich ihm dann, daß von den Zeiten der sächsischen Kaiser an bis 1312 der einfache Adler das beständige Zeichen des Reichs gewesen sei und als solches namentlich auch in den Siegeln der Reichsbeamten (Markgrafen, Pfalzgrafen, Reichsschultheißen u. s. w.) vorkomme, seit Kaiser Heinrich VII. aber 1312 aber der einfache und der doppelte Adler neben einander erscheine, bis seit Kaiser Sigismund 1433 der zweiköpfige Adler als beständiges Zeichen des Kaisers, der einköpfige als dasjenige des deutschen Reichs sich festgestellt habe.

Bei dem Ergebniß dieser fleißigen Untersuchung ist es nun im Allgemeinen geblieben, auch die Schriften aus dem Jahre 1848 geben im Wesentlichen nichts Anderes, es sei denn, daß sie noch mehr als von Gatterer geschehen, hervorheben, wie auch der in den Wappen der meisten Reichsstädte erscheinende einköpfige Adler lediglich der alte Reichsadler sei. Es konnte sich aber nicht fehlen, daß die Vorliebe, mit welcher in den letzten Jahren die Siegelkunde gepflegt wurde, auch über den Reichsadler manche neue Kunde bringen mußte. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hierüber hat nun so eben Herr Dr. Römer-Büchner in seinem neuesten Schriftchen „der deutsche Adler nach Siegeln geschichtlich erläutert" (Frankfurt bei Keller, 1858) veröffentlicht und gerne begrüßt man den Verfasser auf einem Gebiete, als dessen tüchtiger Kenner er sich schon früher bewährt hat.

Nach seinen Forschungen findet sich erst seit Konrad II. der Adler auf Sceptern und Münzen der deutschen Könige und Kaiser; er zuerst hat den Adlerscepter der alten römischen Consuln in sein Siegel (dessen Abdruck aus dem Jahre 1031 herrührt) aufgenommen und den Adler als Herrschersymbol, nicht als Reichswappen gebraucht. Im zwölften Jahrhundert aber ist der

Digitized by Google

Adler auch Reichswappen; und es erscheint daher dies Reichszeichen nunmehr häufig auf den Siegeln der Reichsvasallen, der Reichsbeamten (neben den Siegeln der Frankfurter Schultheißen und der Friedberger Burggrafen wird namentlich ein Siegel der Friedberger Burgmannen von 1243 hervorgehoben, welches den Adler mit der Umschrift „sigillum cesaris in Frideberic" zeigt,) und der Reichsstädte, sowie auf den Reichsfahnen. Jedoch darf man hierin nicht zu weit gehen; der Adler erscheint in den Siegeln zu vieler fürstlichen und gräflichen Geschlechter, als daß er nur ein Amtswappen sein könnte: in vielen Fällen ist er gewiß Geschlechtswappen, — konnte er doch so gut wie der Löwe oder ein anderes Thier als solches gewählt werden, — und es verdient dieser Umstand noch eine nähere Untersuchung.

Weiter bespricht nun der Verfasser die königlichen Secretsiegel, in welchen seit Kaiser Rudolf I. der Adler vorkommt, und die Gegensiegel, deren sich Heinrich VII., Ludwig IV., Günther und Karl IV. bedienten. Diese ganz gleichen Siegel zeigen einen Adler in natürlicher Stellung mit zurückgewendetem Kopfe, und deswegen wird dies Siegel in den Urkunden „der widersehende Adler" genannt. Wenigstens ist diese Erklärung natürlicher und zusagender als die S. 39 vom Verfasser versuchte.

Zuletzt betrachtet derselbe dann den zweiköpfigen Adler und liefert den Beweis, daß dieses seltsame Gebilde, während es auf den Siegeln Kaiser Ludwigs IV. noch nicht vorkomme, doch zu dessen Zeiten als Reichszeichen erscheine. Denn die Stadt Friedberg, welche noch 1328 den einfachen Adler im Siegel hat, bringt 1334 ein Siegel mit dem zweiköpfigen, der auch auf dem 1346 erbauten Eschersheimer Thurm dahier angebracht ist. Erst Sigmund, da er 1434 zum Kaiser gekrönt wurde, nahm statt des bisher geführten einköpfigen Adlers den Doppeladler als kaiserliches Wappen an.

Die Farben des Reichs sind in der Schrift selbst nicht besprochen, in der Vorrede aber wird ihrer erwähnt und wohl mit Recht angenommen, daß die Farben schwarz-roth-gold niemals die Reichsfarben waren, sondern lediglich von der Jenenser Burschenschaft — aus nicht genau bekannter Veranlassung — als Abzeichen gewählt wurden. Dr. E.

Unterhaltungen.

— **Ein streitiger Tugendpreis.** Die französische Akademie hat bekanntlich jedes Jahr aus der Monthyon'schen Stiftung einen Preis von 10,000 Francs zu vergeben, und zwar an diejenige den unteren Ständen angehörende Person, von der im Laufe des Jahres die tugendhafteste Handlung bekannt geworden ist. In der Sitzung, die am verwichenen 26. August stattfand, ist zum ersten Mal der Anspruch des Vorgeschlagen auf den Preis bestritten worden. Saint-Marc Girardin hatte amtlich den Bericht abzustatten; der Inhalt desselben war so außergewöhnlich, daß der Redner jede seiner Angaben urkundlich zu belegen für gut fand.

Digitized by Google

Im Departement Vaucluse war ein Mann Namens Joncas beschuldigt worden, eine Einwohnerin des Dorfes, in dem er lebt, ermordet zu haben. Er wurde freigesprochen, doch schien sein Ruf durch einige der vorgebrachten Verdachtgründe befleckt. Als der Gerichtshof aufbrach, erhob sich aus dem Volke die Frau des Angeklagten, berührte ein Crucifix und schwur mit lauter Stimme, den wirklichen Verbrecher ans Licht zu ziehen, es koste was es wolle. Sieben Jahre lang betrieb sie ihre Forschungen; unermüdlich angestrengt, immer hoffend arbeitete sie für die Wiederherstellung der Ehre ihres Mannes. Allmälig bleibt ihr Argwohn auf zwei Männern haften, die gegen Joncas gezeugt hatten; sie belauscht dieselben, bis endlich eines ihrer Gespräche offenbart, daß sie den Mord verübt hatten. Sie stellte nun ihrerseits eine Klage an; die wahren Schuldigen waren ermittelt und wurden hingerichtet. Die ausdauernde Treue hatte ihren Zweck erreicht und sollte nun — so lautete der Vorschlag der Commission — durch Verleihung des Tugendpreises belohnt werden. Aber ein Mitglied der Akademie, Herr Pelletan, erhob sich gegen Saint-Marc Girardin; in ergreifenden Worten suchte er darzuthun, daß hier nicht eine Handlung der Tugend, sondern der Rache vorliege; die Frau, meinte er, hätte den Preis nur dann verdient, wenn sie den Mördern verziehen hätte. — Die öffentliche Meinung hat gewissermaßen hier zu entscheiden. Sie scheint sich dahin auszusprechen, daß das ganze Verfahren der Frau Anerkennung, ja Bewunderung verdient, daß es aber bedenklich wäre, dasselbe mit einem Tugendpreise zu krönen.

— **Thomas Carlyle's** Leben Friedrich's des Großen ist vor wenigen Tagen ausgegeben worden. Ohne Zweifel wird es auch in Deutschland Aufsehen machen, und die Uebersetzungsfedern sind schon gespitzt. Vielleicht gelingt es hier wieder einem Ausländer, die Persönlichkeit unsers größten Herrschers ebenso aufzufrischen wie es seinem Landsmann Lewes mit unserem größten Dichter gelungen ist. Nur scheint Carlyle's Bewunderung für seinen Helden eine bedingtere zu sein, wie sich aus dem Titel des Werkes schließen läßt: „Das Leben des zweiten Friedrich, gewöhnlich Friedrich der Große genannt."

— **Der transatlantische Telegraph.** Die erste Botschaft, welche der elektrische Funke durch das Weltmeer nach Amerika brachte, bestand in dem Bibelspruch: „Ehre sei Gott in der Höh', Frieden auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen." In Deutschland kann es bei aller neumodischen Frömmigkeit nicht leicht vorkommen, daß die Sätze der heiligen Schrift in so einfach würdigem, großem Sinn angewandt werden. Wenn unsere Telegraphenlinien eröffnet werden, beginnt ihre Thätigkeit meist mit der Erkundigung nach irgend einem fürstlichen Wohlbefinden.

— **„Die junggermanische Schule,** Ziel und Grundsätze derselben, dargelegt von ihr selbst." Hamburg-Altona. Verlagsbureau. — Den Hauptinhalt dieses Schriftchens bildet ein leidlich geschriebener räsonnirender Artikel, untermischt mit mancherlei Ausfällen, namentlich gegen Börne und Heine. Als Mitglieder der „Schule" unterzeichnen sich: F. J. Kruger und Wilibald Wulf, beide in Hamburg; Eduard Gröpke, Karl Siebel, Hugo Oelbermann in Bonn, Christian Höppl in Wiesbaden, Wilhelm Grothe in Berlin, August Peters (Elfried von Taura) in Freiberg.

— **Friedrich Glover.** Ueber diesen in der letzten Nummer besprochenen Anfeinder Goethe's bringen wir noch nachträglich die Vermuthung bei, daß sein Name vielleicht nur ein Anagramm des Namens Vogler, also des Verlegers in Halberstadt ist, bei dem die aus dem Englischen (dem Edinburgh Review) übersetzte Schrift mit dem von ihm verfaßten Prolog herauskam. In diesem Falle wären seine vielen Titel nur erdichtet, um die Leser irre zu führen und den Glauben zu erregen, daß der Verfasser ein deutschredender Engländer sei.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen qr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 38. **Frankfurt a/M.**, den 18. September 1858. **IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Friedrich Sauvage**, ein Verkannter der neuesten Zeit. Von F. R. — **Pädagogische Briefe.** Von F. G. Baldamus (Forts.). — **Phantasus.** Gedicht von Friedrich Stolze. — **Unterhaltungen:** Conzert; Sigismund Barsjani; Saphir und Hebbel; der gehörnte Mose; Caroline Herder; Schönbusch und Schönthal; Kometenjahre.

Friedrich Sauvage,

ein Verkannter der neuesten Zeit.

Von F. R.

Vielleicht wird man einst unser Jahrhundert vorzugsweise als dasjenige der Ideenverkörperung bezeichnen. Wenn die theoretische Wissenschaft Gesetze um Gesetze aufgestellt hatte, so blieb es der jetzigen Zeit vorbehalten, denselben im praktischen Leben eine Anwendung zu sichern. Der elektrische Funke, der schon seit Jahren jede örtliche Entfernung aufhob, diente vor wenigen Wochen dazu, der Wissenschaft, den technischen Kenntnissen und dem wirkenden Menschengeiste den höchsten Triumph zu bereiten. Die Kunde, die von einer Welt zur andern dringt, geht fast mit dem Gedanken in gleichem Schritte durch das kleine Fünkchen, das die Wissenschaft erkannt und als eine gewaltige Kraft unserem Willen dienstbar gemacht hat.

Solcherlei Betrachtungen führen uns dazu, wie im vorigen Jahrgange dieser Blätter das Bild Stephenson's gegeben war, heute das Bild Friedrich Sauvage's, des Anwenders der archimedischen Schraube auf die Schifffahrt, unsern Lesern vorzuführen und über seine Arbeiten und seine Geschicke zu berichten.

Friedrich Sauvage wurde am 19. September 1790 zu Boulogne sur Mer

Digitized by Google

geboren. Sein Vater besaß dort eine Schiffswerft, welcher Industriezweig lange in der Familie erblich war. Die Sparsamkeit vergangener Generationen und der leibliche Zuwachs an Arbeit hatten die früher sehr mittelmäßigen Glücksumstände in einen gewissen Wohlstand verwandelt.

Im Jahre 1806 trat der junge Sauvage in das Marinebureau seiner Vaterstadt. Es trieb ihn dazu, ohne Vernachlässigung des Dienstes, sich in seinen Kenntnissen zu vervollkommnen, und so verlegte er sich mit jener Ausdauer, die einen der sprechendsten Züge seines Charakters bildet, auf das Studium der Mathematik, der Musik und des Zeichnens. Er blieb in jener Anstalt bis 1811, in welchem Jahr er, der Beschäftigung seiner Voreltern folgend, sich ebenfalls als Schiffsbauer niederließ. Mit dem drängenden Eifer der Jugend, voll Intelligenz und Thatkraft konnte er vertrauend in die Zukunft schauen. Schien es doch, als müsse ein so außerordentlich begabter Mann, der überdies den Vortheil hatte, von Jugend an zu seinem Beruf angehalten zu werden, ans Ziel des Glückes hinaufsteigen! Und doch kam es anders. Es mag paradox erscheinen, allein er mußte die Ursache seines geringen materiellen Erfolges in seinen Verdiensten als Erbauer erblicken, und einige nachgelassene Zeilen von seiner Hand aus jener Epoche bestätigen dies. „Niemals hatte der Neid Macht über meine Seele. Ich liebte die Arbeit und war befriedigt meine Mitmenschen beschäftigt zu sehen. Wer macht das Beste? fragte ich mich; aber nie: wer macht das Billigste? Der Ehrgeiz Gutes zu schaffen, spornt zum Erfolge, während die Billigkeit nöthigt, Schlechtes zu machen." Er blieb in der That immer dieser Art, sein Gewerbe zu betrachten, getreu; die entschiedenste Gewissenhaftigkeit leitete ihn und ließ ihn vor Allem für die Güte der Construktion sorgen und der Rücksicht auf den Preis erst einen Nebenplatz einräumen. Bei der Erbauung eines Schiffes ist es nicht wie bei der Mehrzahl industrieller Erzeugnisse, daß man ohne schwere Folgen die Billigkeit einseitig erzielen kann. Hier ist die Wahl des Materials eben so maßgebend, wie die sorglichste Ausführung; Menschenleben stehen auf dem Spiele, und während ein solid gebautes Schiff sicher auf dem Meere schwimmt und dem Sturm widersteht, geht ein mangelhafter oder schwacher Bau leicht zu Grunde. So gedachte er oft der moralischen Verantwortlichkeit, welche bei so vielen Schiffbrüchen auf das Gewissen des Bauherrn drückt, und nie konnte irgend eine Aussicht auf persönlichen Vortheil ihn von dem Wege unbeugsamer Redlichkeit abbringen.

Es genügt aus vielen andern eine Thatsache vorzubringen, die ihn in dieser Beziehung trefflich charakterisirt. Eine französische Gesellschaft hatte sich gebildet, um eine Packetboot-Linie zwischen Boulogne und London zu gründen. Der Bau der Schiffe wurde Sauvage angeboten. Es wäre ein schönes und großes Geschäft gewesen. Er prüfte aufmerksam die Pläne, nach denen er ausführen sollte, und nachdem er gefunden, daß gewisse Bedingun-

Digitized by Google

gen der Sicherheit vernachlässigt waren, begehrte er zahlreiche Veränderungen. Da seine Wünsche keinen Anklang fanden, hätte er wie viele Andere denken können, daß seine Verantwortlichkeit durch die höhere Entscheidung der Gesellschaft erloschen; aber er war nicht der Mann, der sich eine Capitulation mit seinem Gewissen gestattete, und brach ohne Zögern ein Geschäft ab, welches ihm schöne Vortheile bot.

Zehn Jahre seines Lebens verflossen so, ohne einen Zuwachs seines bescheidenen Erbtheils herbeizuführen; allein sein Ruf als geschickter Schiffsbaumeister war in dem Lande verbreitet, und einige Umstände zogen ihm bald noch mehr die Bewunderung der Sachverständigen zu. Er rettete zwei gestrandete Schiffe, welche frei zu machen ihm gelang, obgleich sie einstimmig als verloren betrachtet wurden und Niemand sich auf eine für unmöglich erklärte Verrichtung einlassen wollte.

Im Laufe des Jahres 1821 verließ Sauvage, der seit mehreren Jahren verheirathet und Familienvater war, seinen ertraglosen Werft und gründete bei den Steinbrüchen von Elinghen in der Nähe von Marquise ein durch den Wind bewegtes Hammerwerk zum Sägen und Poliren des Marmors. Er wußte eine horizontale Mühle zu verfertigen, an welcher er einen Moderator anbrachte, um den Einfluß des Windes zu regeln; eine doppelte Erfindung, an der sich schon alle Geistesquellen des Mechanikers offenbarten. Er hatte außerdem verschiedene Veränderungen in der Form und Bewegung der Platten eingeführt. Obgleich er den Mechanismus seit seinen ersten Versuchen viel verbessert hatte, war Sauvage nicht der Mann, der sich für befriedigt hielt, so lange noch eine Vervollkommnung in Aussicht war. „Ich bin nicht zufrieden", schrieb er damals an seinen älteren Bruder, der sich in Abbeville niedergelassen hatte, „so lange mir noch etwas zu wünschen übrig bleibt; und ich zögere nicht, des Sonntags das zu zerstören, was ich in der ganzen Woche gemacht habe. So erneuern sich meine Freuden. Ich mache keine Veränderung, wenn ich nicht von einer Verbesserung überzeugt bin." Er erhielt endlich ein vollständiges Resultat, und die Gesellschaft für Ackerbau, Handel und Künste in Boulogne ertheilte ihm in ihrer Sitzung am 10. October 1825 die goldne Medaille „als Zeichen der Anerkennung für seine Erfindungen, seinen Eifer und seine Ausdauer in der Verbesserung nützlicher Maschinen."

Sauvage wurde durch die bescheidene Anerkennung, welche ihm seine Vaterstadt erwies, sehr ergriffen. Dieses Zeugniß der Achtung von seinen Mitbürgern traf ihn in der glücklichsten Zeit seines Lebens. Sein Hammerwerk ging gut, seine Geschäfte waren auf keine Weise gehemmt und seine junge Familie konnte der Zukunft ruhig entgegen sehen. Es schien als wartete das Mißgeschick mit seinem Besuche, bis er seinem Vaterland einen größeren Dienst geleistet.

Digitized by Google

Nachdem der gute oder schlimme Dämon der Erfindung einmal in seinen Kopf gekommen, ergriff er bald vollständig davon Besitz. Um diese Zeit stellte er das Physionometer her, welches er erst viel später verbesserte und unter dem veränderten Namen Physionotyp *) verfertigte.

Das Jahr 1832 kam heran; es brachte eine zugleich ruhmreiche und unglückliche Epoche seines Lebens, denn am 10. Juli dieses Jahres nahm er jenes Patent, das ihm seinen hohen Ruf verschaffen, aber auch seinen Untergang bewirken sollte.

Eines Tages, im Anfang des Jahres 1831, befand sich Sauvage, der noch in Boulogne wohnte, bei einem Apotheker, der sein Nachbar und Verwandter war. In Plaudern vertieft, hatte dieser eine Zeitung auf dem Zahltische offen liegen lassen. Plötzlich rief Sauvage, als er den Bericht gelesen, wie die Regierung wieder eine große Anzahl Dampfer nach dem bisherigen Systeme zu bauen beschlossen hatte: „Immer die alten Schaufelräder! wie viel verlorne Kräfte!" Seit längerer Zeit waren die vielen Schwierigkeiten dieser Bewegungskraft sein beständiges Nachgrübeln. Das Dampfschiff mit seinen beiden ungeheuren an der Seite hängenden Radkasten verglich er spottend einem mit Lastkörben beladenen Esel und hatte bei sich die Entfernung der Räder beschlossen. Von der neuen Ankündigung ergriffen, blieb er in Betrachtungen vertieft. Bald aber hefteten sich seine Augen auf eine im Erker unter gelben, grünen und blauen Glaskugeln stehende Vase mit klarem Wasser, darin sich ein Goldfisch in den Strahlen der Sonne tummelte. Sinnend folgte er den leichten Bewegungen des Thieres, welches nach eigenem Willen bald längs des krystallnen Gefängnisses hinschwamm, bald sich rasch drehte, Alles ohne Anstrengung, durch die einfache Schwanzbewegung. Endlich wachte er aus seinem Nachdenken auf, erhob sich, nahm den Hut und ging. Er war noch nicht auf dem Punkt, wo Archimedes rief: „Ich habe gefunden!" aber er sagte sich mit Gewißheit: „Ich werde es finden!"

Sauvage, an einem Seehafen geboren, war seit seiner Kindheit mit dem Ruder und der Schaufel **) bekannt: er handhabte die letztere so geschickt, daß es ihm oft gelang, mit einem kleinen Fahrzeug ein von zwei kräftigen Ruderern geführtes Boot zu überholen. Die schiefen Bewegungen des Fisches, welche er mit so großer Aufmerksamkeit beachtet, hatten seine Gedanken auf die Art, wie sich die Thätigkeit der Schaufel zeigte, zurückgeführt; und indem er auf ein Bewegungsmittel sann, welches an dem Hintertheil der Schiffe anzubringen sei, kam ihm die Idee, die Kraft, die er suchte, in der Schraubenform wirken zu lassen. Diese Idee war nicht ganz neu; schon im 18.

*) Beide Namen sind übrigens undeutlich und ungenau gebildet.

**) Eigentlich Gobille; ein am Schiffshintertheil angebrachtes Ruder, das der Fährmann stehend lenkt und das nicht etwa gleich dem Steuer die Richtung, sondern die Fortbewegung bedingt.

Digitized by Google

Jahrhundert waren einige Versuche gemacht worden, sei es um die Schraubenlinie den Mühlenrädern zu unterschieben, sei es um sie bei der Fortbewegung der Schiffe anzuwenden. 1792 hatte General Meunier versucht, sie bei den Luftschiffen anzubringen, und 1803 nahm Dallery, ebenfalls ein erfindungsreicher Kopf, ein Patent für einen röhrenförmigen Kessel und für eine Schraube; er hatte selbst ein Schiff erbaut, mit dem er auf der Seine seine Versuche ausführen wollte, aber es gingen ihm am Ende die Hülfsmittel aus, bevor er zu einem Resultate kommen konnte. Er mußte auf die Lösung der Aufgabe verzichten, um die Existenz seiner Familie nicht zu gefährden.

Sauvage hatte demnach nicht zuerst die Idee, die Schraube bei der Schifffahrt anzubringen, und hat auch niemals eine solche Priorität für sich in Anspruch genommen. Er wußte recht wohl, daß sein Verdienst anderswo zu suchen sei. Auch schrieb er bei Gelegenheit einer Streitfrage, die sich 1846 um diesen Gegenstand entspann, an den Courrier du Havre unter Anderem Folgendes:

„Jetzt da es dargethan ist, daß weder Dallery noch ich die Schraubenform erfunden, vergleichen wir die Mittel, die der Eine und die der Andere angewandt, um deren zweckdienlichste Beschaffenheit zu ermöglichen.

Meine erste Idee war, durch eine schraubenförmige Wand den Raum, den eine Schaufel durchläuft, welche unter einem Winkel von 45° arbeitet (dieses bildet das S, den Anfangsbuchstaben meines Namens) und einer Schraube, deren Durchmesser ihrer Länge gleich ist, zu beseitigen. Das Verhältniß der Dallery'schen Schraube zu ihrem Durchmesser ist wie 1 zu 1,75, d. h. sie ist von einer Länge, die beinahe der Hälfte der meinigen gleich kommt. Es ist offenbar, daß, wenn man eine Schraube in der Mitte einer solchen Fläche annimmt, sie eine fast perpendiculäre Lage erhält und also ihre Thätigkeit wenig fühlbar wird."

Man sieht, was Sauvage in Anspruch nimmt, ist: nach vielen Versuchen die richtige Größe, welche der Schraube gegeben werden soll, und die Bedingungen, unter welchen sie die meiste Kraft entwickelt, gefunden zu haben. Mit den größten Opfern arbeitete er rastlos an der Herstellung der neuen Bewegkraft und rief somit ins Leben, was seither nur ein sinnreicher Traum und als solcher schon lange vergessen war.

Von dem Augenblicke an, da sich Sauvage diese Aufgabe gestellt hatte, ruhte er nicht, bis er die Lösung gefunden. Seine erste Sorge war, selbst ein kleines Fahrzeug zu bauen, welches 271 Millimeter (nicht ganz ein Fuß) in der Länge, 108 in der Weite und 68 in der Tiefe haben, davon 63 Millimeter im Wasser gehen sollte. Mit diesem winzigen Fahrzeuge, das auf einem künstlichen Kanale von genügender Größe schwamm, machte er die ersten Versuche; nach und nach brachte er im passenden Verhältniß zur Größe

Digitized by Google

des Schiffes Schaufelräder an und endlich die Schraube selbst, deren Form und Größe er jedoch mit jedem Tage veränderte. Eine kleine gut erdachte Maschinerie diente zur Fortbewegung des schwachen Fahrzeugs. Man kann leichter beurtheilen als erzählen, welche Geduld und welche Geistesanstrengung dazu gehörten. Er war in fieberhafter Aufregung bis zu jenem Augenblick, wo aus diesen unausgesetzten Studien die geträumte Lösung hervorging. Dieser Tag sollte ihn glücklich machen; er konnte an diesem Schiffchen auf einem Kanale, den eine Tonne Wasser zu füllen im Stande war, die Umwälzung erkennen, welche die Verhältnisse der Schifffahrt ändern und den Ocean mit Schraubendampfern bedecken sollte.

Der erste öffentliche Versuch geschah am 15. Januar 1832. Die Zusammenkunft, welcher der Maire von Boulogne beiwohnte, bestand aus den Notabilitäten der Hafenstadt. Ein Ober-Ingenieur des Brücken- und Straßenbaues, ein Marineprofessor, Offiziere der Kriegsmarine und gediente See-Capitaine waren zugegen. Der Erfolg war vollständig und ein Bericht, von sachkundigen Männern unterzeichnet, constatirte die Ueberlegenheit des neuen Systems über das alte.

Die Erfindung wurde anfänglich günstig aufgenommen, und Sauvage konnte vernünftigerweise an einen raschen Sieg glauben; allein die Leichtigkeit des Anfangs war nur ein ironisches Lächeln, wie das Geschick es manchmal dem Menschen zuwirft, den es recht zu Boden drücken will.

Sauvage nahm sein Patent am 28. Mai 1832. Kaum in Paris angekommen, baute er ein Boot von 17 Fuß Länge, welches mit einer Schraube versehen war. Nachdem das Boot fertig, schrieb er an den Marineminister, um ihn mit seiner Entdeckung bekannt zu machen. Die Mittheilung wurde gut aufgenommen und eine Commission ernannt, welche dem Versuch beiwohnen sollte. Der Vice-Admiral Halgan, vom Minister zur Commission abgeordnet, zeigte die günstigste Stimmung. Unglücklicher Weise empfing Sauvage am bestimmten Tage die Meldung, daß der Minister sich im Namen geirrt habe und daß ein anderer Offizier den Vorsitz führen sollte. Der Versuch fand auf dem Ourcq-Kanal statt; aber, obgleich er auf genügende Weise ausgeführt wurde, erregte er doch nur in sehr geringem Grade die Zustimmung der Mitglieder, denen ihr Auftrag zur Last war. In Folge wiederholter Schritte gestand man ihm eine neue Commission zu, die aus den Adjutanten des Ministers zusammengesetzt war. Diese zweite Probe schien einen günstigeren Eindruck zu haben, und Sauvage hoffte, der Minister werde die Einführung seines Systems auf einem der Staatsschiffe versuchsweise vornehmen lassen. Wie bitter war aber seine Enttäuschung, als er durch einen Brief des Ministers die Mittheilung der geschehenen Entscheidung empfing: daß die Anwendung des Systems im Großen nicht zulässig sei; daß erst kürzlich in den vereinigten Staaten ge-

Digitized by Google

machte Versuche gezeigt hätten, wie dieses Princip im Großen unmöglich sei.

Nicht besser ging es Sauvage bei Privatunternehmern. Dreimal waren Eigenthümer von Seine-Dampfbooten auf dem Wege, die Anwendung der Schraube zu versuchen; eben so oft wurden sie durch den Einfluß solcher Personen, die bei der Aufrechthaltung des alten Systems interessirt waren, davon abgebracht. Er hatte den Gedanken, eine Gesellschaft zur Ausbeutung seines Patentes zu gründen. Ehrenwerthe Männer waren bereit, die nöthigen Mittel zu schaffen. Am 7. Juni spricht Sauvage in einem Briefe darüber: „Es waren brave Leute. Der Vertrag sollte um 7 Uhr des Abends abgeschlossen werden. Um 6 Uhr schlugen sich die Dummköpfe von Paris einander todt.*) Die Gesellschaft wurde unmöglich und Alles in Frage gestellt."

Er hatte in diesem Augenblicke nichts mehr in Paris zu thun. Enttäuscht aber nicht entmuthigt, faßte Sauvage den Entschluß, mit seinem Boote nach Havre zu gehen, um die Aufmerksamkeit der Schiffsbauer und Seeleute auf die neue Bewegkraft zu lenken.

In einem Seehafen mußte die Erfindung wieder zahlreiche Anhänger gewinnen. Alle Sachverständigen waren über die großen Mißstände der Räder einig. Niemand konnte sich verhehlen, daß ein ansehnlicher Theil der Bewegkraft durch die Stöße und durch das Aufwogen großer Wassermassen verloren gehe, daß eines der Räder bei wildem Wetter sich wirkungslos drehe; man konnte weder die vielen Beschädigungen in Abrede stellen, noch die Unmöglichkeit, diese Bewegkraft bei den großen Kriegsschiffen anzuwenden. Der Raum, den die ungeheuren Maschinen einnehmen, verringert allzusehr die Geschützlinie; überdies macht eine geschickt in den verwundbaren Theil geschossene Kugel das stärkste Fahrzeug ohnmächtig wie einen Vogel mit gelähmtem Flügel. Außerdem sehen die Seeleute nicht gern ihre schönen Fregattenlinien entstellt durch die ungeheuren Räder, welche sich ungeschlacht an ihren Flanken drehen. Die Schraube, welche so viele Hindernisse beseitigt, welche den Schiffen die harmonische Schönheit erhalten sollte und welche erlaubte, bei den größten Kriegsschiffen die Dampfkraft anzuwenden, ohne ihnen bei günstigem Winde die mächtige und ökonomische Hülfe der Segel zu rauben: die Schraube mußte jedenfalls die Hoffnung der Kenner rege machen.

In der That hatten die ersten Versuche in Havre den entschiedensten Beifall. Unglücklicher Weise verbreitete sich aber bald das Gerücht, es sei das neue System durch eine Commission als im großen Maßstabe nicht anwendbar zurückgewiesen worden. Mehr war nicht nöthig, um den wachsenden Enthusiasmus zu dämpfen und das Mißtrauen wach zu rufen. Niedergeschlagen durch die veränderte Stimmung, entschloß sich Sauvage, ein altes

*) Bei der Leichenfeier des republikanisch gesinnten Generals Lamarque, Juni 1832.

Digitized by Google

Fischerboot zu kaufen, um an demselben „den Abstand zwischen einem Schiffchen und einem Fahrzeuge von 20 Tonnen zu zeigen.“ Der Eindruck, den diese neue Wendung hervorrief, entsprach anfänglich seinen Erwartungen. Aber die Mißgunst fing an sich der Sache zu bemächtigen. Man konnte zwar den Erfolg, von dem die ganze Stadt Zeuge war, nicht leugnen, aber man führte an, daß wenn die Schraube, durch Menschenhände bewegt, auch wirksam sei, ein Gleiches doch bei Anwendung des Dampfes in Frage stehe. Sauvage hatte gut predigen, die triftigsten Beweisgründe scheiterten an denen, welche die Gegenpartei hervorgerufen hatte. Immer voll Vertrauen auf das endliche Gelingen seiner Idee, entschloß er sich durch eine letzte Anstrengung die Meinung für sich zu gewinnen. Er begab sich nach Honfleur, wo er ein Schiff von 60 Tonnen bauen ließ, an welchem er diesmal die Schraube durch eine Dampfmaschine von 10 Pferdekräften bewegen lassen wollte. Diese Maschine sollte von einer Gesellschaft, die sich für den Dienst zwischen Honfleur und Havre gebildet hatte, geliefert werden. Das Schiff war fertig, aber die Maschine wurde nicht geliefert, und Sauvage, welcher bei jedem Schritte einem neuen Hinderniß begegnete, sah sich genöthigt, diesem entscheidenden Versuche zu entsagen und den Verläumdern das Feld zu überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Pädagogische Briefe.

Von F. C. Paldamus.

(Fortsetzung.)

Es kommt dabei nun noch die Lage der deutschen Sprachwissenschaft in Betracht; Sie wissen, es hat damit eine eigene Bewandtniß. Man könnte dreierlei grammatische Methoden annehmen: die ältere Schule, die ihr eigentliches Haupt in Gottsched hat, die neuere philosophisch-grammatische und die neueste, die historische Schule. Ein grammatisches System muß aus der vollen Kenntniß der Sprache hervorgehen und darf weder die historische Entwickelung übersehen, noch ein Produkt philosophischer Spekulation sein: darum möchte nur die historische Schule im Stande sein, im Lauf der Zeit uns eine ächte deutsche Grammatik zu bieten. Aber Jedermann weiß, daß die Sache noch nicht so weit ist, daß die historische Sprachwissenschaft jung ist, daß ihr Begründer sein großes grammatisches Werk noch nicht vollendet hat. Können wir jetzt von einer wirklich wissenschaftlichen und brauchbaren Formenlehre reden, so ist das bei der Syntax nicht der Fall.

Gesetzt nun, die Schule hat deutsche Grammatik zu lehren, so fragt es sich: nach welcher Methode? Ich gestehe, daß mir eine bestimmte Antwort kaum zu geben scheint. Von der älteren Methode sollte gegenüber den Fortschritten der Wissenschaft nicht mehr die Rede sein, da man die Schule zwar

Digitized by Google

nicht auf der Höhe der Forschung erhalten kann, aber doch nicht in grellen Gegensatz gegen ein besseres Wissen stellen darf. Gegen ein *Durchführen* der philosophischen Methode, wenn man das Sprachdenksystem so nennen will, sprechen die Bedenken, welche gegen jeden vorzugsweise auf Abstraktionen basirten und zu wenig auf dem konkreten Grunde der Sprache stehenden Unterricht sprechen: auch die Erfahrung tritt im Ganzen (wenn nicht die Einsicht des Lehrers die Schwäche des Systems zu mildern wußte) nicht für diese Methode auf. Die Lehre der historischen Schule ist aber noch nicht so ins Leben eingedrungen, daß man für die Schule im Ganzen und Großen von ihr Nutzen ziehen könnte. Anderseits erscheint es aber gewiß als Aufgabe, *soweit* sich das wissenschaftliche deutsche Sprachsystem für den Unterricht nach und nach nutzbar machen läßt, dasselbe heranzuziehen, insofern und insoweit von grammatischem Unterricht im Deutschen die Rede sein soll und kann.

Von anderer Seite wird also jeder grammatische Unterricht in der deutschen Sprache kurzweg verworfen. Für die Volksschule ist diese Ansicht am präcisesten in der preußischen Verfügung ausgesprochen, welche kurz besagt, daß der Unterricht in der deutschen Grammatik nicht Gegenstand der Volksschule sei. Das soll nun freilich nicht heißen, daß *jede* grammatische Unterweisung wegfallen solle; der grammatische Stoff soll auf ein nothwendiges Minimum reducirt werden, die Beibringung desselben aber nicht selbständig, im Zusammenhange, in besonderen Stunden, sondern im Anschluß an die Lectüre und an die schriftlichen Uebungen erfolgen. Das Lesebuch wird der Mittelpunkt des deutschen, in der Volksschule der Regulative sogar des gesammten Unterrichtes. Auch hier scheinen mir Bedenken aufsteigen zu müssen. Denn die gelegentliche Besprechung ist im Grunde nur von Werth, wenn sie auf einem schon vorhandenen Grund fußen kann; auf diese Weise kann weiter ausgeführt, ergänzt, erweitert, nicht begründet werden. An den deutschen Lesestoff wird eine Methode herangebracht, die nur für den fremden paßt: die Benutzung des Lesebuches, und eine so künstliche, complicirte, daß ich nicht absehe, wie es auch dem besten Lehrer gelingen könne, solchen Anforderungen zu genügen. Zum mindesten müßten auf ein solches Verfahren berechnete Lesebücher verfaßt und mit bestimmten methodischen Anweisungen versehen werden, und selbst wenn das möglich wäre, würde ich die Besorgniß nicht zu beseitigen wissen, den Schülern werde das Lesebuch ein Gegenstand der Langeweile und des Abscheues werden. Auf allen grammatischen Stoff aber *kann* nicht verzichtet werden, wenn nicht eine rohe Empirik einreißen soll, welche dem Zweck der Schule im Allgemeinen und ihrer besondern Aufgabe auf dem Gebiete der Muttersprache geradezu widerspricht.

Ich habe mich zu diesen ausführlichen Auseinandersetzungen verstehen müssen, weil die Sache eine gar zu wichtige, die Sachlage eine gar zu com-

Digitized by Google

plicirte ist. Denn nun werfen Sie einen Blick auf die Praxis! Erklärt sich nicht Vieles in den vorhandenen Zuständen? Wir haben eben ein Unterrichtsgebiet vor uns, das nicht nur seiner ganzen Natur nach mannigfaltig, das überreich an Stoff ist und ein absolut gleiches Verhältniß zu demselben gar nicht zuläßt, sondern auch der Schauplatz der widerstrebendsten Ansichten ist. Nirgends ist das in ähnlicher Weise der Fall: überall finde ich in Bezug auf Stoff, Methode, Stufenfolge eine größere durch die Sache selbst gegebene Uebereinstimmung.

Sehen Sie einmal das Kapitel von der Rechtschreibung an! Sollte es ein deutsches Lehrercollegium geben, das darin einig wäre? Ja selbst, wenn es sich etwa darüber einversteht, daß die Schule sich noch nicht mit der Orthographie der Germanisten befassen könne: bleiben nicht eine Menge kleiner Divergenzen übrig, die, wenn nicht von großem Schaden, doch sicher für die Schule nicht von Nutzen sind? Lehrer A. streicht in der einen Klasse aus, was Lehrer B. in der andern in die Arbeit hineincorrigirt hat: ist das nicht ein Uebelstand? Bei der Interpunction ists nicht besser, bei manchen grammatischen Regeln stehts eben so: so muß man sich z. B. an Schulen, welche die alten lateinischen Bezeichnungen Substantiv, Verbum, Casus, Subjekt, Objekt ꝛc. abgethan haben, durch eine Musterkarte von Ausdrücken hindurchwinden, die vor den lateinischen gewiß nichts voraus haben und meines Erachtens den Knaben nur verwirren! Man denke z. B. an das „Gedankendingwort." Gedenken Sie der peinlichen Verlegenheit, in der man sich bei der Auswahl der Lesebücher befindet, während doch ihre Zahl Legion ist! Ich meinestheils gestehe, ein wirklich *gutes* Lesebuch, das allen berechtigten Anforderungen entspräche (zu denen denn vornehmlich die gehört, daß es nicht *tendenziös* sei), noch nicht gefunden zu haben. Und wie verschieden ist die Weise, in der dasselbe gebraucht wird, freilich eine der schwierigsten Aufgaben, so leicht sie auf den ersten Blick scheinen mag. Denn nicht so leicht lassen sich die nothwendigen formalen und realen Gesichtspunkte vereinigen, und selbst wenn es geschieht, fragt es sich noch, ob das wohl zu beachtende Moment der mechanischen Fertigkeit zur Genüge berücksichtigt wird. Noch bunter ist die Mannigfaltigkeit der Behandlung, wenn man nach den schriftlichen Uebungen, insbesondere den Aufsätzen, fragt. Wie mancher deutsche Sekundaner und Primaner ist schon mit einem Thema beglückt worden, das auch einem tüchtigen Studenten schwierig scheinen würde; wie oft ist schon Knaben und Mädchen in mittleren Schulklassen die Zumuthung geworden, Gedanken und Empfindungen producirten zu sollen, von denen sie die ersteren noch nicht haben und die zweiten in ihren Herzen bewahren, stark werden und zu Gesinnungen und Thaten heranreifen lassen sollten! Und ist nicht die wunderbare Zudringlichkeit zu erwähnen, mit der gewisse Aufgaben immer wiederkehren; haben wir nicht Alle den Hannibal eine begei-

Digitized by Google

sterte Rede an seine Soldaten halten lassen, über die Wahl des Berufes einige unpassende Worte gesagt, die Geschichte eines Thalers erzählt, zu Sprüchwörtern einige Erzählungen uns herausgequält oder über die Folgen der Kreuzzüge verschiedene Bemerkungen nach Rotteck und Becker gemacht? — Da ich neulich schon über literarhistorischen Unterricht Einiges bemerkt habe, darf ich wohl jetzt vorerst diesen Gesichtspunkt des deutschen Unterrichts unberührt lassen.

Soll ich nun aber positive Ansichten und Vorschläge mittheilen, so muß ich zuvörderst auf die Verschiedenheit der einzelnen Schulgebiete in Betreff dieses Unterrichtsfaches hinweisen. Diese beruht nicht bloß in der höheren oder niederen Bildungssphäre der einzelnen Schulanstalten, sondern es kommt vornehmlich in Betracht, ob dieselben noch andere Sprachen lehren oder nicht. Denn wird eine fremde Sprache gelehrt, so läßt sich dieser der grammatische Unterricht zuweisen, da die obenerwähnte Grundbedingung solcher Behandlung, die Fremdheit des Sprachstoffes, vorhanden ist. Somit werden höhere Schulanstalten, Gymnasien und Realschulen am wenigsten in den Fall kommen, der deutschen Sprache eine Behandlung aufzunöthigen, die ihr widerstrebt. Von diesen beiden Schulgattungen aber wird wiederum das Gymnasium den Vortheil voraus haben, daß es in der lateinischen und griechischen Sprache Bildungsmittel der bewährtesten und reichsten Kraft besitzt, das trefflichste Rüstzeug für Entwickelung der geistigen Kraft, insbesondere für Weckung und Stärkung des Sprachgefühls und der Ausdrucksfähigkeit. Ich will nicht so weit gehen, wie manche Vorschläge gegangen sind, nach denen dergleichen Schulen erst auf den mittleren und oberen Stufen besonderen deutschen Unterricht ertheilen sollten, aber das scheint mir doch gewiß, daß die entgegengesetzte Forderung einer ausgedehnten Betreibung der Muttersprache von falschen Gesichtspunkten ausging. Die Förderung der Zwecke des deutschen Unterrichts ist eine allgemeine Angelegenheit der ganzen Schule, und nur in der vollen Erkenntniß dieses Satzes, nur in einem einmüthigen Streben Aller auf allen Punkten ermöglicht sich die Erreichung des Zieles. Das werden meine Berufsgenossen gewiß gern unterschreiben, aber eben so willig zugestehen, daß die Sache nicht so leicht ist und die Praxis hinter der Erkenntniß zurückbleibt. Die Aufmerksamkeit auf die Form der Antwort ist eine ganz unerläßliche Forderung, wobei man sich nicht mit dem Kampfe gegen die beliebten Antworten mit einem Worte begnügen darf, sondern auf die Wahl der Worte und Ausdrücke, ihre Verbindung zu Sätzen und nicht zum wenigsten auf richtige und deutliche Aussprache ernstlich achten muß. Geschieht dies aber allerwärts, und geht der Lehrende selbst mit gutem Beispiele voran, so wird nicht nur jede Unterrichtsstunde zu einer deutschen, sondern es werden auch manche Unterrichtsstunden wie besonders Geschichtsstunden und Sprachstunden durch die Gele-

Digitized by Google

genheit, welche sich im Wiedererzählen und Uebersetzen für Bildung des Sprachgefühls und der Ausdrucksfähigkeit darbietet, die eigentlichen deutschen Stunden an Wirksamkeit übertreffen. Auf die Zweckmäßigkeit schriftlicher und mündlicher Uebersetzungen, bei denen es nicht bloß auf Richtigkeit, sondern auch auf Angemessenheit, ja auf möglichste Formvollendung des Ausdruckes abgesehen ist, ist so vielfach schon hingewiesen worden, daß es einer Erinnerung nicht bedarf. Ich möchte nur das Eine noch empfehlen, wo es sich irgend thun läßt, den deutschen Sprachunterricht in die Hand eines mit anderweitigem sprachlichen Unterricht beschäftigten Lehrers zu legen.

In allen denjenigen Schulen, welche altsprachlichen Unterricht nicht ertheilen, nimmt der deutsche Unterricht eine andere Stellung ein. Es handelt sich zunächst um die Anstalten, welche den neueren Sprachen besondere Aufmerksamkeit schenken. Hier treten die modernen Sprachen in einen Theil der Rechte und Pflichten ein, welche an den gymnasialen Schulen Eigenthum der alten Sprachen sind. Aber eben nur in einem Theil derselben. Denn ihrer Verwendung als sprachliche Bildungsmittel steht nicht bloß die praktischere Richtung der gedachten Schulen, sondern auch die Natur der neueren Sprachen entgegen. Französisch und Englisch soll nicht bloß für die Bildung des Geistes, sondern vornehmlich für den Gebrauch gelernt werden, die Kenntniß ist mehr Zweck als Mittel, und wie man auch bemüht sein möge, den praktischen Gesichtspunkt nicht allein zur Geltung kommen zu lassen, man muß einräumen, daß die Beziehung auf das Leben wohlberechtigt ist. Dazu kommt noch, daß bei der Vielartigkeit der Unterrichtsfächer, welche in diesen Schulen zur Behandlung kommen, keinem eine bedeutende Zahl von Stunden zugewiesen werden kann. Endlich aber sind die in ihrer Formenlehre und Syntax ärmeren neueren Sprachen für den Zweck der Sprachbildung auf den elementaren Stufen ungleich unausgiebiger als die alten Sprachen; das Französische, welches an die Stelle des Lateinischen tritt, steht hinter demselben in dieser Hinsicht bedeutend zurück. Ich meine, zwei Forderungen aus dieser Sachlage folgern zu dürfen. Einmal die, da wo von altsprachlichem Unterrichte abgesehen werden muß oder soll, die neueren Sprachen, zum mindesten eine derselben, so zu betreiben, daß die praktische Methode nicht zu sehr betont werde, und zweitens, den deutschen Sprachunterricht nicht von aller grammatischen Zuthat loszulösen. Man müßte in den deutschen Stunden die einfachsten grammatischen Begriffe und Verhältnisse entwickeln und zwar vor Beginn der französischen, würde dann die grammatische Unterweisung mehr dem letztgenannten Unterrichte zuweisen und denselben in engste Beziehung zum deutschen (wo möglich durch Uebertragung an denselben Lehrer) setzen, und könnte vielleicht auf der obersten Stufe bei geistig schon entwickelteren Schülern den Versuch machen, einzelne hinlänglich geklärte Abschnitte der deutschen Grammatik zum Verständniß zu bringen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Phantaſus.

Kannſt du folgen nicht dem Fluge,
Auf des Dichtergeiſtes Flügeln,
Bin ich dir gleich einem Buche
Unter'm Schluß von ſieben Siegeln;
Doch vermagſt du mitzuſchweifen
Kühne Flüge meiner Seele,
Wirſt du meine Luſt begreifen
Und den Sinn, wie ich erzähle

Der ich durch die Himmelsfernen
Kühn mit Flügelroſſen brauſte,
Der ich bald auf dieſen Sternen,
Bald auf jenen Sternen hauſte;
Purpurn mit der Morgenröthe
War mein Wagen ausgeſchlagen
Und die Sonnenſcheibe drehte
Sich als güldnes Rad am Wagen.

Ueber mir, ſo mild und hehre,
Wölbte ſich ein Regenbogen,
Wie im Tanz die Baſadere
Wird vom Schleier überflogen.
Hinter meinem Wagen ſtaubte
Eine ſchwere Wetterwolke;
So mit ſtolz erhobnem Haupte
Fuhr ich über allem Volke.

Einmal ſaß mit Machtgeberde
Ich als König auf dem Throne!
Mein Reichsapfel war die Erde
Und die Sonne meine Krone.
Glänzende Geſtirne ſtanden
Zitternd zu des Thrones Seiten,
Monde waren die Trabanten,
Mich, den König, zu begleiten.

Wenn zu meinem Herrſcherſitze
Geiſter der Empörung drangen,
Dräute ich! und wilde Blitze
Tanzten mir wie zahme Schlangen,
Und der Donner ſchwieg erſchrocken
Und die Windsbraut ſtrich mit Beben
Aus der Stirne mir die Locken,
Denn mir war Gewalt gegeben.

Dann auch zog ich als Komete
Weit hinaus auf Abenteuer!
Von dem Helm, rückſchlagend, wehte
Mir ein langer Buſch von Feuer.

Digitized by Google

Nach der Sonnenburg, der mächt'gen
Zogen wir, ein kühn Beginnen;
Sahen in der Näh' die prächt'gen
Hohen lohen goldnen Zinnen.

Und aus Perl' und Diamanten
Waren Thor und Wall gegoſſen;
Feuerige Schaaren ſtanden
Da, die Sonnenpfeile ſchoſſen;
Fernehin nach den Planeten
Und Trabanten, die in Eile
Flüchtend um die Burg ſich drehten,
Schoſſen ſie die Sonnenpfeile.

Hab ich doch ſelbſt Bahn gebrochen
Zu des Erdballs tiefſtem Kerne!
Donnern gleich hört' ich das Pochen
Eines Herzens ſchon von Ferne.
Und ich ſah's! das mächt'ge Herze
Glüht' im Bruſtgewölb von Quadern;
Und ſein Blut, als edles Erze,
Strömte hin in tauſend Adern.

All das hab' ich unternommen!
Und ich könnt' noch mehr enthüllen,
Denn der Geiſt iſt auf mich kommen
Mich mit Bildern zu erfüllen.
Mein die Himmel! mein die Erden!
Gottes Reich, es iſt auch meines!
Ob auch Viele ſagen werden:
Er iſt voll des ſüßen Weines!

Friedrich Stolze.

Unterhaltungen.

— **Conzert.** Die muſikaliſchen Abende für die bevorſtehende Winterzeit wurden hier bereits im Nachſommer, am vergangenen Mittwoch, im erneuerten Weidenbuſchſaal (wir bleiben bei der altgewohnten Bezeichnung) aufs Schönſte eröffnet. Die Verſammlung, obwohl ungemein zahlreich, machte den Eindruck eines glänzenden, von der beſten Stimmung belebten Salonpublikums; man begrüßte die erſten Leiſtungen eines einheimiſchen Talentes. Die Conzertgeberin, Fräulein Johanna Martin, hätte indeſſen dieſes gemüthlichen Antheils nicht bedurft, um ungewöhnlichen Beifall zu finden. Sie hat die treffliche Pariſer Schule, die ſie im letzten Jahre durchmachte, nicht blos mechaniſch benutzt. Ihre ſchönen Mittel ſind in hohem Grad ausgebildet und veredelt; der geiſtig belebte, ausdrucksvolle und elegante Vortrag macht ſie im Conzertſaal zu einer Erſcheinung von ſeltener Anziehungskraft. Inwiefern ſie durch Kraft und Fülle des Geſanges befähigt ſein wird, im Dramatiſchen ebenſo Vorzügliches zu bieten, wird ſich ſpäter beurtheilen laſſen. Bei ihrem erſten Auftreten haben

Digitized by Google

wir noch die geſchmackvolle Auswahl der vorzutragenden Stücke und die ſchönen Leiſtungen der Mitwirkenden (Frau C. P., Fräulein Steinhardt und Herr Dietz) beſonders hervorzuheben.

— **Sigismund Barisani.** Der Name dieſes edlen Mannes, der in den achtziger Jahren Hoſpitalarzt zu Wien war, wird der Nachwelt aufbewahrt bleiben; er war es, der zweimal ſeinen Freund Mozart aus lebensgefährlicher Krankheit errettete. Im Dresdener Journal theilt C. Banck den äußerſt liebenswürdigen Denkvers mit, welchen Barisani am 14. April 1787 in jenes Stammbuch des unſterblichen Künſtlers einſchrieb, das in Salzburg aufbewahrt wird. Zur Erläuterung möge bemerkt werden, daß Mozart um dieſe Zeit vorübergehend veranlaßt war, an eine Ueberſiedelung nach London zu denken, und daß er in Wien fortwährend durch die Feindſeligkeit Salieri's viel zu leiden hatte. Barisani ſchreibt:

Wenn Deines Flügels Meiſterſpiel
Den Britten, der, ſelbſt groß von Geiſt,
Den großen Mann zu ſchätzen weiß,
Dahinreißt zur Bewunderung;
Wenn Deine Kunſt, um welche Dich
Der welſche Componiſt beneid't
Und wie er kann und mag verfolgt;
Wenn Deine Kunſt, in der Dir nur
Ein Bach, ein Joſeph Haydn gleicht,
Dir längſtverdientes Glück erwirbt:
Vergiß Du Deines Freundes nicht,
Der ſich mit Wärme ſtets, und ſtets
Mit Stolz erinnern wird, daß er
Als Arzt Dir zweimal hat gedient
Und Dich der Welt zur Luſt erhielt;
Der aber noch weit ſtolzer iſt,
Daß Du ſein Freund warſt, ſo wie er
Dein Freund Sigismund Barisani.

Noch war kein halbes Jahr verfloſſen, als Mozart ſchon die wehmüthige Bemerkung beizufügen hatte: „Heute am 3 September dieſes nämlichen Jahres, war ich ſo unglücklich, dieſen edlen Mann, liebſten beſten Freund und Erretter meines Lebens, ganz unvermuthet durch den Tod zu verlieren. Ihm iſt wohl — aber mir — uns — und Allen die ihn genau kannten, — uns wird es nimmer wohl werden, bis wir ſo glücklich ſind, ihn in einer beſſeren Welt wieder auf Nimmerſcheiden zu ſehen." — Nach vier Jahren (1791) folgte ihm Mozart in den Tod.

— **Saphir und Hebbel.** Wenn Jemand in der ſo zahlreichen deutſchen Schriftſtellerwelt zwei Perſönlichkeiten ausſuchen wollte, die zu einander im möglichſt ſchroffen Gegenſatze ſtehen, ſo könnte er kein auffallenderes Paar nennen als den leichten, witzigen Saphir und den Dramatiker Friedrich Hebbel, deſſen Kraft oft genug ins Starre und Herbe übergeht. Zwiſchen beiden Männern muß jedoch eine merkwürdige Sympathie beſtanden haben, da der Letztgenannte von Saphir zu einem ſeiner Teſtamentsvollſtrecker und zum Herausgeber ſeiner Schriften auserſehen worden iſt. Saphirs Teſtament iſt vom Jahr 1855 datirt; es ſchließt mit dem Vers:

O nimm mich auf, o Herr, in deine Vaterhuld;
Wie ich gefehlt, nur Irrthum wars, und keine Schuld.

Dies Zeugniß wird dem bei aller Neigung zum Spotte doch gemüthlichen, immer zu hülfreichen Handlungen bereiten Manne allſeitig zugeſtanden. Wer ein theures Andenken an

Digitized by Google

Saphir zu besitzen wünscht, kann sich die bei C. Hügel in Wien erschienene lyrische Sammlung „Wilde Rosen“ in einer Prachtausgabe anschaffen; sie ist „in Octav, mit massivem Relief-Einband auf Mosaik-Goldgrund“ und kostet zwanzig Gulden C.-M.

— **Der gehörnte Mose.** Diese seltsame und störende Abbildung, deren in Nr. 34 dieses Blattes erwähnt wird, rührt — wie schon Gesenius im Wörterbuch bemerkt — von einer falschen Uebersetzung des hebräischen Wortes karan (2. M. 34, 29. 30. 35) her. Dasselbe wurde, weil es von keren (Horn) abgeleitet ist, irrthümlich mit gehörnt sein übersetzt, bedeutet aber: glänzen, strahlen (karnajim, Hörner wird bildlich ebenfalls für Strahlen gebraucht. Hab. 3, 4. Ebenso vergleichen arabische Dichter die Strahlen der Sonne mit Hörnern). Die Stelle 2. Mos. 34, 29, um welche es sich hier handelt, lautet nach der richtigen Uebersetzung Luthers: „da nun Mose vom Berge Sinai ging, hatte er die zwo Tafeln des Zeugnisses in seiner Hand, und wußte nicht, daß die Haut seines Angesichtes **glänzete**, davon, daß er (Gott) mit ihm geredet hatte.“ So haben auch die Siebzig und die chaldäischen Uebersetzungen des Onkelos und Jonathan die Stelle verstanden. Aquila und Vulgata aber nahmen das betreffende Wort in der Bedeutung: gehörnt sein. Ein karaitischer Zeitgenosse des Saadias war der Meinung, das Angesicht Moses sei durch sein 40tägiges Fasten so eingeschrumpft, daß die Haut hart wie Horn wurde (!!), was Aben Esra mit scharfen Worten geißelte. — Die Uebersetzung der Vulgata lautet: ignorabat quod cornuta esset facies sua. Dieses ist um so auffallender, da 2. Cor. 3, 7 der richtige Sinn der Stelle angegeben ist. (Vergl. Nr. 34 dieser Blätter. Die vorstehende, uns von kundiger Seite zugegangene Mittheilung wird um so willkommener sein, da die Aufstellung des Mose in den nächsten Tagen stattfinden soll.)

— **Caroline Herder.** Die fortgesetzte Veröffentlichung von Briefen bedeutender Personen bringt es leider mit sich, daß dieselben uns oft recht klein und in recht ungünstigem Licht erscheinen. In den ungedruckten Briefen aus Knebels Nachlaß, die Heinrich Düntzer unter dem Titel „Zur deutschen Literatur und Geschichte“ herausgegeben hat (Nürnberg 1858), läßt sich besonders oft Herders Gattin über weimarische Zustände vernehmen. Da fällt es denn höchst unangenehm auf, daß sie kaum sechs Zeilen schreiben kann ohne eine hämische Bemerkung über Goethe oder eine wegwerfende über Schiller anzubringen. Bei der Aufführung von Schlegels Jon beklagt sie, wie tief Goethe gesunken sei; die „Braut von Messina“ ist, wenn man ihren schadenfrohen Aeußerungen glauben will, bei der ersten Darstellung durchgefallen. Viele dieser Briefe rühren aus den Jahren 1800 — 1803 her, in welchen, wie wir von anderer Seite wissen, Goethe sich auf die liebenswürdigste und edelste Weise für das Wohl Herders und seiner Kinder bemühte.

— **Schönbusch und Schönthal.** Unter den oben erwähnten Briefen an Knebel befindet sich einer (I. 160), in welchem Gerning aus Frankfurt meldet: „Ich bin in Aschaffenburg gewesen und habe dem Schönbusch und Schönthal mit Heinse den Hof gemacht.“ Zu den beiden Eigennamen gibt Herr Düntzer als Herausgeber den erläuternden Beisatz: „dem Kurfürst von Mainz.“ Schönbusch und Schönthal sind jedoch nicht Namen des Kurfürsten, sondern zweier Spaziergänge in der Nähe von Aschaffenburg. So etwas kann dem besten Menschen einmal passiren; daher soll man auch gegen Andere human sein.

— **Kometenjahre.** Die Thatsache, daß gute Weinjahre auch Kometenjahre sind, steht in der Meinung des Volkes fest, wenn auch die wissenschaftliche Begründung fehlt. Das Jahr Elf ist von dem heurigen bereits in Schatten gestellt. Es sind seit Neujahr fünf Kometen entdeckt worden, zwei von Bruhns in Berlin und je einer von Winnecke in Bonn, Donati in Florenz und Tuttle in Cambridge (Nordamerika.)

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Th. Creizenach.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N. 39. **Frankfurt a/M., den 25. September 1858. IV. Jahrgang.**

Inhalt. **Friedrich Sauvage**, ein Verkannter der neuesten Zeit. Von F. R. (Forts. u. Schluß.) — **Pädagogische Briefe.** Von F. C. Paldamus (Schluß). — **Moritz Reich.** An der Grenze. Aus dem Nachlasse von M. Reich. Herausgegeben durch Alfred Meißner. — **Neue Bücher:** Gekrönte Preisschrift; Münchener Experimentalpoesie; Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika; Gedichte von Georg Scherlin; die Pfalz und die Pfälzer. — **Unterhaltungen:** Literarische Mittheilung von Dräxler-Manfred; die Ritterlichkeit der großen Nation; Johann Böhl von Faber u. a.

Friedrich Sauvage,

ein Verkannter der neuesten Zeit.

Von F. R.

(Fortsetzung und Schluß.)

Dieser unerwartete Schlag traf ihn schwer; sein Ruin war vollständig. Nicht nur hatte er sein bescheidenes Erbtheil bei diesen letzten Versuchen eingebüßt, er war auch verschuldet. Sein Muth sank indeß nicht. Er blieb mehrere Monate in Honfleur, immer in tiefer Herzensangst, deren betrübendes Bild wir dem Leser ersparen wollen. Glücklicherweise hatte des Erfinders Seele viel von der Seele gewisser Künstler: er lebte mehr für seine Idee als für die Berührung mit der äußern Welt; auch der größte Mangel hielt ihn keinen Augenblick von der Arbeit ab, die seinen Gram zerstreuen sollte. Er suchte sein Physionotyp zu verbessern. Sein Zweck war, die genaue Wiedergabe der Gesichtszüge zu erhalten und auch ohne die bisherige ganz unerträgliche Abformungsmethode Büsten von vollkommener Aehnlichkeit zu erzielen. Der Apparat Sauvage's war wirklich sinnreich. Das Physionotyp ist eine ovale, mit einer Menge kleiner Oeffnungen versehene Metallplatte. In jeder Oeffnung gleitet ein kleiner Stahlschaft mit außerordentlicher Leich-

Digitized by Google

tigkeit. Sind alle diese Schafte in ihrer Lage, so geben sie dem Apparate das Aussehen einer Bürste. Es genügt, das Gesicht sanft auf diese Fläche zu drücken, von der jeder Punkt sich beim geringsten Drucke verschiebt. Die Operation dauert keine halbe Minute, die Züge lassen ihr Gepräge zurück, man stellt die Schafte fest und formt von der Höhlung ab.

Die Familie Sauvage's kam ihm zu Hülfe und er begab sich 1834 nach Paris, um seine neue Erfindung auszubeuten. Er war überzeugt, daß die Beharrlichkeit, mit welcher man einer guten Sache dient, über die Gleichgültigkeit des Publikums und über den Widerstand des Eigennutzes siegen müsse. Er verkaufte die Hälfte der Ausbeutung des Physionotyps und er hoffte sogar einen Augenblick, daß der Vortheil dieser Erfindung ein Mittel zur Schöpfung seiner Schraube werden könne. Aber das Physionotyp erhielt seiner Natur nach bloß als eine Merkwürdigkeit Anerkennung; es ist ohne Zweifel eine sehr sinnreiche Erfindung, allein von untergeordnetem Werthe, und wird schwerlich je ein nützliches Hülfsmittel der Kunst werden.

Zu seiner Genugthuung gelang dem guten Sauvage der schöne Versuch vollständig, den er 1836 mit dem Storchschnabel machte, um die Rundformen bei der Sculptur wiederzugeben. Man kann daran die Einfachheit des Mechanismus, die Vollkommenheit und Fruchtbarkeit der Resultate bewundern; mit großem Kostenersparniß erhält man hier Abgüsse der Meisterwerke alter und neuer Kunst mit so mathematischer Genauigkeit, wie nur der Spiegel die Gesichtszüge wiedergibt.

Sauvage nahm für diese Erfindung 1836 ein Patent, aber erst 1840 gründete er eine Werkstätte, die er einem seiner Söhne übergab. Der Anfang war bescheiden, denn noch waren viele Hindernisse zu beseitigen und das Geld, der Nerv der Industrie, fehlte sehr häufig. Endlich wurde ungeachtet aller Schwierigkeiten dieser Betrieb für die Familie erhalten. Der „Redukteur" ist die einzige Erfindung Sauvage's, die er nicht bloß für Andere machte. Zwar zog er wenig persönliche Vortheile daraus, allein er konnte zum Troste für so viele erlittene Mißgeschicke am Ende seines Lebens seinen Sohn gedeihlich arbeiten sehen. Henri Sauvage steht heute an der Spitze einer bedeutenden Werkstätte; die ursprüngliche Erfindung ist unter seinen Händen zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gediehen, daß er unbeschadet zahlreicher industrieller Arbeiten ein wirklich großes, künstlerisches Werk unternehmen konnte: die Abformung der Meisterwerke der Louvre-Gallerie in halber Größe, eine herrliche Sammlung für die Museen und Zeichenschulen der Provinz.

Sauvage verfolgte indessen mit wachsendem Eifer seine Versuche mit der Schraube. Dies war die große Aufgabe seines Lebens. Wir sehen ihn bald in London, in Havre, in Nantes, in Paris, wo er überall, obgleich 54 Jahre alt, die Thätigkeit eines jungen Mannes entwickelte.

Digitized by Google

Bisher hatte er alle seine Versuche in Anbetracht der Seeschifffahrt gemacht. Er wollte nun die Aufmerksamkeit der Gesellschaft für die Seine-Schifffahrt auf sein Vorhaben ziehen und ließ zu Saint-Cloud ein Fahrzeug von 15 Fuß Länge bauen. Hier arbeitete er wieder, wie in Havre, mit kleinen Raumverhältnissen. Nun wünschte man Versuche mit einem größeren Fahrzeug. Er ließ nach dem Plane des ersten eines von 35 Fuß bauen; im Augenblick, wo dies fast vollendet war, wandte man ein, daß der Unterschied von 15 zu 35 nicht genügend sei. Erbittert über alle diese Ausflüchte, aber mit dem festen Willen, seine Widersacher zur Ueberzeugung zu führen, brachte er noch ein Opfer und baute, immer auf seine Kosten, ein Schiff von 60 Fuß. Die Schraube hatte auf diesem, wie auf allen andern, vollständigen Erfolg. Dies war aber auch Alles. Sauvage hatte wieder unnöthig sein Geld in den Abgrund geworfen, der schon so vieles verschlungen.

Einen Augenblick lebte Sauvage der Hoffnung, daß Ludwig Philipp seine Versuche begünstigen würde; hochgestellte Männer, die sich für die Erfindung interessirten, hatten Alles dazu vorbereitet. Unglücklicher Weise walteten auch in dieser Sphäre feindselige Einflüsse, die seine Hoffnung vernichteten.

Während sich Sauvage so in nutzlosen Anstrengungen erschöpfte, machte man in England ernste Anstalten zur Anwendung der französischen Erfindung. Diese erst öffneten dem Marineminister die Augen, so daß er sich nun entschloß, ein Probefahrzeug durch Normand, einen der großen Schiffsbauer in Havre, verfertigen zu lassen. Dieser schrieb an Sauvage um die Ermächtigung, für das zu bauende Schiff die Schraube anwenden zu dürfen. Sauvage, der die Hülfsmittel nicht mehr besaß, seine Versuche selbst fortzusetzen und der damals bei seinem ältern Bruder in Abbeville wohnte, ließ sich bewegen, die begehrte Ermächtigung zu geben. Die Aussicht, unter solchen Bedingungen den Widerspruch entwaffnen zu können, bestimmte ihn dazu, und gegen Ende des Monats Juli 1841 wurde zwischen den mechanischen Ingenieurs Normand und Barnes einerseits, und Sauvage, dem Erfinder des Schraubensystems anderseits, ein Vertrag abgeschlossen.

Nach diesem Vertrage verpflichteten sich die Herren Normand und Barnes, überzeugt von dem Vortheile des Schraubensystems des Herrn Sauvage, um dieses System zu verbreiten und den Beweis seiner Ueberlegenheit über die bisher angewandten Mittel zu geben, auf ihre Kosten ein Dampfschiff zu bauen, dessen Form, Größe und Einrichtung ihnen überlassen bleibe. Die Kraft der Maschine konnte von nicht weniger als 120 Pferdekraft sein. Sauvage bewilligte unentgeltlich für dieses Schiff allein das Recht, das von ihm erfundene System anzuwenden und verpflichtete sich, ihnen alle nöthigen Anweisungen zu geben.

Am 21. Juli 1843 verließ der erste, auf Staatskosten gebaute Schraubendampfer, der „Napoleon", unter dem Beifallsrufe der Menge die Rhede

Digitized by Google

von Havre. Er ging nach Cherbourg; an Bord war eine Commission von Schiffbau-Ingenieuren und Marine-Offizieren, die unter dem Vorsitz des Generaldirektors der Posten Lauf und Maschine zu prüfen und die Ergebnisse festzustellen hatte. Herr Normand begleitete die Commission. In Cherbourg angekommen, durchlief der „Napoleon" dreimal die Rhede ihrer ganzen Länge nach vor den Augen der Stadtbehörde und der Einwohner, welche durch das neue Schauspiel eines Fahrzeugs, das leicht ohne sichtliche Bewegkraft durch die Wogen schnitt, in Verwunderung gesetzt wurden. Von hier ging der „Napoleon" nach Portsmouth und Southampton, deren Forts er begrüßte und deren Gegengrüße er empfing. Nach dieser triumphirenden Fahrt lief er ohne Hindernisse wieder in Havre ein.

Sauvage befand sich in diesem Augenblicke in Havre, allein er war — im Gefängnisse, im Schuldgefängnisse! die Schraube hatte zu viel gekostet.

Hier kam ihm eine unerwartete Hülfe. Es lebte damals in der Nähe von Havre (in Sainte-Adresse) ein Mann von seltenen Talenten und kühnem Muthe, der früher Romane geschrieben, aus denen Phantasie und ein lebhafter, origineller Geist sprach, und der nun jeden Monat ein Heft über politische Ereignisse, über Literatur und Kunst veröffentlichte. Wer die „Guêpes" gelesen, weiß, mit welcher Unparteilichkeit, mit welchem Feuer und Scharfsinn darin die Interessen des Augenblicks und die Personen des Tages besprochen wurden. Die Personen sind nun von der Bühne verschwunden und die Ereignisse gehören einer fernen Vergangenheit an; dennoch machen die Artikel Alphons Karr's noch einen so lebhaften Eindruck, als seien sie gestern geschrieben. Die Polemik der Wespen hatte den Glanz und die Schärfe eines Schwertes.

Alphons Karr besuchte Sauvage in seinem Gefängnisse. Hier saß der Gefangene, dessen Erfindung man draußen feierte, und war beschäftigt, mit Hülfe eines Messers und einiger Stücke Holzes kleine Mechanismen zu fertigen. Der Schriftsteller, obgleich noch sehr jung, doch schon damals im Glanze seines Rufes, konnte nicht ohne die tiefste Betrübniß den Mann sehen, welcher dem Ruhme nah, für so viele Arbeit seines Lebens keine andern Früchte geerntet hatte als Armuth und Gefängniß; er fühlte sich von brüderlichem Mitgefühl für dieses so edel ertragene Mißgeschick und von tiefer Verachtung gegen die menschliche Ungerechtigkeit erfüllt.

Die Julinummer der Wespen von **1843** enthält den Ausdruck dieses doppelten Gefühls. Alphons Karr erzählt darin die Fahrt des „Napoleon" und seinen eignen Besuch bei Sauvage in dessen Gefängniß. Der Aufsatz endet folgendermaßen:

„Und hier fand ich ihn, nur beklagend, daß der „Napoleon" noch nicht den Erwartungen, die er von seiner Schraube hegte, entspräche."

„Wie! Herr Comte (Generaldirektor der Posten) ist nach Havre gekom-

Digitized by Google

men, hat den Schraubendampfer bestiegen, und hat nicht gefragt, wo der Erfinder der Schraube sei?!"

„Wie! es fand sich unter all diesen reichen Männern keiner, der stolz genug wäre, den Engländern diese französische Erfindung zu zeigen; der Sauvage um die Erlaubniß gebeten, ihm die nöthige Summe leihen zu dürfen, die ihn in Freiheit setzte? Wie, der Marineminister, wie! der König von Frankreich lasse ihn seit zwei Monaten im Gefängnisse!"

„Belohnt man in Frankreich so das Genie und das Aufopfern für eine fruchtbringende Idee?"

„Es ist dies ein Flecken für ein Land, ein Flecken für eine Zeit, ein Flecken für eine Regierung."

Alphons Karr hatte nicht nur muthig an die Glocke gegriffen, es zeigte sich auch bald, wie kräftig er sie gezogen. Wohl war Sauvage in Havre, Boulogne und Cherbourg bekannt; eine Polemik, deren Gegenstand die Schraube war, hatte schon zwischen mehreren Journalen dieser Seestädte stattgefunden. Die Einen bestritten die Rechte des Erfinders und priesen die durch einige Nachahmer gemachten angeblichen Verbesserungen; ja, gestützt auf diesen Satz faßte eines jener Journale die Sache beim frühesten Anfang an und machte in einem Streite, der nur Wortstreit war, den Archytas von Tarent, einen Griechen, welcher 400 Jahre vor Christo lebte, zum Erfinder der Schraube. Aber der „Courier du Havre", welcher energisch die Sache des Erfinders unterstützte, hatte in seiner Entgegnung den rechten Punkt getroffen, nämlich die Priorität des Erfolges in den Versuchen, die Schraube bei der Schifffahrt anzuwenden; auf diesem Boden stehend, hatte er unwiderleglich die Rechte Sauvage's dargelegt. Trotzdem hatte diese Polemik wenig den engen Kreis der provinziellen Blätter überschritten und der Name Sauvage's war in Paris und dem ganzen übrigen Frankreich beinahe unbekannt. Der Artikel in den „Wespen" war eine Enthüllung, er wurde in den großen Zeitungen von Paris abgedruckt und die öffentliche Meinung beschäftigte sich bald mit dieser Frage.

Es war nicht vorübergehende Laune von Alphons Karr, daß er die Sache in die Hand nahm. Die „Wespen" ergriffen sie im nächsten Monate mit neuer Kühnheit:

„Sauvage ist frei, Dank der Dazwischenkunft eines Freundes und der von einem Gläubiger bewilligten Frist. Aber, während der „Napoleon" mit entstellter, veränderter, verbesserter Schraube, nicht um Besseres, sondern um Anderes zu machen in der Rhede von Havre triumphirend herumfährt, lebt Sauvage in einem Winkel des Landes zurückgezogen und ist genöthigt, um sein System, so wie er es erschaffen, anzuwenden, mit seinen eignen Händen ein Schiff und eine Schraube zu machen und sich selbst mit einem Spaten eine Pfütze unter Apfelbäumen zu graben."

Digitized by Google

„Ich wünsche, von den Blättern auch ferner unterstützt, auf folgende Fragen klare Antwort zu erhalten."

„Ist Sauvage der Erfinder der Schraube oder nicht?"

„Hat die Regierung mehr als 500,000 Franken für die Anwendung des Schraubensystems am Napoleon verausgabt oder nicht?"

„Ist die Schraube am Napoleon, die eingeschnittene Schraube, der einfachen, von Sauvage erfundenen Schraube überlegen oder nicht?"

„Auf diese letzte Frage kann ich mir die Antwort selbst geben. Die Akademie hat erklärt, daß die Schraube nach Verhältniß der Theilung, die man an ihr macht, an Kraft verliert. Wenn man nun auch nicht der Meinung der Akademie ist: sind Akademie und Erfinder etwa nicht werth, daß man durch einen vergleichenden Versuch der Schraube Sauvage's mit der eingeschnittenen Schraube prüfe, ob sie Unrecht haben?"

„Auf alle Fälle: warum ist Sauvage mit seiner Schraube vor die Thüre gesetzt?"

„In der für Sauvage nachtheiligsten Voraussetzung, d. h. wenn sich die Akademie der Wissenschaften geirrt hat, wenn die Schraube Sauvage's durch die gezahnte Schraube am Napoleon verbessert wurde, sollte man nicht dennoch dem Erfinder eine nationale Belohnung geben?"

„Oder behauptet man, daß die Vervollkommnung, wenn eine solche stattfand, nicht eine Consequenz der Erfindung sei?"

„Ich bitte die Journale, welche zu ihrer eignen Ehre meiner ersten Einsprache Raum gegönnt haben, noch einmal ihre Spalten für diese äußerst einfachen Fragen zu öffnen."

Die Septembernummer, welche diesen kräftig geführten Feldzug fortsetzt, veröffentlichte die Thatsache, daß das englische Journal The Builder, entrüstet über die Undankbarkeit Frankreichs, vorgeschlagen habe, eine Subscription zu Gunsten Friedrich Sauvage's zu eröffnen.

Herr Séguir, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, richtete unterm 23. Juni 1843, während Sauvage noch im Gefängniß war, folgenden Brief an denselben:

„Ich komme von Havre, habe den „Napoleon" gesehen und schilderte dem General Rumigny, Generaladjudanten des Königs, die Lage, in welcher Sie sich in dem Augenblick befinden, wo Ihre sinnreiche Idee endlich triumphiren wird.

Mein Brief ist, wie mir der General antwortet, von ihm dem Könige unter Augen gelegt worden. Also Geduld und Muth! Ehre und Gerechtigkeit werden Ihnen wiederfahren. Ich werde die Wahrheit auf der Tribüne der Deputirtenkammer bei Gelegenheit des Marine-Budgets kundgeben. Ich will daß alle Welt wisse, die Schraube sei eine französische Erfindung. Der Pächter Smith wird den geistreichen und beharrlichen Constructeur von Bou-

Digitized by Google

logne nicht berauben. Berufen Sie ſich auf mich; was des Kaiſers iſt, wird des Kaiſers werden. Gerechtigkeit zu üben iſt mein Gewerbe, eine edle Beſchäftigung, die für mich Reize hat, hauptſächlich wenn ich die tröſten kann, welche leiden.

Der Tag des Sieges Ihrer Idee nahet; der König wünſcht den „Napoleon" zu Tréport zu ſehen. Ich habe in meinem Briefe, welcher ihm vorgelegt worden, wiederholt Nachdruck darauf gelegt, daß die Schraube franzöſiſch iſt; ich will, daß dieſe Wahrheit laut in der Kammer verkündigt und ſo Ihre Rechte vor jedem Einſpruch geſichert werden. Ich weiß von Allem, was Sie gethan haben, ſeit Sie Hand ans Werk legten; mein Zeugniß iſt Ihnen ſicher."

Auch der Brief des Vicepräſidenten der Boulogner Geſellſchaft für Ackerbau, Handel und Künſte an den Marineminiſter iſt eine warme Vertheidigung der Rechte Sauvage's. Um ſo erſchütternder mußte für ihn die Kunde ſein, daß das Kreuz der Ehrenlegion dem Erbauer des Napoleon verliehen wurde.

Wir citiren hier wörtlich den darauf bezüglichen, vom 24. Auguſt datirten Brief des Herrn Boucher de Perthes, Zolldirektors von Abbeville, an Herrn Adam, Maire von Boulogne:

„Den 16. dieſes Monats, als ich mich auf dem Schloſſe von Eu befand, erhielt ich vom König die Erlaubniß, ihn auf den „Napoleon", das Schraubenſchiff, welches mit den beiden Räderſchiffen Pluto und Archimedes einen Wettlauf anſtellen ſollte, begleiten zu dürfen. Auf dem Napoleon befanden ſich der Finanzminiſter, der Siegelbewahrer, der Generaldirektor der Poſten, der Prinz von Joinville und Andere. Die Schraube am Napoleon mit ihren drei Einſchnitten iſt nichts als eine Abformung der Schraube Friedrich Sauvage's. Normand, der Erbauer des Napoleon, empfing das Kreuz; ich habe Sauvage vertheidigen zu müſſen geglaubt, nicht in meiner Eigenſchaft als Zolldirektor, ſondern als Präſident der königlichen Geſellſchaft zur Nacheiferung, deren Mitglied Sauvage iſt. Die Unterredung war lebhaft und lang und fand in Gegenwart Seiner Majeſtät ſtatt. Aber, da ſich Worte vergeſſen, ſchrieb ich gleich nach meiner Ankunft hier an den Finanzminiſter über das Unternehmen, welches Herrn Normand das Kreuz verſchafft hatte, ſo wie an Herrn Conte und an den General de Monteſquiou, welcher Sauvage kennt und ſeine Vertheidigung übernahm.

Zu Gunſten Normands muß ich ſagen, daß er vor mir, dem Miniſter und dem Prinzen von Joinville erklärt hat: er beklage es, daß nicht mit ihm Herr Sauvage das Kreuz erhalten habe, der der wahre Erfinder der Schraube ſei."

Trotz aller dieſer Vermittlungen und Namen hat der Erfinder nie das Kreuz bekommen, ja, es bedurfte der ganzen Feſtigkeit des Admirals de Mackau,

Digitized by Google

des damaligen Marineministers, um Sauvage eine schwache Genugthuung zu verschaffen. Der ehrenwerthe Admiral wünschte für den Erfinder eine der Größe des Verdienstes um die Staatsmarine angemessene Entschädigung, konnte aber zu seinem großen Leidwesen für ihn nur eine Pension von 2500 Franken erzielen.

Das war die Belohnung für 15jährige unermüdliche Thätigkeit, harte Kämpfe und Opfer jeder Art. Sauvage hatte sich in beträchtliche Schulden gestürzt und die bewilligte kleine Pension kam gerade rechtzeitig, um ihm die äußerste Lebensnothdurft zu verschaffen. Viele Male während der letztern Jahre befand er sich in der höchsten Noth, und trotzdem war die Sorge um das tägliche Brod nicht seine größte. Die Abrechnung mit der Vergangenheit war seine Qual; er schleppte die Schuldenlast mit sich und die Gewohnheit konnte sie ihm nicht leichter machen. Der Gedanke an seine Befreiung davon war der hauptsächlichste Hebel seiner Schritte an die Regierung um Verlängerung seines Patentes oder um Entschädigung. Allein nun fing die Entmuthigung an Macht über ihn zu gewinnen; sie zeigt sich in dem letzten Satz eines Briefes an seinen Bruder, welcher ihm oft mit wirklicher Anhänglichkeit beigestanden hatte: „Wenn Du mir diesen Dienst leisten kannst, so bitte ich Dich, mich die Antwort durch meine Anfragen auf dem Postbureau wissen zu lassen. Wenn Du es nicht kannst, will ich es lieber durch die Zeit erfahren, welche langsam verrinnt, als durch einen Brief, welcher den Schlag plötzlich bringt. Ich habe in meinem Leben so viele schlimme Briefe erhalten, daß das Gesicht des Briefträgers denselben Eindruck auf mich macht wie das eines Gerichtsdieners."

Vergeblich waren seine Anstrengungen, vergeblich unterstützten ihn einzelne Freunde; er konnte weder die Verlängerung seines Patentes noch eine Entschädigung erlangen, und so sah er sich wirklich, wie Alphons Karr sich ausgedrückt hatte, mit seiner Erfindung vor die Thüre gesetzt.

Das Alter war herangekommen und seine starke Natur, von Sorge und Kummer untergraben, nahm sichtbar ab. Früher hatte er Zerstreuung bei seinen Arbeiten im Zeichnen, in der Sculptur, in der Musik gefunden. Von diesen Genüssen blieb ihm die Liebe zur Musik; sie allein schien seine unheilbare Traurigkeit mildern zu können. Der Greis nahm seine Violine und verbrachte manche Stunde, indem er Variationen über seine Jugendlieder ersann. Die Augen gen Himmel gerichtet und wie in Entzückung verloren, schien er überirdischen Stimmen zu lauschen. Es waren die Vorboten des Irrsinns, welche ihn von der Welt der Wirklichkeit entführten, wo er zum Lohne für geleistete Dienste nichts als Unglück und Verderben gefunden. Von Tag zu Tag wurde er verschlossener und reizbarer; ein Schleier überzog den ehemals so festen und hellen Geist. Endlich in Folge eines heftigen Anfalls gab es für seine Familie weder Zweifel noch Hoffnung; Sauvage war irr-

Digitized by Google

sinnig. Den 13. April 1854 wurde er nach Picpus in eine Heilanstalt gebracht.

Einige Zeit nachher gewährte die Gnade des Kaisers seiner Familie eine schätzenswerthe Gunst. Für ihn kam sie zu spät. Weder Gunst noch Ungerechtigkeit, Nichts was von dieser Welt ist konnte zu den Regionen der Träume dringen, die seine Seele umschwebten.

Henri Sauvage hatte nach und nach eine große Zahl der väterlichen Schulden gedeckt, was indessen nicht verhinderte, daß er noch von den letzten Gläubigern gedrängt wurde. Der Kaiser wurde davon benachrichtigt. Den nächsten Tag empfing Henri Sauvage folgenden Brief:

„Kaiserliches Cabinet, den 10. Juli 1854.

Mein Herr!

Der Kaiser hat mit Schmerz den traurigen Gesundheitszustand Ihres Herrn Vaters erfahren, dessen nützliche Arbeiten, dessen Uneigennützigkeit und Bescheidenheit nicht im Stande waren, ihn gegen Krankheit und Elend zu sichern. Seine Majestät ist nicht minder unterrichtet von Ihren beständigen Anstrengungen, die durch Herrn Sauvage zur Instandsetzung seines Werkes gemachten Schulden zu decken; und da er der Familie des geistreichen Schöpfers der Schraube ein Zeichen seines Wohlwollens geben will, hat er zu verfügen geruht, daß aus seiner Privatkasse die Summe von 13500 Franken, als Rest dieses Schuldenbetrags, ausbezahlt werde. Ich habe die Ehre Sie davon zu benachrichtigen. Empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung.

Der Unterdirektor des kaiserlichen Cabinets: Albert de Dalmas."

Der Irrsinn hatte in Sauvage die Erinnerung an die Vergangenheit verlöscht; er vergaß selbst die Gesichtszüge seiner besten Freunde, nur den Sohn hörte er keinen Augenblick auf wieder zu erkennen. Dieser besuchte ihn oft; der Vater bedeckte immer sein Kind mit tausend Zärtlichkeiten. Der arme Blödsinnige führte ihn, ohne aus der Stube zu kommen, zu einem ungeheuren Hafen, den er inmitten der Stadt Paris graben lassen wollte, und zeigte ihm mit Stolz eine Flotte von unzähligen Schraubenschiffen, bereit das Meer zu überfluthen. Ein anderes Mal ließ er ihn herrliche Gallerien durchwandern, wo Myriaden von Statuen standen, die er durch seinen Reduktor geschaffen. Sein Irrsinn schuf dasjenige, was die stete Beschäftigung seines Lebens und das Ziel seiner Intelligenz war, im Traume zu kolossalen Verhältnissen um.

Sauvage starb am 17. Juli 1857 im Alter von 71 Jahren. *)

Heute hat die Schraube überall den Sieg errungen. Ohne die Verbesserungen zu verkennen, welche sie seitdem erfuhr, muß man gestehen, daß der hauptsächlichste Theil des Sieges dem Manne gehört, dessen Mißgeschicke wir

*) Sein Geburtsjahr war nicht, wie irrthümlich angegeben, 1790, sondern 1786.

Digitized by Google

erzählt haben. Er hat Körper und Geist seinem Werke geweiht. Er hat das seltene Glück, Recht zu haben, mit seinem Lebensglück bezahlt und nichts errungen als das traurige Recht, bei uns ein doppeltes Gefühl des Mitleids und der Bewunderung zu erregen.

Pädagogische Briefe.

Von F. C. Baldamus.

(Schluß.)

Noch anders steht die Sache in den Schulen, welche sich auf deutsche Sprache beschränken, in den reinen Volksschulen, die meines Erachtens gut thun würden, den französischen Sprachunterricht ganz auszuschließen. Hier kommt keine fremde Sprache dem Bedürfniß der Sprachbildung zu Hülfe, und wir werden doch auch auf dieser Bildungsstufe ein solches Bedürfniß anerkennen müssen. Hier scheint mir für den deutschen Unterricht weitaus die größte Schwierigkeit vorhanden zu sein. Denn eine vorzugsweise grammatische Methode stößt hier nicht bloß auf die mächtigen Hindernisse, die in der Sache selbst liegen, sondern es fehlen auch die Hülfsmittel, welche den Sprachunterricht erst zur rechten Fruchtbarkeit gelangen lassen, die gesammte Bildungssphäre der Schüler widerspricht der Sprachtheorie. Deßhalb möchte ich in der Volksschule den Unterricht in der Muttersprache nicht auf eine grammatische Basis, im strengeren Sinne des Wortes, stellen, und einer praktischeren Behandlung desselben das Wort reden. Nicht, als ob jede grammatische Erläuterung abzuweisen sei: vielmehr wird auf der Stufe, welche die gröbsten Schwierigkeiten im Lesen überwunden hat, eine Reihe von grammatischen Erörterungen zu geben sein, um die nothwendigsten Begriffe und Anschauungen zu vermitteln. Dann aber würde ich einestheils die Fertigkeit im Lesen, die Uebung in mündlichem und schriftlichem Ausdruck, anderntheils auch die Läuterung des Geschmacks, die praktische Bildung des Sprachgefühles, den Sinn für Poesie in angemessener Weise zum Gegenstande der Schulthätigkeit machen. Oder sollte nicht die Muttersprache auf unser deutsches Volk unmittelbar wirken können; nicht auf dem Wege der grammatischen Abstraktion, sondern auf dem weit wirksameren des Inhaltes? Nach meiner Meinung sollte die Volksschule sich mit aller Entschiedenheit gegen alle Abstraktion verschließen und gerade in diesen Abweisungen der unfruchtbaren Theoriefragmente den ihr nothwendigen Zusammenhang mit dem Leben finden. In dieser Bezugnahme auf das Leben wird freilich eine Gefahr liegen, Manches zu sehr in seiner unmittelbaren Brauchbarkeit aufzufassen und für dieselbe anzufassen, aber die Gefahr wird geringer werden, wenn ein ausreichendes Gegengewicht gegen die Nützlichkeitsbestrebungen gefunden wird. Ein solches aber könnte sich gerade in dem deutschen Unterricht bieten, der

Digitized by Google

für die ideale, ethische, nationale Entwickelung des deutschen Volkes überaus fruchtbar werden müßte, wenn man ihn weniger theoretisch-logisch betreiben wollte.

Wie das aber anfangen? Leicht wird es nicht sein, aber es ist ja der Schule seit hundert Jahren so Vieles gelungen, sollte sie hier vor einem unlösbaren Probleme stehen? Wenn man nur ernstlich Hand anlegt und einmüthig sich zu der Ueberzeugung bekennt, daß die deutsche Sprache das deutsche Volk doch wahrhaftig mehr angehen muß, als einige grammatische Sätze: man wird auch hier zu Methode und Resultat gelangen.

Denn das gilt wohl auch von der Volksschule: wenn wir doch einen so reichen Sprachschatz besitzen, so muß in ihm auch ein Bildungsmittel und zwar eins der vornehmsten liegen. Und wenn aus den verschiedensten Gründen die theoretische Behandlung, die grammatische Analyse unzweckmäßig, die wissenschaftlich-historische Behandlung noch nicht möglich — so scheint mir die praktisch-historische Methode der einzig richtige Weg zu sein.

Und somit komme ich auf das Thema meines früheren Schreibens zurück. Gar keine Literaturgeschichte wünsche ich unseren deutschen Schulen, und desto mehr Literatur. Nicht durch Reflexion zur Reflexion oder zum angeeigneten Urtheil, welches in vielen Fällen fürs ganze Leben eine vorgefaßte und inhaltslose Meinung wie eine Mauer vor die Literaturschätze selbst stellt, sondern durch allmäliges Einführen in die Literatur selbst möchte ich gewirkt sehen. Diese Aufgabe müßte, wenn ich nicht irre, der Kern und Grund des deutschen Unterrichts werden, müßte früh beginnen und dürfte sich auf alle Schulen, und selbst auf die Volksschule erstrecken. Ja, ich wage zu behaupten, gerade auf diese, weil sie nicht, wie andere Schulgebiete, auf anderweitige Bildungsmittel, auf äußere Unterstützung und Anregung zu rechnen hat. Ziehe man in allen Stücken, wo es sich um positive Kenntnisse handelt, die Linie scharf, welche das Nothwendige von dem darüber Hinausgehenden scheidet, lasse man in Bezug auf deutsche Dichtung, auf deutsche Gedanken und Gemüthstiefe eine Rubrik stehen, die sich nicht auf das Belehren beschränkt, sondern für Anregung, Belebung, wie für das Gemüth, den Nationalsinn, das jedem Menschen angeborene Kunstgefühl wirken, die für den ganzen inneren Menschen etwas leisten will, ohne es gerade auf bestimmte Kenntnisse und Fertigkeiten abgesehen zu haben. Den Vorwurf, daß damit etwas nicht ganz Schulmäßiges erlangt werde, will ich gern über mich ergehen lassen. Halte man nur auf allen andern Punkten die Schulmäßigkeit recht fest, diese eine Stelle wird kein Loch ins System machen. Es ließe sich übrigens noch über den Begriff der Schulmäßigkeit selbst reden: nur einen gelinden Zweifel, ob denn die methodisch-technischen Fortschritte nicht auf Kosten der individuellen Wirksamkeit hie und da erkauft seien, vermag ich nicht zu unterdrücken.

Digitized by Google

Der deutsche Unterricht wäre also in ein unmittelbares Verhältniß zu dem Sprachschatz, zu der Literatur zu bringen. Darauf sollte man nicht erst in den oberen Klassen, sondern so früh als irgend möglich achten. Das erste Mittel, seinen Zweck zu erreichen, sind wohl ohne Zweifel gute Lesebücher, an denen es zwar nicht völlig fehlt, die aber doch immer noch zu den seltensten Produkten der pädagogischen Literatur gehören. Man vergleiche nur einmal die deutschen Lesebücher mit den lateinischen und griechischen (auch französischen) Uebersetzungsbüchern, Beispielsammlungen, Anthologien. Hier hat man aus dem Schatze der Literatur ausgewählt, in geordnetem Stufengange wird das in seiner Form Gute und Mustergiltige geboten: dort trifft man nicht selten durchaus Werthloses, in Inhalt wie Form Mangelhaftes, und sucht so oft vergebens nach einem stichhaltigen Princip der Anordnung. Sollte man nicht die Pflicht haben, sobald die gröbsten Schwierigkeiten im Lesen überwunden sind, dem Kinde nur wirklich Gutes, auch in der Form Gutes zu bieten? Und wenn ich auch auf dieser Stufe noch die Leichtigkeit des Verständnisses vorzugsweise berücksichtigen sollte, müßte dann nicht mindestens vom 10ten Jahre des Schülers ihm ein Lesebuch in die Hand gegeben werden, das ächte und reine deutsche Musterstücke enthielte? Würde dann das Lesebuch in einzelne Kurse getheilt, jedem Jahreskurse ein anderes so zugewiesen, daß man vom Leichteren zum Schwereren, von Stücken kleineren Umfangs zu größeren Abschnitten fortschritte, schlösse sich daran endlich in den obersten Klassen die Lektüre ganzer Schriften und Dichtungen der größten Meister: so müßte doch wohl ein ausreichender Literaturstoff nach und nach gewonnen werden können, der ein weit werthvollerer Besitz ist als die Kenntniß von Namen und Urtheilen.

Sie werden mir entgegnen, daß das nichts weniger als neu sei, und Sie haben ganz Recht, ja ich will gern einräumen, daß manche unserer Berufsgenossen ihren Unterricht in dieser Weise ertheilen. Ich will auch nur insofern eine Neuerung, als ich die deutsche Lektüre mehr in den Vordergrund gestellt sehen möchte, als ich in dem Lesebuch nicht ein Refugium sehe oder eine Basis für weitläufige Sprachübungen, als ich überhaupt im deutschen Unterricht mehr zu lesen rathe. Daß aber das Lesebuch jetzt im Ganzen eine Nebenrolle spielt, daß es mit seinem Inhalte in der Regel mehr Mittel als Zweck ist, ist wohl keine gewagte Behauptung.

Im alt- und neusprachlichen Unterrichte haben wir ja doch, Gott sei Dank, jene marternde, minutiöse, zerpflückende Leseweise abgethan, welche man statarische Lektüre (im strengern Sinne) nannte; dabei kams gelegentlich vor, daß über einem Capitel des Cicero ein Dutzend Stunden verfessen und verloren wurden. Ohne dafür eine oberflächliche cursorische Lektüre einzuführen, hat man sich mit Recht fast überall entschlossen, mehr zu lesen und in der grammatischen und realen Interpretation sich zu beschränken. Mit gu-

Digitized by Google

tem Grunde fing man an, die alten Klassiker selbst wirken zu lassen. Soll das nicht auf die deutsche Lektüre Anwendung finden, bei der für das statarische Verfahren noch überdies das Hinderniß im Wege steht, daß der Knabe sich das sprachliche Verständniß nicht zu erobern braucht? Sollte hier nicht der Lesestoff selbst, wenn er gut gewählt ist, zehnmal mehr wirken, als die reichlich gespendete Zuthat des Lehrers? Ja ich möchte so weit gehen zu behaupten, daß wir sogar die dem Lesestücke — sei es Prosa oder Poesie — inwohnende Kraft wesentlich abschwächen und zerstören, wenn wir mehr hinzuthun, als unumgänglich nothwendig ist.

Man könnte vielleicht noch einen weiteren Schritt thun (ich sage vielleicht, weil ich wohl fühle, daß sich Manches einwenden läßt), indem man sich nicht auf das Lesebuch beschränkt, sondern hie und da andere Bücher noch hinzuzieht. Das müßte eben in den deutschen Stunden geschehen, der Schule aber ein ausreichender Bücherschatz zu Gebote stehen. Der Lehrer könnte dann und wann vorlesen oder auch die Schüler abwechselnd damit beauftragen. Auch bei diesen Büchern müßte aber die Rücksicht auf Formvollendung nicht außer Auge gelassen werden. Die Aufgabe, dadurch zu wirken und nicht Unordnung und Unzuträglichkeiten mancher Art zuzulassen, ist allerdings nicht leicht, aber der tüchtige Lehrer wird sie lösen; zudem müßte ja der veränderte Gesichtspunkt für solche Beschäftigungen ihm bald in der erhöhten Theilnahme der Jugend zu Hülfe kommen.

Und wundern Sie sich nicht, wenn ich gerade für die Volksschule diesen veränderten Gesichtspunkt dringlichst empfehle! Durch deutsche Sprachlehre werden wir gerade in diesen Kreisen wenig erreichen, und wenn etwas erreicht wird, sie nur in dem unmittelbaren Gebrauch der ihnen von Gott gegebenen Sprache benachtheiligen. Durch den Sprachschatz aber müßten und würden wir gerade in diesen Kreisen um so segensreicher wirken, als wir nicht, wie in andern Schulen, annehmen dürfen, daß Haus und Leben nach dieser Seite hin anrege und fördere. Ich kann von der Ueberzeugung nicht lassen, daß unsere deutsche Literatur auch für das Volk im Ganzen und Großen, nicht bloß für die Aristokratie der Bildung genutzt werden muß, und daß man sie wohl nutzen kann, wenn man nur ernstlich den Versuch macht. Kunstmuseen öffnet man zu freiem Eintritt — wollen wir die Kunstwerke der Sprache dem Volke verschließen?

Also nochmals, keine Literaturgeschichte, aber Literatur; wohlgeordneten Stoff, durch den die Bekanntschaft mit den größten Meistern der Nation vermittelt wird. Gebe man dazu dann einige Notizen über diese selbst, keine ausführliche Biographie, sondern nur so viel, daß der Schüler eine Vorstellung von der betreffenden Persönlichkeit gewinnt, die er sich später zu einem vollständigen Bilde ausarbeiten möge! —

Nach dem, was ich Ihnen, verehrter Herr, bisher über deutschen Unter-

Digitized by Google

richt vorgetragen habe, werden Sie sich gewiß nicht wundern, wenn ich mich auch gegen Stylistik, Metrik, Poetik, Rhetorik ausspreche, d. h. gegen ihre besondere und ausgedehnte Betreibung.

Der deutsche Aufsatz wird freilich nicht entbehrt werden können, aber das Aufsatzwesen läßt sich beschränken: ich glaube, man überschätzt den Werth dieser Uebungen und namentlich der damit verbundenen theoretischen Belehrung. Durch Stylle hre ist gewiß noch kein deutscher Stylist gebildet worden, dagegen aber wohl nachzuweisen, daß unsere größten Stylisten solchen Unterricht nie genossen haben. Ja ich bin sogar überzeugt, daß die wahrhaft rührende Monotonie in unserem heutigen Style, jener Mangel an Individualität im Ausdruck, nicht ohne Zusammenhang mit diesen stylistischen Bestrebungen ist. Der deutsche Aufsatz in der Schule hat für mich erst in den obersten Klassen Werth: bis dahin könnten Uebersetzungen und mündliche, seltener schriftliche Reproduktion gegebener Musterstücke ausreichen. Seine Hauptbedeutung scheint mir darin zu liegen, daß man in ihm die Totalentwickelung der einzelnen Individualitäten verfolgen kann, aber man wird das um so besser beobachten können, wenn man nicht zu viel beobachtet. Stylgattungen lernt man durch Stylmuster kennen, und wenn nur sonst in der Schule alles geschieht, was zur Bildung der geistigen Kraft dient, so wird die Ausdrucksfähigkeit ganz von selbst mit wachsen und weit erquicklichere Resultate in dieser freieren Entwickelung geben, als wenn sie zu früh und zu ängstlich in Regeln eingeengt wird. Von der noch lange nicht genug bekämpften Thorheit, die Kinder früh zu Produktionen anzureizen, für die sie noch nicht fähig sind, kann ich nicht mehr und nicht weniger sagen, als daß sie ein Verbrechen an Geist und Gemüth des Kindes ist.

Was aus der Metrik, Poetik, Rhetorik wirklich unentbehrlich ist, das wird sich leicht an die Lektüre anschließen lassen. Viel darf es auf keinen Fall sein, namentlich nicht viel aus der sogenannten Poetik, die ja zu den schwereren Kapiteln der Aesthetik und damit in die Kunstphilosophie gehört, für die doch sicher auf Schulen kein Raum ist.

Doch lassen Sie mich schließen. Der deutsche Unterricht — das wäre die Summe meiner Vorschläge — sollte sich, so viel als nur möglich, von der Abstraktion, Theorie und Regel entfernen, und sich dafür mehr auf den gegebenen Sprachschatz, auf die Literatur, wenden, das Lesebuch um seines unmittelbaren Inhaltes willen in den Mittelpunkt stellen, und ohne darum die nothwendige grammatische und sonstige Belehrung auszuschließen, ganz besonders ethisch und ästhetisch zu wirken, zu Formgefühl und Schönheitssinn, zur Freude am Edeln und Großen, zur Nationalität zu erziehen suchen. Auf dem Wege, den ich anzudeuten versucht habe, wird er, meine ich, ein größeres Ziel erreichen, ohne darum der übrigen nothwendigen Rücksichten entrathen zu müssen.

Digitized by Google

Moritz Reich.

An der Grenze. Aus dem Nachlasse von Moritz Reich. Herausgegeben durch Alfred Meißner. Zweite Auflage. Prag, Bellmann, 1858.

Der Verfasser der Erzählungen, die hier gesammelt erscheinen, war ein begabter Jüngling von stiller, schöner Gemüthsart, eine jener Erscheinungen, die unter den jüdischen Charakteren des vorigen Jahrhunderts häufig auftraten und uns noch jetzt in den slavisch-deutschen Grenzländern begegnen, wo das Judenthum sich aus tiefer Stockung mühsam zur Sonnenhöhe der Cultur emporarbeitet. Moritz Reich gehörte nicht zu den energischen Cynikern dieser Gattung; er war von feinerem, beschaulichem Wesen. In einem Winkel abseits der Heerstraße der Bildung geboren, fühlt er doch das modernste Leben in seinen Adern pulsiren. Durch ideale Glut gehoben, wird er von Armuth und Krankheit, von jeder Ungunst der Verhältnisse niedergebeugt, bis er seinem Schicksal erliegt.

Wir geben aus der biographischen Einleitung, die der Herausgeber den Werken seines unglücklichen Freundes vorausschickt, eine Zusammenstellung des Wichtigsten als Auszug.

Moritz Reich war am 20. April 1831 zu Rockitnitz an der böhmisch-preußischen Grenze geboren. Das Städtchen liegt, von jeder Hauptstraße entfernt, mit anderthalbhundert Häusern auf jenem Ausläufer der Sudeten, der das Erlitzer oder Glatzer Gebirge heißt. Die Gegend ringsum ist waldig und rauh. Die Winter sind streng, die Herbstfröste beginnen im September, die Frühlingsfröste dauern bis in die Mitte Mai.

Rockitnitz zählt unter seinen Einwohnern auch eine kleine jüdische Gemeinde, die ihr eigenes Bethaus hat. Aus dieser ward Moritz Reich geboren; sein Vater verband die scheinbar sehr disparaten Eigenschaften eines Schlächters und Vorsängers. Er war zu arm, um viel für sein Kind thun zu können. Er sandte wohl den Moritz auf das benachbarte Gymnasium von Reichenau, wo er bis 1847 blieb; von jetzt an aber sollte der arme Bursche durch Unterrichtertheilen selbst für sich sorgen. Zu seiner Armuth gesellte sich noch etwas weit Traurigeres. Hinter seinem blühenden Aussehen verbarg sich der Keim einer von der Mutter ererbten Krankheit. Als sich die ersten Anzeichen kundgaben, suchte Reich einen der berühmtesten Aerzte von Prag auf. Dieser untersuchte die Brust und sagte ihm mit unverzeihlicher Offenheit: „Tuberculosis crociata! Da ist wenig zu machen."

Reich entsagte den Fachstudien, um allein der Poesie und durch die Poesie zu leben. Er hatte Freunde, Alters- und Studiengenossen. Einer derselben ging mit ihm einen merkwürdigen Bund ein: er wollte, da Reich durch Kränklichkeit an anhaltender Arbeit verhindert war, den Freund mit allem Nothwendigen versehen. Er, selbst mittellos, gab die doppelte Anzahl Lectionen,

Digitized by Google

eine Hälfte für sich, eine für Reich, der sich indeß ungestört zum Schriftsteller ausbilden sollte. Reich nannte den Freund seine Amme. Aber eine solche Hingebung konnte nicht lange durchgeführt werden, der Freund hatte seine Kräfte überschätzt.

Im Jahr 1852 machte Reich in einem Kaffeehause die Bekanntschaft Alfred Meißners, der sich von nun an seiner auf eine edle und liebevolle Weise annahm. „Reich war damals noch nicht einundzwanzig Jahre alt und hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Bilde, das Rafael von sich selbst als junger Mensch hinterlassen hat. Seine Gestalt war mittelgroß und von zartem Bau. Er trug langes, braunes Haar, seine Augen hatten ein schwärmerisches Feuer. Es war eine edle, freundlich gewinnende Physiognomie."

Im folgenden Jahr ging er nach Wien. Hier unternahm er es, in seiner Dachkammer sitzend die Natur und die Bewohner seiner Heimat in einer Reihe von Novellen und Skizzen zu schildern, von denen die erste in Gutzkow's „Unterhaltungen", andere in österreichischen Blättern veröffentlicht wurden. Er schrieb mit Ausdauer und mit Leichtigkeit, jedoch ohne sich der drückendsten Noth entwinden zu können. Im Winter 1855 dichtete er in wenigen Monaten eine Tragödie „Saul", die nach Meißners Urtheil eine edle Führung und überraschende Einzelnheiten hat, doch Spuren der Hast an sich trägt. Sie lief durch die Hände mehrerer Intendanten und kam wieder an den Verfasser zurück. Angestrengtes Arbeiten untergrub Reichs Gesundheit. Oft fand man ihn Morgens mit funkelnden Augen und erhitzten Wangen vor dem Schreibtisch sitzend, auf dem das Licht herabgebrannt war. Freudig zeigte er auf die in der Nacht beschriebenen Bogen. Seine Lage besserte sich nicht. Ein längerer Brief aus dieser Zeit erschüttert durch den nur zu ächten Ton der Verzweiflung, den der Ausdruck eines glühenden Ehrgeizes kaum zu heben vermag.

Ende Februar 1857 verließ er Wien; er wollte die Heimat wieder sehen, die Verwandten und ein Mädchen, das er liebte. Er hoffte in seinen Bergen Genesung und Ruhe zu finden. Schlecht verwahrt kam er im Schlitten am ersten März in Stiebnitz, ganz nahe bei Rockitnitz, im Wirthshaus an. Der Empfang war unfreundlich; die Geliebte hatte sich von ihm abgewandt, die Bekannten zürnten, daß er die Leute des Dorfes in seinen Novellen wie zum Greifen geschildert hatte. Man vernachlässigte den Kranken auf die schmählichste Weise, obwohl er Alles, was er forderte, baar zu zahlen pflegte; Niemand kam, wenn er rief, er war genöthigt, selbst am Brunnen das Waschwasser zu holen. Am 19. März sprach er mit seinem Bruder. Eine Woche darauf ging er den Bergpfad, der nach Bärenwalde führt, hinan. Der Schnee lag zwischen den Föhren, der Nebel zog über dem Wiesengrund. Er grüßte die Begegnenden nicht; den Stock fest in der Hand, ging er nach einer Waldpartie, die „Schönen Fichten" genannt. Hier fand man — erst

Digitized by Google

am 6. April — seine Leiche; er hatte sich den Tod gegeben; sein Gesicht hatte den ruhigen, schönen Ausdruck, den es im Leben getragen. Ein offener Brief, den er daheim hinterlassen, war an Vater und Bruder gerichtet. Er schreibt:

„Da ich fühle, daß ich meinem Ende entgegen gehe, fühle ich mich gezwungen, Euch wenigstens annäherungsweise die Entstehungsgeschichte meines jetzigen Zustandes mitzutheilen. Schwach und reizbar wie ich war, mußte ich meine Natur überspannen, um von der poetischen Produktion leben zu können; da aber geistiges und körperliches Hervorbringen aus einer und derselben Quelle fließt, schwächte ich dadurch auch meinen Leib, der dann nicht im Stande war, der auflösenden Wiener Luft, der sitzenden Lebensweise und anderen Einflüssen zu widerstehen. So kam es, daß ich mit der Zeit mein Schöpfervermögen nach und nach eingehen sah, was mich traurig und ärmer machte. Unnatürliche Verhältnisse, in die ich gerieth, reizten mich zum Aeußersten, brachten eine ewige Unruhe in mein Gemüth und hinderten es, sich zu conzentriren. Dazu konnte ich keinen Freund finden, tastete stets umher und fischte im Trüben. Meine Thätigkeit war keine geregelte, wiewohl ich fleißig war. Jeder Postbrief, den ich erwartete, zehrte an meinem Leben. Die Unsicherheit meines Erwerbsmittels machte mich stets an die Zukunft denken, anstatt ruhig die Gegenwart zu genießen. Als ich meine Naturkraft schwinden sah, strengte ich mein Denkvermögen aufs Aeußerste an, um auf dem Wege der Reflexion Das zu erreichen, was nur aus dem Born der Natur lauter fließt. Dann dichtete mein Verstand ins Leben hin, was nicht darin war, und meine Phantasie ward überspannt. So kam ich um mein Bestes und suchte es dann in der Welt herum, natürlich vergebens, wodurch ich das Wenige verlor, was mir übrig geblieben. Das Unglück fühlt Ihr nun wohl selbst: heimzukommen als Schiffbrüchiger und vom Strande gewiesen zu werden. Doch nehmt es Euch nicht zu sehr zu Herzen, es war so nothwendig, wie es kam. Bewahrt mein Andenken treu! Macht Euch keine unnöthigen Vorwürfe und Bedenken; mir war ein früher Tod bestimmt. Lebet wohl und gedenket Eures Sohnes M. R."

Vielleicht kann die Mittheilung eines solchen Briefes noch immer hie und da Nutzen stiften. Die Poesie verklärte mit ihrem Reize das Leben des Armen, aber sie beschleunigte auch seinen Tod. Er hatte sie in der That zur Führerin, nicht zur Begleiterin gewählt; aber er konnte nicht anders.

Das Andenken des Todten erhielt zunächst in der Heimat noch nicht sein gebührendes Recht. Als ein Freund zur Sicherung seines literarischen Nachlasses eine Anfrage an das Bezirksgericht stellte, wurde ihm die Antwort, daß der Israelit Moritz Reich Nichts hinterlassen habe. Seine Gemeinde aber räumte ihrem talentvollsten Sohne nur nothgedrungen ein letztes Stückchen Erde in der Ecke ihres Kirchhofs ein. —

Digitized by Google

Reife Schöpfungen, Erzeugniſſe eines durch Erfahrung gebildeten, durch Liebe froh bewegten Geiſtes wird man in dem vorliegenden Bande nicht ſuchen. „Seine Gefühlswelt iſt oft überhitzt, ſeine Phantaſtik grell und gewaltſam.“ Aber „eine Strömung von Poeſie geht durch Alles was er ſchrieb. Seine Seele war keuſch und rein und lebte nur für die Kunſt.“

Neue Bücher.

— **Gekrönte Preisſchrift.** Die Fürſtlich Jablonowskiſche Geſellſchaft in Leipzig, deren fünf erſte Preisſchriften geometriſche und aſtronomiſche Fragen behandeln, hat ſo eben als ſechſte von ihr gekrönte Preisſchrift ein Werk herausgegeben, welches durch ſeinen Gegenſtand und deſſen treffliche Bearbeitung auch in den nicht fachgelehrten Kreiſen bekannt zu werden verdient. Es iſt dies „Danzigs Handels- und Gewerbsgeſchichte unter der Herrſchaft des deutſchen Ordens“ von Dr. Theodor Hirſch. Die große handelsgeſchichtliche Bedeutung des deutſchen Ordensſtaats in Preußen, der zeitweiſe ein wahrer Handelsſtaat war, die Theilnahme der preußiſchen Städte am Hanſabunde und die hervorragende Stellung Danzigs hierbei ſind zwar auch in den bisherigen Werken über den deutſchen Orden in Preußen nicht unerwähnt geblieben, aber erſt dem Herrn Dr. Hirſch, der ſich ſchon in früheren Werken als einen genauen Kenner der Geſchichte Danzigs bewährt hat, iſt es gelungen, unterſtützt durch den glücklichen Fund einer großen Anzahl alter im Archive der Stadt Jahrhunderte lang unbeachtet gebliebener Urkunden in einer bis ins Einzelne gehenden Darſtellung den Umfang und die Großartigkeit des Danziger Handels nachzuweiſen, und zugleich durch die Schilderung der Art und Weiſe des Handelsbetriebs, der zum Behufe des Handels getroffenen Einrichtungen, der gewerblichen Thätigkeit u. ſ. w., einen höchſt ſchätzbaren Beitrag zur Kenntniß der mittelalterlichen Zuſtände zu liefern. Da es der Raum nicht vergönnt, auf den reichen Inhalt des Buches näher einzugehen, ſo möge nachſtehende kurze Mittheilung über die Vertheilung des Stoffes hinreichen, um den Werth dieſer Forſchungen erkennen zu laſſen. Nach einem Blicke auf die Entſtehung Danzigs, welches aus vier getrennten Gemeinden, einer polniſchen Ortſchaft, dem ſ. g. Hackelwerk, einem deutſchen Flecken, der Altſtadt, und aus zwei deutſchen Städten mit vollſtändigem Stadtrechte, der Jung- und der Rechtsſtadt beſtand und erſt am Ende der Ordensherrſchaft 1454 in ein Gemeinweſen verſchmolz, gibt der Verfaſſer eine Ueberſicht der politiſchen Geſchichte der Stadt während der Ordenszeit, wobei insbeſondere ihre Stellung in der Hanſa und das Recht des Raths für das geſammte Ordensland, als oberſte richterliche Behörde alle in Schiffsangelegenheiten vorkommenden Rechtsſtreitigkeiten zu entſcheiden (wichtig für die Ausbildung des mittelalterlichen Seerechts), hervorgehoben werden. Im zweiten Buche geht er dann auf den Großhandel über, der in Danzig ſeit etwa 1380 begann und um 1422 zu voller Blüthe gelangte. Es werden hier die Handelsbeziehungen nachgewieſen, in denen Danzig mit beinahe allen europäiſchen Ländern ſtand und welche beſonders mit England und mit Rußland — hier zu Lande ſeit der Gründung des Kontors zu Kauen in Litthauen — einen großen Umfang annahmen. Daran ſchließt ſich eine treffliche Schilderung des kaufmänniſchen Lebens in Danzig ſelbſt, wobei beſondere Beachtung verdient, was über die berühmte Artusbrüderſchaft und die in letzter Zeit ſo viel beſprochene Hausmarke als Kaufmannszeichen geſagt wird. Ebenſo ſind von großem Intereſſe die fleißige Zuſammenſtellung der Preiſe, welche die verſchiedenartigſten Waaren damals in Danzig hatten, und die Beobachtungen über die Schifffahrt und Rhederei daſelbſt. Das dritte Buch endlich beſchäftigt ſich mit den Gewerben in Danzig; auf eine Erörterung der politiſchen Stellung der Zünfte in Danzig folgen hier reichhaltige Nachrichten über 42 einzelne Gewerbe. Die Mittheilung vieler bis jetzt ungedruckten Urkunden erhöhet den Werth des Buches. Dr. E.

Digitized by Google

— **Münchener Experimentalpoeſie**: Telephos, eine Tragödie von Friedrich Beck. — In früheren Zeiten glaubte man, die Poeſie habe auf das Gemüth und auf die Einbildungskraft zu wirken, ſie ſolle unſere Vorſtellungen adeln oder die Bilder des Lebens idealiſch verklären. Die kühlen hochgelahrten Versmacher in München und anderwärts wiſſen es beſſer. Für ſie iſt das Dichten ein Schachſpielen, eine Talentprobe, ein Proviſorium für den Katheder. Herr Friedrich Beck hat ſeinen Telephos gedichtet, nicht um eine hohe Geſtalt im Kampfe gegen das Geſchick darzuſtellen, nicht um durch die Theilnahme für dieſen Kampf die Leſer und Hörer zu erſchüttern oder zu erheben: ſondern zur Durchführung einer Hypotheſe, wie etwa die längſt verlorene Telephos-Tragödie des Euripides beſchaffen geweſen ſein möge. Vier Profeſſoren haben Vermuthungen über den Inhalt dieſer Tragödie angeſtellt; Herr Beck „ſchließt ſich an Hartungs Skizze an.“ Solcherlei Intentionen entſpricht auch die ſogenannte Tragödie. Telephos iſt der am ſchlimmſten heimgeſuchte Heros des Alterthums; er wird ſeiner Kläglichkeit wegen bei Ariſtophanes arg genug verſpottet. Der vorliegende Experimental-Telephos dagegen iſt keineswegs ein Rührſtück zu nennen. Jener reiche Kauz in Jean Pauls Flegeljahren ſicherte ſein Haus als Prämie demjenigen Erben zu, der um ihn die erſte Thräne vergießen werde; Herr Beck darf getroſt die alte und die neue Pinakothek ſammt der Glyptothek Demjenigen als Geſchenk zuſagen, der zuerſt um ſeinen Helden weinen wird. Aber, ſagt man vielleicht: es iſt ja kein Bühnenſtück für gemeine Leute, ſondern eine Gelegenheitsſchrift, abgefaßt für das Jubiläum des berühmten Philologen Thierſch; es iſt gleichſam eine Diſſertation in tragiſcher Trimetern. Wir haben nichts dagegen; aber dann müßten auch dieſe Trimeter als philologiſche Arbeit muſtergiltig ſein. Das ſind ſie jedoch keineswegs; ſie haben einen mißlautenden, ſchleppenden Gang und ſind ſtellenweiſe ſogar mit fünf- und ſiebenfüßigen Jamben untermiſcht. Goethe durfte in ſeinem Hermann eine „ſiebenfüßige Beſtie“ als Wahrzeichen ſtehen laſſen; wer einmal das Geſpräch des Sohnes mit der Mutter im Weingarten oder die Einführung Dorotheens ins Vaterhaus geleſen hat, wird noch Schlimmeres verzeihen. Herr Beck aber hat für metriſche Verſtöße keine Nachſicht zu erwarten. Wir halten es für betrübend, daß eine ſolche Verſündigung am Volkseigenthum der deutſchen Dichterſprache noch Lobſprüche erhält. Unſere ſtudirten Poeten flechten einander papierene Lorbern und merken in ihrem Dünkel nicht, daß ihr Publikum aus verkümmerten Pedanten beſteht, während nicht nur der Bürger und der Weltmann, ſondern des Dichters natürliche Freunde, die geſunde Jugend und geſunde Frauen, ſich mit erſchreckender Gleichgültigkeit von ihrer Unnatur abwenden.

— **Denkwürdigkeiten einer Reiſe nach dem ruſſiſchen Amerika**, nach Mikronesien und durch Kamtſchatka, von F. H. von Kittlitz. Zwei Bände. Gotha, J. Perthes, 1858. — Der Verfaſſer dieſes Werkes zählt viele Freunde in unſerer Stadt. Man erinnert ſich noch der von ihm in den Räumen des Städel'ſchen Kunſtinſtituts und der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft aufgeſtellten Anſichten von Kamtſchatka, Chile, vom Rieſengebirge u. ſ. w., welche nicht nur durch ihre Naturtreue alle Laien feſſelten, ſondern welche ſelbſt Künſtlern lehrreich wurden durch die Vollkommenheit, womit ſie die Wiedergabe des Details mit der maleriſchen Wirkung zu vereinigen wußten. Herr von Kittlitz iſt eine ſeltene Vereinigung von Künſtler und Naturforſcher, außerdem aber ein philoſophiſch und claſſiſch durchgebildeter Mann. Weit entfernt, daß die dreißig Jahre, welche zwiſchen der Ausführung der Reiſe und ihrer Beſchreibung liegen, dem Intereſſe geſchadet hätten, erhalten wir jetzt ein um ſo reiferes Werk. Die Länder, welche jene Erdumſegelung unter dem Admiral, damals Capitän Lütke auf dem Senjawin 1826 — 1829 berührt, ſind ſeitdem ſelten und flüchtig von wiſſenſchaftlichen Reiſenden beſucht worden; aber der Verfaſſer hat Alles in das Buch verwoben, was er ſeitdem erforſcht und innerlich erlebt. So iſt es ein dem Styl wie dem Inhalt nach abgerundetes Werk geworden, welches ein wohlthuender Humor, eine liebenswürdige Beſcheidenheit durchweht, welches dem Freund der Natur- und Völkerkunde Unter-

Digitized by Google

haltung und gleichzeitig dem Gelehrten Förderung gewährt. Bei der anerkannten Meisterschaft des Herrn von Kittlitz wäre es überflüssig, etwas über die beigegebenen Bilder zu sagen, welche theils von ihm selbst auf Kupfer radirt, theils nach seinen Zeichnungen in Holz geschnitten sind; es bleibt dem Leser nur der Wunsch, daß die Zahl derselben noch größer wäre. Auf den Inhalt näher einzugehen, gestattet der Raum nicht, nur eine Hindeutung auf die Mannigfaltigkeit sei uns vergönnt, zu deren Bezeichnung es genügen mag, die Namen Rio de Janeiro, Valparaiso, Peter-Paulshafen, Manila zu nennen. S.

— **Gedichte von Georg Scheurlin.** Heidelberg, Karl Winter, 1858. — Es ist erfreulich zu sehen, wie mitten in dem Schwall von lyrischen Poesien, deren ein Theil nicht ohne Erfolg durch Prunk aufzufallen und zu blenden strebt, eine stille, herzliche, zartempfindende Muse sich auch Anerkennung und Freunde gewinnt. Dies ist der Fall mit den Dichtungen Georg Scheurlins. Einzelne seiner Lieder haben Platz gefunden in verschiedenen Anthologien, deren Herausgeber das Aechteste deutscher Lyrik zusammenstellten; und von der Theilnahme des Publikums zeugt der Umstand, daß sein Buch, mit seinen jüngsten Erzeugnissen vermehrt, aufs Neue veröffentlicht werden kann.

In den zwei großen Abtheilungen, aus welchen der gegen 500 Seiten starke Band besteht, ist ein bemerkenswerther Fortschritt zu erkennen. In den Gedichten der früheren Periode hat die romantisch erregte Phantasie einen überwiegenden Antheil, die späteren sind mehr von der Innigkeit des Gefühles eingegeben Der Autor hat hier gelebt, was er singt; er dichtet aus bewegter Empfindung, aus dem Glauben eines guten, edeln, gebildeten Herzens. Die Aechtheit seines Gefühles gibt ihm schöne lyrische Weisen ein und läßt ihn hier den heimlichen, seelenvollen Ton der romantischen Schule, dort, bei entsprechenden Stoffen, den der Minnesänger treffen. Die Art, wie er sein einfaches Leben und Erfahren ausbeutet, ist erquickend. Wie reich erscheint auch eine bescheidene Existenz, wie köstliche Lebensblüthen dufte ihr, wenn ein poetisches Gemüth auf die Umgebung seine verschönenden Strahlen wirft und die innere Welt ausbildet! — Wir könnten eine gute Anzahl von Liedern hervorheben, die wir als völlig gelungen bezeichnen müssen. Andere, wenn sie auch von Seiten der Organisation nicht untadelhaft sind, erfreuen gleichwohl durch edlen Ton und klar-schöne Bilder, so daß Leser, die das Innige und innerlich Erlebte zu schätzen wissen, in dem Ganzen reichen Genuß finden werden. mr.

— **Die Pfalz und die Pfälzer.** Von August Becker. Leipzig, J. J. Weber, 1858. Der Dichter des „Jungfriedel" gibt in diesem Buche einen Beweis seines heimathliebenden Sinnes. Er schildert sein Geburtsland, die Pfalz, nach allen Seiten, in geographischer, historischer, ethnographischer, pittoresker Beziehung, mit der eingehendsten Neigung. Achtzig Holzschnitte, zum Theil nach des Verfassers eignen Zeichnungen ausgeführt, und ein genaues Namen- und Sachregister, machen das Ganze zu einem Werk, durch das wir uns über Alles, was dieser schöne Theil des deutschen Vaterlandes sachlich Interessantes bietet, bequem und angenehm unterrichten können. Wir finden darin Partien, worin besonders ergiebige Themata culturhistorischer oder ethnographischer Art in lebensvoller und flüssiger Darstellung trefflich behandelt sind. In seiner Charakteristik der Pfälzer verbindet der Autor die natürliche Liebe zu seinen Landsleuten mit Gerechtigkeit, die nichts Tadelnswerthes ungerügt läßt, und vollendet die Schilderung der einzelnen Theile des Landes durch die Schilderung der ihnen entsprechenden Volksgruppen. mr.

Unterhaltungen.

— **Literarische Mittheilung.** Sie haben in Nr. 36 des „Frankfurter Museums" Goethe vom Floh gereinigt und diesen Düntzer'n ins Ohr gesetzt. Die Wahrheit will ihr Recht,

Digitized by Google

selbſt wenn dadurch unſer Altmeiſter um ein ſehr witziges, ihm aufoktroyirtes Produkt kommt. Darüber wollte ich auch Nichts bemerken, ſondern Ihnen nebenher eine kleine Geſchichte erzählen, die ſich auf das von Ihnen angeführte, bei Vogler in Halberſtadt erſchienene Buch von Glover über Goethe bezieht. Sie ſcheinen mir in Ihrem Aufſatz jenes Buch als eine Art von Myſterium und als eine Autorität für die Anti-Goethianer der zwanziger Jahre zu betrachten, und dazu kann ich aus meinen Erlebniſſen einen kleinen Commentar liefern. Sie müſſen mir's alſo nicht übel nehmen, daß ich einmal von mir ſelbſt erzähle.

Der Buchhändler Dr. med. Heinrich Vogler in Halberſtadt hatte mir, dem 20jährigen „Literaten", der damals in Prag lebte und die Rechte ſtudiren ſollte, zu Anfang des Jahres 1826 einen Band frühreifer Novellen abgekauft und in ſeinem Verlag an's Tageslicht gefördert. Statt mit der Juriſterei beſchäftigte ich mich nunmehr als Schriftſteller mit Fr. Raßmann's Lexikon der deutſchen Dichter, ihrer Pſeudonymen und Anagramme und hoffte demnächſt auch in dem Buche, das ich faſt auswendig gelernt, aufgeführt zu werden. Schon da war meinem nomenclatoriſchen Scrutinium eine gegründete Vermuthung über den Namen Glover aufgeſtiegen. Ich ſtahl mich um Oſtern deſſelben Jahres nach Leipzig, um dort Krug und Amad. Wendt zu hören, was ich als Oeſterreicher eigentlich nicht durfte, und befand mich bald im Gewoge der damals noch ſehr zahlreich und perſönlich beſuchten Buchhändlermeſſe. Da war auch Herr Vogler aus Halberſtadt, dem ſich natürlich ſein junger literariſcher Geſchäftsfreund präſentiren und wo möglich ein zweites Bändchen Novellen aufſchwätzen mußte. Vogler war zu jener Zeit ein Mann nahe an den Sechsʒigen, faſt ganʒ taub, nur vermittelſt eines Hörrohrs, noch beſſer aber durch die Verdolmetſchungen ſeiner mitanweſenden Frau hörend, verdrießlich und gutmüthig, ʒugleich aber unläugbar von einer gewiſſen, faſt ſarkaſtiſchen Urtheilsſchärfe — wenngleich dieſe ſich nicht auf meine unreifen Produkte erſtreckte. Praktiſcher Arʒt und Buchhändler ʒugleich, mußte er bei ʒunehmender Taubheit die ärʒtliche Praxis und ihren guten Ertrag aufgeben, was ihn verdrießlich machte und ihn die Verbreitung mediʒiniſcher Arcana, in Broſchüren und Doſen ʒugleich, ergreifen ließ. Damit ſchien es auch nicht ſehr glänʒend gegangen und dieſer Vertrieb da und dort auf polizeiliche Hinderniſſe geſtoßen ʒu ſein. Der ſpekulative, mit Kenntniſſen und kritiſchem Scharfblick ausgerüſtete und durch ſeine Taubheit vielfach behinderte Mann wandte ſich ʒu einer anderen, Erfolg verheißenden Sphäre, und in ſeinem Verlag erſchien plötʒlich 1824 „Goethe als Menſch und Schriftſteller ꝛc. von Glover." Die Goethokoroxie und der von Weimar ausgehende Dalailamismus hatten in jener Zeit den höchſten Punkt erreicht, und eine Oppoſition, wenn ſie auch ſo frech abſcheulich war wie die Glover'ſche und nur einʒelne Wahrheitskörner enthielt, mußte einen gewiſſen Anklang und eine ſchadenfreudige Verbreitung finden. Daß der Name Glover dieſelben Buchſtaben wie der Name Vogler enthält, iſt ebenſo gewiß als daß der Buchhändler Vogler ſelbſt Verfaſſer jenes Buches war, welches vielleicht nie geſchrieben worden wäre, wenn Voglers vorhergehende Spekulation in ärʒtlichen Geheimmitteln beſſer reuſſirt hätte. — Es war bei einer ʒweiten oder dritten Viſite, die ich meinem Verleger abſtattete, wo ich, ihn erwartend, mit ſeiner Frau allein war. Ich brachte das Geſpräch auf das Glover'ſche Buch und, meiner anagrammatiſchen Vermuthung folgend, ſprach ich davon mit erkünſtelter Sicherheit als von einem Werke ihres Mannes. Frau Vogler wußte nicht, inwiefern mich ihr Mann ins Vertrauen geʒogen habe; ich fand keinen Widerſpruch, ſondern vielmehr die Beſtätigung, ʒugleich aber das Erſuchen, gegen Niemand davon ʒu ſprechen, denn das Buch gehe ſehr gut und Vogler hoffe ʒur nächſten Oſtermeſſe eine neue Auflage davon ʒu bringen. Dieſe neue, die dritte Auflage iſt meines Wiſſens nicht erſchienen; ſie mag ſo oder ſo auf Hinderniſſe geſtoßen ſein, mit denen — was die Cenſur betrifft — Vogler ohnedies häufig ʒu kämpfen hatte, ſo daß er, ſelbſt in Halberſtadt wohnend und etablirt, ſeine Verlagsartikel ſehr oft in Braunſchweig drucken und mit der Firma ſeines Filialgeſchäfts in dem hannover'ſchen Städtchen Leer erſcheinen ließ.

Digitized by Google

Das iſt es, was ich von dem ſchon damals und mit Recht als literatiſches Scandalbuch bezeichneten Glover'ſchen Buch aus eigener Erfahrung weiß. Vogler iſt längſt heimgegangen und meine Mittheilung kein Vertrauensbruch mehr. Finden Sie ſie in Anknüpfung an die pſeudo-goethe'ſche Flohabhandlung für Ihre Leſer paſſend, ſo folgt vielleicht bald wieder eine Plauderei aus ähnlichen literariſchen Erlebniſſen. Dräxler-Manfred.

— **Die Ritterlichkeit der großen Nation.** — Das in dieſen Blättern ſchon beſprochene Werk der Gebrüder Richard und Robert Keil „Geſchichte des Jenaiſchen Studentenlebens" berichtet von einem Zweikampfe, welcher wegen der eigenthümlichen Ereigniſſe, die ihn begleiteten, ſeiner Zeit großes Aufſehen machte. Karl Völker, welcher 1805 die Univerſität Jena bezogen hatte, ſtand als „forſcher" Student und trefflicher Schläger bei der jenaiſchen Studentenſchaft in großem Anſehen. Einige Zeit nach der Schlacht bei Jena fand ein Profeſſorenball auf der Roſe ſtatt, zu welchem ſowohl Offiziere als jenaiſche Studenten eingeladen waren. Wegen der Dame, die Völker zum Tanze aufgefordert hatte, kam er mit einem franzöſiſchen Offizier, la Roche, der ihm dieſelbe abwendig machen wollte, in Streit; der Offizier wurde ſehr heftig und nannte ihn einen polisson. Auf dieſe Provocation folgte die Ausforderung von Völkers Seite. Wenige Tage darauf fand das abgeredete Duell ſtatt. Es wurde gleich von Anfang an von la Roche mit großer Leidenſchaftlichkeit begonnen, und nachdem Völker ihn mehreremale entwaffnet hatte, mit ſolcher Erbitterung fortgeſetzt, daß es dem Studenten nicht zweifelhaft bleiben konnte, la Roche werde ihm einen tödtlichen Stoß beibringen. Völker ſtach mit einem kräftigen Stoß den Offizier durch und durch, ſo daß dieſer ſeinen Secundanten in den Arm ſank und den Geiſt aufgab. Die Kriegskameraden des Gefallenen, im höchſten Grade zur Wuth entflammt, drangen darauf meuchelmörderiſch auf Völker ein, welchem nur durch das Dazwiſchenſpringen ſeiner Comilitonen und die Geiſtesgegenwart ſeines Bruders möglich wurde zu entfliehen. Eben ſo wüthend geberdeten ſich die Offiziere der franzöſiſchen Beſatzung und drohten Völker, ihn, wenn ſie ihn treffen würden, auf offener Straße niederzuſchießen. Der Schreck des akademiſchen Senats war groß bei Empfang dieſer Nachricht und man fürchtete, bei dem bekannten Widerwillen Napoleons gegen die deutſchen Studenten, für das Fortbeſtehen der Univerſität. Auf Bitten des damaligen Prorectors, Geh. Kirchen-Raths Gabler, eilte Völkers gleichfalls zu Jena ſtudirender Bruder Ludwig zu dem franzöſiſchen Commandanten, um ihm das geſchehene Unglück mitzutheilen und um Nachſicht zu bitten. Wider alles Erwarten nahm aber der Commandant die Nachricht ganz ruhig hin, mit dem Bemerken, daß Aehnliches in dem franzöſiſchen Heere ſelbſt während des Marſches täglich vorkomme und die ganze Sache zu ignoriren ſei, da daſſelbe Unglück ebenſo gut den jetzigen Sieger habe betreffen können. Damit konnte der Prorector nur ſehr zufrieden ſein und ſo war die Sache abgethan. Aehnliche Conflicte kamen zwiſchen Studenten und franzöſiſchen Offizieren und Commiſſaren noch ſpäter vor, welche die Regeln des Anſtands ſo ſehr außer Augen ſetzten, zum Zweikampf an ihrer Statt ihre Fechtmeiſter, alte gediente Unteroffiziere, zu ſchicken, welche mit ihren Degen auf die Studenten eindrangen. S.

— **Johann Böhl von Faber.** In Nummer 15 dieſer Blätter haben wir bereits auf die Lebensſkizze dieſes ausgezeichneten Mannes hingewieſen, welche damals, als Handſchrift gedruckt, auf dem Privatwege verſandt wurde. Seit Kurzem wird das Werkchen, das den anziehendſten literariſchen Biographien beizuzählen iſt, auch buchhändleriſch ausgegeben. Die Dame, die hier Böhl's Leben meiſt nach ſeinen eignen Briefen zuſammengeſtellt hat, gehört dem Campe'ſchen Hauſe an; Böhl ſelbſt iſt, wie unſere Leſer ſchon wiſſen, der Johannes aus dem Robinſon. Schwerlich hätte der Pflegevater gedacht, daß ſein Liebling ſich einſt ganz und gar nicht nur in die Sprache, ſondern in den Geiſt der altſpaniſchen Dichtung verſenken würde, ja daß er dazu berufen ſei, den Schlendrian des aufgeklärten akademiſchen Ungeſchmacks bei den Spaniern zu brechen und ihnen den Sinn für ihre poetiſche

Digitized by Google

Vorzeit zu eröffnen. Und dies alles, nachdem er so treulich im Geſichtskreis der realen, praktiſchen Thätigkeit auferzogen worden! Hatte doch Joachim Heinrich Campe erklärt, daß der Erfinder des Spinnrades oder der Braunſchweiger Mumme mehr Nutzen gebracht habe, als die größten Dichter. Vielleicht aber iſt es nur um ſo natürlicher, daß ein ſo begabter Geiſt wie Böhl ſich dem Banne dieſer nüchternen Weltanſchauung entzog. Der Reiz der alten Schriften und Blätter, die Innigkeit und Andachtsglut, die aus ihnen ſpricht, zog ihn unwiderſtehlich an. Im Auguſt des Jahres 1813 legte „Johannes“ in Schwerin das katholiſche Glaubensbekenntniß ab, und ſelten iſt dieſer Uebertritt in ſo anſpruchloſer Weiſe, aus ſo ſchlichten Beweggründen vollzogen worden. Mit der Familie ſeines Erziehers blieb er im beſten Vernehmen; die Campe'ſche Buchhandlung ſchickte ihm ihre Verlagswerke nach Cadix, darunter noch im Jahr 1827 ein Werk von Heine, über den er ſagt: „Ich ärgere mich blau und blaß an ihm, und werde nicht müde ihn zu leſen.“ — Böhl wurde erſt im Jahr 1806 durch Annehmung des Namens und Wappens ſeines Stiefvaters von Faber in den Adelſtand erhoben; als Kaufmann behielt er zeitlebens ſeinen bürgerlichen Namen.

— **Der biographiſche Roman.** Wenn es zu den Kennzeichen einer ſinkenden Literatur gehört, daß die ſtrenge Kunſtforderung nachläßt, daß die Stylarten in einander gemengt werden, daß man die zwingende Form für läſtig hält und nur eine Fülle von Stoff leidlich betten will: ſo ſind wir entſchieden am Verfall angelangt. Dafür zeugt die kürzlich eingeführte neue Gattung des Geſchichtsromans, die einzig darauf ausgeht, eine Umſchreibung der Begebenheiten zu liefern und dieſe mit Liebesabenteuern und Anſpielungen auf intereſſante Verhältniſſe zu ſtaffiren. Frühere Arbeiten der Art, wie Rellſtabs „1813“, ſchloſſen ſich noch an eine große Thatſache an; die jetzigen aber folgen dem Helden durch ganze Jahrzehende und haben für die Erzählung kein anderes organiſches Motiv, als die Einheit der Hauptperſon. Luiſe Mühlbach (eigentlich Klara Mundt, geborne Müller aus Neubrandenburg) iſt die Meiſterin des Faches; ihr Gemahl, Theodor Mundt, iſt kürzlich als Nachahmer ſeiner Frau im „Graf Mirabeau“ aufgetreten; ein ſeltener Fall in der Literaturgeſchichte. Franz Corion ſchließt ſich ihnen an; auf anderem Gebiete macht Heribert Rau mit ſeinem „Mozart“ beſonderes Glück, da der Charakter des Helden geeignet iſt, der Erzählung inneres Leben und intereſſante Abwechſelung zu geben, und da manche ſchöne Belehrung ſich bequem anſchließt. Mittlerweile macht die Theilnahme für rein geſchichtliche Werke in Deutſchland langſamere Fortſchritte. Ja das Aufkommen der Zwittergattung wird eben durch den Umſtand begünſtigt, daß man ſich zur Abfaſſung lesbarer hiſtoriſcher Bücher erſt ſpät entſchloß. (Häuſſer, Duncker, Mommſen, Droyſen, Otto Jahn, Strauß, gehören der neueſten Zeit an). Einen Theil der Schuld aber trägt auch die Vermeſſenheit der deutſchen gelehrten Kritik, welche die gewonnenen Standpunkte fortwährend wieder umſtößt, ſo daß dem Autor die abgeſchloſſene Darſtellung, dem Leſer der reine Genuß ungemein erſchwert wird.

— **Glaubensfreiheit in Frankreich.** Oberflächliche Beobachter, die von dem weiten Frankreich nur die Pariſer Boulevards kennen, preiſen unſer Nachbarland gern als das gelobte Land der unbedingten Duldung und des Indifferentismus in religiöſen Dingen. Sie vergleichen es in dieſer Hinſicht mit England, wo der Eintritt eines Juden in das Parlament erſt nach jahrelangen Kämpfen ermöglicht wurde. In dem neueſten Bande der Revue des Deux Mondes entwickelt Herr Prevoſt-Paradol ganz vortrefflich, wie jene Beobachter auf den Buchſtaben der Verfaſſungs-Paragraphen einen Werth legen, den derſelbe im Geiſt und in der Praxis nicht haben kann. Die Zeitungspolemik zwiſchen der ultramontanen und der gallikaniſchen oder auch rationaliſtiſchen Richtung wird immer erbitterter und weiß immer neue Anknüpfungspunkte zu finden. Erſt kürzlich benutzte „l'Univers“ die Frage von der Verleihung der Ehrenlegion, um im Sinne ſeiner Partei gegen die Gier nach weltlichen Auszeichnungen, gegen das Verſchleudern oder unverdiente Vergeben der rothen Bänder zu predigen. Hierauf

Digitized by Google

entgegnet das Journal des Débats mit der kaustischen Frage: „Wieviel rothe Bändchen muß man zusammen nähen, um daraus den Purpurmantel des Kardinals Dubois zu machen?“ In Frankreich, wo man prägnante Wendungen liebt, könnte dieser Ausspruch geschichtlich werden.

— **Aus Mozarts Stammbuch** haben wir in der letzten Nummer ein Gedicht des Wiener Arztes Barisani gegeben, sammt der Nachschrift, die Mozart am Todestage seines Freundes beifügte. Ein geehrter Leser des Museums hat jenes Blatt bei dem Sohne Mozarts im Original gesehen und eine Abschrift genommen. Dasselbe enthielt außer den zwei schon mitgetheilten Einzeichnungen noch eine dritte, von Mozarts Wittwe am Todestag ihres Mannes geschrieben. Wir lassen die denkwürdigen Zeilen hier wortgetreu folgen:

„Was Du einst auf diesem Blatte an Deinen Freund schriebst, eben dieses schreibe ich nun tiefgebeugt an Dich, Vielgeliebter Gatte! **mir** und ganz Europa unvergeßlicher Mozart, auch Dir ist nun wohl, auf ewig wohl!! —

Um 1 Uhr nach Mitternacht vom 4. zum 5. December dieses Jahres, verließ er in seinem 36. Jahre — O! nur allzufrühe! — diese gute aber undankbare Welt — O Gott — 8 Jahre knüpfte uns das zärtlichste, hienieden unzertrennlichste Band! O könnte bald auf ewig mit Dir verbunden sein

Deine äußerst betrübte Gattin Constance Mozart, née Weber.“

Wien, den 5. December 1791.

— **Schillers Andenken.** Das Jahr 1859 scheint in der deutschen Presse vorzugsweise ein Schillerjahr werden zu sollen. Bereits nehmen die Volkskalender und Jahrbücher auf das in vierzehn Monaten eintretende Jubelfest Bezug. „Friedrich der Große von Schwaben“, den Berthold Auerbach's neueste Erzählung verherrlicht, ist kein Anderer als Schiller in der Wiege. Adolf Diesterweg setzt auf sein „Pädagogisches Jahrbuch für 1859“ das Motto: „Schiller für immer!“ Der Schlußaufsatz dieses Jahrbuches ist einzig dem Preise des Dichters gewidmet. Im Citiren von poetischen Stellen ist übrigens der greise Schulmann nicht glücklich; so erklärt er einmal in dem genannten Artikel: „Man muß Schiller lesen, um sich an ihm zu veredeln, an ihm, von dem sein Freund Goethe sagt:

„Für ewige, für ernste Dinge
War sein beredter Mund geweiht.“
„Und hinter ihm in wesentlichem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Die zwei ersten Zeilen befinden sich mit einigen Varianten nicht in Goethe's, sondern in Schillers Werken, und zwar im Lied von der Glocke.

— **Helmina von Chézy.** Unter dem Titel „Unvergessenes“ werden demnächst die Denkwürdigkeiten der bekannten Schriftstellerin erscheinen; sie hat dieselben in ihrer letzten Lebenszeit, da sie schon erblindet war, einer Freundin dictirt. Helmina war eine Enkelin jener Karschin, der „deutschen Sappho“; ihr Leben schien unter besseren Sternen zu beginnen als das der Großmutter; doch kann es, was äußere und namentlich innere Befriedigung betrifft, kaum ein glücklicheres genannt werden.

— **Die älteste Ausgabe des Hamlet.** Von dieser Ausgabe in Quart, die im Jahr 1603 erschien, gibt es nur zwei Exemplare, deren eines sich im Besitze des Herzogs von Devonshire, des reichsten Mannes in England, befindet. Derselbe hat nun das merkwürdige Buch nicht etwa bloß abdrucken, sondern Zug für Zug in einer bestimmten Anzahl von Abdrücken nachbilden lassen, die er nur zu Geschenken an Bibliotheken und an die ausgezeichnetsten Kenner Shakspeare's bestimmt hat.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 40. **Frankfurt a/M.,** den 2. October. **1858.**

Inhalt. Glück. Preisgekrönte Novelle von Louise von François. — **Ueber die Temperamente.** Von Karl Fortlage. — **Alkoran der Liebe.** Neuperſiſche Dichtungen, überſetzt von Julius Aitmann. — **Der Donati'ſche Komet.** Von Dr. Oppel. — **Theater.** — **Unterhaltungen:** Pensieri ed esempii, opera postuma, di Cesare Balbo. Dolores Gilbert, genannt Lola Montez. Deutſche Kunſt in Bild und Lied. G. Courbet. Meroye.

Glück.

Preisgekrönte Novelle von Louise von François.

Das Glück der Welt iſt ein Windhauch, der hierhin und dorthin weht, und ſeinen Namen wechſelt, weil er die Richtung wechſelt.

Fräulein Katharine, geſtatten Sie mir, Ihnen meinen unterthänigſten Glückwunſch zu Füßen zu legen.

Herzens-Ina, Glück und Freude heute wie immer!

Mit dieſen Worten begrüßten faſt gleichzeitig ein junger Gardelieutenant und ein ſechszehnjähriges ſchönes Kind ihre Freundin, Katharine Peterſon, am Abend ihres vierundzwanzigſten Geburtstages. Sie umarmte die kleine, muntere Roſa und reichte dem Lieutenant die Hand, welche dieſer ehrerbietig an ſeine Lippen führte und ſich darauf mit zärtlichem Blick einer Anderen zuwendete, der Nichte des Hauſes, durch des großmüthigen Oheims Vermittlung ſeit kurzer Zeit ſeine glückliche Braut.

Man ordnete ſich um den Theetiſch in der weinumrankten, blumenduftenden Veranda vor dem Sommerhauſe, und Katharine machte mit herzlicher Heiterkeit die Wirthin unter dem kleinen befreundeten Kreiſe, in deſſen Mitte ihr Vater, der reiche Banquier Peterſon, neben ſeinem alten Freunde, dem

Digitized by Google

Doktor Bastian, Platz genommen hatte. Der Letztere brach jetzt plötzlich die Consultation seines rothwangigen Patienten, der er seit einer Viertelstunde mit geschlossenen Augen, die goldene Dose zwischen den gefaltenen Händen, wie in tiefem Sinnen zugehört, ohne Weiteres ab, und dem Vater die gewünschte diätetische Auskunft schuldig bleibend, sagte er zu Katharine gewendet:

Zum wie vielten Male wir Ihnen heute Glück gewünscht, Katharine? und welch ein curioses Compositum würde es wohl geben, wenn alle diese Wünsche an Ihnen in Erfüllung gehen und Sie das verschiedeutliche Glück consumiren sollten, das ein Jeder unter uns als das Wünschenswertheste vor Augen hat? Ich zweifle, daß selbst eine Natur wie die Ihre mit dieser Verdauung zu Stande käme. Sie zum Exempel, kleine Rosa, was verstehen Sie unter Glück?

Glück ist Gesundheit! fiel der wohlgenährte Banquier seufzend ein, noch ehe sich die Gefragte auf eine Antwort besonnen hatte.

Gesundheit ist freilich ein Glück, und eines, das leider mit jedem Tage seltener wird — entgegnete der Doktor — aber doch gewiß nicht das, an welches just Fräulein Rosa dachte, die gestern Abend ihren ersten Ball gefeiert hat. Also Fräulein Rosa?

Je nun — antwortete die Kleine — Glück mag es genau genommen nicht sein, aber die größte Freude auf der Welt, das ist doch gewiß solch ein Ball. Und was ist Glück im Grunde anderes als Freude? Hätte ich am Tage noch so viel Noth und dafür jeden Abend ein fröhliches Fest, ich verlachte und vertanzte die Noth —

Und ertanzte mir Schwindsucht und Tod! wendete Herr Peterson mit trauriger Miene ein.

Wer denkt an so leidige Dinge auf einem Ball? versetzte Doktor Bastian lachend.

Doktor, Doktor! — rief der Hausherr kopfschüttelnd — Du wirst dieses junge Blut auf Dein Gewissen laden! Anstatt zu warnen, spotteſt Du und weißt doch am besten, wie schnell es geschehen um eines Menschen Glück. Spreche ich nicht etwa aus Erfahrung? Wie war ich gesund, und nun! —

Auf den Lippen aller Anwesenden, selbst auf denen der Tochter schwebte ein gutmüthiges Lächeln, die kleine Rosa aber lachte hell auf, mit in die Seite gestemmten Armen die blühende Gestalt des Kranken von Oben bis Unten musternd. Er ließ sich durch diesen Uebermuth, aber nicht in seinen habituellen Sterbegedanken irre machen, sondern fuhr zu dem Arzte gewendet fort:

Dieser Geruch wie von Kalbsfüßen, Bastian, der mich seit Wochen keine Minute mehr verläßt! — erkläre mir den wunderbaren Zusammenhang der Athmungsorgane mit den Geruchsnerven.

Lieber Vater — fiel Katharine rasch ein, das vorige kleine Lächeln wie-

Digitized by Google

der gut zu machen und vielleicht einem lauteren Ausbruche der Gesellschaft vorzubeugen — ich habe die wollene Weste, welche Dir neulich unser Doktor zu tragen anrieth, in Dein Zimmer gelegt; die gute Beate hat sie gestrickt.

Beate! — rief Herr Peterson sichtbar erfreut, und seine rosigen Wangen färbten sich eine Schattirung höher — hatte ich doch an die Weste gar nicht mehr gedacht; aber Fräulein Beate vergißt niemals wo sie helfen kann.

Er stand auf und ging zu der also Gerühmten am entgegengesetzten Ende des Tisches; sie war eine von den blassen Gestalten, die niemals zur Blüthe gekommen sind, deren Herz aber reif und warm geworden ist unter der nebelnden Atmosphäre, in welcher das Schicksal sie aufwachsen ließ. Darum hieß sie von Kind auf nur die gute Beate. Seit etlichen Jahren lebte sie im Peterson'schen Hause als Katharinens Gesellschafterin, eigentlich als deren Freundin. Obwohl zehn Jahre älter als diese, trugen ihre feingeschnittenen Züge keine Spuren der Zerstörung: weder die der Langenweile, noch der Leidenschaft, noch selbst der Zeit; und wenn sie erregt ward — doch nur ihr Herz wurde erregt, ihre Sinne und selbst ihr Verstand wurden es niemals — dann breitete sich die Röthe eines sechszehnjährigen Mädchens über ihre blassen Wangen, und ihre sanften grauen Augen färbten sich dunkler. Man sah sie jederzeit freundlich, niemals fröhlich; sie wechselte selten in der Kleidung, sie trug gewöhnlich einen dunklen Anzug, fest am Halse schließend, einen schmal überschlagenden Streifen von Batist und ein Häubchen von der äußersten Sauberkeit; oft hatte sie ein weißes Tuch um das Gesicht gebunden, da sie viel an Zahnschmerzen litt; so war es auch heute, und als der gerührte Herr Peterson sich zu ihr wendete, ihre Hand faßte und dankbar sagte: Sie verwöhnen uns durch Güte, liebe Beate! da flog jene jugendliche Röthe über ihre Wangen und sie erwiederte mit rascherer Stimme als gewöhnlich:

O, warum bemerken Sie jede kleine Gefälligkeit, die Andere zu leisten vermögen, Herr Peterson, und Ihres eigenen großmüthigen Handelns gedenken Sie nie?

Und darin hatte sie Recht. Vater Peterson galt für das Musterbild eines gutmüthigen Mannes, der außer seiner schwindsüchtigen Disposition kein Leiden kannte, als wenn er eine Bitte abschlagen mußte; auch ersparte er sich dasselbe so viel er konnte, kurirte sich und Andere mit demselben Rezept, wie sein Freund Bastian zu sagen pflegte. Frage man uns nicht, wie er so reich geworden und geblieben ist. Die Weste wurde geholt und gemustert, man erklärte sie für gelungen. Die gute Beate beschäftigte sich immer mit derlei Handarbeiten, durch welche sie sich früher zeitweise erhalten und ihre Familie unterstützt hatte.

Nun, diese warme, weiche Umhüllung soll Dir vortreffliche Dienste thun, alter Freund, sagte endlich der Doktor. Fräulein Beate versteht sich auf

Digitized by Google

Deinen Zuſtand wie Niemand ſonſt, und ſo wird ſie, wills Gott, die Vermittlerin werden zu Deinem Glücke.

Der Doktor blinzelte mit ſeinen grünen Augen hinter der blauen Brille wie aus einem Hinterhalte ziemlich ſchelmiſch, erſt zu ſeinem Patienten, dann zu deſſen Tochter hinüber, deren raſch erwiederter Blick auszudrücken ſchien, er habe zu viel geſagt. Er ließ ſich durch denſelben aber nicht irre machen und fuhr mit Gelaſſenheit fort:

Wir aber wären ja unvermerkt wieder bei unſerem vorigen Kapitel angekommen, und nun wir unſern Kranken ſo glücklich verſorgt hätten, könnten wir wohl ſehen, wie es mit dem Wohlbefinden von Einem oder dem Andern unter uns Geſunden beſtellt iſt. Denn was wir für Glück halten, iſt gewöhnlich ein Zuſtand, der uns ſelber gebricht.

Mit Ausnahmen, Doktor; unterbrach ihn, ein Zeitungsblatt aus der Hand legend, ein gegenüber ſitzender Herr, den wir allenfalls noch jung nennen dürfen, wenngleich ſeine krauſen, ſchwarzen Haare ſich weiß zu durchziehen begannen. Er war der Neffe und Geſchäftsgenoſſe des Hausherrn, das emſige Triebrad der großen Firma Peterſon und Compagnie.

Ich laſſe Ausnahmen gelten — verſetzte der Doktor — zum Beiſpiel Sie, Heinrich.

Er will niemals was Anderes, nur immer mehr als er hat — rief die kleine Roſa lebhaft — der Nimmerſatt!

Der Arbeitsnimmerſatt! bekräftigte der Doktor.

Und wüßten Sie eine Befriedigung, welche der einer gelungenen Arbeit gleich kommen könnte, Doktor? fragte der Heros des Contobuches.

Schwerlich eine, die uns gleicherweiſe das Glück vergeſſen laſſen könnte.

Glück iſt Arbeit, das heißt lohnende Arbeit, beharrte Heinrich; ſie ſteht an der Spitze jedes anderen Bedürfniſſes und iſt dem Menſchen geboten. Daraus folgt aber, daß das Glück nicht ein uns fehlender Zuſtand iſt, ſondern nur ein nicht immer unſeren Kräften genügender, deſſen Natur weniger als ſein Maß über unſer Wohlbefinden entſcheidet.

Für Freund Heinrich demnach ein Plus, verſetzte Baſtian; wer möchte mit Adam Rieſen disputiren? Sie vielleicht, gute Beate?

Mein Glück biſt Du, Waldemar, ſagte jetzt leiſe ſeine Braut zum Lieutenant Heider; aber Du, Geliebter, Du ſiehſt mitunter ſo unruhig aus, daß ich mich beängſtigt fühlen möchte; iſt denn auch Dir die Liebe alles, alles, biſt auch Du glücklich, Waldemar?

Ja, Adele, ich bins, ich bins, verſicherte der junge Mann. Ehe ich Dich kannte, freilich da ſchien mir die Welt zu eng, ſo daß ich oftmals zu erſticken fürchtete; ich ſehnte mich ins Weite, fühlte, daß ich in anderen Zeiten hätte leben müſſen, kämpfend gegen Rieſen und Ritter, in den Jahrhunderten der Kreuzzüge für einen heiligen Glauben, auf Entdeckungen aus-

Digitized by Google

ziehend mit den Eroberern einer neuen Welt, oder auch selber unter Napoleons aufsteigendem Stern. Ich darf das sagen, Adele, er war der Feind meines Vaterlandes, und ich würde nach dessen Erhebung mit gleicher Begeisterung gegen ihn gestanden haben, wie als Franzose unter ihm bei Lodi und Arcole! Nur sich regen, begeistern, kämpfen, nur nicht im Schlendrian versiechen. Auch war ich entschlossen, diesem tödtenden Einerlei zu entfliehen und mir einen lebendigeren Schauplatz für meinen Drang zu suchen, Spanien, den Kaukasus, in Algier — gleichviel wohin, nur fort, fort, denn Glück ist Bewegung, ist Kampf. Da sah ich Dich, Adele, und blieb, fand in der Liebe zu Dir Ruhe und Bewegung zugleich!

Der einunzwanzigjährige Held in spe hatte geglaubt, diese feurige Tirade allein an seine Braut zu richten, welche derselben mit andachtsvoller Aufmerksamkeit lauschte und mit Wonne die sprühenden Blicke ihres thatendurstigen Ritters in sich sog. Sie hatten Beide nicht bemerkt, daß die ganze Gesellschaft geschwiegen und mit den verschiedenartigsten Empfindungen dem jugendlichen Erguſſe zugehört hatte. Beate blickte traurig auf die harmlose Braut, Vater Peterſon aber flüsterte dem Doktor ins Ohr:

Ich fürchte, ich fürchte, der Mann ist zu jung für den Eheſtand. Ich hätte nicht so schnell Ja sagen sollen.

Eine Dosis Zärtlichkeit und drei Dosen Langeweile — entgegnete Bastian ebenfalls leise — dahin zersetzt sich am Ende das Ferment der Heirathsluſt in unseren Kriegshelden unter dreißig Jahren, die gegenwärtig so bedenklich grassirt. Sieh Dich an, alter Freund, mit diesen beiden Kinderchen.

(Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß diese Abendunterhaltung ungefähr zehn Jahre zurückdatirt, und daß die Analyse des Doktor Bastian weniger spiritualistisch ausfallen würde, wenn sie heute überhaupt angebracht wäre.)

Alle waren nachdenklich, ja ein wenig verlegen geworden, daher begann Katharine nach einer Weile die stockende Unterhaltung aufzufrischen:

Sie sondiren uns Alle, Doktor, sich selber aber wollen Sie uns entziehen — sagte sie — das ist nicht billig, denn des Menschen Wünsche zeichnen ihn selbst; sagen Sie uns daher auch, was Sie von dem Glücke erwarten würden.

Eine schwierige Zumuthung das — antwortete der Doktor — denn ich erwarte nichts, mindestens nichts, was sich für mich herstellen ließe. Ich wollte, wie jener klassische Serenissimus, ich wäre ein Zahnarzt und könnte der Zeit einen Zahn ausziehen —

Und ihr einen falschen dafür einsetzen, fiel Heinrich lachend ein.

Keineswegs — entgegnete Bastian — nur ihr die harten Nüsse vorenthalten, bis ihr ein neuer gewachsen ist. Und warum sollte nicht gegenwärtig ein solcher Moment des Zahnens für die Zeit gekommen sein, wenn Doktor Bastian geschickt genug wäre, ihr die kranke Wurzel auszuschneiden?

Digitized by Google

Man lachte; das Gespräch wendete sich hin und her; nur der Hausherr und die gute Beate nahmen nicht daran Theil; er setzte ihr die Zweifel auseinander, die über des Brautpaars Zukunft in ihm aufgestiegen, und so sagte sie eben jetzt, als die Gesellschaft eine Pause machte, im Verlaufe ihrer bisher leise geführten Unterhaltung:

Ich glaube nicht an unbedingtes Glück, Herr Peterson; der Mensch ist nicht bestimmt, glücklich zu sein.

Und welche Bestimmung hätte die Natur wohl sonst dem Menschen gegeben, den sie mit allen Fähigkeiten des Genusses auf die Erde stellte? wendete Bastian ein. Sind Krankheit, Armuth, Knechtschaft, Krieg und wie unsere Leiden alle heißen mögen, etwa göttliche Einrichtungen?

Vielleicht nicht — antwortete Beate — mindestens nicht alle, vielleicht sind sie die Folgen unserer Entartung. Aber eben dieser Trieb der Entartung in der Menschennatur neben dem Vernichtungskampfe zwischen allen Geschöpfen, neben dem unüberwindlichen Tod! Ich lernte an theueren Sterbebetten, daß das Leben voll schmerzlicher Bedingungen und das Glück undenkbar sei. Und dann diese heimliche Sehnsucht, diese dumpfe Ahnung eines besseren Zustandes in jeder Brust, eines Zustandes, den wir nicht begreifen, und der uns doch nicht ruhen läßt, dieses Haschen nach unvereinbaren Gegensätzen! Ja, das Glück existirt, aber nicht unter uns, und ich sah noch nie einen glücklichen Menschen.

Möglich, daß diese Sehnsucht ein überreizter, überkommener Zustand ist wie unsere anderen Leiden auch — wendete Bastian ein — und so wenig wie diese in den Absichten der Natur gelegen hat. Mögen Sie Recht haben, daß eine Summe von Resignation im großen Ganzen, gleichsam en bloc, unentbehrlich ist, wenn der Mensch sich nicht alle Tage mit partiellen Entsagungen herumquälen soll: im Einzelnen gehen Sie zu weit, Beate. Hat Katharinens Nähe nicht überzeugend auf Sie gewirkt, vom Gegentheil überzeugend, ist Katharine nicht glücklich?

Alle blickten theilnehmend auf die also Berufene, die freundlich und dankbar lächelnd vor sich nieder sah.

So blühend und gesund! sagte ihr Vater.

So schön! der Lieutenant.

So frei und unabhängig! ein junges Mädchen, das bis dahin geschwiegen hatte, der Unterhaltung aber mit wachsender Theilnahme gefolgt war.

So reich! die kleine Rosa, deren Eltern und sieben Geschwister von einem geringen Beamtengehalte lebten.

So gebildet und gütig! riefen Adele und Beate zu gleicher Zeit, die Glückliche umarmend.

Und diese Ruhe der Seele, diese einfache Harmonie, diese Wahrheit und Freiheit der ganzen Organisation! ergänzte der alte Doktor mit einem Anflug

Digitized by Google

von Begeisterung, und seine kleinen Augen funkelten bei der Schilderung dieses bewunderten Lieblings des Glücks.

Ja, Du bist glücklich, Katharine — sagte Beate mit feuchtem Blick — schütze Dich Gott, daß Du es bleibest!

Ja, ich bin glücklich! bestätigte jetzt Katharine selbst, und ihre weiche, etwas tiefe, aber glockenreine Stimme zitterte in freudiger Rührung. Ja, ich bin glücklich, so glücklich, daß ich oft beschämt meine Augen niederschlage vor den vielen Anderen, die es nicht sind; ja, daß mir ein Zustand fast undenkbar scheint, der mir den Frieden, den Born alles Glückes trüben könnte.

Und doch, Katharine — fiel jetzt Adele ein, schüchtern und selig zugleich zu ihr hinüber blickend — das höchste, das einzige Glück, das kennst Du nicht. Du hast ja noch niemals geliebt. Sehntest Du Dich denn nicht danach, Katharine?

Ja, Adele — antwortete sie lächelnd — ja auf Momente; welches Mädchen thäte es nicht? Auch habe ich, wie Ihr wißt, einige mißlungene Versuche gemacht, diese Anwandlungen zu befriedigen. Als sie scheiterten, bin ich aber just nicht unglücklich geworden, und da ich heute vierundzwanzig Jahr alt werde, muß ich wohl annehmen, daß die Anlage zu diesem Zustande nicht in meiner Natur liegt.

Gott sei Dank! schaltete der Doktor ein.

Und daß ich nicht bestimmt bin, zu Zweien zu leben, fuhr sie fort. Aber auch nicht allein, sondern mit Euch, meine theuren Freunde, und in Zukunft vielleicht in einem Kreise, der auch einer Familie gleichen soll, auf welche alle Liebe doch schließlich zielt, und der auch auf Liebe gegründet sein wird, aber aus einer, welche ich zu empfinden und zu begreifen im Stande bin.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Temperamente.

Von Karl Fortlage.

Jederman führt die Namen der vier Temperamente im Munde. Jeder redet von sanguinischen Hoffnungen, melancholischem Trübsinn, cholerischer Hitze und phlegmatischer Ruhe, ohne jedoch in der Regel deutliche Begriffe damit zu verbinden.

Mancher wird vielleicht denken, daß es damit doch so schlimm wohl nicht sei, daß Niemand sich z. B. bei einem melancholischen Temperamente etwas Fröhliches, und eben so wenig bei einem sanguinischen etwas Düsteres denken werde. Dies kann nicht geleugnet werden. Das Vorherrschen fröhlicher Stimmungen ist es, was Jedermann unter dem sanguinischen, das Vorherrschen trauriger Stimmungen, was Jedermann unter dem melancholischen Temperamente versteht.

Digitized by Google

Je tiefer man aber eingeht, deſto mehr verwickelt ſich die Sache. Man weiſet uns z. B. heitere Menſchen, vortreffliche Geſellſchafter, welche Alles mit dem Glanze ihres Geiſtes und Witzes erfüllen, immer in gehobener Stimmung erſcheinen, und daher, wohin ſie kommen, Heiterkeit und Frohſinn um ſich verbreiten, und wir müſſen uns gefallen laſſen, in ihnen Muſterbilder des ſanguiniſchen Temperaments geprieſen zu ſehen, bis wir dieſelben Menſchen zufällig im Stillen oder im engen Familienkreiſe beobachten dürfen, und nun vielleicht gewahr werden, wie dieſelben ihre ſanguiniſche Munterkeit hinterher mit eben ſo großem Trübſinn bezahlen. Solche Beiſpiele kennt auch Jedermann. Was iſt nun hier vorhanden? das ſanguiniſche oder das melancholiſche Temperament? das leichte oder das ſchwere Blut?

Man kann freilich auf dieſe Frage eine neue Antwort in Bereitſchaft haben. Hier iſt eben, kann man ſagen, ein drittes Temperament im Spiele, nämlich das des Aufgeregten oder Cholerikers, deſſen Weſen darin beſteht, maßlos zwiſchen beiden Extremen hin und her geworfen zu werden.

Dadurch aber wird die Sache nicht gerade heller. Die choleriſche Beſchaffenheit ſoll verurtheilt ſein, ihre Heiterkeit immer mit einem entgegengeſetzten Maße Trübſinns zu erkaufen, während die ſanguiniſche die Freude umſonſt hat, und nicht erſt zu bezahlen braucht. Kann ſich Jemand im Ernſte ſo etwas vorſtellen? Müſſen wir nicht in jedem Sanguiniker gewiſſe Zeiten der Abſpannung und des Trübſinns vermuthen, die er nur vielleicht nicht merken läßt? Müſſen wir nicht bei jedem Melancholiker darauf gefaßt ſein, daß ſeine mürriſche Laune aus Ueberdruß an ſich ſelbſt eine willkommene Gelegenheit ergreife, einen ſanguiniſchen Spaziergang ins Vergnügen zu machen? Wenn ſich aber dieſes ſo verhält, ſo gibt es nur Seelenſtimmungen, die ſich nach äußeren Umſtänden richten, und durchaus keine von Natur und im Geblüte angelegte Temperamente.

Eines zwar ſcheint ſtehen zu bleiben als von Natur gegeben, der Gegenſatz des lebhaften oder aufgeregten Blutes einerſeits und des ruhigen oder phlegmatiſchen andererſeits. Einige Menſchen erſcheinen als von Natur erweckten und munteren Geiſtes, voll Leben und Feuer, man braucht ſie nicht zu bewegen, ſie bewegen ſich ſelbſt. Andere erſcheinen als von Natur träge, ſchläfrig, lieben die Ruhe, es ſcheint ihnen an Thatkraft zu mangeln, und zwar darum, weil ihr Blut von Natur träger in den Adern fließt. Jedermann nennt ſie die Phlegmatiker.

Aber hierbei geräth man erſt recht vom Regen in die Traufe. Die Erfahrung lehrt, daß beim Menſchen eine nach außen gerichtete Ueberlebendigkeit, wie ſie aus einem ſtarken Spiele von Luſt- und Unluſtaffekten entſpringt, einem kräftigen, planmäßig und unermüdlich auf feſte Ziele hingerichteten Handeln am wenigſten günſtig iſt, daß zu einem ſolchen vielmehr ganz beſonders eine gewiſſe ruhige Kaltblütigkeit erfordert wird. Die kaltblütigen

Digitized by Google

Phlegmatiker ſind daher häufig die ausdauernden und ſelbſtändigen, die hitzigen Choleriker eben ſo häufig die beweglichen und wankelmüthigen Naturen. So lehrt es die tägliche Erfahrung. Sucht man nun dieſe Anlage zu größerer Selbſtändigkeit und kaltblütiger Energie aus einem Mangel an Lebendigkeit und innerem Feuer abzuleiten, ſo grenzt das in der That ſehr ans Abſurde.

Man ſieht hieran, daß es in der Temperamentenlehre immer finſterer vor Augen wird, je genauer man nur hinein blickt. Aber dadurch läßt man ſich im gemeinen Leben nicht irre machen, von den Temperamenten als etwas Allgemeinverſtändlichem zu reden, und zwar ſo, als ob es dieſe vier wirklich als urſprüngliche Anlagen gebe, und als ob es grade nur dieſe vier gebe, nicht mehr und nicht weniger.

Pſychologen, welche an der Zahl Vier Anſtoß nahmen, weil ſie im Leben eine weit größere Mannichfaltigkeit fanden, haben wohl dann und wann mehr Temperamente aufgeſtellt, wie z. B. Grohmann einſt deren dreizehn vorgeſchlagen hat. Das hat aber noch keinem Menſchen auf die Dauer gefallen wollen, ſondern man iſt immer bei der alten Vierzahl geblieben.

Andere Pſychologen haben, um der Sache eine anſchaulichere, empiriſche Grundlage zu geben, die Temperamente in Nationalunterſchiede überſetzt. Sie haben den Choleriker als einen Spanier voll Grandezza und Leidenſchaft, den Melancholiker als einen ſpleen-begabten Engländer, den Sanguiniker als einen franzöſiſchen Tanzmeiſter, und den Phlegmatiker als einen Deutſchen in Schlafrock und Pantoffeln beſchrieben. Obgleich ihnen aber hierdurch die Gelegenheit geboten war, in demſelben Style ein italieniſches, ein polniſches, ein irländiſches, ein ruſſiſches Temperament zu entwerfen, ſo haben ſie doch dieſer Verſuchung widerſtanden, und ſich bei dieſen vier Nationaltypen vollkommen beruhigt. So groß war der Reſpekt vor der alten Vierzahl auch von dieſer Seite.

Man hört häufig die Klage, daß unſerer Zeit die rechte Kraft zum Glauben abhanden gekommen ſei. In dieſem Punkte hat ſich noch nichts davon gezeigt. In dieſem Punkte hat für das Ehrwürdigſte bis heute auch das Aelteſte gegolten. Es iſt die heilige Tetractys der Pythagoräer, die Vierzahl der Elemente, Waſſer, Feuer, Luft und Erde, woran in den Temperamenten noch immer verborgenerweiſe geglaubt wird, obgleich die Chemie dieſelben bis auf eine Zahl von 63 zerkleinert hat.

Die aus der Chemie vertriebenen vier Elemente haben ſich alſo, wie es ſcheint, den Menſchen in die Seele geflüchtet, ſind ihnen gleichſam aufs Gewiſſen geſchlagen, und ſcheinen ſich, umgewandelt in Gemüthseigenſchaften, hier darauf zu verlaſſen, daß man ihnen nicht ſo ungeſtüm, wie dort, mit Tigeln und Retorten zu Leibe gehen könne. Vor dieſer Gefahr haben ſie nun auch freilich Ruhe. Dagegen ſchweben ſie nun, ganz entblößt von aller ſtofflichen Grundlage, als bloße Ideen in der Luft, und müſſen es ſich gefallen

Digitized by Google

lassen, daß man, mit Hintansetzung alles physiologischen und chemischen Apparats, sie als bloße von tieferen und im Folgenden näher zu untersuchenden Ursachen abhängige Gemüthsstimmungen behandelt.

Der Urheber der Lehre von den Temperamenten ist Aristoteles, oder, genauer geredet, derjenige unbekannte Aristoteliker, welcher die berühmte dreißigste Sektion der Probleme verfaßt hat, in welcher bewiesen wird, daß alle ausgezeichneten Genies nothwendig Melancholiker seien. Geht man näher auf diese Auseinandersetzung ein, so findet man, daß hier allerdings von einer gefunden und einleuchtenden Grundidee ausgegangen wurde, welche zwar mit dem späteren auf ihr errichteten ausgekünstelten System sehr wenig übereinstimmt, dafür aber dasselbe auch so weit übertrifft, als immer die Künstelei von der natürlichen Einfachheit übertroffen wird. Störend ist in dieser Stelle bei Aristoteles nichts weiter, als die auch hier schon getriebene unangenehme Spielerei mit der schwarzen Galle (μέλαινα χολή), von welcher man nachsichtig abstrahiren muß, wenn man sich das Gesunde aus dem Grundgedanken aneignen will.

Es ging hier, wie es manchmal in der Wissenschaft gegangen ist. Durch eine bequeme Wortformel fürs Gedächtniß, worein man den Gedanken faßte, wurde derselbe allmälig so verschoben und verzerrt, daß er sich zuletzt kaum mehr ähnlich sah.

Der Grundgedanke in jener Stelle der Probleme besteht darin, daß unter dem Namen der Melancholiker von den übrigen Menschen eine Klasse ausgesondert wird, welche sich unterscheidet durch ein stärker aufgeregtes Blutleben und damit verknüpfte größere Disposition zu allen Arten von Affekten, nicht nur den traurigen und niedergeschlagenen, sondern eben so sehr den fröhlichen, mitleidigen, zornigen u. s. w. in entweder rascherer oder langsamerer Folge. Aristoteles weiß diese Melancholiker besonders dadurch interessant zu machen, daß er die vornehmsten der Dichter, Philosophen, Staatsmänner und Helden, überhaupt alle ausgezeichnete Genies zu ihnen zählt. Von Phlegmatikern, Sanguinikern und Cholerikern weiß Aristoteles noch nichts. Der aristotelische Melancholiker ist vielmehr der aufgeregte Mensch überhaupt. Er zerfällt aber in einen warmen Aufgeregten, welcher mehr zu den rüstigen und heftigen, und einen kalten Aufgeregten, welcher mehr zu den schmelzenden und niedergeschlagenen Affekten hinneigt. Weiter geht der Gedanke bei Aristoteles nicht.

Später wurde dieser Gegensatz stärker betont. Man nannte den warmen Aufgeregten den Choleriker, und beschränkte den Namen der Melancholie auf die kalte Aufregung. Man setzte sodann der kalten und warmen Aufregung symmetrisch eine kalte und warme Ruhe entgegen. Die Aufregung zehrt und trocknet den Menschen aus, die Ruhe macht ihn vollsaftig und fett, ist von wässeriger und phlegmatischer Art.

Digitized by Google

Daher stellte man nun den kalten und nassen Phlegmatiker in schroffen Gegensatz gegen den heißen und trockenen Choleriker, in den Gegensatz des nassen und kalten Wassers gegen das trockene und heiße Feuer. Der heiße und trockene Choleriker war der feurige Mensch als der Hitzkopf. Der nasse und kalte Phlegmatiker war der wässerige Mensch als der aufgedunsene. Der zwar nasse jedoch warm gewordene Mensch war der Sanguiniker, der Mann der Luft, der Windbeutel. Endlich war der trockene und kalte Mensch der erdige Melancholiker, dessen Gemüth finster ist wie die Tiefe der Erde.

Lassen wir diese Spielerei bei Seite, und werfen wir die ernsthafte Frage auf, was sich die heutige Psychologie aus der Lehre von den Temperamenten anzueignen vermöge. Hierbei bietet ein näheres Eingehen auf den aristotelischen Grundgedanken uns die beste und sicherste Handhabe.

Dieser Grundgedanke hat besonders darin etwas Ansprechendes und Klares, daß er sich auf ein Experiment stützt. Man könne die Zustände unregelmäßiger Aufregung, welche Aristoteles die melancholischen nennt, auf willkürliche Art nachahmen, und zwar durch den Wein. So wird hier behauptet. Denn der Wein bringe ähnliche Wirkungen hervor, und wenn man die Trinker beobachte, so könne man an ihnen die verschiedenen Arten und Grade der aus Aufregung oder Beunruhigung des Blutes entstehenden geistigen Symptome studiren. Der eine werde vergnügt, der andere weinerlich, der dritte heftig u. s. f., und andererseits gebe es eine Stufenfolge in den Graden der Aufregung, zuerst komme die heitere Laune, dann die Ausgelassenheit und der Muthwille, zuletzt entweder die Stumpfheit oder das Delirium. In ganz ähnlicher Weise finde man auch die von Natur aufgeregten Menschen afficirt, entweder so, daß einer einen bestimmten dieser Zustände für gewöhnlich in sich darstelle, oder so, daß er unter verschiedenen Zuständen dieser Art abwechsele. Da gebe es unter den Aufgeregten weinerliche, geschwätzige, mitleidige, zänkische, schwärmerische, lustige Menschen, ähnlich wie der Wein ebenfalls weinerliche, geschwätzige, mitleidige, zänkische, schwärmerische und lustige Menschen hervorbringe. In diese Klasse der Aufgeregten, obgleich in einer gemäßigten Weise, hätten nun aber alle Heroen gehört, wie überhaupt mehr oder weniger alle großen Genies. In alter Zeit seien Herakles, Ajas und Bellerophon von dieser Art gewesen, später Empedokles, Sokrates, Plato und der größere Theil der Dichter.

Der Gedanke von einem Zusammenhange der genialen Schöpferkraft im Menschen mit Zuständen eines aufgeregten Blutes ist wohl der Aufmerksamkeit werth. Das erklärende Mittelglied ist nicht schwer zu entdecken. Alle Zustände der Blutaufregung, wie z. B. das Fieber oder die Affekte der Freude und Betrübniß, versetzen die Phantasie in eine ungewöhnlich hohe Thätigkeit, die Phantasie aber ist das hervorbringende Vermögen in uns, ohne dessen lebendige Thätigkeit kein hervorragendes Genie in irgend einer

Digitized by Google

Art denkbar ist. Beim Fieber geht die Aufregung vom Blute aus, und theilt sich von hier aus der Phantasie mit. Bei Freude und Betrübniß geht die Aufregung von Sinnempfindungen aus, und theilt sich von hier aus einestheils der Phantasie, anderntheils dem Blute mit. Beim Genie endlich geht die Aufregung von der Phantasie als dem bilderzeugenden Vermögen der Seele selbst aus, wobei das Blut ebenfalls hinterher in Mitleidenschaft gezogen wird, nach den Worten des Dichters:

Aber die Freude, sie ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen.
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.

Das Wunder nämlich ist die Erregung der schöpferischen Phantasie von innen her, die höchste Freude, die einem Menschen zu Theil werden kann, weil sie ein unmittelbares göttliches Geschenk und selbst das Band ist, welches unsere Existenz an eine höhere festknüpft.

Aber obwohl ein jedes Genie auf dem Grundvermögen einer leicht erregbaren Phantasie beruhet, so ist doch ein phantastischer Mensch noch kein Genie, und eine verwilderte Phantasie wird keinerlei Art Großes leisten. Sondern sie muß geregelt sein durch ein klares Denkvermögen, und sie wird dies auch immer sein, wenn sie wirklich von innen heraus erregt ist. Dagegen ist die von Seiten eines aufgeregten Blutes bloß von außen oder gewaltsam erregte Phantasie die verwilderte und zügellose, welche die Bewegungen des Verstandes nicht erleichtert, sondern erschwert. Auf der andern Seite aber führt eine große Erregbarkeit der Phantasie durch äußere Einflüsse immer viel leichter die Stimmungen herbei, in denen die inwendige Schöpferkraft derselben sich entwickelt, während eine schwer von außenher zu erregende Phantasie auch immer schwerer zur inneren Schöpferthätigkeit gelangen wird.

Die Vernunft als das höchste Vermögen des Menschen schwebt über zwei Erfordernissen wie ein Gebälk, das von zwei Säulen getragen wird, deren keine fehlen darf, wenn es nicht sinken soll. Sie bedarf eben sowohl einer klaren Auffassung der Außenwelt, als eines Schöpfungsvermögens neuer Begriffe. Wenn daher Aristoteles das Genie den phantasiereichen Menschen zuzählt, so ist dies richtig, aber einseitig. Denn es gehört, sobald es ein wahres Genie ist, in eben so hohem Grade in die Klasse der receptiven Naturen, der klaren Spiegel, welche fähig sind, getreue und unverfälschte Bilder ihrer selbst und der Außenwelt wieder zu geben.

Es tritt hiermit der produktiven oder schöpferischen Anlage eine receptive oder auffassende gegenüber, und zwar so, daß beide zusammenwirken müssen, wenn sich das Genie, als die höchste Vernunftanlage des Menschen, entwickeln soll.

Ich bin nun der Meinung, daß wenn wir auf diese Weise den aristotelischen Grundgedanken, welcher zwar richtig, aber unausgeführt ist, durch das nöthige Mittelglied einer receptiven Anlage ergänzen, derselbe fähig ist, uns

Digitized by Google

noch heute zum gesunden Fundamente einer Lehre von den Temperamenten zu dienen, in welche ich den Leser ersuche mir jetzt einige Schritte näher folgen zu wollen.

Nennen wir den phantastischen oder aufgeregten Menschen nach des Aristoteles Vorgange den Berauschten, so ist das Gegentheil von ihm der Nüchterne; und beruhet in der Berauschung als einer Aufregung der Phantasie die produktive Anlage, so wird die Stärke des Nüchternen in der aufmerksameren Auffassung der Außenwelt, in der größeren Receptivität bestehen.

Weil der bloß Receptive Alles von außen empfängt und nichts aus sich dazu erzeugt, so muß er den Eindrücken der Außenwelt stärker unterliegen, als der Produktive. Denn er besitzt kein eigenes inneres Leben, vermöge dessen er Widerstand leisten könnte gegen seine Umgebung, ihre Sitten, Anforderungen, Begriffe oder Empfindungen. Er ist also nur das, wozu seine Umgebung ihn macht, ein Gegentheil aller Originalität.

Dagegen ist der produktive Mensch angelegt zum Original, welches in seiner produktiven Phantasie den Quell einer unendlichen Widerstandskraft gegen die Außenwelt trägt. Diese kann sich sowohl durch Bekämpfung der Außenwelt, als durch Absonderung von ihr geltend machen. Die Absonderung tritt aber gewöhnlich erst nach gemachten üblen Erfahrungen ein, nachdem sich der Hitzkopf, in dessen Innerem es beständig gährt und kocht, bereits die Hörner abgelaufen hat. Die Feuerseelen, wie man sie sowohl in Lust- als Trauerspielen gewöhnlich als Helden gebraucht, großmüthig und jähzornig, unternehmerisch, rasch handelnd und erfinderisch in augenblicklichen Mitteln und Wegen, die sogenannten Choleriker oder Brauseköpfe, welche sich niemals den Umständen fügen, immer herrschend über ihnen stehen, niemals sich vernünftig in sie schicken wollen, gehören hierher.

Suchen wir zunächst von diesen beiden einseitigen Grundanlagen, der receptiven und der produktiven, über denen das Genie in der Mitte schwebt, ein anschauliches Bild zu gewinnen.

Der rein Receptive als der von seiner Umgebung gänzlich Gefesselte ist der Beobachter der Sitte und des Herkommens, welchem nicht leicht ein Verstoß gegen Ceremoniell und Ordnung unbemerkt entgeht. Er zählt auf den Gesichtern die Sommersprossen und an den Gamaschen die Knöpfe. Er ist berechnet in allen seinen Bewegungen, vollendeter Virtuose im Nachahmen. Voll Geschick und Anstelligkeit, aber ohne allen Schwung, liebt er vor Allem das fehlerlos Triviale, dünkt sich groß als feinspürender Kritiker ohne Illusion, als blasirter Ironiker und urbaner Spötter. Die Chinesen werden uns vorzugsweise als solche Naturen beschrieben. Friedliebend, nachahmerisch, anstellig, prosaisch, nüchtern und erwerbsam. Die Formen der äußeren Sitte sind bei ihnen aufs feinste ausgebildet. Die Feinheit des Betragens ist bis

Digitized by Google

zur vollkommensten Heuchelei zugespitzt. Der Chinese hat alle Naivität gründlich abgethan. Er ist ein durchaus reflektirter Mensch. Er wird nie sagen, was er denkt, immer aber, was sich zu sagen ziemt. Er ist nüchtern und beobachtend. Ein Anflug von Schwärmerei würde ihn in allen jenen kleinen Aufmerksamkeiten hindern, welche er unaufhörlich sowohl seinem eigenen Vortheil, als auch Anderen schuldig ist. Nichts entgeht ihm. Die Stärke seiner poetischen Literatur besteht in feinen und sauberen Abzeichnungen theils aus der Natur, theils aus der Gesellschaft. Dabei versteht er die Wege und Schliche des Verkehrs, des Handels, der Diplomatie, der Intrigue, wie kein anderer, und am Europäer erscheint ihm keine Eigenschaft verächtlicher, als die Naivität, womit er sich durch Lebhaftigkeit augenblicklicher Affekte zu unüberlegten Aufwallungen, raschen Entschlüssen und auffallenden Aenderungen im Betragen hinreißen läßt.

Den Gegensatz zum Chinesen bildet der Afrikaner oder Aethiope. Der Aethiope ist reiner Hitzkopf und Phantast. Er zeigt von Receptivität und Bildungsdrang wenig Spuren. Er ist voll Unruhe und Unternehmungsgeist, aber weil ihm die Talente der Ausführung und die kleinen Geschicklichkeiten des Fleißes mangeln, so bleibt das Können häufig hinter dem Wollen zurück, und die Aufregungen endigen dann in Großsprecherei und hohlem Pathos. Der Geselligkeitssinn, welcher die Friedensliebe und die Künste der Civilisation erzeugt, steht zurück hinter einem Hange zur heroischen Ueberhebung der stärkeren Individuen über ihres Gleichen, wovon eine unabreißliche Kette von Empörungen und Gewaltthaten die Folge ist. Denn der Phantast ist der geborene Mißvergnügte und Unruhestifter. Eine gemäßigte Beimischung dieser Anlage ist es, was die europäische Civilisation vom Stillstande der chinesischen unterscheidet. Aber in Afrika ist diese wilde Art einseitig, und darum in verderblicher Weise vorhanden. Die Phantasie des Aethiopen ist erfüllt von Schwärmerei und Aberglauben, weil er die Verhältnisse der Natur und des Lebens nie auffaßt, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern immer, wie sie sich in seinen Leidenschaften spiegeln. Er lebt gleich den Helden Homers im Umgange mit Göttern und Dämonen. Er erträgt das Leben nur, wenn er es wie im Rausche verbringen kann, und sucht seine trunkene Phantasie, wenn sie ermatten will, durch einen blutigen Opferkult aufzuwiegeln. Und wenn der Rausch der Gefahr und der Unternehmung vorüber ist, so erfaßt ihn der Hang zur Einsamkeit, und er verfällt in ein trübes Brüten und Contempliren über das, was ihn nach überstandenem Todesabenteuer erwartet. Oder die Nüchternheit eines alternden Lebens ergreift ihn mit solchem Ekel, daß er das Abenteuer vor der Zeit aufsucht und zum Stricke greift. Daher nun ist der Aethiope der stärkste Choleriker sowohl als Melancholiker, der Mann des Aberglaubens, des Spleens, des Umgangs mit Geistern, der Isolation, der Auflehnung und der Gewaltthat.

Digitized by Google

Der phantaſtiſche Menſch wird folglich, ſobald es ihm an receptiver Anlage gebricht, je weiter deſto mehr in die Melancholie getrieben, und ſollte er auch von Anfang als reiner Sanguiniker angelegt geweſen ſein. Nur durch eine ſtarke Beimiſchung von Receptivität kann es dem Phantaſten gelingen, die ſanguiniſche Gemüthsſtimmung einer blühenden, lachenden und roſigen Phantaſie ſich ein ganzes Leben hindurch zu bewahren.

Ueberlaſſen wir nun die beiden Extreme, den nüchternen Chineſen und den heißen Aethiopen, ſich ſelbſt, und wenden uns in die Höhe, zum Genius, welcher über beiden ſchwebt, ſo finden wir, daß hier die Vereinigung wiederum auf zwiefache Weiſe erfolgen kann, entweder mehr nach der receptiven oder mehr nach der produktiven Seite hin.

Der receptive Genius iſt der, deſſen Thatkraft ſich ganz auf die Außenwelt richtet. Der produktive Genius iſt der, bei welchem dieſelbe ſich mehr von der Welt ab und nach innen hinwendet.

Wo die Macht der Seele ſtark nach außen, auf das Wahrnehmen gerichtet iſt, da bildet ſich in Folge deſſen ein reichhaltiges und lückenloſes Gedächtniß aus. Denn je ungeſtörter aufgemerkt wird, ein deſto reicherer und vollſtändigerer Schatz von Erinnerungen wird vorbereitet. Wer aber reichere Erinnerungen hat, der wird auch ſtärker in ihnen leben. Die Menſchen, welche erlebte Begebenheiten gern und mit höchſter Genauigkeit wieder erzählen, ſind von dieſer Art.

Eine lebendige Geſelligkeit ſtützt ſich ganz auf dieſe Eigenſchaft und iſt ohne ſie nicht möglich. Wer ſich in Andere hineinleben, ſich in fremde Individualitäten verſetzen, ſie durchſchauen und leiten oder auch geſchäftlich mit ihnen unterhandeln will, der darf nicht in ſeinen Phantaſieen leben, ſondern muß ſeine Fühlfäden nach außen ſtrecken. Er muß ſein Blut beruhigen, aber ſeine Geſichts- und Gehörsnerven ſchärfen. Er muß die Triebe der Phantaſie unterdrücken, aber den Trieb der Neugier aufs höchſte ſpannen. Und umgekehrt iſt der Menſch der genauen Erinnerung der vortreffliche Erzähler, der unerſchöpfliche Unterhalter, und wegen ſeiner Rückſichtnahme auf jede Kleinigkeit, deren keine ihm unbemerkt bleibt, der taktvollſte und gewandteſte Mann für den Umgang. (Fortſetzung folgt.)

Alkoran der Liebe.

Neu-perſiſche Dichtungen von Huſſein Ali Mirza, Statthalter von Schiras.

Nach der ruſſiſchen Paraphraſe des Boris Michailowitſch Gribin, in deutſchen Versmaßen wiedergegeben von Julius Altmann, Dr. phil., Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften in Preußen und Rußland.

Welch wonneheiße Triebe
Der Schöpfung Bruſt durchdringen!
Die Löwin ſelbſt in Liebe
Will ſanft der Leu umſchlingen.

Die Gräſer wie die Moose
Sie lieben ohne Wanken,
Indem ſie mit Gekoſe
Sich bis ins Mark durchranken.

Digitized by Google

Granite ſelbſt erbeben,
Indem den Berg ſie ſprengen,
Es fühlen Felſen Streben
Sich an das Licht zu drängen.

Freund, bleibſt du dem Vereine
Doch fern der ſüßen Minne:
Sind härter als die Steine
Fürwahr noch deine Sinne!

Es nahet goldbeladen
Die Karavan' aus Schaub;
Die Sklaven vor dem Führer
Sie neigen ſich zum Staub.

Vor mir beugt ſich der Führer
Der Karavan' aus Schaub;
Ich aber ſelbſt in Demuth
Liege vor Fatm' im Staub.

Mir iſt gar wunderſam zu Sinne,
Ich ſehe rings ein Spiel der Minne;
Die Palmenzweige ſanft ſich biegen,
Des Meeres Wellen hold ſich wiegen,
In Wolken badet ſich ein Aar,
Die Sonne küßt Berggipfel gar,
Der Weſt haucht ſüß die Roſen an,
Daß Bülbül nichts als ſeufzen kann,
So ſelig und doch ſo betrübt —
Iſt denn die Welt, wie ich, verliebt?

Aus deinen Augen blitzt mit Kraft
Ein Strahl, der bis ins Mark mir ſprüht;
Wie kommt es, daß der leichte Taft
Von deinem Schleier nicht erglüht?

Sie ſprach: ſo wirfſt dein Heil du hin,
Daß du allnächtlich zechſt in Luſt?
Sprach Mahom nicht mit ſtrengem Sinn:
Vom Wein du allzeit laſſen mußt?

Ich ſprach, indem ich Wang und Kinn
An Fatmes Buſen ſinken ließ:
Daß ſüß der Wein, Verführerin,
Lernt' ich von dieſem Paradies.

Wie kämpft' ich ſonſt mit Feuerglut!
Der Feinde Zahl hob meinen Muth.
Mein Speer der Tiger Seite ſtach,
Mein Arm der Löwen Rachen brach!

Nun nahte mir ein winz'ger Feind:
Stumm ſteh' ich da und wie verſteint,
Seit ich, Gazelle, dich geſeh'n —
Auf immer iſt's um mich geſcheh'n!

O Wunder, wie noch nie geſchah,
Woraus mir Schmerz erwuchs, nicht Heil!
Als ich die Antilope ſah,
Schoß ſie mir in die Bruſt den Pfeil.

Du biſt ein Pol, du ziehſt mich an,
Du biſt ein Pol, du ſtößt mich ab,
Biſt mir ein Irrlicht auf der Bahn,
Und biſt zugleich mein Wanderſtab.

Ich eile fort, dich meide ich,
Indem ich fliehe, ſuch' ich dich,
Ich raffe mich mit Stolz empor,
Und beuge mich doch wie ein Rohr.

Indem ich lebe, ſterbe ich,
Hoffnung wie Furcht erwerbe ich.
Mir ward ſo höchſtes Himmelsheil
Wie tiefſte Höllenqual zu Theil.

Wohl weiß ich, was da kettet mich,
Nicht weiß ich, was da rettet mich.
O Liebe voller Heil und Fluch,
Wer löſet deinen Widerſpruch?

Fatme iſt mein Gedank' allein,
Sie gibt erſt Weſenheit dem Schein,
Durch ſie belebt ſich mir die Flur,
Vergöttert ſich mir die Natur.

Beug' ich in Andacht meine Knie,
Zu der ich bet', iſt ſie, nur ſie.
Sie iſt mein Sinnen, iſt mein Traum,
Herrſcht über mich durch Zeit und Raum.

Wenn laut ich rühme Schiras Pracht,
An Fatme nur hab' ich gedacht.
Wenn hold mein Mund in Verſen ſpricht,
Fatme iſt einzig mein Gedicht.

Iraniens Jungfrauen gleichen,
Einer ſchönen Schnur Korallen:
Du biſt die wunderſchönſte
Doch von den Perlen allen.

Digitized by Google

Gleich ſind auch Irans Mägdlein
Lenzlilien, die zierlich ſchweben:
Du aber gleichſt den Hauchen,
Die ein Duftnetz drüber weben.

Und wieder gleichen die Frauen
Irans den Naphtaflammen:
Du aber biſt der Lichtquell,
Aus welchem die Flammen ſtammen.

Es gleicht dem Rauchtopas ihr Haar,
Ihr Aug' iſt wie Demant ſo klar,
Die Wangen ſind Granaten gar,
Die Lippen ein Rubinenpaar.
Ihr Buſen iſt, damit ihr's wißt,
Wechſelnd Brillant und Amethyſt.
Ei, Fatme iſt, ich glaub's fürwahr,
Ein ganzer Edelſtein-Bazar.

Am Abend, als die Sonne ſank,
War Thal verklärt und Bergeshang;
Der Sonne wollt' ein Lied ich weih'n:
Von ihr glaubt' ich, entglomm der Schein.

Da ſah ich ſteh'n in heller Zier
Fatme vor ihres Zeltes Thür:
Zu rechter Zeit hielt ich noch ein
Und pries mit Fug — Fatme allein.

Sie ſprach: wie viele Fuße
Iſt tief der Ozean?
Und wer mißt aus in Muße
Der Liebe Weg und Bahn?

Ich ſprach: kein Maß iſt findlich,
Zu meſſen das Weltenmeer.
Doch Lieb' iſt unergründlich,
Ei, noch um vieles mehr.

Ich möchte mich mit Adlerſeil'
Auf Farasangen fern dir biegen,
Um ſchnell zurücke wie ein Pfeil
Dir an das liebe Herz zu fliegen.

Du biſt mein allerbeſtes Theil,
Du biſt mein Segen, Glück und Glanz,
Du biſt in dieſer Welt mein Heil
Und biſt mein ew'ger Ruhmeskranz.

Ja werd' in Lieb' ich je genannt,
Sei Fatmes Nam' auch hoch geehrt;
Verknüpfte mich mit ihr kein Band:
Mein Name hätte keinen Werth.

Nicht in der kalten Erde,
Nicht in dem dunklen Hain,
Nicht unter Cypreſſenzweigen
Will ich begraben ſein.
In deinem warmen Herzen
Will, Lieb', ich ruhen allein,
In deinen weichen Armen
Möcht' ich begraben ſein.

Der Donati'ſche Komet.

Von Dr. Oppel.

Der gegenwärtig am Abendhimmel unſere Blicke auf ſich ziehende Komet iſt der fünfte dieſes Jahres, nach der Reihenfolge der Entdeckung nämlich, oder vielmehr des Sichtbarwerdens dieſer Weltkörper: denn ſie ſind keineswegs ſämmtlich Neulinge, d. h. früher noch nicht beobachtete Kometen; obwohl gerade dieſer Neuling am meiſten von ſich reden macht, weil er nicht bloß, wie man gleich Anfangs hoffte, auch dem unbewaffneten Auge ſichtbar geworden, ſondern ſich in den letzten Tagen durch Lichtſtärke, ſo wie durch ſeinen impoſanten Schweif vor vielen ſeiner Gattung auszeichnet.

Der erſte Entdecker deſſelben iſt bekanntlich der verdienſtvolle, durch ähnliche Leiſtungen (namentlich auch die Entdeckung des ſechſten Kometen des vorigen Jahres) bekannte Aſtronom Donati an der Sternwarte zu Florenz, der ihn bereits am 2. Juni im Sternbilde des großen Löwen, zwiſchen den mit ε und λ bezeichneten Sternen dritter und vierter Größe im Kopfe des genannten Bildes, auffand, aber durch die Ungunſt des Wetters verhindert, erſt 5 Tage ſpäter eine gute, d. h. für aſtronomiſche Berechnungen brauchbare Beobachtung

Digitized by Google

erhalten konnte. Doch blieb, wie Aehnliches faſt bei allen neueren aſtronomiſchen Entdeckungen vorgekommen, dieſer erſte Entdecker nicht der einzige. Vielmehr wurde der Komet 4 Wochen ſpäter, aber unabhängig von jener erſten, damals noch nicht auf die andere Hemiſphäre gedrungenen Kunde, zum zweiten Male — durch den amerikaniſchen Aſtronomen Barthurſt zu Perth-Amboy (einem Hafenſtädtchen im Staate New-Jerſey — nicht weit von New-York) und gleich darauf — ebenfalls unabhängig — auch durch eine „Aſtronomin“, Miß Mary Mitchel, Director der Sternwarte zu Nantucket bei Boſton in Maſſachuſets (eine würdige Nachfolgerin der bekannten, im Januar 1848 zu Hannover verſtorbenen Fräulein Caroline Herſchel) ziemlich in derſelben Gegend des Himmels zum dritten Male entdeckt. Der Komet war nämlich damals noch ſehr lichtſchwach, ohne merklichen Schweif, und zeichnete ſich durch eine auffallend geringe ſcheinbare Ortsveränderung, d. i. durch ein überaus langſames Weiterſchreiten zwiſchen den benachbarten Fixſternen aus, ſo daß er in den erſten 14 Tagen kaum einen Grad zurücklegte und, um den Kopf des großen Löwen, aus deſſen Rachen er gleichſam hervorgetaucht war, vollends zu durchſchreiten, ziemlich 2 Monate gebrauchte — einen Weg, den er jetzt in ein paar Tagen zurücklegt. Eben aus dieſer Langſamkeit des Fortrückens hatte auch der durch mehrfache Entdeckungen bekannte Aſtronom Dr. Bruhns in Berlin, einer der erſten deutſchen Beobachter und Berechner des Kometen, bereits im Juni den Schluß gezogen, daß die Richtung der Bewegung ziemlich der Erde, reſp. der Erdbahn zugekehrt ſein müſſe, und der Komet daher höchſt wahrſcheinlich auch dem unbewaffneten Auge werde ſichtbar werden, was ſich denn nun ſeit Wochen beſtätigt hat.

Nach Donati's eigener, etwas ſpäter bekannt gewordener und auf die drei beſten ſeiner früheren Beobachtungen gegründeter Berechnung wird der fragliche Weltkörper den großen, kühn geſchwungenen, nach Norden hin convex gewölbten Bogen ſeines ſcheinbaren Laufs am Himmel, der ſich vom Kopfe des großen Löwen mitten durch das darüber befindliche, unſcheinbare Sternbild des kleinen Löwen hindurch nach der linken Hintertatze des großen Bären erſtreckte und bereits ſeinen nördlichſten Culminationspunkt — etwa am 18. d. M. — dicht bei dieſer Hintertatze (gleich links oberhalb des leicht in die Augen fallenden, mit γ und ξ bezeichneten Sternenpaars vierter Größe) erreicht hat, demnächſt in der Art fortſetzen, daß er, ſich nun immer mehr nach Süden wendend, und mit ſtets beſchleunigter Geſchwindigkeit — durch die ſüdlichſten Sterne des Jagdhundes Chara (unter dem iſolirt ſtehenden „Herzen Carls II.“ vorbei) zwiſchen dieſem Bilde und dem Haar der Berenice hindurch, ſich in den erſten Tagen des Octobers mit ſtets geſteigertem Lichtglanze und ſtets raſcherem Laufe dicht unter dem bekannten hellſten Sterne des Bootes oder Bärenhüters, dem röthlich ſchimmernden Arcturus hin, nach der öſtlichſten Grenze des Sternenbildes der Jungfrau bewegen, — aber freilich damit auch gar bald in die ſüdlicheren Regionen des Himmels gelangen wird, in welchen er uns immer früher unter und ſpäter aufgehen, reſp. wegen der Nähe des Tagesgeſtirns immer weniger ſichtbar ſein wird. Weiter ergibt ſich aus jener vorläufigen Bahnberechnung noch, daß der in Rede ſtehende Weltkörper in ſeiner, ungefähr am 29. September zu erreichenden Sonnennähe (ſeinen „Perihelium“) etwa noch $^4/_5$ einer Erdweite (d. h. beinahe 12 Millionen Meilen) von dem Centralkörper unſeres Syſtems entfernt bleiben wird, welcher Punkt jedoch von der Sonne aus um einen beträchtlichen Winkel ſeitwärts von derjenigen Gegend, in der ſich zur Zeit die Erde befindet, — und überdies nicht in derſelben Fläche mit der Erdbahn liegt, ſondern weit nordwärts über dieſelbe erhaben iſt (ſo daß wir alſo nicht etwa an einen Vorbeigang des Kometen vor der Sonnenſcheibe, noch auch an eine namhafte Annäherung deſſelben zu unſerer Erde zu denken haben); — wie denn überhaupt die ganze Bahnfläche dieſes Weltkörpers mit der Ebene der Erdbahn einen ſehr bedeutenden Winkel (von c. 63°) bildet, d. h. wenn wir uns die jährliche Bahn der Erde, etwa in Geſtalt eines Drahtrings, flach auf einen Tiſch gelegt denken, ſo würde die Kometenbahn — nicht auch auf dieſem Tiſche liegen, ſondern

Digitized by Google

beinahe aufrecht ſtehen und die Fläche des Tiſches an zwei gegenüberliegenden Punkten (den ſogenannten Knotenpunkten) durchſchneiden, von welchen der eine in der Richtung nach dem Sternbilde des Löwen hin, und der andere (der abſteigende Knoten) zwiſchen dem Waſſermann und dem nördlichen der Fiſche liegt; ſo, daß der Komet den bei weitem kleinſten Theil ſeines Weges, aber freilich mit der größten Geſchwindigkeit, über jener Fläche (d. i. nordwärts von der Erdbahn), den noch unbekannten größern Theil aber unter derſelben zurücklegt. Will man bei einer ſo ſtark geneigten Bahn noch von Rechtläufigkeit oder Rückläufigkeit reden, ſo muß man dieſen Kometen allerdings zu den rückläufigen (retrograden), d. h. zu denjenigen zählen, welche, falls wir uns, wie gewöhnlich geſchieht, die Nordhälfte der Erde oder Sonne als die obere vorſtellen, nicht gleich den ſämmtlichen Planeten und den allermeiſten der berechneten Kometen links herum, ſondern vielmehr (gleich dem großen Halley'ſchen von 1682, 1759 und 1835) rechts herum (vulgo in der Richtung „der Kaffeemühle“ — aber freilich einer ſehr ſchräg ſtehenden! —) die Sonne umkreiſen. Von einer Angabe der Umlaufszeit aber, ſo wie der etwaigen Wiederkehr aber nachweisbarer Identität mit früheren Kometenerſcheinungen kann vorerſt noch nicht die Rede ſein, und es wird dies auch der minder Kundige begreiflich finden, wenn er erwägt, daß bei allen dieſen ſeltſamen, nur zeitweiſe aus der unendlichen Tiefe des Himmelsraums zu uns emportauchenden Weltkörpern die Berechnung ihrer vollſtändig geſchloſſenen, ſogenannten elliptiſchen Bahn, — als eine Schlußfolgerung aus dem, unſerem Auge allein zugänglichen, bei weitem kleinſten Theile ihres Weges, auf den ohne Vergleich größeren, der ſich unſeren Blicken entzieht, — ſtets mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft und jedenfalls erſt nach Sichtung aller poſitiven Beobachtungen mit Erfolg möglich ſein wird; — ja, es wird auch ihm, dem Laien, gerechtfertigt erſcheinen, wenn unſere ſelbſtthätigen Förderer der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft mit Vorbedacht auf die Löſung einer ſolchen Aufgabe Anfangs zu verzichten pflegen, und ſich begnügen, vorerſt nur ſogenannte paraboliſche Bahnelemente, d. h. die Lage und Richtung der Bahn gegen Sonne und Erdbahn, ſo wie gegen die charakteriſtiſchen Punkte der Letzteren, nebſt Zeit und Ort der Sonnennähe ſo viel möglich zu ermitteln, — womit denn aber freilich gerade dasjenige Element, welches den Laien am meiſten zu intereſſiren pflegt, die Länge der geſchloſſenen Bahn (insbeſondere der großen Halbaxe oder der mittleren Entfernung von der Sonne) und die Umlaufszeit, d. h. die Periode der zu erwartenden Wiederkehr, vorerſt unerledigt bleibt.

Endlich könnte man noch fragen nach den muthmaßlichen Wirkungen des Kometen, nach ſeinen Einflüſſen auf irdiſche Verhältniſſe, auf Witterung u. dgl. Leider aber wiſſen uns unſere Aſtronomen darüber gar Nichts zu ſagen, und haben es überhaupt in ihren Berechnungen noch nicht ſo weit gebracht, um ſolche Einflüſſe mit in den Bereich derſelben ziehen zu können. Ob er nicht vielleicht die auffallend trockene Witterung dieſes Sommers „bedeutet“ habe, — wurde dieſer Tage gefragt. Wohl möglich; nur würde er, falls ſtatt dieſer trockenen eine ungewöhnlich naſſe Witterung eingetreten wäre, — oder (irgendwo) noch eintreten ſollte, — auch dieſe mit bedeuten; wie denn jedenfalls der Satz unläugbar richtig und durch die Erfahrung nicht zu widerlegen ſein wird, daß bei jedem erſcheinenden Kometen irgendwo auf Erden irgend etwas mehr oder minder Auffallendes in Bezug auf Witterungsverhältniſſe eintritt. Es ſteht mit den Einwirkungen der Kometen auf Temperatur, Wetter, Fruchtbarkeit ꝛc. nicht um ein Haar beſſer, als mit ihren früher ſo gefürchteten Unglücksprophezeiungen. Beiden liegt freilich etwas ſehr Wahres und Factiſches zu Grunde, — die Thatſache nämlich, daß der Menſch das unverkennbare Bedürfniß hat, das Geſetz der Cauſalität, welches er in ſeinem engeren Leben und Wirken fortwährend in greifbarer Weiſe bethätigt ſieht, in möglichſt weiten Kreiſen wiederzufinden; daß ihm daher eine natürliche Scheu vor allem Zuſammenhangloſen, nicht durch Geſetze verknüpften, kurz — vor allem Zufall, und eben deßhalb eine unüberwindliche Neigung

Digitized by Google

inne wohnt, mehrere solche, anscheinend vereinzelt stehende Gruppen von Erscheinungen, für deren Zusammenhang mit andern er bis dahin keine sicheren Fäden aufgefunden, — als da sind die Wechsel der Witterung, die Zufälle des Schicksals, die regellosen Erscheinungen „neuer" Weltkörper, — unter sich zu verknüpfen, von einander abhängig zu machen, und sich einander bedingen zu lassen. Seit wann hat der einst so üppig wuchernde Zweig der astronomischen Wissenschaft, die Astrologie, bis auf einzelne kümmerlich vegetirende Knöspchen zu grünen aufgehört? Seitdem die Stellungen der Planeten aufgehört haben, eine solche isolirte Gruppe von Erscheinungen zu sein, seitdem ihr wunderſam verschlungener Lauf sich den in der gesammten übrigen Natur waltenden einfachen Bewegungsgesetzen fügsam untergeordnet. Das Wetter — hat Dies (im Einzelnen) noch nicht gethan, die Glücks- und Unglücksfälle des Menschen- und Völkerlebens auch nicht.

Wenn es aber, als vor nun fast 30 Jahren der Engländer Forster in seinen Illustrations of the atmospherical origin of epidemic diseases ꝛc. mit bewundernswerthem Sammlerfleiße für jeden erschienenen Kometen der früheren Jahrhunderte ein irgendwo auf Erden stattgehabtes Unglück nachwies (und wäre es auch nur eine „auffallende Sterblichkeit unter den Katzen in Westphalen" gewesen), — wenn es damals, sage ich, ein Leichtes war, dem fleißigen Sammler auch für jeden seiner Kometen irgend ein diesem oder jener Stadt, dieser Familie oder jener Gattung von Geschöpfen zu Theil gewordenes Glück entgegenzuhalten: so würden sich ähnliche Thesen und Antithesen bezüglich der atmosphärischen oder meteorologischen Einflüsse der Kometen in völlig gleicher Weise aufstellen lassen. Und wenn endlich die vielen Kometen „ein gutes Weinjahr" verkünden sollen, so dürfen unsere Winzer die frohe Erwartung hegen, daß die guten Weinjahre in Zukunft immer häufiger sein, daß sie überhaupt gleichen Schritt halten werden mit der fortschreitenden Technik der astronomischen Fernrohre, so wie mit der wachsenden Zahl von Liebhabern der Astronomie und Beobachtern des Sternhimmels. Das gegenwärtige Jahr hat uns allerdings (den kleinen Encke'schen mitgerechnet) bereits sechs Kometen, das vorige gleichfalls sechs, das Jahr 1854 fünf, 1847 sechs und 1846 sogar neun, — die vorhergehenden Jahre aber (z. B. auch 1822, 1835 ꝛc.) höchstens vier, — und die zum Theil vortrefflichen Weinjahre des vorigen Jahrhunderts (so wie auch 1811) nur einen oder zwei Kometen gebracht. Jedenfalls wird es sicherer sein, den Satz so zu formuliren, daß „die Mehrzahl der guten Weinjahre (für unser Klima wenigstens) auch Kometenjahre sind." Es erinnert dies an das bekannte Räthsel, warum die weißen Schafe mehr fressen, als die schwarzen; oder auch an die vor einigen Jahren aus langjährigen Beobachtungen abgeleitete Entdeckung eines süddeutschen Gelehrten, daß allerdings die meisten Witterungswechsel mit Mondwechseln zusammenfallen, — wenn man nur nicht gerade ein ganz genaues Zusammentreffen verlange, sondern auch noch einen oder zwei Tage vor oder nach dem Mondwechsel mit hinzurechne. Es haben dann die mit Mondwechseln zusammentreffenden Witterungsveränderungen in so auffallendem Grade das Uebergewicht gegen die nicht damit zusammentreffenden, daß sie sich der Zahl nach zu diesen durchschnittlich wie 5 zu 2 verhalten, — was freilich auch ohne „langjährige Beobachtungen" leicht zu berechnen war.

Theater.

Die Schuldbewußten, Luſtſpiel in 3 Acten von R. Benedix.

Wir haben es hier mit einem ganzen Haus voll Schuldbewußter zu thun, der Oheim und der Hauptmann, die Tante und die Nichte mit ihrem Bräutigam, der Diener und die Zofe, alle haben ſie ihr Päckchen zu tragen, ihr Sündenregiſter aufzuweiſen. Der Onkel, dieſer altfränkiſche Profeſſor der Philoſophie, ſchilt und ſtrafpredigt gegen Mode, Liebe und Verliebte, und ſiehe da! er geht ins Garn, verliebt ſich und kleidet ſich auf einmal ganz

Digitized by Google

modern. Der Hauptmann hält ſich für den vorſichtigſten Menſchen von der Welt, nimmt Geld en depôt, verliert es und ſeine Heirath mit der Wittwe Tante wird dadurch verſchoben, vielleicht unmöglich gemacht. Die Tante findet das Geld, verſäumt es dieſen Fund der Polizei zu überliefern, und fürchtet Hausſuchung, Entdeckung und die darauf ſtehende Zuchthausſtrafe. Der Diener ſäuft insgeheim den Wein des waſſertrinkenden Profeſſors aus, überladet ſeinen Magen und ſein Gewiſſen. Die Zofe ſteckt ihrem Geliebten, der allabendlich wie eine Katze über die Mauer klettert, die beſten und fetteſten Brocken aus der Küche des Profeſſors zu. Fräulein Nichte huldigt den Muſen, und nicht allein ihr Strumpf, ſondern die ganze Perſon iſt von Kopf bis zu Fuß Blau in Blau gefärbt. Sie hat eine Tragödie auf dem Gewiſſen, kommt mit den darſtellenden Künſtlern und Künſtlerinnen zur Erlernung der Rollen insgeheim zuſammen; ihr Bräutigam ſchöpft Verdacht, wird eiferſüchtig. Er ſelber aber hat eine ſchwere Bürde auf dem Herzen, eine alte Liebe, die ſeit zwei Jahren verſchollen iſt, aber jeder Zeit wieder auftauchen kann. Es geſchieht auch zum beiderſeitigen Entſetzen, ſie kommen ſich aber ſchnell auf halbem Wege entgegen, löſen die früher getauſchten Ringe wieder ein, und nach dieſem Wechſelgeſchäft heirathet ſie den alten Weiberfeind, den Profeſſor, und er deſſen Nichte. Der Hauptmann und die Tante, die nicht viel Zeit mehr zu verlieren haben, folgen ſchnell dem Beiſpiele — kurz ſie „kriegen ſich“ Alle, wie Herr Benedix in einem andern Luſtſpiele ſagt. Vorher wird aber der mauern- und herzenerſtürmende Soldat der Zofe mit ſeiner Beute, dem fetten Braten aus der Küche, und der weinvertilgende Diener noch ein Jeder mit dem corpus delicti unterm Arm erwiſcht und bloßgeſtellt. Lauter Schatten — ein wenig mehr Licht hätte im Bilde nicht geſchadet — lauter Sünder, die aber abſolutionsfähig ſind, und vom Publikum in Gnaden aufgenommen wurden.

Die Hand aufs Herz, Herr Benedix, ſind Sie ſich nicht auch ein wenig ſchuldbewußt? Zehren Sie nicht in dieſem Luſtſpiel von einem oder dem andern Stück Ihres früher wohlangelegten Capitals? Iſt dieſer Herr Profeſſor nicht ſchon früher einmal dageweſen? in Ihren eigenen Werken dageweſen? In Ihrem guten „alten Vetter“, in der „Hochzeitsreiſe“; beſonders aber in „ein Luſtſpiel“, in der Rolle des Muſiklehrers?

Doch das Luſtſpiel hat gefallen, und wir wollen darum nicht mit dem Verfaſſer rechten, daß ſeine Komik mehr eine äußerliche iſt, weniger den innern Menſchen faßt und bloßſtellt, weniger Seelenzuſtände ſchildert, als die Lächerlichkeiten ſeiner Charaktere in Kleidung, Benehmen und Haltung hervorhebt. Er iſt nicht der Dichter, der „lachend die Sitten geißelt“, er will uns nur unterhalten, erheitern, und das gelingt ihm meiſt beſſer als unſern andern Luſtſpieldichtern. Am liebſten führt er uns gemüthliche hausbackene Philiſter, alte Junggeſellen vor, die den rechten Ausdruck für ihre Gefühle nicht finden, die nicht mit der Zeit vorwärts gehen. Sie haben aber alle einen gutmüthigen Zug, und darum gefallen ſie uns. Es wäre aber Zeit, die Lächerlichkeit der Profeſſoren ruhen zu laſſen. Seit 1848 iſt es Mode, ſich über unſere Gelehrten luſtig zu machen; wir ſollten aber auch nicht vergeſſen, was Deutſchland ſeinen Denkern Großes und Schönes verdankt, und daß kein anderes Land an den Ruhm der deutſchen Gelehrſamkeit hinanreicht. — Künſtler und Dichter wurden zum Schluß der Vorſtellung herausgerufen.

Unterhaltungen.

— **Pensieri ed esempii, opera postuma, di Cesare Balbo.** — Gedanken und Beiſpiele, nachgelaſſene Werke des Grafen Cäſar Balbo. — Florenz bei Fel. Le Monnier. 2 Bde. — Ein Stück Geſchichte, Denkwürdigkeiten, literariſche Studien und moraliſche Betrachtungen eines Mannes, der ſchon mit ſeinem 18. Lebensjahre hohe Staatsämter unter

Digitized by Google

der napoleonischen Herrschaft in Italien bekleidete, dann in die Diplomatie eintrat, mit dem Jahre 1821 aber nach der piemontesischen Revolution sich in's Privatleben zurückzog. Von seinen historischen Arbeiten sind die Speranze d'Italia (Hoffnungen Italiens) und die Geschichte seines Vaterlandes bis zum Jahre 1814 die bekanntesten. Er bildete eine Partei und eine politische Schule, deren Lehren von Gioberti, d'Azeglio und Cavour weiter verbreitet wurden. Seit dem Jahre 1848, wo seine Freunde der Reihe nach ans Ruder kamen, hat er selber eine Zeit lang die Geschicke Piemonts leiten helfen. Auf dem Schlachtfelde von Novara kämpfte er neben 3 oder 4 seiner Söhne, wovon einer den Tod der Ehre starb für die Unabhängigkeit Italiens. Er starb vor einigen Jahren in seiner Vaterstadt Turin. Er war ein streng sittlicher Mann, ein orthodoxer Katholik, und neben den Hoffnungen, womit er seine Landsleute beseelte, ließ er es auch nicht an warnenden Lehren und Strafpredigten fehlen. Diese sind aber meist gegen die nichtpiemontesischen Italiener gerichtet. Wir geben einige Auszüge aus seinen letzten Gedanken:

Der Verfasser vergleicht z. B. die Erziehung und Lebensweise des italienischen Adligen mit der des jungen englischen Gentleman, preist den männlichen Bildungsgang des jungen Briten in Instituten und Gymnasien, auf Universitäten, Kriegsschulen und technischen Bildungsanstalten. Er hebt es rühmend hervor, daß der junge Engländer nach vollendeten Studien sich dem Civil-, Militär- oder Seedienst, den Geschäften oder Wissenschaften widmet, daß selbst die Wenigen, welche keinen Beruf wählen, in ihrer Muße doch nicht unthätig sind. Sie reisen, jagen, tummeln sich auf wilden Rossen, treiben Ackerbau und Viehzucht u. s. w. aus Liebhaberei. Wie wird dagegen der junge italienische Adlige herangebildet und was ist sein Zeitvertreib? Wir übersetzen Wort für Wort die Ansichten des Grafen C. Balbo:

„Das junge Gräflein wird von der Wiege an hinter den 4 Wänden in der Stadt oder der Villa zur Weichlichkeit, Trägheit und Nullität erzogen. Und auf welcher Villa? Enge Gärten ohne Wälder und Jagden, wo der Jüngling weder reiten noch schwimmen lernt, und jede anstrengende Körperbewegung meiden muß. Daher große Scheu vor Wind und Wetter, vor Regen und Sonnenschein. Die ersten Jahre der Kindheit werden von einer alten Dienerin überwacht, die zu nichts fähig ist, als Furcht einzuflößen. Das Gräflein tritt ins Alter, wo die Erziehung beginnen soll. Es wird einem Lehrer übergeben, wie Alfieri in seiner bekannten Satyre ihn schildert, und die nur zu wahr ist. Dem Pfäfflein (Chiericotto) der kaum sein schlechtes Meßlatein versteht, wird der junge Sproß zur vollkommenen Ausbildung anvertraut. Auf die Schultern eines solchen Gelehrten wälzt der adelige Papa alle seine Vaterpflichten. Diese Erziehung beginnt mit dem 5. bis 6. Jahre und ist mit dem 15. bis 16. Jahre vollendet, ohne daß die armen Knaben eine öffentliche Schule, ein Gymnasium oder eine Universität besucht haben."

„Daher auch der Drang und die Eile des Jünglings, aus dieser albernen Erziehung herauszukommen, daher seine Abneigung, die also begonnenen Studien fortzusetzen, daher die Scheu vor körperlichen Uebungen, woran er nicht gewöhnt ist, daher die Furcht vor Wind und Wetter, vor ernster Beschäftigung und vor jeder thätigen und ermüdenden Zerstreuung. Daher ferner die Liebschaften, welche nicht aus Leidenschaft entstanden, sondern überlegte, berechnete Intriguen sind, und dem jungen Herrn zum Zeitvertreib dienen, der weniger die Rolle des Liebhabers als die des cavaliere servente spielt. Daher die zunehmende Muße und Trägheit, die immermehr in Weichlichkeit und weibisches Wesen ausartet, daher die ängstliche Sorgfalt für die höchsteigene Person, für unmännliche Schönheit, für die früh hinwelkende Gesundheit, daher die Nichtigkeit, Leerheit und Feigheit des ganzen Lebens."

„Doch es gibt Ausnahmen. Einige beschäftigen sich. Der Eine singt, übt mit Kunstgenossen Quartette ein, bringt den ganzen Tag mit Musikern zu. Der Andre malt ganz hübsch für einen Dilettanten, aber nicht in Oel, das wäre zu mühsam, zu schmutzig und gefährlich für die Gesundheit, aber etwas Aquarell, Miniatur, Kinderspiel. Ein dritter, der

Digitized by Google

Herzog von ſo und ſo war in England, hat die Liebe zu Roſſen mit in die Heimath gebracht, hält bunt gekleidete Grooms und das ſchönſte, glänzendſte Geſchirr von ganz M.....d, er beſitzt eine reiche Auswahl von Tilburies, Stanhopes und Wagen à la Daumont und fährt ſelbſt mit ſechs ſtattlichen Roſſen täglich den Corſo auf und ab. Er reitet auch, aber nur Pferde, die von ſeinem Stallknecht vorher dreſſirt und gezähmt ſind, nur keine unbändige Jagd- und Reiſeroſſe. Wieder ein Anderer macht Verslein iſt aber kein Literat wie Maffei und Berri, Lupi und Fantuzzi, die auch adlig waren, nein! er brechſelt Sonettlein, dieſes und jenes Gelegenheits-Spielzeug. O ich habe Ekel an ſolchen Carricaturen ꝛc."

Ueber den ſelbſtverſchuldeten Fall Venedigs ſagt unſer Verfaſſer: „Vor 40 Jahren hätte ich mich mit Dante's Worten an dieſe Republik gewandt:

. . . „Dituperio delle genti
Del bel paese dove il sì suona" —
— — Schandfleck Aller, die da wohnen
Im ſchönen Lande, wo das si erklinget.

„Sie hat ihre Strafe erhalten, aber Venedig's Verfall gehört der Geſchichte an, jedoch ſtrenger und ſchonungsloſer muß ſie geſchrieben werden als bisher, damit dieſer Staat andern als ein warnendes Beiſpiel diene."

Aus den litterariſchen Urtheilen über einheimiſche und fremde Dichter heben wir nur folgende hervor, natürlich ohne die Anſicht des italieniſchen Schriftſtellers zu theilen:

Goethe, meint er, wäre Grandiſſimo, ſehr groß als Dichter, wenn er kein Sceptiker geweſen, denn, „glaubt mir's", fährt er fort, „die wahre Größe und der Scepticismus ſind unverträglich. Dieſer äfft jene nach, erreicht ſie aber nie. Viel höher ſteht Schiller da — ich meine nicht den jungen Schiller, den Verfaſſer der Räuber, des Fiesko und des Don Karlos, ſondern den des Wallenſtein und W. Tell. — Das iſt wahre Größe!" W. N.

— **Dolores Gilbert, genannt Lola Montez**, theilt uns in ihrer Selbſtbiographie (New-York, Rudd & Carleton; London, Low & Co.) den erſten Impuls zu ihrem ſpäter ſo abenteuerlichen Leben mit. Sie wurde 1824 in der iriſchen Stadt Limerick geboren. Ihr Vater war ein Sohn des Sir Edward Gilbert; ſeine Mutter galt für eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit. Die Mutter Lola's war eine Oliver von Caſtle Oliver und ſtammte von der ſpaniſchen Adelsfamilie, den Grafen von Montalvo ab, die einſt ungeheure Güter in Spanien beſaßen, ſie aber in den Kriegszeiten verloren. Lola bekam in der Taufe die Namen Maria, Dolores, Eliſe, Roſanna Gilbert und wurde Dolores gerufen, von welchem Lola das Diminutiv iſt.

Ihre Eltern gingen nach Indien, und als ihr Vater dort dem Fieber erlag, verheirathete ſich ihre Mutter wieder und ſandte Dolores nach England, ſpäter nach Paris und endlich, um das Mädchen auszubilden, mit Miß Fanny Nichols nach Bath. Als Lola ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte, kam ihre Mutter von Indien, ſie dorthin mitzunehmen. Von hier datiren ihre Schickſale. Seltſam ausſehende Stoffe, große Maſſen von Anzügen wurden in das Haus der Mutter gebracht, und als Lola einſt fragte, für wen all dies ſei, verwies ihr die Mutter die neugierige Frage. Capitain James von der indiſchen Armee, ein Freund der Lady Gilbert, erzählte ihr indeſſen, daß ihre Mutter ſie zur Verheirathung mit Sir Abraham Lumley, einem reichen, vom Gicht behafteten alten Menſchen von 60 Jahren, der Richter am oberſten Gerichtshof in Indien war, beſtimmt hätte, und alle dieſe Kleider für ſie ſeien. Weinen, Schreien und Beſtürmungen halfen bei der Mutter nichts, dieſe blieb unerbittlich. Lola ſuchte nun Hülfe und Schutz bei dem Freunde ihrer Mutter, bei Capitain James; mit Thränen und Klagen beſchwur ſie ihn, ſie vor jener Heirath zu bewahren. Der 27 Jahre alte Officier errettete ſie davon — durch ſeine eigne Verlobung mit ihr. Sie gingen zuſammen nach Irland zu ſeinen Eltern, um ſich dort zu verheirathen. Aber kein Geiſtlicher wollte ein ſo junges Mädchen ohne die Beiſtimmung der Mutter trauen. Da entſchloß ſich James

Digitized by Google

Schwester zu Lady Gilbert zu reisen, um deren Zusage zu erhalten. Da diese keine Aenderung, nur schlimmere Folgen von ihrer ferneren Weigerung erwarten konnte, gab sie ihre Einwilligung, weigerte sich aber bestimmt, der Trauung beizuwohnen und ihren mütterlichen Segen zu geben. So verlor sie eine Mutter, und gewann einen Gemahl, an den sie kein Band wirklicher Liebe fesselte. Dolores ging mit ihrem Manne nach Indien, wo Capitain James sie in einer schönen Nacht verließ und ihr die Freiheit wiedergab, ihren künftigen Lebenswandel selbst zu bestimmen. Jedermann weiß, daß sie später den Namen oft wechselte und bald als Lola Montez, Gräfin Landsfeld, Madame Dujarrier, Fürstin Schulkoski u. s. w. in allen Winkeln der Welt auftauchte. — e —

— **Deutsche Kunst in Bild und Lied.** Herausgegeben von Adolph Böttger. Leipzig, J. G. Bach. — Dieses Werk bildet eine schwache Nachahmung des Düsseldorfer Albums und steht diesem an künstlerischem Werthe bedeutend nach. Von dem artistischen Theile heben wir nur Carl Hübner's Begrüßung der Maria und Elisabeth, Carl Steffeck's Rehe, Bonaventura Genelli's Mars und Amor und Lessing's brennendes Kloster hervor. Von beiden letzteren erkennen wir doch nur den Werth der Idee an, denn die lithographische Ausführung ist äußerst unvollkommen. Die eigentlichen Illustrationen zu den Gedichten sind zu sehr unter der Mittelmäßigkeit, als daß wir von ihnen sprechen wollten.

Unter den poetischen Beiträgen finden sich schöne Gedichte von Emil Rittershaus, Anna Löhn, Eduard Kauffer und Julius Sturm. Von bekannteren Dichtern finden wir Beiträge von Leopold Schefer, Friedrich Hebbel, Emanuel Geibel, Ludwig Storch, Hermann Marggraff, Dräxler-Manfred; auch der alte Moritz Arndt hat sich vernehmen lassen, ebenso Justinus Kerner. Von Joseph von Eichendorf sind einige Gedichte aus dessen Nachlaß aufgenommen. — e —

— **G. Courbet.** Von diesem Künstler war in dem großen Saale des Kunstvereins wieder eine Jagdscene ausgestellt. Ueber Courbet's Richtung ist bereits in Nr. 3 dieser Blätter gesprochen worden; wir begnügen uns demnach heute damit, einige Worte über das Bild selbst zu sagen. Es stellt eine breite Waldfläche dar, in welchem zwei Hunde um den Besitz oder die Bewachung eines getödteten Haasen mit einander hadern. Der gewiß einfache Vorwurf ist dieseßmal in hohem poetischen Sinne ausgeführt und das in der Zeichnung scheinbar unfertige Bild wirkt durch die treffliche Färbung außerordentlich. Warum Courbet die beiden Hunde in derselben Stellung und demselben Colorit wie in seinem größeren Bilde auch hier wieder anbrachte, wissen wir nicht, heben aber gerne die große Naturwahrheit und die reizende Stimmung der Landschaft hervor. — e —

— **Merope, von Hermann Herrsch,** dem Dichter der Sophonisbe, wird eben auf der hiesigen Bühne zur Aufführung vorbereitet. Wieder eine antike Handlung, die vor Herrsch schon viele Bearbeiter gefunden. In Italien wurde dieser Stoff, den allerdings Aristoteles als einen der tragischsten bezeichnet, schon im 16. Jahrhundert vom Grafen von Torelli aufgenommen und mit Chören versehen. In Frankreich bearbeiteten Gilbert (1643), Jean de La Chapelle (1683), de La Grange (1701), — letzterer taufte sein Stück Amasis, — und endlich Voltaire denselben Gegenstand. In London wurde 1731 eine Merope aufgeführt. Den meisten Erfolg und den dauerndsten Halt auf der Bühne hatte die Merope vom Marchese Francesco Scipione Maffei, die im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Italien aufgeführt wurde. — e —

Der geehrte Herausgeber, Herr Dr. Creizenach, hat zu unserm Bedauern die Leitung dieser Blätter mit der Nr. 39 niedergelegt. — Die Herausgabe wird bis auf Weiteres von einem Ausschuß besorgt. Die Expedition dieser Blätter.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 3 Pr. Cr., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Cr. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 41. **Frankfurt a/M., den 9. October.** **1858.**

Inhalt. Glück. Novelle von Louise von François. (Forts.) — **Ueber die Temperamente.** Von Karl Fortlage. (Forts.) — **Im Herbst.** Gedicht von August Brizeux. — **Aus Paris.** — **Theater.** Merope, von Herm. Hersch. — **Unterhaltungen:** Wichtige Aussprüche deutscher Naturforscher. Eine Fahrt in die blaue Grotte. Reverend Eleazar Williams. Frankfurter Kunstverein. Der Ring des Grafen Essex. Kunstausstellung in Antwerpen.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen, welches sich bisher so schweigsam verhalten hatte und dessen starke aber interessante Züge eine ungewöhnliche Erregbarkeit ausdrückten, die Tochter eines erlauchten, aber verarmten Grafen, und Katharinens nächststehende Jugendfreundin, wendete sich jetzt lebhaft zu derselben und rief:

Ja, glücklich, wer wie Du, Katharine, seine innere Natur erkennt und ihren Weisungen folgen darf. Aber mit jedem Tage deutlicher zu sehen, was man sollte und könnte, und jeden Tag von Neuem gegen das Vernünftige ankämpfen zu müssen, o es ist schwer, es ist unerträglich. Und so ist es mein Loos, die Zeit nutzlos verstreichen zu sehen, in der ich meine Gaben zu bilden vermöchte, um für die Kunst zu leben, nach ihren Höhen zu ringen und mir ein freies, unabhängiges Leben zu schaffen.

Ich fürchte, Sie täuschen sich, Gräfin Ulrike — entgegnete Beate — wie bald würden Sie entzaubert sein. Alle Schwierigkeiten und Hemmnisse abgerechnet, gibt es Unlauterkeiten, dem Künstlerleben anklebend, welche Ihnen bald das ganze Dasein verleiden würden. Schützen Sie Ihr schönes

Digitized by Google

Talent vor dem Handwerke und vor der Oeffentlichkeit, der Ihre gesellschaftliche Stellung widerstrebt, und schätzen Sie sich glücklich, es nur zur Freude weniger Verstehender verwenden zu dürfen. Gewiß, liebe Gräfin, Sie verkennen Ihren Beruf.

Nein, nein — erwiederte Ulrike aufgeregt — ich kenne ihn. Schon als Kind habe ich ihn gefühlt, bewußtlos zwar, aber tief und deutlich. O lassen Sie mich es einmal an den Tag bringen, was die Qual meiner ganzen Jugend gewesen ist und was mir oft noch heute die Brust zu zersprengen droht. Ich hatte niemals ein Schauspiel gesehen; selbst kleine Darstellungen, wie sie bei festlichen Anlässen in glücklichen Familien Statt zu haben pflegen, waren mir fremd geblieben in unserem großen, einsamen Schlosse, in welchem die Dürftigkeit eingezogen war und ein Schatten herkömmlichen Glanzes nicht weichen sollte. Ich hatte keinen Musikunterricht gehabt und Niemand anders singen hören als die Gemeinde in unserer Dorfkirche und die Knechte und Mägde auf dem Wirthschaftshofe unseres Pächters, oder richtiger unseres Herrn. Aber ich sang; ich sang wie andere Kinder plaudern und spielen; alle meine Stimmungen wurden Gesang. Als ich lesen gelernt, schwer genug und spät genug — denn mein Vater war der Ansicht, daß eine Gräfin wenig mehr zu lernen nöthig habe als französisch sprechen und Anstand — las ich mit Leidenschaft. Gierig verschlang ich ohne Wahl, was der Zufall mir in die Hände würfelte. Ich fühlte mich selbst als die Gestalt, die mich in meinen Büchern am lebhaftesten interessirte, ergänzte Gespräche und Schicksale aus meiner Phantasie, sang sie nach selbstgeschaffenen Melodien und stellte sie dar. Ich sang als Robinson und Virginie, als Andromache und Dornenröschen, sang die Heldinnen aller alten Romane, die ich in der Schloßbibliothek fand, wie die der neuen, mit welchen die Frau Pächterin mich gefällig aus der Stadt versorgte, immer ohne Zeugen natürlich, in meinem Zimmer oder auf Streifereien in Garten und Wald. Meine arme Mutter war fortwährend siech, ich gänzlich ohne Aufsicht. Hatte ich kein anderes Buch, nahm ich unserer Wirthschafterin große Bibel, wählte mir Scenen und führte sie auf. Ja im Grunde diese am liebsten, denn es gibt kein die Phantasie anregenderes und gestaltenreicheres Buch als das alte Testament. Von regelmäßigem Unterricht war wenig die Rede; was unser alter Pfarrer wußte, lernte ich trotz meines glücklichen Gedächtnisses langsam, weil er meine Einbildungskraft nicht zu beschäftigen verstand. Von der Welt hatte ich kaum eine Vorstellung; Freunde, Cameraden fehlten mir ganz, und doch fühlte ich kaum einen Wunsch, kaum ein Verlangen, denn ich konnte singen, singen wie der Vogel singen mag und wie die Blume duftet und die Quelle rauscht. So wurde ich sechszehn Jahr. Mein Vater entschloß sich zu dieser Zeit zu einer Reise nach Paris, sich mit einem Lehnsvetter zu verständigen, der dort seit seiner Jugend lebte; er nahm mich mit sich, um mich dem einzigen Ver-

Digitized by Google

wandten bekannt zu machen, auf deſſen Schutz ich nach ſeinem Tode etwa hätte rechnen können. Alle Gegenſtände der Reiſe waren mir neu, der Contraſt mit meiner ſtillen Vergangenheit ſchneidend; doch hatte ich mehr Pein davon als Genuß; meinem Vater im geſchloſſenen Wagen gegenüber konnte ich die neuen Eindrücke nicht ſingen, und nur das wurde mir klar, was ich beſang. Der Empfang der Verwandten war freundlicher, als die unangenehme Geſchäftsveranlaſſung zu erwarten gab. Meine Einfalt, die ſich bei der Neuheit, die alle Gegenſtände für mich hatten, zeigte, intereſſirten meine Tante, eine kinderloſe Franzöſin des ancien regime; ſie nannte mich sauvage und beluſtigte ſich damit, mich civiliſiren zu können. Eines Abends führte ſie mich zu den Italienern. Allen jenen Erläuterungen zum Trotz hatte ich keine deutlichen Vorſtellungen, was eine Oper ſein möchte, ich wußte nur, daß man ſingen werde, und mein Herz klopfte vor ſtürmiſcher Erwartung. Man ſpielte Othello und ich hörte die Malibran. Was ſoll ich ſagen? Ich war dem Wahnſinne nahe, mußte in den Wagen getragen werden und wieder heraus; ich fiel in ein heftiges Fieber. Ich erinnere mich wenig aus jener Zeit, nur daß ich unausſprechlich glücklich, ja ſelig war. Meine Tante war außer ſich; die Aerzte ſchüttelten den Kopf; ich hatte keinen Schmerz, keine Klage — ich ſang nur, ſang am Tage, ſang des Nachts in meinen Träumen. Da ein phyſiſcher Grund für meinen Zuſtand kaum aufzuſpüren war, begann der Arzt endlich den wahren in der Aufregung jenes Opernabends zu vermuthen und rieth meiner Tante, homöopathiſch Gleiches mit Gleichem zu vertreiben. So fuhren wir denn noch einmal zu den Italienern; die Malibran ſang die Norma. Wie mir war, mag es dem Seligen zu Muthe ſein, welchem der Himmel ſich öffnet. Ich wußte nicht, daß ich im Schauſpiel ſei unter der erſten Geſellſchaft von Paris; ich merkte nicht, daß alle Blicke, alle Lorgnetten ſich auf die exaltirte Fremde richteten, deren Zuſtand bekannt geworden war, und der man den Namen l'Allemande chantante gegeben hatte. —

Entſchuldigen Sie, Gräfin — unterbrach ſie der Doktor — wir laſen in der Preſſe: Allemande enchantante!

Ulrike fuhr ohne ſich ſtören zu laſſen fort:

Ich ſah nur die Malibran, hörte nur die Töne, die mir neu waren und, ach, ſo bekannt ſchienen. Mitten im Schauſpiel fühlte ich mich zum erſten Male in der wirklichen Welt. Mein Fieberzuſtand war in der That gewichen, ich ſelber ſtill und nachdenkend geworden; ich hörte ohne Unterlaß eine Stimme in meinem Herzen, die rief: du mußt werden wie die Malibran! So trat ich endlich vor meinen Vater mit einem feſten Entſchluß. Ich hatte ihn noch nie um etwas gebeten, ich bat auch heute nicht, ich erklärte ihm rund heraus, ich wolle Sängerin werden. Ich will die Scene nicht ſchildern, welche dieſer Erklärung folgte; mein Vater hielt mich für toll und litt wirk-

Digitized by Google

lich entsetzlich; eine Reichsgräfin Comödiantin! Da sein Geschäft erledigt war und die Aerzte mich für gesund erklärten, packte er mich in seine altmodische Kutsche und fuhr mit mir heim. Die Pariser Luft schien ihm gefährlich. Zu Hause angekommen wendete ich mich mit derselben Forderung an meine Mutter, indem ich ihr meinen inneren Zustand zu erklären suchte. Sie war nicht weniger entsetzt als der Vater, da sie sah, daß ich vollständig bei Sinnen war, und übernahm die schwierige Aufgabe, mich über die Bedingungen und Forderungen meines Standes aufzuklären. Anfänglich verstand ich sie kaum, begriff nicht, daß die Malibran nicht vom höchsten Adel sei. Sie suchte mir die Schmach zu verdeutlichen, die, nach ihrem Ausdruck, in dem Handel mit den Gaben der Natur liegen solle. Edelleute schachern nicht, hieß es. Ich wurde auf einmal klug, fand, daß nicht allein mein Vater seine Güter verpachte, sondern auch, daß sein bester Freund Minister sei, eine weitläufige Cousine schlechte Romane schreibe und sich Beide vom Staat und Publikum für ihre geistigen Thaten und Werke so gut als möglich bezahlen ließen. Ich stellte ihr vor, daß ich durch mein Talent ihr und dem Vater eine freiere Existenz bereiten, die meinige nach ihrem Tode sichern würde, ich weinte, bat, drohte heimlich und eigenmächtig meine Sehnsucht zu befriedigen, ich war zum Aeußersten gereizt und — meine arme Mutter fiel in Krämpfe und schwebte mehrere Wochen an dem Rande des Grabes. An ihrem Krankenbette, unter den Fieberbildern, welche das mächtige Vorurtheil und die allmächtige Mutterliebe in ihrem Hirn entzündeten, in der Oede dieses Schlosses, dessen Scheinbesitz wir nur Ihrer Großmuth, Herr Peterson, noch zu danken hatten, brachte ich meinem Wahne das Opfer meines tiefsten Gefühles. Einem Wahne, den ich verachtete, einem Stande, dem ich niemals mit Bewußtsein oder Vortheil angehört, einer Gesellschaft, die ich nicht kannte, meinen Eltern, die ich hätte freimachen können und deren Mangel und Abhängigkeit ich nun theilte, opferte ich diese Fülle von Hoffnungen und Träumen, die Stimme meiner Natur, Beruf und Freiheit, opferte ich die Kraft meines ganzen Lebens.

Ulrike stand rasch auf, denn ihre Stimme zitterte und die sonst gelblich bleichen Wangen glühten. So rücksichts- und rückhaltslos hatte sie sich noch niemals ausgesprochen, außer vielleicht gegen Katharinen. Sie fühlte, daß sie zu viel gesagt, und verließ die Versammelten, mit der Hand winkend, daß man sie allein lassen möge. Sie setzte sich in der Freundin Kabinet an den Flügel und besänftigte das innere sturmvolle Wogen durch die mächtigen Töne einer Gluck'schen Arie.

Die Freunde lauschten eine Weile schweigend, Katharine gedankenvoll, Bastian mit einem Ausdruck von Grimm. Er schätzte die Kunst fast eben so hoch als die Freiheit und sah hier das Glück einer Jüngerin beider schnöde geopfert durch die Tyrannei der Absurdität. Katharine nahm die Unterhal-

Digitized by Google

tung zuerst wieder auf; sie war seit Jahren bemüht gewesen, den grellen Mißklang zwischen dem äußeren und inneren Loose ihrer Freundin zu mildern. Auf ihre Bitten hatte ihr Vater die Ordnung der verwirrten Verhältnisse des Grafen Beßdorf übernommen, dessen Tochter sie in jener Krankheitszeit ihrer nun entschlafenen Mutter durch Doktor Bastian hatte kennen lernen und deren einzige Freudenbringerin sie geworden war. Wie Ulrike es richtig bezeichnet, blieben ihre Eltern in einer Art Scheinbesitz ihres verwirterten Glanzes; sie bewohnten im Sommer ihre Herrschaft Beßdorf, die nach ihrem Tode an Peterson fiel und die Rente, welche dieser, den endlosen Concurs abschließend, indem er allein an die Stelle aller übrigen Gläubiger trat, ihnen auszahlte, gestattete ihnen, den Winter in der Hauptstadt zu leben, in welcher Ulrike den ersten und besten Unterricht in der Musik erhielt, mit Wunderschnelle sich ausbildete und aus der Ferne sehnsüchtige Blicke in ein Gebiet hinüberstreifen ließ, dessen treueste und vielleicht dessen glänzendste Bürgerin sie geworden wäre.

Man besprach das Schicksal des interessanten Mädchens und suchte nach Mitteln der Abhülfe, die aber sämmtlich als unzureichende Palliativen von dem Doktor zurückgewiesen wurden. Endlich sagte Katharine:

Und Reisen, wie wäre es mit Reisen? Mein guter Vater hat mir so oft den Vorschlag gemacht, nach Italien zu gehen, wenn ich ihn jetzt annähme und Ulrike uns begleitete?

Aber der Doktor erklärte auch darauf, daß Ulrikens Vater zu hinfällig sei, als daß seine Tochter ihn gegenwärtig verlassen könne, und gab überdies hinlänglich zu verstehen, daß der Reichsgraf Beßdorf seine Tochter nicht als Schützling der Familie eines getauften Juden in der Welt umherziehen lassen werde. Katharine schwieg betrübt, denn sie war am Ende alles Rathes; die kleine Rosa aber fuhr plötzlich wie electrisirt in die Höhe und rief:

Wie, Ina, Du dürftest reisen und thust es nicht? bleibst aus freiem Willen hier stille sitzen? Ich begreife Dich nicht; hältst Du denn Reisen nicht für ein Glück?

Nein — antwortete Katharine — höchstens für eine Zerstreuung, und das Glück braucht, ja es verträgt keine Zerstreuung nach meinem Sinn. Es muß gleichförmig sein wie Zettel und Einschlag des Leinenwebers. Es geht mir mit dem Reisen wie es mir mit der Liebe gegangen ist. Ich habe mich zu Zeiten darnach gesehnt, aber bald gefunden, daß ich auf Reisen nicht zu Hause sei. An dem schönsten Orte der Welt würde mich nach dem kleinen heimischen verlangen, in welchem Menschen leben, die ich kenne und liebe, durch die ich auf mich wirken lasse und auf die ich wirke. Mit Ulriken würde ich gern gereist sein; muß ich es allein thun, so will ich es mir auf langweiligere Zeiten versparen. Ihr wißt es ja, mein Traum war von jeher ein ländliches Heimwesen in einer baumigen Gegend, unter einer Summe

Digitized by Google

von Menschen, für welche meine Kräfte eben zureichten. Da möchte ich ein Häuflein Kinder herauziehen nach meiner Sinnesart, mit so viel Freiheit als mein guter Vater mir selbst einst gegönnt hat, und mit so glücklichen Menschen leben als ich selbst mich fühle. Wie oft bin ich schon jetzt im Geiste geschäftig in meinem Thale; ich richte Arbeitsstuben ein, Krankenstuben, Kinderstuben, Volksbibliotheken, deren Werke ich in aller Eile erst selber schreibe; ich pflanze Bäume für die Enkel meiner Waisen — mein heimisches Thal soll ein Garten sein und meine Menschen — nun eben Menschen!

Katharine hatte ihre Schilderung so in die Breite gezogen, um die wieder eingetretene Ulrike zu zerstreuen. Jetzt kam auch ihr Vater, der vor einigen Minuten das Zimmer verlassen hatte, in dasselbe zurück; seine Augen strahlten mit einem ganz besonders freudigen Ausdruck, und seiner Tochter ein Papier überreichend sagte er mit bewegter Stimme:

Ich bin Dir noch das heutige Angebinde schuldig, meine liebe Katharine, doch dünkt mich, daß ich es gut getroffen habe. Möchte es Dir Glück und Freude bringen, gutes Kind.

Unter den gespannten Blicken ihrer Gäste entfaltete die Beschenkte das Blatt, hatte aber kaum die Augen darauf geworfen, als sie es fast erschrocken auf den Schooß fallen ließ und mit von Thränen zitternder Stimme nichts weiter hervorbringen konnte, als: Mein Vater!

Du wirst heute mündig, nach dem Gesetz, liebe Tochter! sagte der gütige Mann, gerührt über den innigen Ausdruck der Freude, welchen er hervorgerufen. Nimm dieses Dokument als Rechnungsablegung für das Erbe Deiner seligen Mutter, das ich bis heute verwaltet habe.

Vater! — rief Katharine, seine Hand an ihr Herz drückend — Vater, welche Großmuth!

Großmuth gegen mein einziges Kind? entgegnete lächelnd Herr Peterson. Mich soll nur freuen, wenn meine Wahl Deinen Beifall hat. Ich glaube ein vortheilhaftes Geschäft mit dem Kaufe gemacht zu haben. Bei meiner Hinfälligkeit mußte mir daran liegen, Dich je eher je lieber Deiner Neigung angemessen etablirt zu sehen. Du würdest nach meinem Tode nur Ungelegenheiten gehabt haben, denn auch die klügsten Frauen verstehen sich meist schlecht auf derartige Unterhandlungen. Laß mich hoffen, daß ich diese wie zu Deinem Vortheil, so auch nach Deinem Geschmack abgeschlossen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Temperamente.

Von Karl Fortlage.

(Fortsetzung.)

Da bei den Franzosen die Geselligkeit auf eine anderswo unerreichte Art ausgebildet ist, so sind sie am besten geeignet, uns das receptive Genie zu,

Digitized by Google

veranſchaulichen. Frau von Stael ſagt in ihrem Buche über Deutſchland: „Nichts kommt dem Zauber einer Erzählung bei einem geiſtreichen und gebildeten Franzoſen gleich. Alles ſieht er vorher, Alles ſchont er; und doch opfert er nie auf, was Intereſſe erregen könnte. Seine Phyſiognomie, weniger lebhaft als die des Italieners, verkündigt Heiterkeit, ohne der Würde in Haltung und Manieren Abbruch zu thun; er hält inne, wenn es nöthig iſt, und erſchöpft nie die Beluſtigung: er belebt ſich, und gleichwohl hält er die Zügel des Geiſtes, um ihn ſicher und ſchnell zu führen. Jetzt miſchen ſich auch die Zuhörer in die Unterhaltung; und nun iſt es an ihm, Diejenigen geltend zu machen, die ihm Beifall gezollt haben. Ihm entſchlüpft kein glücklicher Ausdruck, den er nicht hervorhöbe, kein treffender Scherz, den er nicht fühlte; und für den Augenblick wenigſtens genießt und gefällt man ſich unter einander, als ob Alles Eintracht, Einheit und Sympathie in der Welt wäre."

Es hängt hiermit aber auch eine gewiſſe Abhängigkeit zuſammen, in welcher ſich die in Folge ihrer ſtarken Receptivität nach außen gezogene Perſon von der Meinung der Geſellſchaft fühlt. „Der Franzoſe", ſo ſagt hierüber ein neuerer Schriftſteller aus dieſem Volke, „der Franzoſe ſetzt die Meinung, die man von ihm hat, über Alles; er opfert ihr ſeine Ruhe, ſein Wohl, ſelbſt ſein Leben. Er weiſet die Wahrheit zwar nicht von ſich; aber die Mehrzahl muß ſie angenommen haben; er muß ſicher ſein, dafür gelobt zu werden, und darf ſich nicht dem Spott ausſetzen, wenn er ihr das Wort redet. Ueberall iſt ihm der Schein der weſentliche Zweck und die Hälfte — was ſage ich? drei Viertheile — ſeines Glücks. Darum werden auch die Erfinder in Frankreich immer ſchlecht aufgenommen werden: denn unerbittlich verfolgt die Menge Alle mit ihrem Spotte, die von der Gewohnheit abweichen; und Keiner möchte ihre Gefahr und Erniedrigung theilen. Chriſtus hätte bei uns nicht einmal heuchelnde Schüler gefunden; Niemand hätte ihn auf dem Todeswege begleitet. Nur in der Mode läßt man ſich in Frankreich Neuerungen gefallen, weil ſie die ganze Nation zugleich annimmt."

In dieſes Selbſtbekenntniß eines Franzoſen greift ein, was Frau von Stael erzählt: „Man hat die Revolution in Frankreich im Jahre 1789 gemacht durch Abſendung eines Couriers, welcher von einem Dorfe zum andern rief: Bewaffnet euch, denn das benachbarte Dorf hat ſich bewaffnet; und alle Welt fand ſich erhoben gegen alle Welt, oder vielmehr gegen Niemand. Wenn man das Gerücht verbreitete, daß eine gewiſſe Anſchauungsweiſe allgemein herrſchte, ſo würde man Einſtimmigkeit erlangen gegen das Gefühl eines Jeden; Jeder würde dann ſo zu ſagen das Geheimniß der Komödie bei ſich behalten. Denn Jeder würde ſich insgeheim geſtehen, daß Alle Unrecht hätten. In den geheimen Abſtimmungen hat man Abgeordnete ihre weiße oder ſchwarze Kugel gegen ihre Meinung abgeben ſehen, bloß weil ſie glaub-

Digitized by Google

ten, die Majorität befinde sich in der entgegengesetzten Meinung, und weil sie, wie sie sagten, ihre Stimme nicht unnütz abgeben wollten."

Dies ist receptive Anlage als Abhängigkeit von äußeren Eindrücken, verbunden mit dem hervorragenden Talent, Eindrücken von außen offen zu sein, und Eindrücke praktisch zu verwerthen. Zwar ist diese Eigenschaft bei den Franzosen mit einem großen Phantasiereichthum gepaart und tritt daher bei ihnen keineswegs in ihrer Nacktheit hervor. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß gewisse Hindernisse, welche die schöpferischen Kräfte durch eine vorwiegende Receptivität erfahren, hier fühlbar werden. „Schriftsteller z. B.", sagt dieselbe Frau von Stael, „Schriftsteller, welche das Verlangen beseelt, der Gesellschaft zu gefallen, bequemen sich natürlich nach den Forderungen dieser Gesellschaft, während einsam lebende Schriftsteller sich mehr ihren eigenen Eindrücken überlassen. Die ersten setzen sich vor, ein Unternehmen zu vollbringen; die anderen sind nur darauf bedacht, ihr innerstes Gefühl kund zu geben. Jene haben einen wohlüberlegten Plan auszuführen; diese wollen den reichhaltigen Stoff ihrer Gedanken verwenden. Daher kommt es, daß in der französischen Literatur die Eleganz der Formen, in der deutschen die Wahrheit der Gefühle vorwaltet. In Deutschland", fügt sie hinzu, „gibt es in Betreff keiner Sache einen festen Geschmack; Alles ist unabhängig, Alles ist individuell. Man urtheilt über ein Werk nach dem Eindruck, welchen man davon empfängt, und nicht nach Regeln, weil es keine allgemein zugestandene gibt; jeder Schriftsteller ist frei, sich eine neue Sphäre zu schaffen. Ein deutscher Schriftsteller bildet sein Publikum, während in Frankreich das Publikum die Schriftsteller beherrscht." Und sie schließt: „Welches Unheil würde dieser Geist der Nachahmung bei den Deutschen anrichten! Ihre Stärke besteht gerade in der Unabhängigkeit des Geistes, in der Liebe zur Zurückgezogenheit und in der Originalität des Individuums."

Zwischen Goethe und Eckermann kam der von Guizot (in dessen Histoire générale de la civilisation en Europe) aufgestellte Satz zur Sprache, daß die Gallier die Idee der persönlichen Freiheit von den Germanen erhalten hätten, indem sie diesem Volke besonders eigen gewesen sei. Goethe bemerkte hierzu: „Ist dies nicht sehr artig, und hat er nicht vollkommen Recht, und ist nicht diese Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirksam? Die Reformation kam aus dieser Quelle, wie die Burschenverschwörung auf der Wartburg. Auch das Bunscheckige unserer Literatur, die Sucht unserer Poeten nach Originalität, und daß Jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müssen, so wie die Absonderung und Verisolirung unserer Gelehrten, wo jeder für sich steht und von seinem Punkte aus sein Wesen treibt, Alles kommt daher. Franzosen und Engländer halten weit mehr zusammen und richten sich nach einander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Uebereinstimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar

Digitized by Google

lächerlich zu machen. Die Deutschen aber gehen jeder seinem Kopfe nach, jeder sucht sich selber genug zu thun; er fragt nicht nach den Anderen: denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der persönlichen Freiheit."

Die Deutschen sind folglich mehr produktive Phantasiemenschen, die Franzosen mehr receptive Wahrnehmungsmenschen. Der Deutsche muß dem Franzosen häufig überschwenglich und phantastisch, der Franzose dem Deutschen häufig kalt und äußerlich vorkommen. Aeußerlich z. B. klingt dem Deutschen seine accentlose und etwas durch die Nase tönende Conversation, kalt erscheint ihm die glatte Turnüre, welche durch nichts zu überraschen ist, welcher bei jeder Emotion und jedem Außerordentlichen von vorn herein die richtigen Bewegungen zu Gebote stehen. Phantastisch erscheint dem Franzosen deutscher Händedruck, deutsche Empfindlichkeit und deutscher Weltbürgersinn.

Da der Mangel an Receptivität den phantasievollen Menschen fast immer in die Melancholie treibt, so muß umgekehrt die starke Receptivität des französischen Naturells es einem phantasievollen Menschen ganz besonders leicht machen, sein ganzes Leben hindurch das zu bleiben, was jeder in der Regel von Kindheit auf ist, nämlich Sanguiniker oder Mensch von heiterem Sinn. Man hat das lange bemerkt und daher die Franzosen Sanguiniker von Haus aus genannt. So ohne Weiteres hingestellt, unterliegt der Satz großem Zweifel, indem das cholerische Feuer in diesem Volke von jeher eine so große Rolle gespielt hat. Faßt man den Satz aber nicht im Sinne einer Nothwendigkeit, sondern nur in dem Sinne auf, daß im französischen Naturell die heitere Gemüthsart auf die mindesten Hindernisse stößt, und daher am ungestörtesten zur Entwickelung gelangen kann, so ist es vollkommen richtig.

Der receptive Genius ist vorzugsweise auffassender Nerv, der seine Fühlfäden in die Außenwelt streckt; seine Seele ist vorzugeweise in die Sinnorgane herabgesunken, während die Seele des produktiven Genius mehr isolirt über den empörten Wellen seines Blutes wie der Geist Gottes über Fluthen schwebt. Dieser Gegensatz bildet einen Unterschied in der psychischen Anlage. Die Seele findet sich im einen und andern Falle gegen die Welt in eine andere Lage gerückt, im einen Falle mehr in die Welt und ihre Organe versenkt, im andern mehr aus denselben emporgehoben und zur Selbstthätigkeit befreit, nach den Worten des Dichters:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.
Die eine hält in derber Liebesluft
Sich an die Welt mit klammernden Organen.
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Was die erste dieser Seelen betrifft, so möge über sie das Bisherige genügen. Was die zweite betrifft, so ist dieselbe jetzt näher ins Auge zu

Digitized by Google

faſſen als der produktive Genius, welcher ſich von der Welt abwendet, um ſich grüblerisch in ſeine eigenen Tiefen zu verſenken.

Der Gegenſatz zwiſchen dem receptiven oder nach außen hin offenen und dem grüblerischen oder nach außen hin verſchloſſenen Genius iſt uns von Goethe in einem bekannten Liede höchſt anmuthig gezeichnet, worin ſich zwei Menſchen von ideal gehobener Stimmung unterreden. Oberflächlich angeſehen ſpricht ein Heiterer zu einem Traurigen, genauer angeſchaut ſpringen die Züge der Receptivität und Produktivität in meiſterhafter Darſtellung ins Auge.

Der Heitere ruft den Traurigen auf, Theil zu nehmen an der Gegenwart, an der ſchönen Außenwelt und der zerſtreuenden Geſelligkeit:

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

Der Heitere zeigt, indem er ſo redet, daß er die Stimmung des Traurigen nicht verſteht. Denn das Gefühl des Verluſtes oder Schmerzes, worüber der Traurige brütet, iſt ſo dunkel und dieſem ſelbſt noch ſo unverſtanden, daß ſein einziges Verlangen darin beſteht, es nur noch länger ungeſtört und ungefragt in ſeiner Bruſt zu verſchließen, weil es nur auf dieſem Wege zu einer Geſtaltung gelangen kann. Das Gefühl iſt noch unreif, und das noch nicht Ausſprechbare ausſprechen zu ſollen, eben die größte Qual.

Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt. —
Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.

Und daher eben jenes Verlangen, das Gefühl in ſich zu verſchließen:

Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz. —

Mit unübertrefflicher Grazie eignet ſich der Receptive aus der Antwort das an, was er ſich einzig aneignen kann, den ſchönen melancholiſchen Stern, und vor ſeine mit lauter deutlichen Bildern gefüllte Phantaſie tritt die klare Sternennacht:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Warum der Receptive der Geſellige und Mittheilſame iſt, warum der Produktive der Einſame und Grüblerische, warum der Receptive vorherrſchend heiter iſt, warum der Produktive zur Selbſtquälerei hinneigt, hier erfahren wir es, der Dichter ſagt es uns. Die Urſache iſt, weil der Receptive lauter

Digitized by Google

deutliche Eindrücke empfängt, welche sich mit Leichtigkeit fassen und wiedergeben lassen, woraus Mittheilsamkeit entspringt, und, weil sowohl das Auffassen als das Wiedergeben ohne Mühe vor sich geht, Heiterkeit. Wogegen der Produktive inneren Conceptionen nachjagt, welche er sich erst selbst zu verdeutlichen trachtet, welche ihm keine Ruhe lassen und auch keine Befriedigung geben, ihn daher quälen, und, weil er sie in dieser unfertigen Gestalt Niemandem mittheilen kann, vereinsamen.

Was nun auch die innere Arbeit der Verdeutlichung des Undeutlichen zum Zwecke hat, sei es, wie in diesem Liede angedeutet ist, ein persönliches Gefühl, beruhend auf Verhältnissen der Freundschaft und Zuneigung, die uns wegen ihres schwankenden Charakters quälen, sei es eine Idee, an der wir bilden, ein dunkler Lebensplan, an dem wir schmieden, ein Argwohn, über dem wir brüten und vergeblich nach einer inneren Entscheidung suchen, oder sei es, daß wir Bücher schreiben oder Verse machen, der Zustand wird immer in der uns vereinsamenden Arbeit bestehen, unklar empfangene Gedanken und Gefühle in unserer Seele zur Klarheit zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Herbst.

Von August Brizeux. *)

Der Epheu nickt von einem Mauerrand,
Als grünes Grabtuch, auf Ruinen nieder,
Die einst ein Pachthof. In den Schutz der Wand
Vor'm Wind der Hügel streck' ich meine Glieder.

Und seh' am unermess'nen Horizont,
Vom Sturm gepeitscht, die schwarzen Wolken jagen,
Den Seufzer, der im Hauch des Herbstes wohnt,
Hör' endlos tief ich in den Wäldern klagen.

Und hinter mir ergießt in bleichem Schwarm,
Von Buchen, Ulmen, Eichen, sich der Blätter
Gemeng vom Baum herab, es nimmt der Arm
Des Wirbels weg sie im Novemberwetter.

In Haufen decken sie das Land, den Grund
Der Thäler füllen sie, des Sturmes Drängen
Treibt sie umher und quält sie in den Schlund,
Durch den sich sonst des Bergstroms Wasser zwängen.

Sie wollen fort, den ganzen Tag entlang,
Doch unvermindert bleibt die Zahl, und sagen
Will Niemand mir, wohin so schnell und bang
Der Schmuck des Baumes flieht, vom Wind getragen.

*) Vortheilhaft bekannt durch seine erzählende Dichtung „Marie".

Ach, so wie er, so stürmt seit Ewigkeit
Daher der Menschen Schaar, und in Legionen,
Zahllos wie der Ameisen Hauf, zerstreut
Der Sturm Familien, Völker und Nationen!

Du dichter Schwarm von Männern und von Frau'n,
Wo gehst Du hin aus diesen ird'schen Orten?
Wo wirst Du, Wirbel dieser Seelen, schau'n,
Daß eine Rast vor Gottes Hauch Dir worden? A. B.

Aus Paris. October.

Aus Paris soll ich Ihnen schreiben und Paris, d. h. die elegante Welt ist im — Wasser und auf dem Lande. Aus den Bädern von Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden und Ems hat sie sich nach Ostende und Dieppe begeben und von dort geht sie auf ihre Villa's, läuft dem Wettrennen in Chantilly nach, oder sieht mit eigenen Augen, wie sich das stattliche Kriegsheer in Châlons einübt und vorbereitet zu künftigen welterobernden Siegen. Paris ist hinausgezogen mit seinem Luxus, mit seinem Laster und seinem Geschmack und die Provinzen d. h. die Kleinstädter mit ihrer Geschmacklosigkeit bevölkern unterdeß die Straßen der Hauptstadt. Die Läden und Magazine putzen sich mit der neuesten Wintertoilette, und hängen die Stoffe und Kleider nach neuester Façon aus. Die Theater studiren ihre großen Effectstücke für die Saison ein, geben unterdeß den Provinzialen ihre abgenutzte Waare von Demi-monde und Cameliadamen zu sehen. Die Künstler schicken ihre neuen Bilder und Reiseeindrücke und die Verleger lassen drucken. — Wunderwerke, die noch nicht dagewesen, d. h. neue Auflagen von alten Grisetten- und Laurettenverherrlichungen. Es gab eine Zeit, wo die Déesse de la raison, Vernunftgöttin auf den Altar erhoben wurde, heute aber wird die Göttin des Lasters verehrt, und unser beau monde geht zum Theil in Demi-monde auf und unter. Die Laurette schreitet glorreich durch die Romane, sie wird in Biographien gepriesen und in Versen besungen, und wenn sie ausgedient, dann schreibt sie ihre Memoiren und rühmt sich ihrer Großthaten und Triumphe selbst. Sie wird auf dem Theater zur Heroine erhoben und das vergoldete Laster wird mit Beifall begrüßt; sie wohnt in Palästen, rollt in schmucken Carossen mit ungestümen Rossen daher und Livréebediente lauern auf jeden Wink der edeln Gebieterin. Sie macht die Mode, gibt den Ton an, nennt sich vicomtesse oder Marquise, und ist heute ein lockerer Vogel ruinirt oder bankerott, dann fliegt morgen ein anderer Gimpel in's Netz. So wandelt das von Hochmuth und Crinoline geblähete Laster seine schmutzige ins Verderben leitende Bahn ungestört weiter.

Unter Louis Philippe lachte man über die falschen Adelstitel, heute muß man Gesetze dagegen ausarbeiten und bekannt machen. Unter Louis Philippe wurden Festungen außerhalb Paris gebaut, heute werden sie in Paris selbst aufgeführt. Alte Straßen und Stadtviertel werden niedergeworfen; neue erstehen sofort wieder. Es geschieht in der guten Absicht, um der Stadt Licht, Luft und gesunde Wohnungen zu geben, so sagt man. Da prangen die neuen Straßen und Boulevards Haus neben Haus wie ein Soldat am andern in grader Linie, an den Ecken aber ragen gewaltige, massive Paläste empor, es sind befestigte Casernen. Kanonenkugeln können von einem bis zum andern Ende der meilenlangen Straßen gradaus fliegen und das Terrain säubern, so sagt man auch. — Kennen Sie das schöne Blücherlied von Kopisch? Es beginnt mit den Worten:

„Wo ist Paris? Paris? — dahier!
Den Finger drauf, das nehmen wir?"

Napoleon III. gedenkt das einmal Erworbene auch zu behalten und die zweckmäßigen Verschönerungen der Hauptstadt werden dazu beitragen, ihm seine Besitznahme zu sichern.

Digitized by Google

L'empire c'est la paix hieß es früher, das nächste Schlagwort war Cherbourg c'est la paix und heute heißt es wiederum, die großen Manövres und Kriegsſpiele von Chalons bedeuten auch den Frieden Nichts als Frieden! Unterdeß werden aber nach Cherbourg andere Kriegshäfen ausgebaut, die ganze Küſte wird hinter feſte Schlöſſer und Riegel gebracht und ein Kriegsſchiff nach dem andern gezimmert.

China iſt überwunden; das Reich von 360 Millionen Einwohnern bezahlt uns die Kriegskoſten, unſere Flotte hat geſiegt mit einer geringen Mannſchaft gegen 800,000 chineſiſche Kriegszöpfe — mache ich nicht eine Null zu wenig? — Unſere Diplomatie hat triumphirt, und ein franzöſiſcher Geſandter geht nach dem himmliſchen Reich, und ein chineſiſcher eilt in den franzöſiſchen Kaiſerſtaat. China iſt gebändigt jetzt geht's an Madagascar. In Algerien ſoll Alles reformirt werden, die Civil- und Militär-Verwaltung; auch dort fährt man ſchon auf Eiſenbahnen, die dereinſt bis in die Wüſte reichen ſollen. Noch fehlt es aber an geſchickten Pflanzern und Ackerbauern, welche die Wüſte urbar zu machen wiſſen. Am willkommenſten würden dort die deutſchen und ſchweizer Bauern ſein.

Die Verſchönerungen beſchränken ſich nicht auf Paris, eine Stadt nach der andern will dem Beiſpiele folgen, und verlangt eine Credit-Bewilligung oder die Genehmigung der Regierung zu einer Communal-Anleihe. Eiſenbahnen durchfuhren das Land, und immer neue werden zu den alten hinzugefügt. Napoleon III. hat ſeine Widerſacher; aber zu den „rois fainéants", wie ſie die franzöſiſche Geſchichte aufzuweiſen hat, gehört er gewiß nicht. Die Thätigkeit, welche er über das ganze Land verbreiten hilft, das ungezögerte Erfaſſen und Vollenden von Projecten — das ſind Eigenſchaften, wodurch er ſich ſeinen Anhang zu ſchaffen und zu vermehren wußte, der ihn jetzt lieber den zweiten Ludwig XIV. als den Erben napoleoniſcher Ideen nennt. Ueber eine Aufführung des „Fauſt" von dem bekannten Morhſpektakelmacher Dennery, frei nach Göthe, dem franzöſiſchen Geſchmacke angepaßt, in meinem nächſten Briefe.

Theater.

Merope, Drama in 5 Acten von Herm. Herſch.

Der König Kreſfont liegt ermordet mit ſeinen zwei Söhnen, der Mörder Polyfont ſitzt auf dem erledigten Throne. Die Königswittwe Merope rettet einen dritten Sohn dadurch, daß ſie das Kind in einem entlegenen Theile von Griechenland insgeheim pflegen und erziehen läßt. Der ermordete Fürſt war ein milder Herrſcher; der Mörder, ſein Nachfolger, ein verhaßter Tyrann. Um das Volk zu beſchwichtigen, wirbt dieſer um Merope. Nun wird ein Jüngling gefeſſelt vorgeführt, der unterwegs einen andern, von welchem er angefallen worden, umgebracht hat. Merope hält den Erſchlagenen für ihren Sohn. Daher ſtrebt ſie dem vermeintlichen Mörder nach dem Leben. Zweimal ſchwingt ſie die tödtliche Waffe, beidemal wird ſie geſtört, das Letztemal vom alten Hirten, deſſen Obhut ſie ihren Sohn anvertraut. Der Alte ſucht den Entwichenen und findet ihn hier. Die Mutter, außer ſich vor Glück, ſinnt auf Rache. Sie reicht darum dem blutbefleckten Tyrannen die Hand, die Vermählung ſoll gefeiert werden; da entreißt der Sohn dem Opferprieſter das Schwert und tödtet den König. Das Volk erſcheint und ruft freudig Merope's Sohn zum Herrſcher Meſſeniens aus. — Das iſt der Inhalt und die Entwicklung von Maffei's Merope. Voltaire, der dieſe Tragödie des italieniſchen Dichters überſetzen wollte, geſtaltete ſie um, ließ Manches davon hinweg und ſetzte Anderes hinzu, „um das Stück der franzöſiſchen Geſchmacksrichtung anzupaſſen." Schon unſer Leſſing hat ihn dafür gegeißelt und nachgewieſen, daß die hinzugefügten Theile hätten wegbleiben, und die weggebliebenen hätten erhalten werden ſollen. Das Drama des Herm. Herſch weicht in folgenden Punkten von Maffei's Trauerſpiel ab. Unſer Dichter führt uns die Merope ſofort als Gattin des Tyrannen vor, und ſie verliert dadurch an Intereſſe in unſern Augen. Wie durfte das

Digitized by Google

treue Weib, die hochherzige Mutter sofort die Hand annehmen, welche mit dem Blute ihres Gatten und ihrer Kinder befleckt ist? Dieses ungestüme wiederholte Werben einerseits und das Vertrösten, Zögern und die Abneigung von Seiten Merope's verleiht Maffei's Werke gerade den höchsten Reiz. Konnte das messenische Volk die Könige dann noch lieben, dasselbe Volk, das seinen frühern Gebieter eben so hoch achtete, als es den jetzigen Despoten verabscheute? Die Menge erfährt und weiß nicht, daß er „nur dem Namen nach" Meropen's Gatte ist. Meropen's Sohn gibt sich nach Herm. Hersch für den gebungenen Mörder aus, bringt in die Königsburg, verlangt den Lohn seiner Missethat und zückt beständig den Dolch gegen den Usurpator. — Daß aber unser Dichter die Schlußscene umgewandelt, und während der König im Begriffe ist, seine Gattin zu erstechen, ihren Sohn herbeieilen und den Tyrannen zu Boden schlagen läßt — deßhalb können wir ihn nicht tadeln. Wir haben hier überhaupt, und das wollen wir freudig anerkennen, ein ernstes, strebsames Talent vor uns, das in dieser possengrassirenden Zeit nicht nach Effecten hascht, dem die wahre Kunst lieber ist, als beifallerregende Kunststücke. Wenn auch die übrigen Rollen des Stückes uns keine Theilnahme abgewinnen können, so hat Herm. Hersch die der Merope mit um so mehr Liebe gepflegt. Und Fräulein Janauschek ist hier Gelegenheit geboten, die ganze Tonleiter der Affecte durchzuspielen: des Hasses und der Mutterliebe, der Furcht und Hoffnung, der Verzweiflung und des Siegesbewußtseins. Wir sahen, wir hörten und bewunderten sie und vergaßen alle Andern um sie herum. Wie innig betete sie, wie herzzerreißend war ihre Verzweiflung, wie hell ließ sie den Hoffnungsstrahl leuchten, womit sie alle Zuhörer electrisirte. Doch genug! Geht und seht und höret selber! Ueberall wo diese Rolle eine solche Darstellerin findet, wie hier — und wieviele gibt es deren? — wird das Stück gefallen. Aber nur unter dieser Bedingung. Der Styl des Stückes, der hier und da knapp und recht dramatisch ist, erhebt sich selten über die gewöhnliche Prosa zum herzerwärmenden poetischen Ausdruck. — Unser Theater entfaltet jetzt eine recht lobenswerthe Thätigkeit, nach den Schuldbewußten, worin Herr Bolmer, Fräulein Liebig und Frau Lauber-Versing so vorzüglich spielten, dieses Drama mit einer der schönsten Rollen für Fräulein Janauschek — und schon wieder verheißt man uns neue Genüsse. Vorwärts, immer vorwärts!

Unterhaltungen.

— Wichtige Aussprüche deutscher Naturforscher:

1) „Ich bin Ihnen sehr persönlich dankbar dafür, daß sie warm und wohlwollend meiner unerschütterlich treuen Anhänglichkeit und Bewunderung Georg Forster's als Mensch, Gelehrter und eminenter deutscher Schriftsteller erwähnt haben zu einer Zeit, wo Sie gar (nicht) wußten, daß Ihre Arbeit in meine Hände fallen würde. Daß ich Ihnen nach den letzten Zeilen meiner sehr ernsten Einleitung zum vierten, vorletzten Bande meines unvorsichtigen Kosmos auch „ein Mann des Stoffwechsels"" wie Moleschott (Ihre Einleitung XVIII.) erscheinen werde, besorge ich nicht; man kann an die wechselnde Fesselung und Entfesselung der Stoffe glauben, ohne darum das höhere Geistige des thierischen belebten Organismus in Zweifel zu ziehen." (Köln. Z. No. 232.) Alex. von Humboldt.

Berlin 28. Juli 1858.

(Aus einem Briefe an H. Koenig in Hanau.)

2) „Was Sie „in Leib und Seele" und dem „Zusammenhang des Materialismus mit den Resultaten der empirischen Naturforschung" gesagt, unterschreibe ich durchaus. Wie Ihnen nicht unbekannt sein kann, bin ich diesen kleinen Gespensterchen, aus welchen sie jetzt diese verstandreiche und weisheitsvolle physische und geistige Welt aufbauen wollen, so entschieden

Digitized by Google

abgeneigt, daß ich ihnen bei jeder Gelegenheit den Krieg mache. Anſtatt den Geiſt zu einem Spiele der Atome herabzuwürdigen, ſuche ich die Materie möglichſt zu ſpiritualiſiren. Woher es doch kommen mag, daß ſo viele Menſchen lieber Dreck ſein wollen und Tagesfliegen, als Söhne der unvergänglichen Gottheit?“ C. F. Schoenbein.

Baſel, 5 Juli 1858.

(Aus einem Briefe an Profeſſor Dr. Schaller in Halle.)

3) „Die botaniſche Section deutſcher Naturforſcher, Ihre Abweſenheit bedauernd, ſendet Ihnen ihren Gruß und den Ausdruck der Verehrung, der Sie, ebenſo den Geiſt in der Natur erkennend wie Gott über der Natur bekennend, durch Ihre tiefen und umfaſſenden Forſchungen auf dem geſammten Gebiete der Botanik uns als anregendes Vorbild voranleuchten.“

Sitzung der bot. Sect. der 34. Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte in Carlsruhe, am 21. September.

(Tel. Depeſche an Prof. Alexander Braun in Berlin, zur Zeit auf Wollin.)

— **Eine Fahrt in die blaue Grotte.** Von Morgenſtern. Im Kunſtverein. — Wir verlaſſen Taſſo's Geburtsſtätte mit ſeinen Zaubergärten der Armida, wir ſchiffen uns ein in Sorrent, wo die goldenen Heſperidenäpfel uns zu erquickendem Genuſſe einladen, wir ſegeln hin gen Capri. Vorüber an den Sireneninſeln. Es ſind aber keine verlockende Jungfrauen mehr darauf, die mit ihren Zaubertönen die kühnen Seefahrer irre und in's Verderben führten. Ihre Gebeine bleichen nicht mehr auf den Felsklippen, und keine andere Stimme erklingt von oben hernieder als die der kreiſchenden Möven, welche beſtändig um die Spitzen flattern. Da ſeht ihr den ſteilen Gipfel der Inſel Capri vor Euch, von jener abſchüſſigen ſchwindelnden Höhe ließ der römiſche Kaiſer Tiberius ſeine Schlachtopfer zu höchſteigener Augenweide herabſtürzen. Der Kahn lauft im Hafen ein, wir landen, betreten das Wirthshaus. Jung und Alt beginnt zu unſerem Zeitvertreib die Tarentella zum Klange des Tamburins zu ſpringen. Der Schweiß fließt vom Antlitz der Tanzenden, wir zahlen ein Trinkgeld und wandeln weiter durch die Inſel, ſuchen die Ruinen der 12 Paläſte oder Villen auf, unter deren ſchützendem Dache der blutgierige Tiberius ſich in Laſtern und Verbrechen wälzte. Einen Blick von der Anhöhe der Inſel! Dort ſchauen wir Salerno, hier näher dampft und flammt der Veſuv und brütet Erdbeben und Verwüſtung in ſeinem glühenden Schoße aus. Zu ſeinen Füßen eröffnen Euch zwei verſchüttete Städte ihre Thore und Straßen und weihen Euch ein in Sitte, Gewohnheit und Kunſt der alten Römer. Da ſtreckt ſich das Häuſermeer von Neapel vor Euch aus, darüber ſeine Schlöſſer, und höher hinauf das Camalduleſer-Kloſter mit der ſchönſten Ausſicht von der Welt. Weiter links die ſchwefelbunſtdampfende Solfatara mit Cumae und Baji, dahinter der See, über den es in die Unterwelt ging, daneben die Eliſäiſchen Gefilde und die Grotte der Sibylle von Cumae, der Himmel und die Hölle, der Zauber- und Märchenduft der alten claſſiſchen Welt. Ueber Euch der blaue Himmel, unter Euch das blaue Meer und ringsum die üppig treibende, ewig blühende Vegetation, und mitten drin das Lazzaroni-Elend in Lumpen gehüllt. Jetzt ſchnell in die ſchmale Barke, hin in die blaue Grotte, um die Inſel herum. Da iſt die Oeffnung, 2—3 Fuß hoch, bückt Euch, legt Euch nieder, da ſind wir drin, in dem kleinen gothiſchen Dom. Das Gewölbe iſt blau, die Wände und Säulen ſind blau, der Boden, das Waſſer unter Euch iſt blau, die Fiſche im Waſſer ſind blau, Alles blau. Die Grotte iſt 165 Fuß lang und an einem Punkte 40 Fuß hoch und 100 Fuß breit. Und wer hat dieſes architectoniſche Meiſterſtück ausgeführt? Die ſchaffende Natur — der ſickernde Tropfen, der den Tropfſtein bildet, und gefärbt und decorirt hat es der blaue Himmel, der ſich in der blauen Woge ſpiegelt und deren Reflex durch die kleine Oeffnung eindringt. Und wollt Ihr dies Wunderwerk ganz in der Nähe betrachten, ſo wandelt in den Kunſtverein und tretet vor das ſchöne Portrait der blauen Grotte von Herrn Morgenſtern. W. R.

Digitized by Google

Auch in künstlerischer Beziehung wird obiges Bild Morgensterns dem Beschauer willkommen sein, da es die bekannten Vorzüge des Künstlers in der Technik mit der poetischen Auffassung vereinigt. —

— **Reverend Eleazar Williams.** Nach amerikanischen Berichten starb am 8. August d. J. der genannte Missionär an der Wassersucht im tiefsten Elende. Er verkündete lange Zeit das Evangelium den an der Grenze von Canada und der vereinigten Staaten lebenden Indianerstämmen und wohnte zuletzt in dem reservirten Indianerbezirk von St. Regis zu Hogansburg im County St. Lawrenze, einem einsamen elenden Orte mit strengem Klima, wo er mit allen Mühseligkeiten zu kämpfen hatte und nur eine erbärmliche Einnahme von der Missionsgesellschaft empfing. Er glaubte selbst aus indianischem Blute (wenigstens mütterlicher Seite) zu stammen, bis ihm nach seinen eigenen Angaben im October 1841 Prinz Joinville zu verstehen gab, daß er der wirkliche älteste Sohn des hingerichteten Königs Ludwig XVI. von Frankreich sei. Doch hatte dieser Mißbrauch, den der Prinz mit Williams trieb, keine weitere Folgen, als daß im Februarheft 1853 von Putnam's Monthly aus der Feder eines Herrn Hanson ein Artikel zu Gunsten dieses neuen Prätendenten, mit der Aufschrift „Have we a Bourbon among us erschien." Der Aufsatz war von den Portraiten Eleazar Williams', Marie Antoinettens und des ehemaligen Wächters des Dauphins des Schusters Simon begleitet. Noch vor Kurzem hatte Williams in Washington Schritte gethan, um gewisse Erbansprüche an die Stämme seines Bezirks geltend zu machen — e —

— **Frankfurter Kunstverein.** Eine Landschaft von J. Maurer in Düsseldorf fällt durch ihre satte, fast schwere Färbung in die Augen. Im Hintergrunde liegt ein Dorf etwas von den Bäumen verdeckt; nach vornen zieht sich ein Bach durch den Grund. Das Bild ist ernst gehalten und hebt sich durch die sinnige Darstellung des niederdeutschen Landschaftcharakters. Von Adolph Schreyer hier ist eine „Wallachische Poststation" ausgestellt. In einem gebrochenen nassen Terrain ist ein Mann bemüht den Karren auf die Seite zu schieben. Die ausgespannten Pferde stehen in gedrängter Gruppe beisammen. Im Tone gehört es gewiß mit zu den feinsten Bildern des talentvollen Künstlers, in all dessen Werken sich ein selbstständiges Ausfichschaffen ausspricht. Einen lebendigen Eindruck macht ein Seesturm von W. Meyer in Cöln. Es ist eine Strandscene; die hochgehenden Wogen überfluthen das Felsgestade, auf welchem sich Seeleute versammelt, um einem dem Sturm preisgegebenen Schiffe Hülfe zu leisten. A. Honeck in Düsseldorf gibt eine Landschaft, die durch ihre Stimmung ungemein anzieht. Die beiden Dorfbilder von A. Höffler hier empfehlen sich ebensowohl durch ihren sprechenden anheimelnden Charakter als durch ihr feines Colorit. — e —

— **Der Ring des Grafen Esser.** Durch die Schlußscene in Laube's „Grafen Essex" ist dieser verhängnißvolle Ring und die That der Gräfin Nottingham auf's Neue berührt worden. Der Ring soll wirklich noch vorhanden sein und von der Familie des Marquis von Caermarthen aufbewahrt werden. Er zeigt von oben gesehen auf einem Onyx das Kopfbild der Königin Elisabeth; auf der untern Fläche befindet sich ein gewappneter Ritter zu Pferde, zu dessen beiden Seiten Gebäulichkeiten zu sehen und unter welchen die Chiffern ES & SEX angebracht sind. Wir wagen nicht zu unterscheiden, ob es der ächte Ring ist, welcher erst vor dem Todtenbette der Nottingham wieder in die Hände der Königin kam. — e —

— **Kunstausstellung in Antwerpen.** Dieselbe ist von belgischen und ausländischen Künstlern reichlich beschickt worden. Etwa 1000 Gemälde gingen von 509 Künstlern ein, darunter 347 von Belgiern, 59 von Franzosen, 49 von Holländern und 43 von Deutschen; Italiener, Engländer, Schweizer und Russen sind nur gering vertreten. — e —

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.
Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 42. **Frankfurt a/M., den 16. October.** **1858.**

Inhalt. Glück. Novelle von Louise von François. (Forts.) — Ueber die Temperamente. Von Karl Fortlage. (Forts.) — Die jung-germanische Schule. Von W. G. — Alkoran der Liebe. (Forts.) — Englische Geschichtsquellen. Von Dr. E. — Unterhaltungen: Entgegnung auf Scudo's musikalische Wanderungen an den Rheinufern. Abälard und Heloise. Anregungen von München aus. Die Kaiserbilder in Speyer. Sekten in England.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

Der Doktor unterbrach die erwartungsvolle Pause, welche nach diesen Worten im Kreise entstanden war, indem er auf einen Wink seines Freundes das Dokument aus Katharinens Hand nahm und den ersten Artikel desselben vorlas, nach welchem der Besitztitel des gräflich Redau'schen Allodialgutes Redau auf Fräulein Marie Katharine Peterson übertragen worden war. Die Freunde brachen in lauten Jubel aus; einige kannten die Besitzung, andere hatten von ihr gehört; man rühmte die angenehme Lage, die geschmackvollen Anlagen und Baulichkeiten, die hohe Rentabilität. Man gratulirte dem Verleiher wie der Empfängerin eines so fürstlichen Geschenkes.

Und einen Schatz verbirgt es noch noch obendrein; nahm schließlich die gute Beate das Wort.

Einen Schatz? unterbrach sie die kleine Rosa neugierig.

Ja, einen Schatz in einem Menschenherzen, einen Prediger —

Einen Magister! meinte die Kleine, enttäuscht das Näschen rümpfend.

Ein edler und gebildeter Mensch in einer kleinen, ländlichen Gemein-

Digitized by Google

schaft ist ein Segen, den unsere Katharine wohl schätzen lernen wird, und welch ein Mensch ist Erasmus Lorenz!

Erasmus Lorenz? fragte der Doktor. Doch wohl nicht gar der Verfasser des Johanneischen Lebens?

Derselbe, antwortete Beate.

Hat sich der von seinem himmelstürmenden Fluge in einer Landpfarre niedergelassen?

Auch ich vernahm es mit Staunen, es ließ sich diese Beschränkung schwerlich voraussehen.

Aber woher kennst Du ihn, Beate? fragte Katharine.

Wir waren Jugendgespielen, antwortete sie.

Und hast doch niemals gegen uns seiner erwähnt?

That ich es nicht? das wundert mich, denn er hat mich vielfach durch seine Entwickelung beschäftigt. Schon als Kind zeigte sich seine ungewöhnliche Natur. Wechselnd zwar in ihren Richtungen, ja leidenschaftlich selbst, aber immer ernst, gleichsam mit eingehegter Flamme nach dem Ziele strebend, das sie eben vor Augen. Sein Vater, der Präsident Lorenz, bestimmte den einzigen Sohn für die richterliche Laufbahn; aber kaum hatte derselbe das letzte staatliche Examen glänzend zurückgelegt und stand im Begriffe in ein angemessenes Amt zu treten, als plötzlich, wenngleich vielleicht lange vorbereitet, das Licht von Damaskus über dem jungen geistreichen Weltmanne aufging und ihn zu einer in seinem Kreise vielbesprochenen Umkehr bewegte. Als Student der Theologie bezog er noch einmal die Universität; sein Vater war indessen mittellos gestorben, — man sagte unversöhnt über den ihm widerstrebenden Entschluß des Sohnes — und so hatte der erwähnte junge Mann selbst um das Nothwendigste zu kämpfen.

Ein Kitzel für alle Schwärmer — fiel Bastian ein.

Beate aber fuhr in warmem Eifer in ihrer Mittheilung fort: Doch drang er durch. Es hieß damals, er wolle Missionär werden. Indessen sahen wir ihn nach zurückgelegten Studien sich als Docent in H... habilitiren. Seine Aufsehen erregenden Schriften, das Johanneische Leben besonders, erschienen in jener Zeit, die glänzendste akademische und literarische Laufbahn zeigte sich ihm geöffnet, und um so mehr mußte es Wunder nehmen, ihn plötzlich dieselbe verlassen und sich in den demüthigsten Beruf zurückziehen zu sehen. Er mochte erkannt haben, daß je enger unsere Welt, desto sicherer das Heil in ihr gegründet ist.

Nun, sehen wir, wie die Burgfrau von Nedau mit diesem neumodischen Säulenheiligen fertig wird — meinte der Doktor, und der Gegenstand war damit abgethan, da die bekannte Richtung des Freundes der guten Beate in diesem Kreise wenig Anklang fand. Man kehrte zurück zu dem glücklichen

Digitized by Google

Geburtstagskinde, dessen letzter Wunsch auf die angenehmste Weise in Erfüllung gegangen war.

Ja, fast möchte mir bange werden vor dem Neide der Götter! sagte Katharine lächelnd.

Wir glauben nicht mehr an neidische Götter im Himmel, entgegnete Bastian. Die Quelle von Glück und Unglück strömt in uns selbst.

Aber aus Gott! flüsterte Beate der Freundin zu.

Man lachte und scherzte, man machte Pläne und Luftschlösser; der Sommerabend ging in heiterster Stimmung zu Ende, und so trennte man sich spät mit dem Versprechen, sich nächsten Sonntag bei der Uebergabe des Gutes auf Schloß Redau wieder zusammen zu finden.

Herr Peterson und Beate waren schon mehrere Tage auf dem Gute beschäftigt gewesen, um es vollständig eingerichtet und festlich geschmückt der neuen Eigenthümerin zu übergeben, als der Morgenzug der kürzlich errichteten Eisenbahn jene mit ihren Gästen herbeiführte. Die goldenste Maisonne lachte über dem anmuthigen Thale; man hatte keine der üblichen Empfangsfeierlichkeiten zur Begrüßung des jungen Burgfräuleins gespart: die Straße des Dorfes war mit Birken bepflanzt, die Schuljugend bildete Spalier unter Führung ihres Hirten, eine Ehrenpforte prangte mit einem blumigen Willkommen, Bauern und Hofgesinde drängten sich Vivat rufend um die neue Herrin, und als diese die Schwelle ihres Hauses überschritt, ertönten die sonntägigen Glocken, die Gemeinde zu gewohnter Stunde zur Kirche rufend; nur der Prediger hatte, seines Amtes wartend, unter den Begrüßenden gefehlt.

Beate lud eiligst zu einer Collation, da der Gottesdienst bereits seinen Anfang genommen. Keiner mochte im Grunde an einen Kirchgang gedacht haben; doch erlaubte man sich nicht zu widersprechen und verschob die Betrachtnahme der irdischen Güter bis man dem himmlischen Gute die Ehre gethan. Man betrat die herrschaftliche Kapelle der Kanzel gegenüber noch zu rechter Zeit, als eben der Prediger auf derselben erschien. Katharine, welche schon während der Herfahrt, ja, wie ihre Freunde bemerkt, seit ihrem Geburtstage immer auffällig ernst und innerlich beschäftigt gewesen war, vermochte während des stummen Eintrittsgebetes ihre Gefühle nicht in die gültige Formel zu fassen, welche alle Bedürfnisse der Menschennatur in so göttlicher Einfachheit und Klarheit zusammendrängt; ihr Herz war voll von besonderem Segensflehen für die geliebtesten Menschen. Alles hatte schon Platz genommen, als ihr Blick auf die Kanzel fiel, auf welcher sich der Prediger eben von seinen Knien erhob. Sein Blick begegnete dem ihrigen und vielleicht, so gewagt diese verbrauchte Behauptung scheinen mag, vielleicht entschied dieser erste Blick über Beider ganze Zukunft. Aber wie eindrucksvoll

Digitized by Google

war auch die Erscheinung des Mannes, dessen tiefster Lebenszweck sich gleichsam in seinem Wesen und seiner edlen Gestalt aussprach. Ein apostolischer Eifer sprühte aus seiner Rede, die formenreiche aber schmucklose Bilder nur zur Verdeutlichung des Inhalts, wie die Gleichnisse der Evangelien es thun, verwendete. Er nahm keinen Bezug auf das Tagesereigniß der Gemeinde, und doch enthielt das unterlegte Textwort manche deutliche Mahnung. „Viel thut Noth, sagt die Welt; Eins thut Noth, sagt unser Held!"

Katharine war nicht im Stande, dem Vortrage mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu folgen; ihre beschäftigenden Gedanken und, wir dürfen es nicht leugnen, die Persönlichkeit des Redners ließen sie nicht zu der erforderlichen Ruhe kommen. Auch war der Eindruck dieser Persönlichkeit ein allseitig unter den Hörern empfundener und Beatens anregender Schilderung entsprechender, und nur Bastian sagte, nachdem der Gottesdienst zu Ende war:

Ich hüte mich vor den Menschen, die im Eifer blaß werden wie dieser Lorenz.

Katharine hatte keine Lust, auf die Paradoxe ihres alten Freundes einzugehen; während ihre Gäste sich dem Hause zuwendeten, nahm sie den Arm Beatens und schlug mit dieser einen absondernden Weg nach dem Garten ein.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als sie wieder zu der Gesellschaft trat, unter welcher sich jetzt auch der Prediger befand. Die gute Beate sah noch bleicher aus als gewöhnlich, sie hatte geweint; aber Katharinens Wangen waren hoch geröthet wie von einer großen innerlichen Freude. Sie warf sich in ihres Vaters Arme; man bemerkte, daß sie mit einem einzigen zugeflüsterten Worte ein rasches, fast jugendliches Feuer auf seinem Angesichte entzündete, und Doktor Bastian winkte bedeutungsvoll mit den Augen, als man gleich darauf seinen alten Freund auf Beaten zugehen und mit ihr in der Thür eines Seitenkabinets verschwinden sah. Katharine begrüßte nunmehr den Prediger mit einigen herzlichen Worten, welche die Hoffnung eines gemeinschaftlichen Handinhandgehens im Interesse der schutzbefohlenen Gemeinde ausdrückten. Er erwiederte dieselben nur mit einer stummen Verbeugung. Ein Diener meldete bald darauf das bereitstehende Mittagsmahl, und die neue Wirthin lud mit einer freundlichen Handbewegung ihre Gäste ein, ihr in den Speisesaal zu folgen. Sie schwankte einen Augenblick, wem sie den Arm geben solle; da der Prediger ihr aber keinen Schritt entgegen that, nahm sie den des Doktors Bastian. Vater und Freundin traten von der entgegengesetzten Seite in den Saal, und waren im Begriffe, ihr gegenüber an der Tafel Platz zu nehmen, als der Prediger hinter seinem Stuhle die Hände faltete und laut ein kurzes Tischgebet sprach. Man schlug einigermaßen überrascht die Augen nieder, indem man sich dieser ungewohnten, frommen Sitte fügte, dann setzte man sich und das Mahl begann. Aber es wollte in dem sonst so regsamen Kreise anfänglich zu keiner unbefangenen

Digitized by Google

Mittheilung kommen, ein Jeder schien eine Ueberraschung zu ahnen; man flüsterte halbe Worte, tauschte verfängliche Blicke, bis sich denn endlich der Doktor erhob, sein Glas klingen ließ und mit feierlicher Stimme ankündigte:

Das Burgfräulein von Redau bittet ums Wort zu einem Toast!

Und in der That stand Katharine leise erröthend auf und sagte nach kurzem Besinnen mit freundlichem Lächeln, eine Thräne im Auge zurückdrängend:

Ja, sie rechnet auf einen freudigen Zuruf ihrer lieben Freunde, da sie die Erfüllung ihres theuersten Wunsches zu verkünden hat. Der beste Vater hat sie mündig gesprochen und ihr ein eignes Heimwesen gegeben; sie wußte keinen schöneren Dank, als für ihn um ein treues Herz zu werben und ihn mit dessen Ja zu beglücken. Trinken wir auf das Wohlergehen meines guten Vaters und unserer Freundin Beate als eines verlobten Paares!

Ein jubelnder Beifall folgte dieses Erklärung, die Keinen überraschte; die Braut lag schluchzend in den Armen der neuen Tochter, der Bräutigam drückte mit heiterer Verlegenheit nach allen Seiten die Hände, der Doktor aber rief seelenvergnügt:

So wäre denn wieder zweien Menschen auf den Weg des Wohlbefindens verholfen: der Eine hat einen Arzt, die Andere einen Patienten gefunden, ein Jeder gerade was er braucht!

Damit war Alles in ein schönes Gleichgewicht gebracht; es herrschte die heiterste Stimmung, und nur Katharine und der Prediger blieben ernst und gedankenvoll.

Der Abend führte alle Gäste nach der Stadt zurück und Beate, die bis zu ihrer Verheirathung still mit der Freundin auf dem Lande bleiben wollte, saß mit dieser und dem widergefundenen Jugendgespielen allein in der duftenden Weinlaube vor dem Hause. Natürlich war es die Veränderung ihres Zustandes, um welchen sich das Gespräch eingehend wendete; sie äußerte manche Zweifel und Bedenklichkeiten in Betracht ihrer Aufgabe, Katharine mußte aufklären, ermuthigen. Unmerklich aber und von Lorenz beherrscht zog sich die Unterhaltung in eine allgemeinere, ja in die geweihteste Sphäre, in Gebiete hinüber, die in Katharinens bisherigem Kreise wenig zur Berührung gekommen waren. Kunst, Literatur, Politik, selbst Philosophie hatten denselben neben den Tagesdarbietungen ausgefüllt, das eigentlich Religiöse überließ man ohne Erörterung der stillen, inneren Befriedigung. Der Mann, der den größten Einfluß auf diesen Kreis wie auf Katharinens eigene Entwickelung ausgeübt, Bastian, war ein Jude. So hatte sie sich gewöhnt, das Unbegreifliche zu verehren, aber nur dem Begreiflichen ihre Kräfte zuzuwenden. Und nun aus diesem frei in die Runde blickenden Vereine, der alle Wege überschauen möchte, die durch das Leben und selbst über dieses hinausführen, aus dem Kreise der rücksichtsvoll und duldsam Allen gerecht werden Wollenden, wie sie selber sich bezeichnen — der Halben und Lauen, wie die

Digitized by Google

Gegner sie nennen — stand sie jetzt unerwartet einem Manne gegenüber, der alle diese Gebiete durchlaufen und ihnen den Rücken gewendet hatte, der seine Kraft nur nach einer einzigen, geheimnißvollen Richtung concentrirte, einem Manne, der alles, was ihr bisher als Schmuck, ja als Zweck des Lebens gegolten, nur noch vorübergehend streifte, der seines Gleichen, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, nicht wie fertige Menschen, sondern — und zwar im glücklichsten Falle — wie Kinder betrachtete, deren Spielzeug ihn langweilte, ja der zu Zeiten, wenn auch gegen seinen Willen, aus Ungeduld hart und lieblos werden konnte. Getragen von einer ausgezeichneten Persönlichkeit, wurde diese concentrische Natur in ihrer freiwilligen Beschränkung und in der Knappheit ihrer Bewegungen ihr vom ersten Augenblicke an von dem bedeutungsvollsten Interesse und indem die nächstfolgende Zeit, in welcher Beate viel in sich und außer sich mit Ordnen ihres neuen Zustandes beschäftigt war, sie näher auf einander anwies, er sie unter ihren künftigen Heimathsgenossen einführte, sie ihre humanistischen Pläne mit ihm besprach, wurde er unmerklich der Gegenstand aller ihrer Gedanken.

Sie hatte sich entschlossen, nach des Vaters Verheirathung den größten Theil des Jahres auf ihrer Besitzung zu leben, um der neuen Mutter den erforderlichen Raum zum festen Fußfassen im väterlichen Hause zu gewähren, und indem sie den Umfang des Opfers erkannte, von nun an aufzuhören, der Mittelpunkt eines glücklichen, harmonischen Kreises zu sein, fühlte sie die Nothwendigkeit eines Ersatzes und glaubte denselben in thätiger Durchführung ihrer Jugendträume zu finden. Aber Handeln und Schaffen, und wäre es das Richtigste und Beste, vermögen ein weibliches Gemüth nicht auszufüllen, es bedarf des Anschlusses, des Einflusses einer Person, und so könnten wir es vielleicht erklären, daß die Erscheinung des Predigers Lorenz, vor ihr aufsteigend eben in dem Augenblicke, wo theure Bande sich lockerten, ihr so vielbedeutend werden mußte.

Aber warum sollen wir umständlich zu deuten suchen, was ewig unergründlich bleiben wird? Mögen die Gelegenheiten noch so verführerisch zusammenfallen, der Funken, welcher plötzlich beim ersten Begegnen eines Menschen im Herzen zündet und oft die Gegensätzlichsten mit elektrischer Strömung verbindet, wird und soll ein Geheimniß bleiben. Und ein Geheimniß konnte es ja auch nur sein, das einen Mann, dessen ausschließliches Streben auf das höchste Geheimniß gerichtet war, plötzlich mit allmächtigem Zauber umfing; das in einer Brust, die Entsagung als hohes religiöses Gebot erkannte, ja sie als eine Art von Genuß empfand, mit einem nicht abzutödtenden Nerv die Sehnsucht nach Befriedigung anfachte, eine Leidenschaft, die selber im Blute des Märtyrers auf Augenblicke noch rege wird. Wohl könnten wir auch diesen Zustand vernunftgemäß zu erläutern suchen; behaupten, daß ein einsames, durch äußere Thätigkeit nicht genügend ausgefülltes Leben,

Digitized by Google

daß Katharinens Schönheit, verbunden mit den reichen Gaben, durch welche Natur, Bildung und Glück sie bedacht, ihn für denselben empfänglich machen mußten: aber wir würden mit dieser Behauptung nur wenig bewiesen haben. Erasmus Lorenz war sich des anziehenden Zaubers des schönen Mädchens fast in demselben Augenblicke bewußt geworden, als ihr großes dunkles Auge zum ersten Male dem seinigen begegnete, aber er hatte auch eben so schnell in ihrer Erziehung, ihren Verbindungen, ihrer selbstständigen, gesellschaftlichen Stellung, ja in den Zügen ihrer Race erkannt, was sie trennen müsse. Nein, das war nicht das Weib, das er sich oftmals im Geiste zugesellt wünschte, um es in demüthiger Beschränkung, zu gemeinsamem Gottesdienst in ein christliches Pfarrhaus einzuführen. Daher suchte er sie zu meiden und kehrte doch immer von Neuem in die verlockende Nähe zurück; die mannigfaltigen Beziehungen, die ihre äußerliche Stellung zu einander herbeiführte, konnten seine Nachgiebigkeit in seinen eignen Augen nur schwach entschuldigen, denn gerade in den Grundzwecken ihrer Anlagen, segensreich zu wirken, that sich zwischen ihnen, wenn auch anfänglich nur leise angedeutet, die tiefe Kluft ihrer Anschauungen kund: sie wollte die Existenzen erweitern, er sie in eine Mitte ziehen.

Die nächste dieser eingeleiten Anlagen sollte eine Pflegstätte für kranke, der Elternsorge entbehrende Kinder sein, denen in ländlicher Luft Freiheit und sorgfältige Abwartung, und wo Genesung unmöglich war, eine lebenslängliche, liebreiche Versorgung zugedacht wurde. Bei Ausführung dieses Planes sehen wir auch den Doktor Bastian, der außer dem allgemein menschlichen noch ein persönliches Interesse zu bekunden schien, mit einem gemüthlichen Eifer thätig. Er kam häufig nach Redau, die getroffenen Einrichtungen zu prüfen, und wir dürfen nicht verschweigen, daß seine Nähe den Prediger mit einem unheimlichen, nicht immer glücklich verhehlten Gefühl der Abneigung berührte. Nicht, als ob der ältliche, unschöne Mann mit der hochstehenden Schulter und frühgebeugten Haltung durch seine Person jene Mißstimmung hätte hervorrufen können, die wir am liebsten Eifersucht nennen möchten, sein geistiger Einfluß auf die Geliebte war es, der ihn beeinträchtigend verletzte, mehr verletzte als vielleicht ein glücklicher Nebenbuhler es vermocht. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Temperamente.

Von Karl Fortlage.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube", schrieb Schiller einst an Körner, „ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung des Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfniß nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was

Digitized by Google

Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin."

Goethe zwar scheint anders gearbeitet zu haben. Er wurde allgemein für den immer klaren, heiteren, in deutlichen objektiven Anschauungen sich bewegenden, in so fern mehr receptiven Geist gehalten. Aber man darf diese Behauptung nicht auf die Spitze treiben. Sonst treten uns Selbstbekenntnisse entgegen, welche beweisen, daß er in allen den Lebensstimmungen, wo er sich als Dichter fühlte, mehr dem Grübler glich, welcher das suchte, was er weder verloren hatte noch erwerben konnte, als dem Heiteren, welcher sich der Pracht der Sterne freut, ohne ihrer zu begehren. „Man hat mich immer", so äußerte er im Jahre 1824 an Eckermann, „als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Aber wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen."

— schrieb er ein andermal —

Meine Dichterglut war sehr gering,
So lang ich dem Guten entgegen ging;
Dagegen brannte sie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Uebel floh.
Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklem Grund gezogen:
Drum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Daraus folgt, daß der produktive Genius, obgleich er über dem hellen Chinesen und dem dunklen Aethiopen in der Mitte schwebt, doch nicht im hellen, sondern im dunklen Boden seine Wurzeln schlägt, und immer eine Neigung hat, mehr nach der äthiopischen, als nach der chinesischen Seite hin auszuschweifen.

Aber nicht nur der Dichter, sondern überhaupt jeder erfinderische Geist kommt leicht in einen isolirten Zustand, indem das Sinnen und Brüten ihn nach innen kehrt, und nun aus flüchtigeren Auffassungen der Außenwelt auch unvollkommnere Erinnerungen hervorgehen, welche ihn von der Welt abschneiden und wie auf eine Robinsonsinsel versetzen. Ein solcher kann sich mitten in der Gesellschaft so vereinsamt sehen, als wohnte er auf einer Oase in der Wüste Sahara. Er gleicht einem emporstrebenden Ballon, dessen Seile, welche ihn an den Boden ketten, zu schwach sind und alle Augenblicke zu reißen drohen. Der Naturforscher Priestley erzählt in seinen Memoiren, daß

Digitized by Google

er Personen und Dinge, mit denen er verkehrt hatte, leicht gänzlich vergaß, in dem Maße, daß in seinen eigenen Schriften ihm beim Widerlesen oft Dieses oder Jenes als neu erschienen sei, und er mehr als einmal Experimente von Neuem angestellt habe, deren Ergebnisse er selber schon früher bekannt gemacht hatte. „Aber", fügt er mit richtigem psychologischem Blicke hinzu, „mein Fehler in Betreff der Erinnerung, welcher in einem Mangel an genügendem Zusammenhange in der Association gehabter Eindrücke bestehen dürfte, entspringt vielleicht aus einer geistigen Anlage, welche neue Associationen mehr begünstigt, so daß das, was ich in Hinsicht des Gedächtnisses verloren habe, aufgewogen sein mag durch eine vergrößerte Combinations- oder Erfindungsgabe."

Jeder produktive Genius wird nur groß durch eine gewisse Vereinsamung, welche der receptive Mensch niemals erreicht. Wo dieß nicht erworben wird, da können die inwendigen Produktionen eben so wenig hervortreten, als ein feiner Geigenton zwischen Trompetenmusik oder die Sternbilder am Tageshimmel. Die Einsamkeit und Ungestörtheit ist das einzige Geschenk, welches die Welt dem Genius machen kann. Denn seine Natur besteht eben darin, daß seine Quellen nicht von außen, sondern nur allein von innen fließen, und von außen nichts Anderes empfangen als Anregungen. Darin eben besteht der unendliche Reiz genialer Schöpfungen, daß sie schlechterdings unberechenbar und daher immer überraschend sind. Das Geheimniß liegt darin, daß sie nicht nur den Hörer überraschen, sondern daß der Hörer nur zum zweiten Male dieselbe Ueberraschung theilen darf, welche zum ersten Male ihrem Schöpfer begegnete. Dieses aber ist nicht nur beim Produciren im dichterischen Sinne der Fall, sondern auch eben so sehr und in vollkommen so hohem Grade beim Auffassen.

Obgleich nämlich der geniale Geist selten so vollständig auffaßt, wie der bloß receptive, so faßt er dagegen weit lebhafter, charakteristischer und interessanter auf, als dieser. Denn die Phantasie ist das Vermögen, welches den Anschauungen die Frische und den Schmelz ertheilt. Der Produktive bekommt farbige Gemälde, der Receptive Bleistiftzeichnungen. Dann aber auch erhält die Aufmerksamkeit, vom Hauche der Phantasie gehoben, eine größere Freiheit, von einem Gegenstande zum andern, von alten Erinnerungsreihen zu neuen Combinationen, von der Vergangenheit zur Zukunft hinwegzukommen, womit die Erfindungsgabe eintritt, sobald nur das Material an den wenigen ausgewählten Punkten, auf welche es allein ankommt, mit Vollständigkeit herbeigeschafft worden ist. Eben durch diese Auswahl von höheren Gesichtspunkten aus zeichnet sich der Produktive aus vor dem Receptiven, welcher leicht für die Zwecke der Erfindung zu viel Material herbeischafft, und das Wesentliche nicht vom Unwesentlichen zu unterscheiden versteht. Alle Receptiven ertrinken im Material. Unter der unendlichen Fülle desselben das

Digitized by Google

wenige Taugliche auszuwählen, den Ballast aber über Bord zu werfen, ist die Sache des Genies.

Das sinnige und wissenschaftliche Beobachten seiner selbst und der Welt gelingt immer nur von einem Standpunkte aus, welcher nicht in der Welt und ihren Interessen befangen ist, sondern gewissermaßen über ihnen schwebt, und sich ihnen mit einer gewissen kindlichen Verwunderung gegenüber stellt. Schiller hat dieses als die angeborene Naivität des Genius bezeichnet. Eine produktive Seele ist aber in ihrem Beobachten und Handeln darum von dieser immerwährenden Frische, Neuheit und Naivität, weil nur sie in den neuen Eindrücken das wirklich Neue, Interessante und Eigenthümliche auffaßt, während sich dem Phantasielosen überall sogleich die fertigen Schablonen der trivialen Begriffe unterschieben, welche sich aus vergangenen Lebensbeziehungen und Bedürfnissen hierfür im Gedächtnisse gesammelt haben. Der Receptive ist sogleich mit Allem fertig als ein Mann der geläufigen Redensart, ein Mann der Phrase. Der Produktive wird von der neuen Anschauung vermöge seiner stärkeren Phantasiethätigkeit zu neuen Begriffen geführt, welche die alten verdrängen. Eine produktive Seele ist daher ewig jung, ewig ein Kind in der Neuheit des Auffassens. Es hat immer unbeschriebene Tafel im Gemüthe. Ihm wird die Welt nie alt. Ihm sinken die Erinnerungen zurück wie Gewölk ohne es zu plagen; es trinkt beständig aus Lethe, um immer neu, immer frisch, immer wieder wie vom ersten Schöpfungstage an zu leben.

Je mehr die Phantasie einen lebhaften Antheil an der Auffassung der Außenwelt gewinnt, je lebhafter, farbenreicher und frischer in Folge dessen diese erscheint, desto leichter wird es dem Gemüthe, ein Interesse an der Welt ohne alle eigennützigen Zwecke zu gewinnen, ein Interesse an ihrer Schönheit, ihrem wundervollen Bau, ihrer erhabenen Gesetzlichkeit. Schopenhauer preiset mit Recht dieses uneigennützige Interesse als eine der höchsten Gaben der Menschheit, indem er in ihm ein Freiwerden des Intellekts vom Willen als von der niederen Bedürfnißnatur des Menschen erkennt. Ein solcher Freigewordener kommt niemals zu Ende mit Erstaunen und Bewunderung über das große Schauspiel, das sich tagtäglich vor seinen Augen entfaltet. Die Redensart: „Was geht mich das an?“ und „Wozu dieses mir?“ hat für ihn ihren Sinn verloren. Denn ihn geht Alles an, er sieht sich mit Allem in enger Beziehung, er wird der Theilnehmer, Genosse, Mitempfinder, Freund aller Wesen. Ihm ist, wie dem Franz von Assisi, das Feuer sein Bruder und das Wasser seine Schwester.

Schopenhauer sagt: „Der gewöhnliche Mensch ist einer uninteressirten Betrachtung, welches die eigentliche Beschaulichkeit ist, nicht anhaltend fähig: er kann seine Aufmerksamkeit auf die Dinge nur in so fern richten, als sie irgend eine Beziehung auf seinen Willen haben. Daher weilt der gewöhn-

Digitized by Google

liche Menſch nicht lange bei der bloßen Anſchauung, heftet ſeinen Blick nicht lange auf einen Gegenſtand; ſondern ſucht bei Allem, was ſich ihm darbietet, nur ſchnell den Begriff, unter den es zu bringen iſt, wie der Träge den Stuhl ſucht, und dann intereſſirt es ihn nicht weiter. Daher wird er ſo ſchnell mit Allem fertig, mit Kunſtwerken, ſchönen Naturgegenſtänden, und dem eigentlich überall bedeutſamen Anblick des Lebens in allen ſeinen Scenen. Er aber weilt nicht: nur ſeinen Weg im Leben ſucht er, allenfalls auch Alles, was irgend einmal ſein Weg werden könnte, alſo topographiſche Notizen im weiteſten Sinn; mit der Betrachtung des Lebens ſelbſt als ſolchen verliert er keine Zeit. Der Geniale dagegen verweilt bei der Betrachtung des Lebens ſelbſt, ſtrebt die Idee jedes Dinges zu erfaſſen. Während dem gewöhnlichen Menſchen ſein Erkenntnißvermögen die Laterne iſt, die ſeinen Weg beleuchtet, iſt es dem Genialen die Sonne, welche die Welt offenbar macht."

Heinrich Rückert hält dieſe Begabung, einen freien und unintereſſirten Blick in die Naturerſcheinungen zu thun, für einen der Hauptvorzüge des indogermaniſchen Menſchenſtammes vor den anderen Menſchenſtämmen. „Die Natur", ſagt er, „iſt dem Indogermanen in ſich lebendig. Darum kann der menſchliche Geiſt hier zu einer reinen Freude an der Natur um ihrer Größe und Schönheit willen gelangen, ohne dabei ſtets an ſich, an ſeine Bedürfniſſe und ſeinen Genuß zu denken. Dies wäre nicht möglich, wenn der Geiſt nicht unwillkürlich die ganze Außenwelt mit Hülfe der Phantaſie reproducirte und die eigene Seele in ſie hineintrüge. So füllt ſich die ganze Natur mit menſchlichem Geiſt und Körper, und es gibt für dieſe Anſchauungsweiſe keine Sachen, ſondern nur Geſtalten."

Man wird den receptiven und den produktiven Menſchen im Blick unterſcheiden. Der Blick des Receptiven iſt beobachtend und ſpähend. Der Blick des Produktiven iſt offen und frei, wofern er nicht auf ſinnende Art in ſich ſelbſt verſinkt, wie Klopſtock ſagt von der deutſchen Muſe:

— dieſen Blick, der
Feurig zur Erde ſich ſenkt, den kenn' ich!

Es iſt der ſprechende Blick, der in die Seele dringt. Der Produktive ſucht beim Geſpräch gern Auge in Auge Anker zu werfen. Dabei vergißt er gern ſich ſelbſt über dem Gegenſtande ſeines Geſprächs, ſpricht ſeine Urtheile objektiver, unparteiiſcher und rückſichtsloſer aus, als es manchmal die Klugheit erfordern würde, ein Mißgriff, welcher dem Receptiven niemals begegnet. Der Receptive iſt unaufhörlich geſprächig, hauptſächlich in der Abſicht, durch Mittheilung von Neuigkeiten wieder Neuigkeiten zu erfahren. Seine vorherrſchende Neigung iſt intereſſirte Neugierde. Obgleich jeder Produktive im Grunde ſeines Herzens vom Wunſche, ſeine innerſten Tiefen offenbaren zu dürfen, brennt, ſo muß er doch hierzu immer erſt einen empfänglichen Boden

Digitized by Google

finden, und wird daher, wo ein solcher nicht anzutreffen ist, leicht schweigsam. Denn die stärkste Triebfeder der Gesprächigkeit, die Neugierde, mangelt ihm. (Fortsetzung folgt.)

Die jung-germanische Schule. *)

So nennt sich ein in diesem Jahre gegründeter Verein von jungen, vorzugsweise Hamburger Literaten, der nichts Geringeres anstrebt, als „gleich den früheren Literaturschulen eine neue Epoche des deutschen Schriftthums vorzubereiten und zu eröffnen." Zum Begriffe einer solchen Schule scheint nun freilich vor Allem die Existenz von Meistern zu gehören, welche die Geistesrichtung ihrer Zeit bestimmen und in ursprünglicher Produktion vorbilden, oder doch durch hervorragende Leistungen einem allgemeinen geistigen Bedürfnisse zum Ausdruck und zur Befriedigung verhelfen. Wir wollen es aber mit dem Namen nicht so genau nehmen und uns an die Sache halten. In der die Zwecke und Grundsätze der jung-germanischen Schule darstellenden Denkschrift wird davon ausgegangen, daß ein „reges nationales Leben jederzeit Grundbedingung alles geistigen und namentlich dichterischen Wirkens" sei, und in kurzen prägnanten Zügen eine Skizze von der einstigen Größe und unverwüstlichen ursprünglichen Kraft unseres Volksthums entworfen. Es wird darauf hingewiesen, wie dieses nicht nur durch das ganze Mittelalter, in der glänzenden Periode des Kaiserreichs, sondern auch bis in die neuere Zeit sich mächtig erwiesen, sei's durch die Zähigkeit, mit der es, mitten in der Fremde vereinzelt und jedem Angriffe bloßgestellt, wie in Siebenbürgen, Italien und Nordamerika, sich durch Jahrhunderte hindurch bewahrt, sei's durch die verschmelzende Kraft, mit der es minder kräftige Nationalitäten sich politisch unterworfen und assimilirt hat, sei's endlich durch den überwiegenden Einfluß auf die geistige Entwicklung verwandter Volksstämme, wie selbst des jetzt mit schnödem Undank lohnenden dänischen.

Im Gegensatze gegen diese seine frühere Würde und Bedeutsamkeit wird die gegenwärtige Ohnmacht und Schmach des deutschen Namens betrachtet. „Die Völkerschaften des Ostens, welche seither Jahrhunderte lang unter der Herrschaft des deutschen Geistes gestanden, empörten sich gegen unsere Sprache und Sitte. Im Norden ward der Versuch gemacht, die deutsche Sprache

*) Wir nehmen diesen Aufsatz des geehrten Herrn Verfassers gerne auf, weil er das allerdings noch sehr unklare Auftreten der besprochenen „Schule" zu motiviren und zu erklären sucht; können jedoch nicht, so sehr wir auch manche Wahrheit anerkennen, der Ansicht des Verfassers über die literarische Bedeutung dieser plötzlich auftauchenden und scheinbar allen politischen Einfluß von sich abweisenden Erscheinung beistimmen, und wollen wir vorerst das Wirken des Vereins, dessen Auftreten indeß nichts weniger als bescheiden ist, abwarten.

Die Redaktion.

Digitized by Google

gänzlich zu verdrängen, und hier wie anderswo waren es verächtliche Renegaten deutscher Herkunft, welche sich selbst zu Werkzeugen der Feinde ihres Volkes hergaben. Dem Slaventhum ward es möglich, sich dergestalt in politischen Zukunftphantasieen zu ergehen, daß sie selbst sich die Möglichkeit einer Unterjochung Deutschlands durch ihr künftiges Gesammtreich träumten und daß sogar die kleinen hier und da zerstreuten Reste der slavischen Urbewohner Ostdeutschlands ihren seitherigen Herren gegenüber nationalstolz wurden. Sollen wir noch an den Umschwung erinnern, der in Dänemark vor sich ging, oder an das Verhältniß der Deutschen in Nordamerika zu den dortigen Eingeborenen" — wir setzen hinzu: an die Expectorationen des Schweizer „Brudervolks" in der Neuenburger Sache, an die steigende Antipathie der westlichen Grenzbewohner und an die Feindseligkeit der Italiener?

Die Gründer der jung-germanischen Schule glauben nun, daß an diesem nationalen Unglück „das verdorbene Literatenthum der letzten Jahrzehnde die Hauptschuld trage" und machen es sich — als „Glieder der Nation, welche anderthalb Jahrtausende hindurch die Geschicke Europa's regierte" — zur Pflicht, „durch die den Geist derselben beherrschende und leitende Schrift" diesem großen Uebel zu steuern. Sie erkennen als nächste Aufgabe in dieser Beziehung „die Wiederherstellung der deutschen Nationalgeschichte in ihrer Aechtheit und Ursprünglichkeit gegenüber dem Fanatismus der einseitigen Protestanten wie dem der Ultramontanen; die nächste Aufgabe — weil in der Geschichte einer Nation sich die Seele derselben offenbart und die Liebe zu ihrer Geschichte Liebe und Pflichtgefühl gegen Volk und Vaterland von selbst mit sich bringt."

Von diesem Standpunkt wird einerseits das von modernen Starkgeistern in vornehmer Vornirtheit bei Seite geschobene große Verdienst der romantischen Schule um unsere Nationalliteratur in gebührender Weise anerkannt; andererseits der entschiedene Gegensatz wider das ebenso verdienstlose als hochfahrende „junge Deutschland", dessen Ueberreste und Nachzügler noch immer unsere Literatur verderben, auf das Nachdrücklichste hervorgehoben.

Dies ist die „nationale" und, wie mir scheint, allein bemerkenswerthe Richtung der jung-germanischen Schule; denn was noch von einer anderen, „geistigen Richtung" derselben aufgestellt wird, erscheint als sehr unbestimmt, zum Theil verdächtig, wie der angezeigte „Kampf gegen die moderne sogenannte Aesthetik", die dem Dichter von Außen her eine Regel aufzwinge, wie sie solche „nach bestimmten poetischen Mustern für die Afterkritik zurechtgemacht" habe. Zum Theil sogar offenbar falsch, wie die Bedeutung, welche den Errungenschaften unserer Afterrevolution und deren Einflusse auf die deutsche Literatur gegeben wird, sowie die Ueberschätzung der materiellen Resultate unseres Zeitalters, wozu auch die Phrase von der angeblich „unendlich höheren Poesie der schnaubenden Dampfrosse" gegenüber derjenigen

Digitized by Google

der Postkutschen gehört. In jener „nationalen Richtung" aber liegt ein so edler und fruchtbarer Keim, daß der Wunsch, ihn zum Durchbruch zu bringen und deßhalb von Allem abgesondert zu sehen, was seine Entwicklung hindern kann, zur näheren Prüfung einladet.

Der Verein hat die „völlige Ausschließung politischer Tendenzen jeder Art" an die Spitze seines Programms gestellt. Es war dies wohlgethan; aber gleichwohl kann darunter nur verstanden sein, daß er jede unmittelbar politische Tendenz, d. h. jede Agitation von sich weise; dahingegen mittelbar sein Beruf gerade im edelsten Sinne ein politischer ist. Die Meinung zwar, die Literatur als solche könne ein Volk zur Blüthe oder zum Verfall bringen, wird durch die Geschichte nicht bestätigt. Diese lehrt vielmehr nur, daß eine gute Literatur der ersteren, eine schlechte dem letzteren folgt, wie es natürlich ist. Dem „verdorbenen Literatenthum der letzten Jahrzehnde die Hauptschuld an unseren nationalen Mißgeschicken beizumessen, ist daher ungerecht. Vielmehr sind die letzteren an dem ersteren schuld. Allein wer kann läugnen, daß eine verdorbene Literatur den politischen Verfall, dem sie entwächst, auch wiederum beschleunigt, und in dieser Hinsicht hat es mit der deutschen eine ganz eigene Bewandtniß.

Es läßt sich nämlich nicht verkennen und gereicht uns zum Verhängniß, daß unsere Literatur die einzige in der ganzen Welt ist, welche gegen ihre eigene Nationalität nicht allein in Emancipationsgelüsten sich ergeht, sondern zeitweise geradezu alle Pietät verläugnet und ihr feindselig gegenübertritt. Mögen einzelne Erscheinungen dieser Art, wie Heine und Börne, bei denen überdies das gedrückte verbitterte Judenthum jener Zeit in's Gewicht fällt, mehr aus der politischen als literarischen Entwickelung Deutschlands verständlich sein; im Ganzen ist es der kosmopolitische Grundcharakter unserer Literatur, vermöge dessen dieselbe, ausgehend von dem tiefsten Bewußtsein der individuellen Freiheit, der Totalität der menschlichen Bildung zu allen Zeiten überwiegend größeren Vorschub geleistet hat, als der partiellen der Nationalität. Unsere gesammte classische Literatur bewegt sich fast ausschließlich in allgemein menschlichen Gedankenkreisen. Dies ist bekannt und bedarf keiner Ausführung. Weniger beleuchtet ist die negative Kehrseite dieser „Weltliteratur": die Entkräftung des Nationalgefühls, der politische Unverstand und die Unfähigkeit des Nationalwillens. Der junggermanischen Schule schwebt das unheimliche Bild derselben vor, sie wendet sich dagegen. Aber so tief ist sie selbst bereits davon inficirt, daß es ihr unbedenklich dünkt und vollkommen verträglich mit ihrer „nationalen Richtung", den phantastischen Plan aufrecht zu halten: daß die deutsche Nation „den Geist aller Völker in sich zu vereinigen und als ein neues großes Ganze, als eine Weltliteratur aus sich wieder zu erzeugen habe." Dahin gehören Emphasen wie diese: „Europa ist der Kochofen und Deutschland

Digitized by Google

der Kessel, in welchem gegenwärtig eine neue Cultur ausgekocht wird, zu der Europa, Asien und Amerika, zu der alle Zeiten und Völker das Brennholz und Kochmaterial liefern."

So lange der deutsche Schriftsteller solche Ziele im Auge hat, arbeitet er nicht im Dienste seiner Nation. Sie wollen den deutschen Geist von allen fremden sich nur unterscheiden lassen, weil er „über alle fremden erhaben" sein müsse, und dies vermag er doch nur, indem er alle nationale Beschränkung, die ihn naturgemäß unterordnet, verläugnet und sich zum Kosmopolitismus hinaufschraubt. Deshalb muß die wohlverstandene nationale Tendenz eines deutschen Schriftstellervereins sich nicht allein abwehrend gegen die fremden Nationalitäten, sondern vor Allem auch polemisch gegen die weltbürgerliche Richtung der eignen verhalten.

Mit der Polemik allein aber ist die Aufgabe nicht erschöpft. Sie stellt nur deren negativen Factor dar. Um positive Hülfe nun wendet sich die jung-germanische Schule an die Vergangenheit: in der Wiederbelebung unserer Nationalgeschichte will sie uns zur Erkenntniß unserer Nationalbedeutung, unseres nationalen Rechts führen. Dies ist verständlich und knüpft an den dermaligen hohen Culturstand der historischen Wissenschaften unter uns zweckmäßig an; allein das positive Princip der nationalen Tendenz fordert mehr, denn die Geschichte lehrt uns, was wir geworden sind, nicht was wir werden sollen. Sie setzt uns leicht in den Stand, den Umfang unserer Rechte zu überschauen, schwer aber das Gebiet unserer nationalen Pflichten zu beherrschen. Zur Erkenntniß der letzteren bedarf es einer unmittelbaren Einwirkung auf die ethische Kraft, auf den Willen der Nation. Dies vermag die Literatur, indem sie auf allen Gebieten der geistigen Thätigkeit, in Wissenschaft und Kunst das nationale Bedürfniß eines Volkes in seinen tief sittlichen und deßhalb ursprünglichen Wurzeln aufweist und entwickelt, — ein Problem, zu dessen Lösung ein Verein von Schriftstellern, der sich gerade dieses zum Zweck setzt, eben so sehr durch den politischen Nothstand Deutschlands im Allgemeinen, wie durch die gegenwärtige Phase unserer öffentlichen Verhältnisse im Besonderen, geboten erscheint.

In der Verbindung dieser Grundsätze würde die jung-germanische Schule der vaterländischen Sache den besten Dienst leisten, und in solcher Hoffnung darf man ihren bescheidenen Anfang wohl als ein erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßen und zu seiner Unterstützung die edleren literarischen Kräfte Deutschlands um so mehr auffuntern, als bei dem offen erklärten Antagonismus der „Jung-Germanen" gegen die, einen großen Theil unserer belletristischen Tagespresse leider noch immer beherrschenden „Jung-Deutschen" ein auffallendes Stillschweigen über diese literargeschichtliche Erscheinung beobachtet wird.

W. G.

Digitized by Google

Alkoran der Liebe.

(Fortſetzung.)

Wohl ſchmücken ſchön des Ruhmes Triebe,
Doch dir vor allem Preis, o Liebe,
Die leiht ſelbſt einen Himmelsſchein.

Ja, wem der Liebe Heil beſchieden,
Dem iſt beſchieden Allahs Frieden,
Er wallt im Paradieseshain.

Ich, Fatme, ſelig dir verbunden,
Hab' es gefühlt, hab' es empfunden,
Welch' Glück die Liebe kann verleihn.

Einſt, ſchiffend unter Felſenriffen,
Hab' ich des Todes Nah'n begriffen:
Doch, ob ich Furcht empfand? o nein!

Wohl grub der Sturm die gier'gen Zähne
Wie eine hungrige Hyäne
Tief in die Bruſt des Meeres ein.

Wohl ſah ich Blitz' aus Wolken wettern,
Die unſers Schiffes Maſt zerſchmettern,
Den Löwen, Donner, hört' ich ſchrei'n.

Ein Strahl, im purpurnen Zickzacke,
Flammte durch die damaſtne Flagge,
Und uns umloht' ein Feuerſchein.

Aufſtöhnt das Schiffsvolk, die Matroſen
Sah man ſich ſtoßen, drängen, toſen,
Sie ſchrieen: Freund, biſt du von Stein?

Denn, da ſtand ich, ſtill, unbeweglich,
Ich fühlte Wonnen nur unſäglich,
Ich dacht' an Fatmes Lieb' allein.

Wir ſtiegen hinauf zum Berge
Und lachten und ſcherzten viel.
Der ſonnebeſchienene Gipfel,
Umkränzt vom Palmenwipfel,
War unſrer Wandrung Ziel.

Wir ſteigen empor durch Blüthen
Zur Höhe, voll Lieb' entbrannt.
Wir ſehen die Sonne blinken,
Sie will ſo eben verſinken
Still an des Himmels Rand.

Sie wirft thaukühle Strahlen
Golden über uns aus.
Es iſt, als ob wir brechen
Aus hellen Quellenbächen
Einen feuchten Blüthenſtrauß.

Nun ſinkt ſie nieder. Erloſchen
Iſt ſie und entſchwunden nun.
Uns dünkt, als ſei ihr Schimmer
Dahin für immer, für immer,
Als woll' im Grabe ſie ruhn.

Lang' ſtanden wir droben, dann ſtiegen
Wir nieder vom Bergesrand;
Still unſere Herzen pochen,
Wir haben kein Wort geſprochen,
Wir gingen ſtill Hand in Hand.

Wir ſteigen herab zum Thale,
Wir lachen und ſcherzen nicht.
Im Aug' uns Thränen ſtehen,
Wir haben ja ſcheiden ſehen
Und ſterben der Sonne Licht.

Sie ruhte ſo ſanft, ſie ruhte ſo ſüß,
Der Frieden des Himmels lag über ihr,
Sie träumte wohl hold vom Paradies,
Vielleicht auch träumte ſie hold von mir.

Die zarten Lippen, ſich öffnend flink,
Wie Knoſpen ſich öffnen im Roſenkranz,
Fromm lächelten ſie, als wäre der Ring
Des Mundes gefaßt in Himmelsglanz.

Nun bebten die Lippen, als ſpräche ſie leis
Anmuthige Worte voll Huld und Zier;
Ich rief: nichts hör' ich, aber ich weiß,
Sie redet mit Allah oder mit mir.

Sie ſtieg herab zum kühlen Bronne,
Verſchwindend mir am Bergeshang.
Es war, als wenn die ſchöne Sonne
Am Himmelsrand herniederſank.

Armverſchlungen hingingen wir
Unter den Sykomoren.
Spinnend Gedanken voll Huld und Zier,
In der Liebe luftiges Glanzrevier
Wie in Duft der Träume verloren.

Digitized by Google

Nicht ein einziges leises Wort
Haben wir Zwei gesprochen.
Uns durch den Geist doch fort und fort
Klang es wie Paradies-Akkord,
Und die Herzen fühlten wir pochen.

Was thätest du, Kind, wenn der Schah dir grollt?
Rief ich, der ich ihm zürnen gewollt.
Sie sprach: ich wäre nur mehr ihm hold.

Ich sprach: und grollet er ungerecht,
Ist meine Treue dann noch in Recht?
Sie sprach: Das Gold bleibt immer echt.

Ich sprach: und häufet sich seine Schuld,
Verkennet er meine Lieb' und Huld? —
Sie sprach: Allah übt stets Geduld.

Ich sprach: die Schönheit sei schlimmer Art,
Sagt man, mein Geist jedoch gewahrt,
Daß Schonheit mit Tugend sich treulich paart.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Geschichtsquellen.

Als Lappenberg im Jahr 1834 den ersten Band seiner trefflichen, jetzt von Pauli fortgesetzten Geschichte Englands herausgab, mußte er es in der literarischen Einleitung noch beklagen, daß es für die älteste und mittlere Periode der englischen Geschichte mit den Quellen derselben nicht zum Besten bestellt sei. Zwar waren seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts viele Chronisten und ältere Geschichtsschreiber in — meist selten gewordenen — Sammelwerken edirt worden, allein es waren unkritisch gefertigte Abdrücke, für die Würdigung der einzelnen Werke, für ihr Verhältniß zu einander, für die Erkenntniß ihrer Quellen und Glaubwürdigkeit war noch sehr wenig geschehen und manche wichtige Geschichtsquelle lag noch unedirt und unbenutzt in den Archiven und Bibliotheken. Es verhielt sich also in diesen Beziehungen in England fast ebenso wie in Deutschland, ehe hier auf Veranlassung des edeln Freiherrn von Stein die große Sammlung der Monumenta Germaniae historica begonnen wurde. Aber derselbe Eifer, der seitdem in Deutschland für die Herausgabe älterer Geschichtsquellen herrscht und welchem man neben den Monumenta eine Reihe anderer Urkundenwerke und Quellensammlungen (zumeist provinzieller Natur, z. B. für Schlesien, Thüringen, das Bisthum Münster) verdankt, ist auch in England erwacht. Hier sind es jedoch nicht historische Lokalvereine, welche sich die Veröffentlichung der Geschichtsquellen angelegen sein lassen, sondern es treten da angesehene Leute und Geschichtsfreunde zusammen, um auf ihre Kosten den Druck solcher Werke zu veranstalten, die dann in der Regel nur den Mitgliedern des Vereins und nicht oder nur in wenig Exemplaren in den Buchhandel kommen, daher auch so schwer zu erlangen sind, wie in Deutschland z. B. die schätzbaren Publikationen des ganz in derselben Weise bestehenden literarischen Vereins in Stuttgart. Neben der Camden Society, welche seit 1838 über 40 Bände in Quart mit Chroniken, Urkunden, alten Gedichten u. s. w. herausgegeben hat, war besonders thätig die English historical Society. Diese bestand am 1. Juni 1847 aus ungefähr 120 Mitgliedern, meist dem höchsten Adel angehörig, mit der Königin Victoria an der Spitze; ein Verwaltungsrath besorgt die Geschäfte, und als Ehren-Secretär fungirte der berühmte Geschichtsforscher J. M. Kemble. Auf deren Kosten ist von 1848 bis 1856 in 29 schöngedruckten Octavbänden eine Anzahl der wichtigsten Geschichtsquellen theils zum erstenmale gedruckt, theils in verbesserten Abdrücken edirt worden. Unter den vorher noch nicht gedruckten Werken sind namentlich die große Chronik Rogers von Wendover in 4 Bänden und die angelsächsische Urkundensammlung (Codex diplomaticus aevi saxonici) hervorzuheben, letzteres die treffliche Arbeit des genannten jetzt verstorbenen Kemble, der darauf seine Geschichte des englischen Staatswesens bis auf die Zeit der normännischen Eroberung (unter dem Titel „die Sachsen in England") gründete. Alle diese Ausgaben sind mit ausführ-

Digitized by Google

lichen Einleitungen, kritischen Noten und kurzen Anmerkungen versehen. Im vorigen Jahre hat sich nun diese Gesellschaft aufgelöst, dafür aber hat die engliche Regierung begonnen, in großartiger Weise die Herausgabe der alten Geschichtsquellen des Landes fortzusetzen. Schon früher war nämlich eine Parlaments-Commission für die Erhaltung britischer Geschichts- und Rechtsdenkmäler niedergesetzt worden, und neben andern Arbeiten beabsichtigte diese auch eine Ausgabe der englischen Geschichtschreiber bis zum Jahre 1500. Diese s. g. Record-Commission edirte außer einigen Bänden Urkunden nur 1834 einen Band der scriptores rerum anglicarum, der eine große Anzahl von Chroniken enthält, sie aber nur bis zum Jahre 1066 gibt, und wollte deren Fortsetzung in ähnlicher Weise auf drei weitere Bände vertheilen. Ihre Leistungen entsprechen indessen den Erwartungen und den dafür bestimmten Geldmitteln nicht, sie wurde daher von dem Parlamente wieder aufgelöst. Nun machte den 26. Januar 1857 der Master of the rolls (der Ober-Archivar) den Lords des Schatzes den Vorschlag, die Geschichtsquellen für die Zeit vom Einfalle der Normannen bis zur Regierung Heinrichs VIII. (the Chronicles and Memorials of Great Britain and Ireland during the middle ages) herauszugeben; jedes Werk solle wie eine editio princeps aus den besten Handschriften abgedruckt werden und von einer genauen Beschreibung der Handschriften, einer Lebensbeschreibung des Verfassers und chronologischen Noten — mit Ausschluß aller andern Anmerkungen — begleitet sein. Er verlangte von dem Schatze nur eine Unterstützung für die Honorirung der mit der Herausgabe betraut werdenden Gelehrten (so daß er die andern Kosten wohl selbst zu tragen übernahm), und stellte dagegen in Aussicht, daß er alle Jahre 12 Bände zu einem billigen, die allgemeine Verbreitung des Werks erleichternden Preise erscheinen lassen werde. Bereits am 9. Februar 1857 genehmigten die Schatzherren den Vorschlag; zu dessen Ausführung wurde rasch geschritten, und so liegen jetzt schon acht Groß-Octav-Bände dieser neuen Sammlung der „rerum brittanicarum medii aevi scriptores" schön ausgestattet, mit getreuen, namentlich auch Miniaturen wiedergegebenen Schriftproben vor uns, deren Preis nur auf 8 Schilling 6 d. für den Band festgesetzt ist. *) Sind nun auch diese Ausgaben nicht mit der bewundernswerthen Sorgfalt veranstaltet, welche die Herausgeber der deutschen Monumenta auf jedes einzelne Stück verwenden, und wird man den Mangel aller erläuternden Noten oft bedauern müssen, so ist doch der große Vorschub, welcher der englischen Geschichtsforschung durch dies Unternehmen geleistet wird, nicht zu verkennen, und auch für etwaige Mängel kann gegenüber dem langsamen Voranschreiten der deutschen Sammlung die Raschheit entschädigen, mit welcher eine Menge wichtiger Quellen in die Hände der Gelehrten gelangt. Wie verschiedener Art übrigens diese Quellen sind und welche Bedeutung sie für die englische Geschichtsschreibung haben müssen, mag schließlich eine kurze Anzeige des Inhalts der bis jetzt erschienenen 8 Bände darthun. Wir finden darin den ersten Theil der Chronik des Klosters Abingdon, die zwischen 1413—1418 geschriebene Geschichte der berühmten Augustiner-Abtei zu Canterbury, drei wichtige Werke über die Geschichte der 1226 nach England gekommenen Franziskaner, dann unter dem Titel: Fasciculi zizaniorum magistri Joh. Wyclif cum tritico (also Bündel Wycleff'schen Unkrautes mit dem Waizen) eine Reihe merkwürdiger Aktenstücke für die Geschichte Wycleffs und der Lollharden, weiter 3 Lebensbeschreibungen Eduard des Bekenners, von denen namentlich die erste ein um 1245 geschriebenes Gedicht in normannisch-französischer Sprache, auch für Sprachforscher von Interesse ist, eine gereimte schottische Chronik und endlich zwei Werke des 1464 gestorbenen Augustinermönchs John Capgrave. Das eine ist eine auch sprachlich wichtige englische Chronik, im Dialekt von East Anglia, das andere in lateinischer Sprache eine Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Heinriche (de illustribus Henricis),

*) Die Einsicht dieser Bände verdanken wir Herrn Joseph Baer dahier, und dürfen hier wohl des Eifers rühmend erwähnen, mit welchem diese Handlung auch im Interesse der Wissenschaft sich für die Verbreitung der neuesten in England und Frankreich erscheinenden wissenschaftlichen Werke bemüht, die sonst in Deutschland kaum bekannt werden oder nur schwer zu erlangen sind.

Digitized by Google

welche der Verfaſſer dem Könige Heinrich VI. zur Verherrlichung ſeines Namens darbrachte. Er ſchildert hier ſechs Kaiſer von Deutſchland, ſechs Könige von England und zwölf andere berühmte Männer, die alle dem guten Namen Heinrich Ehre gemacht haben. Dr. E.

Literatur.

Kleine Wanderchronik von Julius Rodenberg. 2 Bde. Hannover. Rümpler. — Die Sonne ſtrahlt vom blauen Himmel und draußen blüht und duftet es in Feld und Wald. Es wird dir zu enge hinter deinen vier Wänden, die Sehnſucht treibt dich hinaus in die Ferne. Wie und wohin willſt du reiſen, zu Waſſer oder zu Lande? Schon dampft die Maſchine, ſchon ertönt das Signal, ſteig ein, lieber Leſer! — doch

„Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen."

Der Verfaſſer der kleinen Wanderchronik führt dich in den Harz und nach Schleſien, nach Helgoland, Oſtende und London, an die Bank in Wiesbaden und in das „Puppenſchenkelchen" zu Frankfurt, zu einer ſchaumburger Bauernhochzeit und auf einen heſſiſchen Edelſitz. Sein Gepäck iſt leicht, zwei kleine Bändchen voll von Humor und Gemüth, von Landſchaften und Seeſtücken, von heitern und ernſten Bildern.

Der erſte Theil beginnt mit einem Harzmärchen. Zwei junge Frankfurter durchwandern das ſagenreiche Gebirge. Zu welchem Zwecke? Der Eine (Goethe) „will in das Ilſathal gehen und die Prinzeſſin Ilſe ſehen, die im Ilſenſteine wohnt" Der Andere (Rothſchild) aber antwortet ihm: „Du Thor! geh' mit mir ins Bodethal, nach der Didiamshöhle, dort will ich mir Gold und Schätze holen." Sie trennten ſich, und als ſie wieder zuſammentrafen, war der Eine vom ſchwarzen Zwerg in der Didiamshöhle mit Schätzen ſchwer beladen, der Andere aber von der Prinzeſſin Ilſe bezaubert worden. Ihre Wege ſchieden ſich. — Wir ſind in Frankfurt im „Puppenſchenkelchen." Herein tritt ein Mädchen, hellblond mit lichtblauen Augen, voll Reiz und Unſchuld. Es iſt Gretchen. Und die Jungen am Fenſter? Es ſind die zwei Vettern. Da iſt der Tiſch mit dem Holzſtuhle davor, derſelbe worin Goethe ſaß. Nichts fehlt und unſer Touriſt ſingt:

„Alles iſt noch wie vor Zeiten,
Alles kommt bekannt mir für,
Fremdling — und voll Ehrfurcht ſchreiten
Sollſt du mir durch dieſe Thür."

„Ja noch iſts dieſelbe Schwelle,
Hier der Tiſch, und hier die Bank,
Henkelgläſer, Holzgeſtelle,
Dort das Fäßchen und der Schrank."

„Und du ſelber, liebes Mädchen,
Schwebſt noch über Trepp und Flur;
Aber ach! dem neuen Gretchen
Fehlt der neue Goethe nur."

Und es iſt gefehlt vom Verfaſſer der Reiſechronik, Gretchen im „Puppenſchenkelchen" zu ſuchen.

Sehr gelungen iſt va Banque! ein Sommer in Wiesbaden mit all den Kurgäſten mit erborgten Adelstiteln. Da ſind Grafen, die ihre Würde von der Königin Pomare von Otaiti und ihre Orden von der Königin von Oude erhalten haben. Sie machen Schulden, ſuchen

Digitized by Google

Abenteuer, ſind im Begriffe, den ehelichen Bund zu ſchließen, ſie warten nur noch die dazu unerläßlichen Papiere ab. Dieſe gelangen unterdeß in der Form eines Steckbriefs an die Polizei, mit dem Signalement und den beſonderen Kennzeichen: „ein Paar landſtreichende Schneidergeſellen.“ Die Ritter von der Nadel haben jedoch ſchon ihre Orden und Würden abgelegt, und mit Hülfe des Dampfes und des erſchwindelten Goldes das Weite geſucht. — Wir theilen die ſchöne Schilderung einer Sommernacht im Kurgarten wörtlich mit: „Die Sonne begann unterzugehen, der Weiher färbte ſich mit dem Golde der Abendwolken, die darüber hinſchwebten, und die Pelargonien leuchteten wie rothe Sterne durchs grüne Gebüſch und im Waſſer. Es war Nacht geworden, es war die Johannisnacht — die Zeit des Sommernachtstraumes. Und ſiehe! — die Glühwürmchen kamen, ſie kamen aus allen Büſchen, ſie kamen über die duftige Waldwieſe heran, ſie flogen hin und her, ſie ſetzten ſich auf die grünen Blätter und wiegten ſich, oder auf die Spitze der Grashalmen, daß es wie Brillantblumen durch die Sommernacht funkelte. Horch! bekannte Klänge. Das huſchte ſo leis über den Raſen, das flüſterte ſo lieblich durch die Zweige — — das war der Elfenchor aus Mendelsſohns Sommernachtstraum. — — Wie ein entzückendes Bild der Fee Morgana ſtieg der lichterbeglänzte Kurſaal am Rande des Weihers empor. Die Fenſter leuchteten und die Portale — der Altan leuchtete und die dunkeln Baumgruppen leuchteten, und der ſtille Waſſerſpiegel ſtrahlte Alles aus ſeiner Tiefe doppelt ſchön wieder. Man hörte die Muſik, aber von den Lichtern geblendet, ſah man ſie nicht. Und wie ſich der Blick, von ſo vieler Pracht verwirrt, zu den dunkleren Stellen des Weihers kehrte: da hob ſich's auch da. Wie eine rieſige Waſſerlilie ſtieg die Fontaine herauf . . . höher, immer höher, und wie es nun mächtig aus der Tiefe ſchoß, daß es wie feiner Staubregen die Stirne traf — ſiehe! da blitzte auf einmal der volle Strahl — da färbte ſich der Sprudel mit glänzenden Flammen und durch die Dunkelheit der Nacht fielen die Tropfen wie rothe, blaue, grüne Perlen in den kühlen Schooß herunter. Es leuchtete, es klang Alles; das Waſſer, die Bäume, die Glühwürmchen . . . der Elfenchor, und weit hinten der Feenpalaſt, der Kurſaal!“

Doch wir verlaſſen Wiesbaden mit all den komiſchen und ernſten Figuren, die unſer liebenswürdiger Dichter mit ſo ſcharfen, treffenden Linien zeichnet, berühren und empfehlen unſern Leſern im Vorübergehen den altheſſiſchen Edelſitz von Eſcheberg, dieſe gaſtfreundliche Herberge ſo vieler Dichter und Künſtler, laden die Liebhaber von Dorfnovellen zu der ſchaumburgiſchen Bauernhochzeit, ein Bild à la Teniers, ein, und wandeln mit dem Reiſenden und begrüßen mit ihm an einem Auguſtmorgen Oſtende und das Meer: „Da liegen die Dünenhügel wie ein weißer Duft, und über ihnen die aufdämmernde Sonne und der mattblaue Himmel. Dann weht über den Strand und über die Digue der köſtliche Hauch, der Odem des Herrn, der Geiſt Gottes, der über den Waſſern ſchwebt. Und die Waſſer, ſie rollen heran, ſie rieſeln über die zarten Muſcheln am Strand, über die milchweißen Kieſel, über die rothen und blauen Steinchen im Sande. Welch ein weiches, ſüßes Gemurmel. . . . . Und wenn man hinausblickt auf die ſtrahlende Fläche, die ſich ſo munter in allen Farben wiegt, deren Wogen aus Violett in Grün, und aus Roth in Blau hinüberſchwimmen, und den Morgenglanz nur wie einen goldnen Faltenmantel tragen . . . . wenn man hinausblickt, das Auge hell, die Bruſt gekräftigt, und die Seele von unſäglicher Sehnſucht voll . . . . dann ſieht man die meiſten Segel dahinziehen, dann ſieht man ſie wandeln, die Fahrzeuge, die Wimpel fliegen, die Matroſen ſtehen an Bord und ſchauen zurück. Und wenn man weiter geht zu den Felſendämmen . . . da bricht das Meer ſeine Wogenhäupter, und wirft den Schaum ellenhoch. Wie ein unwillig trotzig Kind ſtößt es gegen den Wall und ſpringt zornig an ihm hinauf, da es ihn nicht umwerfen kann. Es tritt mit den Füßen nach ihm, es ſchlägt mit den Händen nach ihm, es iſt raſend, es iſt außer ſich, es ſchäumt vor Wuth . . . aber es wird zurückgeworfen, das arme, ſchöne Meer!“ — — Nun ſchildert uns Rodenberg das bunte Badeleben der Gäſte in und außer dem Waſſer, berichtet uns den Verlauf einer Liebes-

Digitized by Google

geschichte, die im Wasser beginnt und im Wasser zu Ende geht — die durch einen Jüngling geschehene Rettung eines schönen Mädchens, das dem Ertrinken nahe war, und der Untergang eines Schiffes mit Mann und Maus. — Wir segeln mit dem Dichter hinüber ins freie Albion; er führt uns im dichten Herbstnebel durch die zahllosen Straßen Londons, zeichnet uns die Physiognomie aller Stadttheile, führt uns in die verschiedenen Theater, macht uns mit der Volkspoesie und Straßenmusik bekannt. Er zeigt uns den Krystallpalast zu Sydenham, malt uns mit lebhaften Farben all die Wunder der Natur und Kunst, die darin aufgehäuft sind. Zum Schluß führt er uns bei den deutschen Dichtern in London ein, bei Freiligrath und Kinkel und bei andern Verbannten, die zur Verscheuchung des Kummers und Heimwehs mitten in London wohl ein deutsches Lied anstimmen, und wenn auch hinausgestoßen aus dem Vaterlande, dasselbe dennoch hoch und werth halten. Als Liebesgaben schicken sie uns von Zeit zu Zeit die Produkte ihres Wirkens und Strebens aus der Ferne zu. Ueberall, wo deutsche Kunst, deutscher Geist und Gewerbfleiß Raum für seine Thätigkeit und Spekulation findet — in London, in Paris, in Rom, in Florenz und Amerika, überall besäen und bebauen sie rüstig ihr Feld, und legen ein ehrendes Zeugniß ab vom unablässigen rührigen Streben unserer Nation. Und die Achtung, die Deutschland im Auslande genießt, es hat sie meist diesem tüchtigen Geiste seiner Söhne zu verdanken. Und wie oft gehen sie unbeschützt und verlassen, ja verstoßen von der Heimath hinaus, meist mit leeren Händen hinaus, um sich durch Talent und ausdauernden Fleiß dort zu erringen, was ihnen das Schicksal und das Vaterland versagten — Anerkennung und Reichthum! Doch am Ziele unserer Betrachtungen haben wir noch eine angenehme Pflicht zu erfüllen, nämlich diese geistreich und anregend geschriebenen zwei Bändlein unsern Lesern ganz besonders zu empfehlen. W. N.

Unterhaltungen.

— **Entgegnung auf Scudo's musikalische Wanderungen an den Rheinufern** (s. Revue des deux mondes vom 1. October d. J.) — „Frankreich ist das Land der Entdeckungen und Erfindungen" — so lasen wir einmal in einem französischen Reisewerke — darauf wurden dann mit Begleitung von Trompetenstößen alle Schöpfungen des überrheinischen Geistes aufgezählt, die aber meist alle auf Rechnung fremder Länder kommen. Und dennoch hatte der Mann Recht: Frankreich ist das Land der Erfindungen. Denn wenn ein Franzose auf Reisen geht, so sieht und hört er Dinge, wovon Niemand vor ihm eine Ahnung hatte. Auch Herr Scudo ist ein solcher Hellseher. Er besucht Baden, Heidelberg, Frankfurt und die Nachbarstädte. Von Mainz, „das nicht amusant ist", macht er „einen Abstecher ins **Königreich** des Herzogs von Nassau", er hört in Wiesbaden „**preußische** Militärmusik", die nicht besser gewesen sei als jede französische Regiments-Musik. Doch ehe sich Herr Scudo ins Königreich des Herzogs von Nassau verirrt, hat er Frankfurt mit Füßen getreten, denn, „sonderbar", ruft er aus, „daß der größte deutsche Dichter auf einem „**Kreuzweg**" im Schooße einer Handelsstadt geboren, welche an die Grenze von Frankreich reicht, und — das vergißt kein Franzose! — von seinen Truppen verschiedenemale genommen und besetzt wurde. Die beiden Corneille, der große sowohl als der kleine, sind in Rouen geboren, und was ist Rouen? Eine Handels- und Fabrikstadt. Daran denkt Herr Scudo nicht. — Aus dem Goethehause, „am Kreuzwege" nämlich, eilt er leichtfertigen Schrittes in das Stammhaus der Rothschild. Bei dieser Gelegenheit läßt er denn eine alte Ente los, daß die Herren von Rothschild und Andere vor Jahren die Absicht gehabt, die Stadt Jerusalem von dem Großtürken zu kaufen, um dort den Tempel Salomonis wieder zu erbauen. Nun! heißt es weiter, das neue Jerusalem ersteht reizender und schöner als das alte. Es ist

Digitized by Google

die Stadt Frankfurt, worin die Juden Herren und Meister sind, und wo die Herren von Rothschild eine unermeßliche Synagoge im orientalischen Style bauen, die, so scheint es mir, wohl den Tempel des weisen Salomo werth sein mag. Hätte der in allen hiesigen Verhältnissen unkundige Verfasser beim ersten Lohnbedienten gefragt, so würde der ihn belehrt haben, daß die Herren von Rothschild nicht die Synagoge bauen und daß unser Senat, unsere Gerichte und unsere Verwaltung exclusiv christlich sind. Es ist also ganz falsch, die Israeliten die Herren und Meister unserer Stadt zu nennen. Uebrigens sind wir keine Judenhasser, und wenn auch hie und da noch ein mittelalterlicher Rest von dieser Abneigung sich kund gibt, so wird doch dieses beschränkte Vorurtheil nirgends laut genährt und geschürt. Wir leben in Frieden und Eintracht neben einander und überlassen es der Ueberzeugung und der freien Wahl, ob die Juden neben der bürgerlichen auch die religiöse Gemeinschaft mit uns theilen wollen. — Der Herr Scudo läßt denn auch sein Irrlicht bis in unser „schlecht erleuchtetes Theater" hinein schimmern, hört Don Pasquale mit Frl. Veith, „findet ihre Stimme ausgedehnt und biegsam genug „für eine Deutsche, die nicht gerade eine Mme. Sontag ist". Auch die übrigen Sänger finden Gnade vor ihm, unser Orchester erhält noch zum Schluß einige unverdiente Seitenhiebe. Aber der ungetheilten Anerkennung dieses musikalischen Kenners erfreut sich — die Frankfurter Meßmusik. Wie horcht er, um jeden geblasenen oder gesungenen Ton der „kuten Sachsen" aufzufangen. Für diesen unvergleichlichen Hochgenuß läßt der generöse, dankbare Reisende auch eine ganze Hand voll Kreuzer in den Hut des „freundlichen" Bergknappen fallen. Ja, „da kann ich Sie tienen," eine ganze Hand voll! Beim Anblick des Goethe-Monuments „am Kreuzweg" wirft er uns die Frage in's Angesicht: „ob die Deutschen je hoffen können, die Plastik zu begreifen und auszuführen." „Ich wäre zu glauben geneigt" — so fährt der große Kunstkenner fort — „daß die Natur die Deutschen nicht geschaffen hat, für eine Kunst, welche die ihnen mangelnden Eigenschaften erheischt: nämlich die Grazie, die Natürlichkeit und Einfachheit." Wenn es der Mühe werth wäre, Sie zu bekehren, Hr. Scudo, dann würden wir Ihnen rathen, sich nach München zu bemühen und in die Walhalla, in Braunschweig die Lessingstatue, in Weimar die Dichtergruppe und vor Allem in Berlin das Friedrichsdenkmal, die Amazonengruppe ꝛc. und das Grabdenkmal in Charlottenburg zu sehen. Oder den Siegesbogen in München und das Brandenburger Thor in Berlin mit dem Triumphbogen in Paris zu vergleichen und Sie dann zu fragen, wo Grazie und Einfachheit sei und wo nicht? in Paris an Eurer schweren überladenen Steinmasse oder an den beiden deutschen Monumenten? Und in der Malerei? Wer macht denn die schönsten Portraits voll von Grazie in Paris? Ein Deutscher! Winterhalter. Wie laut habt Ihr in Paris das unvergleichlich graziöse Spiel unserer Pianovirtuosen Thalberg, Döhler, Herz, Kalkbrenner, Schunke, Schulhoff ꝛc. gepriesen? Wer leitete und studirte Eure Conservatoir-Concerte, Eure Gesangvereine. Deutsche, Habeneck und Andere. Und die vielen andern Virtuosen und Künstler. Wer spielt, singt, flötet Euch denn die schönsten Töne in Eure meist unmusikalischen Ohren? Deutsche, italienische und belgische Künstler. Doch wir predigen tauben Ohren. Der Verstand der meisten Franzosen reicht gewöhnlich nicht über ihre Landesgrenze hinaus, und überschreiten sie dieselbe, dann meinen sie, in Deutschland sei nichts als Sauerkraut, in England nichts als Beefsteak und in Italien nichts als Maccaroni zu finden, und über diesen interessanten unerschöpflichen Gegenstand lassen sie denn das blendende Feuerwerk ihres Witzes und ihrer angeborenen Grazie los. Und so geht es von Geschlecht zu Geschlecht! Wir schließen, wir hätten noch Manches auf dem Herzen, wir bewahren es aber auf, bis wieder ein Commis voyageur, der in Esprit macht, von der Seine über den Rhein kommt und das Wasser seiner Beredtsamkeit über uns ausgießt. Recht ergötzlich ist jedoch das Potpourri, welches Hr. Scudo für die Revue des deux mondes componirt hat.

W. R.

Digitized by Google

— **Abälard und Heloiſe.** Das Schickſal dieſer Liebenden iſt ſowohl aus dem Briefwechſel Beider als aus unzähligen Büchern und Commentaren über deren Lebensgeſchichte bekannt; weniger vielleicht die Geſchichte ihrer wandernden Gebeine.

Nach der gräßlichen That, die Heloiſens Oheim aus Rache an Abälard verüben ließ, zog Letzterer ſich in die Einſamkeit zurück und erbaute ſich eine Einſiedelei, die er Paraclet, Ort des Troſtes, nannte. Von hier vertrieben, ſtarb er am 21. April 1142 und wurde in der Priorei von Saint Marcel in Chalons-ſur-Saone begraben. Noch in demſelben Jahre ſandte ſein Freund Pierre de Cluny den Körper heimlich an Heloiſe nach dem Paraclet, wo ſie ihn in der von ihm erbauten Kapelle Petit-Mouſtier aufbewahrte. Heloiſe ſtarb am 22. Mai 1163, und auf ihr letztes Verlangen wurde ihre Leiche neben die ihres Gemahls gelegt. Im Jahre 1497 wurden die Gebeine getrennt und in zwei Gräbern zu beiden Seiten des Chors der dortigen Kloſterkirche bewahrt. Marie de la Rochefault ließ 1630 die Särge nach der Kapelle de la Trinité bringen und 1766 entwarf Frau Roye de la Rochefoult den Plan zu einem Monumente für die beiden Liebenden, welches aber erſt nach ihrem Tode, der 1779 erfolgte, ausgeführt wurde. Die Sockel-Inſchrift, die von Marmontel herrühren ſoll, lautete:

Hic
Sub eodem marmore jacent
Hujus Monasterii
Conditor Petrus Abaelardus
Et abbatissa prima Heloissa.
Olim studiis, ingenio, amore, infaustis nuptiis
Et poenitentia
Nunc aeterna, quod speramus, felicitate
Conjuncti.
Petrus obiit XX. prima Aprilis Anno 1142
Heloissa XXII. Maii 1163.
Curis Carolae de Roncy Paraclete abbatissa
1779.

(Hier unter dieſem Marmor ruhen dieſes Kloſters Stifter Peter Abälard und die erſte Aebtiſſin Heloiſe. Einſt in Gelehrſamkeit, Geiſt, Liebe, unglückſeliger Ehe und Reue, nun, was wir hoffen, in Ewigkeit glücklich verbunden. Peter ſtarb am 21. April des Jahres 1142. Heloiſe am 22. Mai 1163. Unter der Aufſicht der Aebtiſſin des Paraclets, Carolina de Roncy 1779.)

Nach der Zeichnung dieſes Denkmals ließ Le Noir zu Anfang dieſes Jahrhunderts das Grab Abälards und Heloiſens in dem Musée des Monumens français, in dem ehemaligen Kloſter des petits Augustins in Paris herſtellen, wo nun ihre Gebeine wieder friedlich neben einander ruhen. — e —

— **Anregungen von München aus.** München war die erſte und bisher die einzige Stadt in unſerm Vaterlande, welche eine allgemeine deutſche Induſtrie-Ausſtellung in großem Maßſtabe eröffnete, in München ſind jetzt noch die größten Meiſterwerke der Kunſt aus allen Theilen von Deutſchland vereinigt, dort fanden vor wenigen Tagen die allgemein bewunderten hiſtoriſchen Feſtzüge zur 700jährigen Gründungsfeier ſtatt. An der Univerſität zu München wirken bewährte Lehrkräfte, und junge vielverheißende Dichter und Schriftſteller werden vom Könige beſchützt und ermuthigt. Dort wurden unlängſt Preiſe vertheilt für die beſten dramatiſchen Dichtungen und hiſtoriſchen Arbeiten über baieriſche Geſchichte. Dort iſt nun aufs Neue ein Inſtitut ins Leben gerufen, das der deutſchen Geſchichtsforſchung zum Sporn dienen

Digitized by Google

soll. Auf Ranke's Rath beschloß der König Maximilian eine historische Akademie zu gründen. Professor v. Sybel in München erhielt den Auftrag, Vorschläge zu machen. Am 20. August d. J. ward eine historische Commission bei der baierischen Akademie eingesetzt, bestehend aus einem Vorsitzenden, einem Sekretär und 15—20 Mitgliedern, wovon mindestens 3 der historischen Classe der Akademie angehören müssen, sowie eine noch unbestimmte Anzahl außerordentlicher Mitglieder. Die Aufgabe dieser gelehrten Gesellschaft besteht in der Auffuchung und Herausgabe unbekannter Quellenstoffe und in der Unterstützung wissenschaftlicher Publikationen aus dem gesammten Gebiete der deutschen Geschichte. Jährlich soll eine Plenar-Sitzung der Commission stattfinden. Die auswärtigen Mitglieder erhalten Reisekosten. Sonst werden nur Autoren-Honorare bezahlt. Die versammelten Mitglieder beschließen, welche Arbeiten im nächsten Jahre durch die Commission unternommen oder angeregt werden sollen. Zur Unterstützung und Errichtung dieses Zweckes gibt der König eine jährliche Summe von fl. 15,000. Am 29. September traten 3 Münchner mit vielen bekannten auswärtigen Historikern zusammen, auch Herr Bibliothekar Böhmer aus Frankfurt war zu dieser ersten Versammlung geladen. Die Vorschläge, welche demnächst zur Ausführung gelangen sollen, waren: 1) Herausgabe der deutschen Städte-Chroniken des spätern Mittelalters. 2) Sammlung historischer Lieder. 3) Eine Germania Sacra — d. h. die Geschichte der kirchlichen Stiftungen des deutschen Reiches Wir wünschen diesem neuen Institute Segen und Gedeihen, und hoffen, daß diesem Beispiele folgend bald andere, ähnliche Schöpfungen ins Leben treten mögen.

— **Die Kaiserbilder in Speyer.** Die Statuen des Saliers Conrad II. (1024—1039) und der Kaiser Rudolph von Habsburg (1273—1291), Adolph von Nassau (1292—1298) und Albrecht von Oesterreich (1298—1308) wurden, nach Vollendung der Reliefs am 4. Oct. in der südlichen Halle aufgestellt. Die Aufstellung selbst geschieht nach der Ordnung wie die Kaiser im Dom beigesetzt wurden. Der Gründer der Kirche Conrad II. steht in der ersten Nische an der Rückseite des Hauptportals rechts bei dem Eingange; links an die nördliche Seite kommen die drei Heinriche zu stehen; auf beiden Seiten bilden Philipp von Schwaben und Rudolph von Habsburg den Hauptschmuck des inneren Portals. Die 4 vollendeten Figuren: Conrad II. von dem Bildhauer Dietrich; Rudolph, Adolph und Albrecht von dem Bildhauer Fernkorn aus Wien sind Meisterwerke der neuern Sculptur, sie sind sämmtlich aus weißem Sandstein, wie auch die trefflichen von dem Wiener Bildhauer Pilz gefertigten Reliefs.

— **Sekten in England.** Während man die Glaubensverschiedenheit unter den englischen Christen oft als einen beklagenswerthen Uebelstand bezeichnet, rühmte kürzlich die Regierung selbst in einem amtlichen Aktenstück die unbedingte Gewissensfreiheit, die in den drei Königreichen herrsche, und berief sich auf Miltons Ausspruch: „Wo das Haus des Herrn noch nicht ausgebaut ist, wo noch der Eine Marmor behaut und der Andere Cedern fällt, da muß wohl noch Spaltung herrschen bis zur Vollendung des Werkes.“ Als die Königin die Fabrikstadt Leeds besuchte, wurde sie von 27000 Schulkindern mit dem Gesange des God save the Queen empfangen. Die jugendlichen Sänger kamen aus 133 Schulen, darunter 41 der Staatskirche angehören, 12 den Independenten, 11 den Baptisten, 3 den Katholiken, 2 den Unitariern. Sechs Schulen waren confessionsfrei. Nicht weniger als 58 gehörten den Wesleyanern; diese selbst aber zerfallen wieder in fünf nicht unwesentlich verschiedene Bruchtheile. C.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N. 43. Frankfurt a/M., den 23. October. **1858.**

Inhalt. Glück. Novelle von Louise von François. (Forts.) — Ueber die Temperamente. Von Karl Fortlage. (Forts.) — Artistisch-literarische Werke. — Theater. — Unterhaltungen: Frankfurter Kunstverein. Neue Theaterstücke. Johann von Werth. Der volkswirthschaftliche Congreß in Gotha. Varnhagen v. Ense. Newtons Denkmal. Flotow's Martha.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

Unter diesen innerlichen Bewegungen kam der zu der Verbindung Vater Petersons mit der guten Beate bestimmte Tag heran, welcher die uns beim Beginn unserer Erzählung bekannt gewordene Gesellschaft zu einer stillen Feier auf Schloß Redau versammeln sollte. Das Fräulein, die bangbewegte Braut und der Prediger standen am Vorabend desselben am Eingange des Parkes, der Wagen wartend, welche von der nahen Eisenbahnstation die Hochzeitsgäste herbeiführten. Jetzt wurde der erste derselben sichtbar und, noch ehe er stille hielt, von innen geöffnet; die kleine Rosa hüpfte jubelnd heraus, der Freundin in die Arme:

Ina — rief sie — Ina, ich bin Braut!

Braut? fragte Katharine verwundert.

Ja, Braut, seit vierundzwanzig Stunden Braut! O sieh nur das kostbare Armband, das er mir gestern zur Verlobung geschenkt, und den Shawl, in den er mich vorhin im Wagen gewickelt. Nehme ich mich nicht aus wie eine Prinzessin? Alles, alles habe ich von ihm!

Von wem aber, Kind, von wem hast Du es?

Digitized by Google

Von meinem Bräutigam, von dem liebsten, besten Menschen auf der ganzen Welt. In vier Wochen haben wir schon Hochzeit, und dann geht es fort mit ihm in die weite Welt.

Du vergißt die Hauptsache, Kleine, mit wem hältst Du Hochzeit, mit wem gehst Du in die Welt?

Nun mit wem denn wohl anders, als mit meinem Heinrich, mit Eurem Heinrich, Du närrische Ina!

Heinrich, Dein Bräutigam, Rosa?

Seit gestern Mittag ja, Gott sei Dank. Wir sind nun Cousinen, Ina, und Du gibst uns einen Ball, nicht wahr, einen Ball zum Polterabend? Mir schwindelt der Kopf, wenn ich daran denke, wie ich mit einem einzigen Worte vom Glück überschüttet worden bin!

Die Gesellschaft war indessen ausgestiegen und näher getreten; Katharine legte die Hand des Vaters in die von Beaten, er drückte sie herzlich und Beide gingen langsam den Weg zum Schlosse voran. Das Fräulein aber fragte den befreundeten Kreis überblickend unruhig:

Ich vermisse Ulriken, wo ist sie Doktor?

In einem Trauerhause, liebe Katharine, antwortete dieser. Ihr Vater ist in dieser Nacht gestorben.

Alles schwieg eine Weile; selbst die kleine Rosa schien bei diesen Worten den Contrast von Lust und Ernst so nahe zusammengedrängt zu empfinden. Endlich sagte Bastian:

Es war eine Erlösung für den Kranken wie für seine Tochter. Das ist ja das Leben: hier gibt eine Vereinigung, dort eine Scheidung Raum für Bewegung und Freiheit.

Auch Katharine mußte sich sagen, daß über den ersten Schmerz, über das Gefühl der Verwaisung hinaus, dieser Verlust nur eine wohlthätige Wendung im Schicksale ihrer Freundin hervorbringen könne. Unwillkürlich aber ließ sie das Auge auf Lorenz fallen und begegnete einem strengen, fast zürnenden Blicke, so daß sie beschämt den ihrigen zu Boden senkte. Sie ahnte den Vorwurf, daß man die tiefsten Geheimnisse des Menschenlebens, die Ehe und den Tod unter ihren Freunden nur leichthin nach weltlichen Gesichtspunkten in Betracht ziehe und ihre ewige Bedeutung außer Acht lasse; schnell aber wurde ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Seite hin in Anspruch genommen, indem Waldemar und seine Braut aus dem letzten Wagen steigend auf sie zu kamen. Adele weinte, er schien eifrig bemüht sie zu trösten.

Ach, Katharine — rief sie schluchzend — er geht fort, fort von mir, und siehe nur, wie er sich freut!

Und habe ich denn nicht Ursache zur Freude, mein lieber Engel? entgegnete der Lieutenant lebhaft. Welche Auszeichnung, welche Aussicht, welches Glück! Denken Sie, Fräulein Katharine, ich bin dazu designirt, un-

Digitized by Google

fern Prinzen als Adjutant auf seiner Reise nach Indien zu begleiten. Es ist mir wie ein Traum, halb um die Welt, in das Land der Wunder, der Kämpfe und der Abenteuer!

Und der Gefahren, Waldemar! jammerte die Braut.

Den Glücklichen trifft keine Gefahr, Adele. Mit welchen Erinnerungen werde ich zu Dir zurückkehren, welchen Stoff wird unsere ganze Zukunft gewonnen haben!

Und meine Sehnsucht, meine Aengste gelten Dir nichts, Waldemar?

Katharine schloß sie mit tiefem Antheil in ihre Arme; Bastian aber, der Lamentationen nicht liebte, rief dazwischen:

Geben Sie sich zur Ruhe, Kind. Sie haben einen Kriegsmann erwählt, Sie müssen sein Loos auf sich nehmen. Glauben Sie mir, er wäre kein vernünftiger Ehemann geworden, bevor ihn das Leben ein wenig durchgeschüttelt.

Ach warum liebt er mich nicht, wie ich ihn liebe? klagte das arme Mädchen unter strömenden Thränen.

Ich bin ein Mann, Adele! rief der Lieutenant stolz. Ich liebe Dich, ich werde Dich ewig lieben, aber ich habe noch einen andern Beruf, und es handelt sich ja nur um einen Aufschub unseres Glücks.

Wir werden es niemals erreichen, ich fühle es; und ich glaubte mich ihm schon so nahe, sah im Geiste unser kleines Haus schon aufgerichtet, alles so blank und heimlich, so treulich und still. Man braucht so wenig, wenn man sich liebt, und nun — nun —

Katharine sah, daß es das Gerathenste sei, die Jammernde dem Troste ihres jungen Helden zu überlassen, sie wendete sich daher dem Vetter Rechenmeister zu, dessen Bräutchen eben beschäftigt war, einen Rebenzweig mit Rosen zu durchwinden, um ihn sich statt des abgenommenen Hutes auf die blonden, flatternden Locken zu setzen. Von Strauch zu Strauch hüpfend, mit vollen Händen die Blüthen abstreifend, die schönsten für ihren Kranz wählend, die übrigen achtlos von sich werfend, eröffnete sie den Zug der Gäste wie eine freudestrahlende Hebe und streute Blumen auf seinen Weg.

Du hast einen überraschenden Entschluß gefaßt, lieber Heinrich — sagte Katharine, seine Hand drückend — ich frage Dich nicht, ob Du glücklich bist, denn was hätte Deine Wahl bestimmen können als eine Neigung des Herzens?

Ja, liebe Cousine — antwortete er lächelnd — ich glaube das Richtige getroffen zu haben. Eine Heirath ist allemal ein Risico, doch wüßte ich kaum etwas, das einem Geschäftsmanne erwünschter sein könnte, als in seinem Hause eine fröhliche Frau.

Die kleine Rosa denkt freilich noch wenig an Haus und Geschäft, sie sehnt sich heraus und rechnet auf Welt und Zerstreuung.

Digitized by Google

Sie wird sich beschränken lernen, Katharine. Sollte es so schwer sein, ein lachendes Herz im Zügel zu halten? Für den Augenblick wollen wir ihm Genüge thun. Aber nur eine kleine Geduld und ich will Euch mein Röschen als die handlichste Hausfrau unter die Augen führen.

Damit eilte er dem muntern Kinde nach, schlang seinen Arm um ihre Schultern und schritt an ihrer Seite der Gesellschaft voran.

Der Doktor hatte sich in einem Seitenwege verloren, welcher zu dem für das Kinderhospital bestimmten Gartenhause führte. Welche Eile er hat, dachte Katharine, ihm nachblickend, sein armes, verkümmerndes Kleinod zu bergen! — Sie trat auf Lorenz zu, der ohne Anschluß, schweigend und sichtlich verstimmt hinter allen Anderen ging.

Sie sind ernst, mein Freund — sagte sie — ja Sie scheinen unzufrieden. Nehmen Sie keinen Antheil an dem vielfach veränderten Schicksale eines Kreises, der Ihnen so nahe zu treten wünscht?

Ich fühle, wie fremd mir alle diese Anschauungen geworden sind — antwortete er — mir ist, als ob ich eine längst vergessene Sprache hörte, die ich kaum mehr verstehe.

Die Sprache der Glücklichen, der Hoffenden mindestens, lieber Lorenz?

Dieses Rennen und Jagen, diese Freiheit und Willkür der Neigungen nennen Sie Glück, Katharine?

Sonderbar — entgegnete sie nach einer Pause gedankenvoll — sonderbar, daß eben Zweifel entgegengesetzter Natur mich beschäftigten. Wo Sie Willkür sehen, ahne ich Einschränkung. Wie viel werden diese lieben Freunde von ihren Neigungen und Erwartungen aufgeben müssen, um zu einem behaglichen Miteinanderleben zu gelangen! Die kleine Rosa soll still sitzen lernen, Heinrich aus sich herausgehen, Waldemar zahm, Adele kühn werden. Können Menschen, die mit eigenthümlicher Fülle den Trieb haben, hier sich einzuschränken, dort auszudehnen, durch Neigung zum Glück verbunden werden?

Warum nicht? antwortete Lorenz. Noth und Zeit sind gewichtige Zuchtmeister und die Ehe die ausgleichendste Macht für Temperament und Neigung. Man streckt sich und schmiegt sich wie es gehen will nach den Forderungen des Tages!

Aber der Einklang, das Glück, lieber Freund?

Glück ist Schein für die Meisten und Einklang nur in dem Gebiete seine Grundlage, das von Ihren jungen Freunden nicht in Betracht gezogen zu werden scheint.

Und dieses Gebiet ist, Lorenz?

Das Reich Gottes, Katharine. Hier, und hier allein ist ein Compromiß der Erfahrungen ein Unding, und jede Einigung zwischen Freiheit und Wahrheit eine Unmöglichkeit.

Auch für die Liebe? fragte sie.

Digitized by Google

Auch für die Liebe, Katharine.

Sie gingen nach dieſen Worten ſchweigend und gedankenvoll neben einander, bis ſie ſich im Gartenſaal mit der Geſellſchaft vereinigten. Lorenz entfernte ſich bald, da die morgende Feier ſeine Betrachtung in Anſpruch nahm, Katharine aber wurde in das Schickſal ihrer Freunde hineingezogen; es gab unerwartet ſo Vieles zu bedenken, zu berathen: Ulrikens Zukunft wurde fürſorglich erörtert, Heinrichs Einrichtung verabredet, der Doktor drängte nach Ausführung ſeines Lieblingsplanes vor dem Eintritt der herbſtlichen Witterung.

Ich habe keine Ruhe — ſagte er — bis ich das Kind hier geborgen weiß.

Am meiſten Beſchwichtigung bedurfte die arme Adele. Man kam überein, daß ſie während der Trennung von ihrem Verlobten unter dem Schutze einer älteren Verwandten dem Hausweſen des Oheims in der Hauptſtadt vorſtehen und zu gleicher Zeit ihre eigne Häuslichkeit vorbereiten ſolle. Man hoffte ſie durch dieſe doppelte Beſchäftigung am wirkſamſten von ihrem Kummer abzuziehen. Herr Peterſon gedachte den Winter mit ſeiner jungen Frau in Italien zuzubringen. Vielleicht daß der guten Beate eine baldmöglichſte Einkehr in ihren neuen ausgedehnten Pflichtenkreis anmuthender geweſen wäre, da der Brautſtand aber ihren Freund noch nicht — wie ſo Gott will der Eheſtand es wird — völlig von ſeiner hektiſchen Dispoſition befreit hatte, fügte ſie ſich ohne Widerſpruch in einen ſüdlichen Aufenthalt. Das hingebende Eingehen in fremde Bedürfniſſe, der Trieb dienender Liebe in ihr war ja das ihr vom Himmel zum Erſatz für viele eigene Entbehrungen zuertheilte Pfand des Glücks. Die guten Dinge des Lebens, der reiche, liebreiche Gemahl, Fülle und Wechſel fielen jetzt nur nachträglich und nebenher in ihre zu jeder Pflege und Hülfe bereite Hand. Die Auguſtſonne ſtrahlte heiter und glückverheißend, als die beiden guten Menſchen für das Leben mit einander verbunden, ihre Reiſe antraten. Am Abend kehrten die Freunde nach der Stadt zurück und Katharine blieb allein in ihrem neuen ſtattlichen Schloſſe. Ein Etwas, das ſie ſich nicht völlig klar machte, hielt ſie feſt; ſie nannte es Wehmuth; vielleicht war es Sehnſucht, war es Hoffnung. Daneben freilich auch der Vorſatz, die verwaiſte Ulrike in ihre Einſamkeit einzuladen und ſie tröſtend und ermunternd aus ihren ſchmerzlichen Erinnerungen in eine ungewohnte, freiere Exiſtenz hinüber zu führen.

Die Sonne war geſunken, die halbgefüllte Scheibe des Mondes leicht beflort; über den Raſengrund des Parkes breitete ſich jener weiße Dunſtſchleier, welcher den Dämmerſtunden des Spätſommers, wenn die Vögel nicht mehr ſingen und wenige Blumen noch duften, jenen geheimnißvollen Zauber verleiht, der an die Ahnungen unſerer Seele erinnert, ſobald die Jugend verklungen iſt; Ahnungen, ohne welche der Herbſt des Menſchenlebens, trotz ſeiner Ernte, kahl und dürftig ſcheint. Die Luft war weich und warm,

Digitized by Google

sehnsuchterweckend wie im Frühling;. der Duft der Harze und Mooſe des Parks miſchte ſich mit dem der Fruchtbäume des Gartens, in welchem unſere Freundin einſam und bewegt auf und nieder ſchritt. Der Wendepunkt, an welchen ihr Leben gelangt war, ſtand deutlicher vor ihrer Seele als in den vergangenen Wochen unruhiger Neuerung; ſie ſah ſich an der Grenze der Jugend, ſie die vielgeprieſene Glückliche, die ihren Zuſtand jederzeit ſo rein und dankbar empfunden hatte. Das Schickſal hatte ihr alles gewährt, wonach die menſchliche Natur ein Verlangen trägt: ſchon dem Kinde eine geſicherte, friedliche Heimath, eine ſorgfältige Bildung, die Erfüllung aller Wünſche, noch ehe ſie dieſelben als ſolche empfunden; dem jungen Mädchen: Schönheit, Anerkennung, Huldigung, Zuneigung, wohin ſein Herz ſich wendete, ſo daß die natürliche Forderung der Jugend, ſich durch ein anderes Weſen, durch eine ausſchließliche Hingebung zu ergänzen, nur in flüchtigen Momenten in ihm aufgeſtiegen und ohne harten Kampf zurückgewieſen worden war, ſobald Vernunft oder Gewiſſen ſie als eine Täuſchung erkannten; und jetzt, an der Marke der erſten Jugend ſah ſie jedes Begehren derſelben für ein reiferes Alter vorzeitig erfüllt, ſah ſich unabhängig, in einem anſprechenden Wirkungskreiſe, umgeben von treumeinenden Freunden; ihre nächſten Menſchen waren zufrieden, was durfte ſie wünſchen? Beſaß ſie doch ſelbſt, was die Grundbedingung iſt alles Wohlbefindens, in der Anlage ihrer Natur einen beweglichen Geiſt und ein ruhiges Herz, und wußte ſie doch, daß ſie das alles beſaß, aber dennoch fühlte ſie in ſich eine Lücke faſt wie einen Schmerz.

Soll ich anfangen zu hoffen, wo der Anſpruch der Hoffnung aufzuhören ſcheint? — fragte ſie ſich — ſoll ich die Unruhe der Sehnſucht empfinden, nun die Zeit der Ruhe gekommen iſt?

Sie ſetzte ſich in die erhöhte Laube, da wo der Garten in den Park übergeht, und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen; warme Thränen träufelten an ihren Wangen hernieder.

Ja — ſagte ſie ſich nach einer langen Stille mit bebendem Herzen — ja, ich fühle es, noch bin ich nicht hinüber über die entſcheidende Grenze, noch bin ich jung, denn ich ſehne mich nach einem Menſchen und ich habe ihn gefunden — ich liebe ihn!

Hatte ſie laut gedacht? hatte er ihre Sehnſucht geahnet, ſie durch die Thränen in ihren Augen geleſen im Schimmer des Mondes, der eben jetzt, den weißen Abendhauch zerreißend, voll und klar auf ihr Antlitz ſchien? Sie bewegte ſich nicht, ſie wagte nicht um ſich zu blicken, kein Laut der Ueberraſchung entrang ſich ihren Lippen, aber ein nie gekannter Schauer durchrieſelte ſie, und in demſelben Augenblicke ruhte ihr Haupt an dem erſehnten Herzen und ihre Arme umſchlangen die geliebteſte Geſtalt. Keines hätte ſagen können, von wem die Regung ausgegangen, wer zuerſt das entſchei-

Digitized by Google

dende Wort gesprochen. Vielleicht wurde es nicht einmal gesprochen mit vernehmlichen Lauten, nur tief im Herzen seine beseligende Wahrheit empfunden. Als aber Katharine spät am Abend in ihr einsames Zimmer zurückkehrte, rief sie mit aufgehobenen Händen und mit strahlendem Blick:

Ja, nun erst weiß ich, was glücklich sein ist, mein Gott, ich danke dir!

Dann schlief sie ein, so sanft und selig wie sie noch niemals den Schlummer empfunden zu haben glaubte. Am andern Morgen wandelte sie schon früh an des Geliebten Arme durch die Gegend. In des abgeschlossenen Mannes Innerem schien eine Welt sich neu belebt zu haben; er hatte keinen Augenblick der Ruhe in dieser Nacht gefunden, von einer unsichtbaren Macht getrieben, war er im Angesichte ihres Hauses Park und Garten auf und nieder geschritten; sein ganzes Wesen war in Aufruhr. Als die Geliebte ihm entgegentrat, schien er ihr fast ein Anderer, als den sie bisher gekannt; er ging hoch aufgerichtet, Schritt und Wort hatten sich belebt, eine jugendliche Röthe glühte auf seinen Wangen und seine Augen leuchteten.

Erasmus! — rief Katharine, sich in seine Arme schmiegend — Erasmus, wie schön bist Du!

Die Tage dieser Woche vergingen in ungestörtem Entzücken; er wich fast nicht von ihrer Seite, sie durchstreiften die anmuthige Gegend Arm in Arm, stundenlang fast ohne Worte; es war als ob sie sich nichts zu sagen brauchten, als ob sie alles wüßten, wenn sie bei einander waren; so machten sie auch keine Pläne für die Zukunft; Katharine bedurfte derselben nicht: wie hätte die Zukunft anders sein sollen als die Gegenwart, ein heiteres Fortwallen aus dem Heute ins Morgen, eine ungestörte Harmonie? Erasmus aber drängte sie zurück; er scheute eine Prüfung, er wollte glücklich sein. Eine lodernde Flamme hatte den Wall durchbrochen, welche den inneren Herd umgab, während Katharine die Strahlen ihres Herzens in einem Brennpunkte gesammelt sah. Darum war sie ruhig und er schien es nur.

Am Sonntage saß sie wieder der Kanzel gegenüber und sein Auge ruhte auf ihr, als er sich vom Gebete erhob. Er sprach von der Liebe, dem Evangelium, das der Tag gebot, aber er hatte den Text geändert, dem Gleichniß vom Samariter die Worte der Ruth an Naemi und somit dem christlichen Begriff einen menschlichen untergeschoben. „Rede mir nicht darein, daß ich von dir umkehre und dich verlasse; wo du hingehst, da will ich auch hingehn, wo du bleibst, da bleibe ich auch; dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden." So hatte er gewiß niemals gesprochen; der ganze Vortrag war eine Anpreisung der Liebe als des Mittels zwischen Gott und Menschen, zwischen Vergängniß und Ewigkeit. Es war, als ob er seinen eignen Zustand

Digitized by Google

rechtfertigen wollte, indem er den Zustand eines Herzens schilderte, aus dessen Stamm der hochheiligste Mensch, ein Gott, seinen Ursprung nehmen mußte. (Fortsetzung folgt.)

Ueber die Temperamente.

Von Karl Fortlage.

(Fortsetzung.)

Bedenken wir nun, daß der produktive Mensch die größte Fähigkeit hat, sich eine eigene innere Welt im Gegensatze zur äußeren zu erbauen, und, mit ihrer Architektur beschäftigt, in geselliger Einsamkeit zu leben, während beim Receptiven Alles auf praktische Interessen hinausläuft, und daher die Aufmerksamkeit fester ins auffassende Sinnorgan eingewachsen ist, ohne sich von demselben lösen zu können, so ist kein Zweifel, daß die produktive Anlage in einem freieren und entbundneren Spiele der Seelenkräfte besteht. So wie Raben und Papageien dadurch Sprachfähigkeit erlangen, daß ihnen die Zunge gelöset wird, so erlangt die Seele dadurch Schöpferkraft, daß ihr an den einzelnen Sinnorganen klebender Zustand gelöset wird, wodurch sie ein freieres Spiel ihrer Bewegungen im Sensorium commune gewinnt. Die receptive Seele ist die festgewachsene Seele, die produktive die in ihrer Freiheit schwärmende.

Diese produktive Seele nun in ihrer völligen Unmittelbarkeit ohne alle Beimischung der beruhigenden oder receptiven Gemüthsart ist der aufgeregte Mensch des Aristoteles, auf welchen wir jetzt wieder den Blick zurück zu werfen haben. Des Aristoteles Meinung über ihn, daß er die Grundanlage zur Genialität in sich enthalte, haben wir zwar nur zur Hälfte, aber in Beziehung auf diese Hälfte in ganz vorzüglichem Maße bestätigt gefunden. Aristoteles nennt ihn den Melancholiker, besser ist der Ausdruck des Phantasten, des Aethiopen, des heißblütigen Menschen. Denn in ihm kann eben sowohl die heitere oder sanguinische, als die finstere oder melancholische Seelenstimmung vorherrschen, nur daß, wenn nicht durch eine starke Ausbildung der receptiven Anlage das receptive Genie sich einstellt, die sanguinische Stimmung von keiner Dauer sein wird. Aber eben so wenig kann man sagen, daß ihm von Natur die trübe oder melancholische Stimmung beiwohne. Denn die Melancholie ist bei ihm nur die Folge des passiven und menschenscheuen Zustandes, in welchen er leicht durch den Widerstand, welchen er von allen Seiten zu finden pflegt, gestoßen wird. Von Natur ist er vielmehr Choleriker, ein Mensch der Thatkraft, welche aber weniger von vernünftiger Consequenz und Grundsätzen, als von phantastischen Affekten und Leidenschaften geleitet wird. Wo man auf leidenschaftliche Spieler, Glücksjäger, Duellanten, Spekulanten, Schwindler oder Charlatans trifft, da

Digitized by Google

darf man darauf rechnen, es mit äthiopischen Naturen zu thun zu bekommen. Schillers Räuber packten die äthiopische Anlage der deutschen Jugend mit unwiderstehlicher Gewalt. In Wallensteins Lager hat er ein von demselben Geiste beseeltes Soldatenleben in den Zauber der Idealität getaucht.

Die Receptivität tritt dem wilden Feuer des äthiopischen Temperaments wie ein abkühlendes Phlegma entgegen. Sie gibt Ruhe, Besonnenheit, Nüchternheit, Vorsicht, Aufmerken, Besorgniß, Nachahmungstrieb, Neugierde, List und Ironie, mit einem Worte Zahmheit. Der Receptive ist inwendig kalt, prosaisch und nüchtern. Er kann dabei äußerlich ein beweglicher, alerter Mensch sein. Er kann eine Menge von Erfahrungen sammeln, Gelehrsamkeit aufhäufen, alle Sprachen Europas lernen, sich die feinsten Manieren, den besten Conversationston aneignen, ohne daß jemals dadurch Feuer auf seinen inwendigen Herd käme. Denn ohne Produktivität, ohne schöpferische Phantasie gibt es weder Witz noch Urtheil. Ein solcher bleibt daher bei aller Vielgeschäftigkeit inwendig fischkalt, und diese Kälte ist das inwendige oder eigentliche Phlegma. Wenn Hamlet schmerzvoll ausruft: O Fleisch, wie bist du versischt! — so meint er dieses Temperament. Wenn es in den Evangelien heißt: Lasset die Todten ihre Todten begraben! — so wird man dabei an dieses Temperament erinnert. Wenn man die Sage hatte von Undinen als wunderschönen Meermädchen voll Beweglichkeit und Anmuth, aber schade! es fehlte ihnen nur eines, sie hatten keine Seele — so wußte die Sage wohl, woran sie dabei dachte.

Aber hiermit ist der Begriff dessen, was man mit dem Worte Phlegma bezeichnet, noch lange nicht erschöpft. Denn eben so oft, als an dieses innere oder eigentliche Phlegma, denkt man bei dem Ausdrucke auch an Eigenschaften, welche sehr weit von diesem entfernt sind, und welche man zum Unterschiede vom *inneren Phlegma* wohl das *äußere Phlegma* nennen könnte.

Von diesem *äußeren Phlegma* muß zuletzt noch näher die Rede sein. Es ist dies ein Temperament, welches, so lange man es nur obenhin betrachtet, wohl leicht als das geringste und noch tief unter der bloßen Receptivität stehend erscheinen könnte, welches dagegen, sobald man es näher untersucht, in seinen verborgenen Tiefen Schätze zeigt, die sich dem oberflächlichen Blicke verbergen.

Das *äußerliche Phlegma* besteht entweder in einem *Mangel an Entwickelung* oder in einer *langsamen Entwickelung*, entweder in *Stumpfheit* oder *Langsamkeit*. Beides ist verwandt, aber nicht eins und dasselbe.

Stumpfheit kann entweder von Natur vorhanden sein oder sich durch gelegentliche Ursachen einstellen. Wo sie von Natur vorhanden ist, besteht sie in einer zu schwachen ursprünglichen Kraft, sei es der Receptivität, sei es

Digitized by Google

der Produktivität. Der Stumpfe bringt entweder nicht Ordentliches zu Stande, oder er fängt mit Anstrengung vernünftig an, geräth aber aus Ermüdung bald in die Irre. Etwas Aehnliches wird auch kräftigen Geistern überall dort begegnen, wo sie die Anstrengungen übertreiben, wie es z. B. Jean Paul bei seiner dichterischen Thätigkeit gegangen ist. Den Schwachen begegnet dasselbe auf der Stelle oder nach geringer Anstrengung.

In den Fällen, wo die Stumpfheit nicht ursprünglich vorhanden ist, sondern durch Ueberanstrengung entspringt, kann man sie einen Seelenschlaf nennen. Denn die Seelenthätigkeiten gerathen hier theilweise in denselben Zustand, in welchen sie im gewöhnlichen Schlafe auf ausgedehntere Weise gerathen. Daher gehört auch die Altersschwäche hierher, welche nichts weiter als ein sich ins Große steigerndes Schlafbedürfniß ist. So wie die Anstrengungen des Tages sich summiren zu einer Erschöpfung, welche uns gegen die Nacht hin stumpfer und untauglicher zur geistigen Thätigkeit macht, so summiren sich die Anstrengungen des Lebens zu einer Erschöpfung oder einem Phlegma im Alter, wo die Thätigkeiten des angestrengten Wachens immer schwerer ertragen werden, weßhalb denn auch Menschen von einer übertrieben angespannten Thätigkeit immer früher altern und stumpf werden als andere.

Ein dritter Fall ist der, wo vorhandene und vielleicht sehr starke Kräfte bloß darum in einem fortwährenden Schlafe liegen, weil, um sie aus demselben zu wecken, die Anregungen bisher nicht stark genug waren. Dann wird zwar auch der Anschein von Stumpfheit entstehen, aber bloß darum, weil Kräfte, welche eines stärkeren Anstoßes bedürfen, um ins Spiel zu kommen, ihre Bewegungen, wenigstens zu Anfang, träger und langsamer verrichten, als solche, welche leicht und durch geringe Anstöße zur Thätigkeit zu wecken sind, sowohl im Receptiven als im Produktiven.

Es gibt Fälle, wo die größere Langsamkeit der Entwickelung nicht ein geringeres, sondern ein größeres Maß von ursprünglicher Kraft anzeigt, als bei der rascheren Entwickelung vorgefunden wird. Ein größeres Pendel bewegt sich langsamer als ein kleineres, und ein Linienschiff kann den raschen Bewegungen einer Jacht nicht nachkommen. Aehnlich gehen tiefere Denkbewegungen langsamer vor sich, als oberflächliche, und religiöse Minsikſätze haben einen langsameren Takt als Tänze.

Wir finden höchst kräftige, ja gewissermaßen überkräftige Naturen, bei denen die ganze Lebensentwickelung nach einem ungewöhnlich langsamen Takte geht, schon von der Geburt an. Sie bekommen spät die Zähne, lernen spät sprechen, spät laufen, vertreten spät die Kinderschuhe, lernen langsam aber gut, und erreichen spät die Erfolge, nach denen sie in ihrem Leben zielen, welches sie dann in der Regel bis in ein hohes Alter ausdehnen.

Aeußerlich genommen ist diese Langsamkeit der Entwickelung dem Kräftigen, der damit behaftet ist, immer eine Last. Denn da er langsamer faßt

Digitized by Google

und hervorbringt, so wird er augenblicklich immer in den Schatten gestellt von allen, welche schneller fassen oder hervorbringen, als er, nicht nur von denen, welche mit ihm an Talent auf gleicher Stufe stehen, sondern auch von denen, welchen er an Talent überlegen ist. Denn dort, wo z. B. auf der Stelle die Antwort gegeben werden muß, ist der, welchem sie eine Minute zu spät einfällt, eben so schlimm daran, als der, welchem sie gar nicht einfällt.

Innerlich genommen aber wiegt sich dieser äußere Nachtheil durch andere Umstände auf. Weil eine rasche Thätigkeit überall leichter erschöpft, als eine langsame, so sind die langsamen Naturen unter den Kräftigen zur Ausdauer in ihren Beschäftigungen am meisten befähigt. Was bei Vollendung von Werken und Unternehmungen die rascheren Naturen ihnen mit blendendem Glanze unter Zujauchzen einer begeisterten Menge voran springen, wird von ihnen hinterher durch Unverdrossenheit nachgeholt und überholt. Wer sich an die Feldarbeit mit raschen Bewegungen begäbe, der würde zwar von einem unkundigen Zuschauer für den besten und geschicktesten Arbeiter gehalten werden. Der ächte Bauer aber, welcher einem solchen zusähe, würde nur lächeln. Denn er weiß, daß er dieses nicht lange wird aushalten können.

Aus diesem Grunde sind die langsamen Naturen die stärksten und unermüdlichsten Arbeiter. Und zwar gilt dieses nicht nur von mechanischen und untergeordneten Beschäftigungen, sondern auch von den höchsten Werken der Erfindung in Kunst und Wissenschaft. Bei diesen tritt zu dem angegebenen Grunde noch ein neuer hinzu. Der Rasche und Lebhafte sieht alle seine Bemühungen in der nächsten Gegenwart von ungleich größeren Erfolgen gekrönt, als der Langsame. Seine Erfolge geben ihm daher sowohl eine größere innere Befriedigung, als auch eine größere äußere Weltstellung. Beides dient in der Regel nicht als ein größerer Stachel der Thätigkeit. Denn die innere Befriedigung schafft Beruhigung, und die äußere Stellung bringt Zerstreuungen mit sich, nach dem Sprichworte: Wenn ein Mensch einmal der Welt etwas zu Danke gemacht hat, so weiß sie dafür zu sorgen, daß er es nicht zum zweitenmale thut. Beides fällt beim Langsamen weg. Dieser arbeitet sowohl sich selbst als Anderen selten zur augenblicklichen Genüge, und die eigene Zufriedenheit sowohl, als die Kritik Anderer, sind seinem Gemüthe ein nie aufhörender Stachel, die Thätigkeit unermüdlich fortzusetzen und in ihren Wirkungen zu steigern, sie als eine Lebensaufgabe zu betrachten, über welche nicht wir herrschen, sondern von welcher wir beherrscht werden. Und ist dieser Standpunkt erst erreicht, dann lassen sich auch mit langsamen Kräften große Dinge verrichten.

Weil langsamere Bewegungen die Kräfte weniger schnell consumiren, so erlauben sie auch einem geringeren Maße derselben eine vollere Wirksamkeit, während, je lebhafter und ungeduldiger das Temperament ist, desto eher und desto auffallender die Blößen, sei es im Auffassen, sei es im Hervorbringen,

Digitized by Google

hervortreten werden. Die überschnellen Auffassungen bei schwachen Kräften werden voll Blendungen und Irrthümer erscheinen, die überschnellen Hervorbringungen werden in Verworrenheit und Unklarheit ausarten. Und, was in diesen Fällen das Schlimmste ist, die Lebhaftigkeit des Temperaments wird nicht die Geduld zulassen, durch ein wiederholtes Zusehen die Irrthümer zu zerstreuen, die Verworrenheiten aufzuklären. Man sieht hieraus, daß die Lebhaftigkeit des Temperaments nicht in jeder Beziehung eine wünschenswerthe Gabe ist, daß vielmehr für die Bildungsfähigkeit der Menschen in Masse genommen oder als Volk betrachtet, das langsame Temperament das günstigste ist, weil bei ihm nicht nur die starken, sondern auch die minder starken Seelenkräfte die Hoffnung zu einer größeren Emporbildung haben, als ihnen eine lebhaftere Anlage in der Regel gestattet. Und daher werden Völker von einem langsamen Lebensrhythmus an allgemeiner Durchbildungsfähigkeit alle anderen übertreffen. Sie werden, obgleich ihre Entwickelung langsam ist, doch zuletzt an allgemeiner Bildungshöhe über den anderen stehen. Die phlegmatischen Völker sind, als Völker genommen, die zu den höchsten Zielen bestimmten.

(Schluß folgt.)

Artistisch-literarische Werke.

Düsseldorfer Künstler-Album. Neunter Jahrgang. Redigirt von Christian Höppl. — Wie in den früheren Jahrgängen befinden sich auch diesmal wieder vortreffliche Lithographien nach Düsseldorfer Künstlern in demselben. Den Eingang bilden zwei anziehende Blätter von C. Scheuren, „Roland" und „Hildegard" darstellend. Litschauer's „Billiges Modell", S. Lachenwitz' „Freunde einer alten Jungfrau", W. Camphausen's „Im Corridor", Hiddemann's „In der Schmiede", Kindler's „Letzter Kreuzer" sind genreartige, freundliche Schöpfungen. Ernster gehalten sind: „Blankenberger Fischer" von A. Achenbach, „Zum Sturme" von G. Bleibtreu und „Die Verlassene" von C. Hübner. Unter den Landschaften befindet sich eine Lithographie des Bildes von Lessing „Nach dem Ueberfall", welches vom Städel'schen Institute hier angekauft wurde. Außerdem noch landschaftliche Gegenstände von H. Gude, A. Weber, Alexander Michelis, O. Achenbach ꝛc.

Unter den literarischen Mitarbeitern treffen wir die Namen: Justinus Kerner, Luise von Ploennies, Emma Niendorf, Dräxler-Manfred, Leopold Schefer, A. E Brachvogel, F. M. Hessemer, Feodor Wehl, Eduard Mörike. Die Gedichte: „Der Eisgang" von Rudolph Gottschall, „Nach zehn Jahren" und „Arme Maria" von Alfred Meißner, „Der Trompeter von Königswinter" von O. F. Gruppe, „Lieder eines Wandernden" von Julius Rodenberg und „Xenie" von Friedrich Hornfeck sind schätzenswerthe Beiträge neuerer Poesie. Die „Meerfahrt der Braut", Novellette von Feodor Wehl bildet den in Prosa geschriebenen Theil des Albums.

— **Neues Düsseldorfer Künstler-Album.** Erster Jahrgang. Redigirt von Dr. Ellen. Düsseldorf und Lahr. Ein Concurrenz-Album des vorstehenden, welches die Zahl illustrirter Werke, welche in neuester Zeit jährlich auf dem Büchermarkt erscheinen, vermehrt. Wir gestehen es indessen gerne zu, daß wir dasselbe mit Vergnügen und Genuß durchblättert. Die ausdrucksvollen genreartigen Zeichnungen von W. Camphausen, Wallander, Dieffenbach, Hasenclever und Hübner, eine lebendige Kampfscene von A. Beck, die Landschaften von

Digitized by Google

Leſſing, Lindlar und die ebenſo reizend ausgeführte als gemüthvoll erdachte Morgenlandſchaft von Krüger berechtigen dieſes neue Album in artiſtiſcher Beziehung dem älteren an die Seite geſtellt zu werden. Auch C. Scheuren hat in ſeiner bekannten trefflichen Manier, mit welcher er ſo ſehr auf das Gemüth des Beſchauers zu wirken weiß, dazu beigetragen, den künſtleriſchen Werth des Buches zu erhöhen.

Was den Text betrifft, ſo haben auch hier wieder Viele den Uhland'ſchen Ausſpruch:

Singe, wem Geſang gegeben,
In dem deutſchen Dichterwald!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt.

als eine Aufforderung an ſich begriffen, und ſo haben ſich neben ächt poetiſchen Dichtungen gar manche Ungereimtheiten eingeſchlichen, die als Erklärungen der Bilder beſſer in Proſa gelautet hätten. Schön Aennchen und ſchön Elschen von Hoffmann von Fallersleben leſen wir gerne als leichte aber poetiſche Waare des immer ſcherzenden Dichters. L. Bowitſch ſpricht in ſeiner Prophezeiung recht an. Hermann Marggraff und O. von Schorn zeichnen ſich vortheilhaft durch den kernigen Ton in ihren Balladen aus. Ebenſo müſſen wir noch die Gedichte von Mathilde Raven und Ludwig Bechſtein hervorheben. —e—

Theater.

Die Mode, Luſtſpiel in drei Akten von Roderich Benedix.

Was iſt Mode? Ein wunderliches Kind der Laune, das ſtets wandelbar, alle Formen annimmt, in allen Farben ſchillert, und ſich in den kühnſten Sprüngen und Gegenſätzen gefällt. Und welche Macht übt ſie? Sie erſcheint und alle Welt fügt ſich in ihre Geſetze, ſie iſt eine Tyrannin und doch lehnt ſich Niemand ungeſtraft und unverhöhnt gegen ihre Gewalt auf. Sie iſt die erklärte Feindin alles deſſen, was ſtarr, verſteinert oder altfränkiſch iſt. Wer ſie angreifen und bekriegen will, der darf nicht mit langen, ſpießbürgerlichen Moralpredigten, mit Deutſchthümeleien von Anno 1 gegen ſie zu Felde ziehen, ſondern mit treffenden, ſpitzen Wortpfeilen, mit der ganzen leichten Artillerie des Witzes. Wer aber über ſolche Waffen nicht verfügen kann, der vergreife ſich nicht an der Mode — ſonſt . . . — Dies Luſtſpiel des Herrn Benedix iſt keine neue, ſondern eine alte, abgetragene Mode, aber vom Verfaſſer „friſch polirt und blank gemacht." Ein Landedelmann, der aber im I. Akte in der Reſidenz lebt und da ſieht, was Mode iſt, der reich und von Leuten umgeben iſt, welche jede Mode mitmachen können, ſchleudert ſein gröbſtes Geſchütz gegen ſeine Todfeindin. Er iſt eine neue Auflage vom Turnvater Jahn — langer weißer Bart wie Herr Moſes im Städelſchen Inſtitut, keine Halsbinde, langer Oberrock — nie und nimmer ein Frack! — und hohe Stülpſtiefeln. Seine Schweſter iſt das Gegentheil, eine ſehr reife Wittwe, aus dem Modejournal ins Leben geſprungen, nach dem neueſten Pariſer Schnitt in Sprache und Haltung — dazu ein Paar junge Mädchen, Tochter und Nichte, das macht drei, die an den Mann gebracht werden müſſen, und dafür ſorgt Herr Benedix, denn die meiſten ſeiner Stücke ſind wahre Heiraths-Bureaux. Zum Schluß derſelben gibts wenigſtens ein viertel Dutzend Hochzeiten. Zwiſchen den beiden Extremen, dem Bruder mit einer deutſchen Kleiderordnung im Kopfe und der Schweſter mit der neueſten Pariſer Mode im Munde und auf den Schultern — ſchaukelt ſich das Stück hin und her. Ein Bewerber kommt und verſtellt ſich bei der Tante — ein anderer kommt und verſtellt ſich bei der Braut und beim Papa, und führt ſich mit der Redensart ein: „Ich bin der Bock, der wahre Bock!" Sein Coſtüm: ein Kittel — ſein Gepäck: ein Knotenſtock mit Pfeife und Tabacksbeutel, ſeine andern Vorzüge: ein reicher Landedelmann, der 28 Stunden zu Fuß geht, um ſeine Pferde zu ſchonen, und auch nicht per Dampf fährt, obwohl eine Verbindungsbahn von ſeiner Beſitzung bis zu den Füßen ſeiner Zukünftigen führt. Ein Herr v. Hahndorf, ſo bunt wie ein Diſtelfink, ſchwebt in krummen

Digitized by Google

Linien schmachtend um die Wittwe, bei der er Hahn im Korbe ist. Er kleidet sich nach neuester Mode „à la Schnabel“ und sie „à la Kabel“ zur Erinnerung an das Telegraphentau zwischen der alten und neuen Welt — oder auch à la Cherbourg, sie fährt daher wie eine Fregatte mit vollen Segeln. Die Komik des Stücks besteht in Aeußerlichkeiten, in Kleidern — hier ein altfränkischer Sonderling, da eine lächerliche Modegans, dazu ein Paar abgedroschene Crinolinwitze. Dieses Lustspiel wird nicht die Runde machen über die deutschen Theater. Hier hat man wenigstens keinen Geschmack an der neu aufgeputzten Mode des Herrn Benedix gefunden. Und doch wurde das Stück vorzüglich gespielt und einzelne Scenen, z. B. die zwischen Herrn Schneider und Fräulein Liebig ganz meisterhaft; ebenfalls müssen wir der Leistungen der Frau Lauber-Versing, der Herren Vollmer, Zademac und Moritz lobend gedenken.

Unterhaltungen.

— **Frankfurter Kunstverein.** Im großen Saale befindet sich ein Kirchen-Interieur von Ainmiller in München: die St. Georgskapelle in der Westminsterabtei in London; eine ruhige harmonische Färbung, die selbst durch das eindringende Sonnenlicht keine Störung erhält, verleiht dem Bild eine weihevolle Stimmung. Von A. Dreßler hier ist eine kleine Landschaft ausgestellt. Die sommerliche Stimmung spricht sich vortrefflich in dem kleinen Bildchen aus und die feinen Töne zeigen von des Künstlers Talent im Colorit. Hoffentlich wird uns Dreßler bald mit einem größeren Bilde erfreuen. Ten Kate in Amsterdam sandte eine ländliche Scene, die in vieler Beziehung entsprechender und poetischer ist als die von demselben Künstler früher ausgestellten Salonstücke. Eugen Verboeckhoven's kämpfende Stiere zählen, so lebendig sie auch gezeichnet sind, nicht zu den hervorragenden Werken dieses Malers. Die Vorleserin, von Mertz in Brüssel gemalt, spricht trotz der dunklen Färbung außerordentlich an. In der Behandlung vortrefflich und mit reizenden Tönen gemalt sind die beiden Zimmerstücke von Lafon und Montfallet in Paris. — e —

— **Neue Theaterstücke.** Unser Theater wird, so hoffen wir, uns diesen Winter manchen Genuß bieten. Nach „der Mode“ von Benedix soll Gustav v. Meyern's „Heinrich von Schwerin“ an die Reihe kommen, ein Schauspiel aus der deutsch-dänischen Geschichte. Der deutsche Held nahm den König Waldemar von Dänemark gefangen und wendete durch die Schlacht von Mölu das Schicksal von Schleswig-Holstein. Das Stück ist, wie der Fechter von Ravenna, genährt von patriotischen Anklängen. Wenn auch die jetzt brennende Streitfrage nicht durch das Schwert gelöst wird, so geißelt doch wenigstens der Dichter den dänischen Uebermuth. — Das Testament des großen Kurfürsten von Putlitz ist in Wien und Berlin mit Beifall eröffnet worden. Der Inhalt des Schauspiels behandelt den Conflikt der verwittweten Kurfürstin Dorothea mit ihrem Stiefsohn Friedrich III. Brachvogels Mon de Cans ist mit zweifelhaftem Erfolg in Berlin aufgeführt worden, und dieser angebliche Erfinder der Dampfkraft wird also wohl keine großen Sprünge machen. In Wien werden die Sabinerinnen, das Münchener Preisstück von P. Heyse, einstudirt. Der Sohn des Fürsten, Trauerspiel von Jul. Mosen, das schon früher über die Bretter gegangen, ist jetzt im Druck erschienen. Es behandelt den Fluchtversuch des preuß. Kronprinzen (später Friedrich d. Gr.) mit Katte.

— **Johann von Werth**, eine deutsche Reitergeschichte von Wolfg. Müller aus Königswinter. Wie Löher's General Sport, so ist auch diese poetische Erzählung ein Stück Leben und Weben aus dem 30jährigen Kriege. Sport und v. Werth, kräftige Bauernjungen, jener in Westphalen, dieser am Rhein geboren, waren beide wie aufs Pferd gewachsen und schwangen sich durch Kraft und Tapferkeit zu den höchsten militärischen Posten empor. Gegen einige

Digitized by Google

falsche Berichte, die den General v. Werth aus adeligem Geschlechte stammen lassen, legt der begabte Dichter, der aus allen vorräthigen Quellen die Lebensgeschichte seines Helden geschöpft hat, einem alten Feldwebel folgendes in den Mund:

— — — — Glaubt es nicht,
Was vornehm Volk hochnäsig spricht:
Der Obrist (v. Werth) sei von altem Adel —
Er war ein Bauer ohne Tadel,
Sein Vater, der aus Friesland kam,
Und seinen Sitz am Rheine nahm — — —
Ich habe selbst den Mann gekannt
Zu Büttgen in dem jülicher Land — — —

Am Ziele seines Lebens klagt der kühne Reitergeneral:

Elsaß, Burgund, Lothringen hin!
Frankreich nahm sie mit gier'gem Sinn.
Die Schweiz und Holland abgeschnitten!
Der Rhein zertrennt in seiner Mitten,
Zerlegt die Füße und das Haupt,
Das Pommerland ist uns geraubt
Vom frechen Schweden. Böser Stern
Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Herrn,
Sie herrschen ganz nach eignem Willen!
Wer wird den Uebermuth jetzt stillen! — — —

Seine letzten Worte über Deutschland sind:

Zerfetzt ihm Haupt und Hand und Glieder!
Einst kommt der Tag, da hebt sich's wieder. — —
Lang dauert's noch, doch muß erscheinen
Der Tag, wo sich die Deutschen einen —
Dann ist kein Reich dem deutschen gleich!
Heil dir, du einig deutsches Reich! — — —
Leis spricht der Spork: In Gottes Namen!
Was er gesagt, geschehe! Amen!

Das Gedicht ist dem Maler K. F. Lessing gewidmet. Wer die übrigen Werke des Verfassers kennt, wird auch hier finden, was er von ihm erwartet, eine tüchtige Leistung. N.

— **Der volkswirthschaftliche Congreß in Gotha.** Sehen wir auf die im Verlaufe dieses Jahres stattgehabten Versammlungen deutscher Forstwirthe in Frankfurt, deutscher Naturforscher und Aerzte in Carlsruhe, deutscher Philologen und Schulmänner in Wien, der Volkswirthe in Gotha, deutscher Künstler in München, so müssen wir dies nicht allein als eine erfreuliche Thatsache hochschätzen, sondern wir erblicken auch eine tiefere Bedeutung darin: einen mächtigen Aufschwung der nationalen Bestrebungen. Diese Wanderversammlungen sind weit davon entfernt ideellen Träumereien nachzuhängen, sie greifen, wo und wie sie sich zeigten, mächtig in das praktische Treiben und verbinden ihren Grundsätzen und Zwecken gemäß die Wissenschaften und Künste mit dem Leben, erzielen und erstreben neben dem Wohlstande auch die Hebung des geistigen Bewußtseins. Die Versammlung der Volkswirthe war vorzugsweise von jenem Gedanken beseelt und zeigte aufs glänzendste, daß das deutsche Volk in den wichtigsten Lebensfragen dem angelsächsischen Stamme nicht mehr nachsteht. Diese Wahrnehmung, welche im Laufe der Verhandlungen auf das erfreulichste an den Tag trat, machte auf die Mitglieder selbst einen so tiefen Eindruck, daß die meisten mit der Ueberzeugung nach Hause zurückkehrten, an einem erfreulichen Wendepunkte der innern wirthschaftlichen Entwickelung der Nation angelangt zu sein. Die Beschlüsse betrafen 1) die

Digitized by Google

Gewerbeverfassung, 2) das Genossenschaftswesen und 3) das Zollwesen. Nach einer Discussion, während welcher sehr interessante Mittheilungen über die Gewerbezustände der einzelnen Länder gemacht wurden, schritt die Versammlung zur näheren Erörterung ihrer Beschlüsse und sprach sich für den Grundsatz der Gewerbefreiheit aus.

Den Haupteindruck auf die Versammlung machten die sich bewahrheitenden glänzenden Resultate, die Herr Schulze-Delitzsch nach zehnjährigen Arbeiten durch seine Genossenschaften errungen hat, weil sie eine vollständige Neugestaltung der Gewerbe bewerkstelligten, die bereits ihren Triumphzug von Stadt zu Stadt angetreten hat.

Obgleich das Museum allen Fragen, die das öffentliche Leben angehen, in seinen Spalten Rechnung trägt, so gestattet doch der Raum dieser Blätter nicht, die äußerst interessante Rede des Herrn Schulze-Delitzsch, sowie die genaueren Angaben der Verhandlungen wiederzugeben, und verweisen wir die Leser, die sich dafür interessiren, auf den „Arbeitgeber" von Max Wirth, in welchem sich die Protokolle und Verhandlungen nach den stenographischen Berichten abgedruckt finden. — e —

— **Varnhagen v. Ense** ist 72 Jahre alt plötzlich in Berlin gestorben. Er vertauschte die militärische Laufbahn mit der diplomatischen und schied aus dieser — wenn wir nicht irren — weil er nicht als Geschäftsträger nach Amerika (Verein. Staaten) gehen mochte. Wer kennt nicht diesen gewandten Stylkünstler und Beobachter, der jede Richtung des deutschen Geistes aufmerksam studirte und verfolgte, wer kennt nicht seine Porträts, die mit den feinsten Zügen gezeichnet sind, seine Denkwürdigkeiten, seine Erläuterungen zu Rahels Briefen, sowie die Biographien Blüchers u. A. Wer seine stylistisch und kalligraphisch schön geschriebenen Briefe vor Augen gehabt, wer sich erinnerte, daß man seine Gattin Rahel ein männliches und ihn ein mehr weibliches Talent genannt, und sich darnach diese Fleisch und Blut gewordene Liebenswürdigkeit als ein schmächtiges Männlein dachte, der mußte mit uns überrascht sein, als wir einst unerwartet die hohe breitschultrige Gestalt Varnhagens vor uns sahen. Mit ihm ist auch der wärmste, theilnehmendste Pfleger und Beschützer junger Talente gestorben. Er stand mit den größten Geistern unserer Nation im freundschaftlichen Verkehr, von Goethe bis auf A. v. Humboldt, der ihn auch mit zu Grabe geleitete. Aber auch den fremden Geistesrichtungen folgte sein stets aufmerksames Auge. Er war nicht allein mit der Literatur fast aller europäischen Völker vertraut, er kannte auch ihre Sprachen, und noch in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium der verschiedenen slavischen Dialekte. W. N.

— **Newton's Denkmal.** In Grantham, nahe bei Woolsthorpe (Lincolnshire), dem Geburtsorte des großen Physikers und Mathematikers, wurde am 21. September die Statue Sir Isaak Newton's enthüllt. Die Statue, vom Bildhauer Theed gearbeitet, ist 13 Fuß hoch und ruht auf einem 14 Fuß hohen Piedestal. Sie steht auf St. Petershill am Südende der Highstreet und blickt nach Westen die Straße hinab, welche Newton kam, wenn er von Woolsthorpe nach Grantham zur Schule ging. Newton ist im Kostüme seiner Zeit und als Magister artium dargestellt. Seine Rechte zeigt auf ein Blatt in seiner Linken, auf dem sich ein aus seinen „Principien" genommenes berühmtes Diagramm befindet. — Uebrigens ist auch in der Westminsterabtei in London ein trefflich gearbeitetes Denkmal zu seiner Verherrlichung errichtet. — e —

— **Flotow's Martha** wurde am 11. October in einer englischen Bearbeitung von T. H. Reynoldson im Drury-Lane Theater vor einem zahlreichen Publikum gegeben. Hauptsächlich sind die Engländerinnen von der „letzten Rose" entzückt. — e —

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 44. **Frankfurt a/M., den 30. October.** **1858.**

Inhalt. **Glück.** Novelle von Louise von François. (Forts.) — **Die neuern italienischen Dichter.** Von W. Nolte. — **Ueber die Temperamente.** Von Karl Fortlage. (Schluß.) — **Unterhaltungen:** Abbé Lamennais. Belehrung u. geistige Unterhaltung. Paul Hoffmanns geologische Vorstellungen. Dichter-Denkmäler. Geschichtl. Dictionnaire der französ. Akademie der Wissenschaften. Erste Zeitung in England

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

Als Erasmus, nachdem er das priesterliche Gewand abgelegt, in das Zimmer seiner Freundin trat, befremdete es ihn, sie im Reisekleide zu finden.

Wohin gehst Du, Katharine? fragte er mit einem Ausdruck von Angst.

Nur auf einen Tag, ja nur auf wenige Stunden zu der armen Ulrike, antwortete sie; morgen bin ich wieder bei Dir, mein Freund.

Er preßte sie in seine Arme und bat:

O bleibe, Katharine, dränge nicht so schnell ein Drittes zwischen Dich und mich.

Was könnte sich zwischen uns drängen, Liebster? fragte sie verwundert.

Die Welt! — antwortete er mit gepreßter Stimme — die Welt, der Du gehörst, Katharine.

Ich gehöre Dir, Erasmus — entgegnete sie innig — und ich ahne kein Drittes; das uns trennen könnte.

Es ist ein Unterschied zwischen Dir und mir, Katharine, sagte er nach einer Pause gedankenvoll. Ehe wir uns kannten, waren wir Beide glücklich;

Digitized by Google

Du in der Gegenwart, ich in der Hoffnung, wir glaubten nichts zu vermissen. Warst Du nicht glücklich, Katharine?

Ja, ich war es — antwortete sie aufrichtig — wie Vieles hatte sich vereinigt, um mich glücklich zu machen. Aber Du bist die Krone über meinem Glück, Erasmus!

Ein Blick, ein einziger Blick — fiel dieser in sichtlicher Bewegung ein — weckte in uns Beiden den Trieb des Verlangens; Dir, die Du alles hattest, nach einem Letzten, einer Krone, wie Du sagst; mir, der ich alles überwunden zu haben glaubte, nach einem Ersten, einem Keim. Du bist mein Alles, Katharine, gehe nicht von mir, wenigstens nicht heute.

Sie legte Hut und Shawl bei Seite, beseligt durch den Ausdruck eines Gefühles, dessen Ausschließlichkeit sie vielleicht gar nicht verstand.

Du hast recht, mein Freund — sagte sie — dieser Tag hat zu schön begonnen, als daß wir ihn nicht mit einander zu Ende leben sollten; wie hast Du gesprochen, Erasmus! ja, Du weißt, was Liebe ist!

Sie war ganz die Alte, warm, hingebend und friedlich; er aber blieb in sich gekehrt. Ein Schleier lag über seinen Augen, welchen ihre Zärtlichkeit nicht verscheuchen konnte: er sah blaß aus wie ehemals. Heute bedurften sie der Worte und Katharine sprach von ihren Freunden, von ihren Zukunftsplänen, sie freute sich der Zeit eines gemeinschaftlichen Wirkens.

Ich war heute vor der Kirche schon in unserem Asyl, sagte sie unter Anderem; das Glück hatte mich selbstsüchtig gemacht, so daß ich in dieser Woche aller Pflichten vergessen. Ich fühle es mit einem Vorwurf: die Liebe zu Einem muß ja die Liebe zu Allem erweitern.

Die Liebe zu Gott erhöhen, verbesserte Lorenz.

Heißt das nicht dasselbe, Erasmus? oder schließen die beiden sich nicht mindestens ein?

Er schüttelte schweigend den Kopf, sie aber fuhr, ohne es zu bemerken, fort: Darum dachte ich auch gleich an die trauernde Freundin und schrieb an die Pflegerin, die wir für unsere Waisen bestimmt haben. Drängt doch Bastian täglich, uns seinen kleinen Schatz zu überbringen.

Bastian bringt Dir wen, Katharine? fragte Erasmus.

Ein unglückliches Kind, für das er sich interessirt, und dem ich Pflege und Liebe versprochen habe, antwortete sie.

Wessen Kind? fragte er von Neuem.

Ich habe diese Frage gescheut, Bester, erwiederte sie unbefangen. Sie ist ja auch überflüssig. Er liebt das Kind, es bedarf der Hülfe; sei sie ihm denn gewährt, so viel es in unserer Macht steht.

Der Tag verging in traulicher Hingebung für Katharinen, in einem schwermüthigen Anflug für ihren Freund. Oder sollen wir ihn ahnungsvoll nennen? Als er sich am Abend von ihr trennen mußte, hielt er sie lange stumm

Digitized by Google

an sein Herz gepreßt, und eine Thräne zitterte in seinem Auge. Den andern Morgen war sie auf dem Wege nach Beßdorf, und in wenigen Stunden reichte sie der Freundin die Hand. Wie öde und kahl kam ihr das Schicksal derselben vor, wie grell der Contrast gegen ihr eigenes volles Glück! Darum war sie auch ganz Theilnahme, ganz Hingebung für die Arme, die in einem Jahre Vater und Mutter verloren, und keinen Freund, keinen hülfreichen Verwandten besaß als sie allein. Sie suchte leise Hoffnungs- und Freiheitsträume in ihr anzufachen, um den in Zwang und Leid erschlafften Geist zu beleben.

Du bedarfst der Erholung, gute Ulrike, willst Du nicht mit mir kommen und einige Zeit still bei mir leben? sagte sie liebreich, aber sie erröthete unwillkürlich bei den Worten, denn ihres Freundes Warnung, „dränge keinen Dritten zwischen Dich und mich", fiel ihr, wenn auch unverstanden, wieder ein, und als die Gräfin die Einladung ablehnte, fühlte sie sich unwillkürlich erleichtert.

Du bist gut, ja Du bist gut, Katharine — sagte Ulrike — was danke ich nicht alles Deiner liebevollen Vermittlung! Aber laß mich noch einige Zeit allein mit mir selbst; ich muß ungestört zu einem Entschlusse zu gelangen suchen. Sobald ich ruhig geworden, komme ich zu Dir.

Kaum eine Woche früher, Katharine fühlte es mit einer Anwandlung von Scham, für welche sie aber nur sich selbst, nicht den Geliebten verantwortlich machte, kaum eine Woche früher, und sie würde nicht geruht haben, den Widerstand der Bekümmerten zu brechen und sie ihrer trostlosen Einsamkeit zu entführen; heute, wie gesagt, ließ sie es bei der Ablehnung bewenden. Als sie aber wieder allein in ihrem Wagen saß, warf sie sich ihre Engherzigkeit vor und empfand es mit Reue, ihrer egoistischen Neigung, mit dem Geliebten allein zu sein, das Wohlbefinden ihrer Freundin geopfert zu haben. Noch konnte, wollte sie sich nicht eingestehen, daß sie nur um seinetwillen nach einer Abschließung verlange, sie fühlte nur dumpf einen Zwiespalt in ihren Neigungen und einen Stillstand in ihrer hingebenden Natur.

Lorenz kam ihr weit über die Grenze ihres Gebietes hinaus entgegen; sie ließ halten und sprang aus dem Wagen, um mit ihm zu Fuße nach Hause zurück zu gehn.

O, daß Du wieder bei mir bist, Katharine — sagte er hastig — bei mir und allein.

Auch mir ist erst wieder wohl, seit ich Dich wiedersehe, Liebster! entgegnete sie, und setzte dann schüchtern hinzu: Aber sage mir, Erasmus, warum scheuest Du den Blick der Menschen, treuer, befreundeter Menschen über unser Glück? Ich würde mich freuen, ihnen zurufen zu können: seht, so reich bin ich geworden! Warum dieses Geheimniß, mein Freund? Laß es uns wenigstens meinem guten Vater mittheilen und ihm dadurch den einzigen

Digitized by Google

Wunsch erfüllen, den er vielleicht noch auf Erden hat. Und auch Du, Erasmus, hast Du keine Freunde, keine Verwandten, die an Deinem Schicksale Antheil nehmen?

Nein, Katharine, ich habe Niemand — antwortete er — Niemand als Dich. Auch bedarf ich keines als Deiner. Dich aber möchte ich ganz und tief in mein Leben hineinziehen, möchte gleichsam eine Mauer um unsere Herzen bauen vor allen störenden Blicken der Welt. Mit Dir meine Seele ausschütten vor Gott, mit Dir allein!

Aber Du liebst doch die Menschen, Erasmus — wendete sie ein, beglückt und beunruhigt zugleich von der Innerlichkeit seines Gefühls — Du thust ihnen Gutes. Dein Leben ist ein ununterbrochener Opferdienst für die Armen und Kranken an Leib und Seele.

Das ist leiden mit Christus, Katharine; mit Dir will ich mich seiner freuen, des Lebens freuen, das seine Gegenwart geheiligt hat. O, laß uns noch ein kurzes verhülltes Miteinander, mich graut vor der Profanation der Welt!

Heute war es Katharine, die beängstigt von etwas Unverstandenem und schweigend an seiner Seite ging, er dahingegen war leidenschaftlich, ja stürmisch aufgeregt, wie sie ihn noch niemals gesehen. In ihrem Hause angekommen, fand sie Briefe aus der Stadt. Waldemar kündigte für den nächsten Tag seinen Besuch an, um Abschied zu nehmen auf lange Zeit. Die arme Adele hatte einige Zeilen hinzugefügt, von ihren Thränen halb wieder verlöscht. Dahingegen schrieb Rosa recht im Uebermuthe ihres bräutlichen Glücks. Ihre Hochzeit stand nahe bevor, sie mahnte an den versprochenen Polterabend:

Was sollen wir warten, Ina? — sagte sie — Aussteuer gibts nicht. Ein Glück, daß ich arm bin, was hätte ich sticheln und sorgen müssen, dürfte ich nicht meinem lieben, liebsten Heinrich für jede schöne Gabe die Hände küssen. Ich verschenke schon allen meinen alten Plunder, ich bin eine Prinzessin geworden, die mit vollen Händen ausstreut. Nicht einen Faden nehme ich mit hinein in mein junges Glück, alles soll neu und frisch sein, nur keinen Ballast, der das Leben beschwert. Noch achtzehn Tage, dann tanzen wir bei Dir bis in den Morgen hinein, lassen uns schnell und still zusammengeben und fliegen in die Welt wie leichte, lustige Vögel. Wie muß ich doch immer über die arme Adele lachen, die mitten unter Thränen sticheln und kramt und jeden Flicken sorgfältig zurecht legt, um noch einmal aus einem alten Ueberrock einen neuen Unterrock zu machen. Jetzt denkt sie schon an ihr Brautkleid; Heinrich hat ihr vom besten indischen Mull verschreiben müssen, solcher, der hundert Wäschen aushält, und in dem eine Urenkelin noch Staat machen kann. Sie will ihn mit eignen Händen besticken, es soll ihre Erholung sein, wenn Waldemar fort ist. Das wäre meine Sache! ich

Digitized by Google

will mein Hochzeitskleid tragen, so lange ich vor dem Altare stehe und mein Andachtsthränchen vergießen — wenn ich es nämlich vor lauter Jubel dazu bringe — dann soll es im Kasten ruhen, bis man mich in den Sarg legt. Die Jüdinnen, glaube ich, machen es eben so, oder sinds die Chinesinnen? aber der Brauch gefällt mir, ich will in meinem Hochzeitskleide begraben sein; einst, einst in langer, langer Zeit, jetzt will ich leben und glücklich sein. Aber sage mir, kluge Ina, mein Heinrich meint immer, Adele sei das Ideal einer Hausfrau; warum liebt er nun nicht sie, sondern mich? und die sanfte Adele, warum hat sie ihr Herz an den wilden Vogel von Lieutenant gehängt und nicht an den soliden Vetter Heinrich, der so ein passendes Gegenstück zu der idealen Hausmutter gäbe? Und die lustige Rosa, warum gefällt ihr der ernsthafte Rechenmann so viel besser als alle Lieutenants, mit denen sie bis heute gelacht und getanzt? Kannst Du's erklären, Ina, das curiose Ding, das da inwendig hämmert und pocht? Die Augen sagen: der ist jünger und schöner; der Kopf sagt: der ist witziger und feiner; die Mama: der paßt besser für dich; aber das Herz spricht: den liebe ich, und mit dem Herzen mag eine Andere disputiren als Deine kleine, glückliche Rosa.

Katharine reichte lächelnd dem Freunde den Brief und sagte, nachdem er gelesen:

Du hattest Recht, Erasmus, die Mittheilung unseres Verhältnisses würde die Unruhe nur vermehrt haben, die uns in den nächsten Tagen bevorstehen wird, und die ich Dir leider nicht ersparen kann, lieber Freund. Lassen wir also den Schleier des Geheimnisses noch über unserem Glück; sobald die unruhigen Stürme sich gelegt haben, wollen wir ihn lüften.

Und in der That war es wie ein Sturm, der sich über dem Hause der jungen Herrin erhob; zuerst die Thränenschauer der unglücklichen, dann das jauchzende Lachen der glücklichen Braut; Gäste von allen Seiten zum Abschied, zum Willkommen. Lorenz mied das Haus so viel als möglich und Katharine blickte zaghaft und beklommen wie nie vordem; einmal, weil sie den Geliebten vermißte, und dann, weil sie ihn verletzte, ohne zu wissen wie es zu ändern. Konnte sie denn anders, als zu der in ihrem Jammer fast vergehenden Verwandten sagen: bleibe bei mir, Kind, ich will suchen Dich aufzurichten, Dich zu zerstreuen? Und was sollte sie thun gegen das bittende Drängen der muntern Kleinen?

Herzens-Ina — sagte sie — nicht wahr, Du hältst Wort und feierst meinen Polterabend? Du weißt, wie die armen Eltern drei Treppen hoch zusammenhocken. Wenn wir still sitzen wie die Mäuschen und Heinrich tritt in die Stube, gibts ein Gedränge. Und eine Hochzeit ohne Polterabend, ohne lustigen Abschied von der Mädchenzeit, nein, nein, das gibst Du nicht zu. Und die Kleinen, wie sie sich auf den Abend freuen! Sie studiren schon an ihren Rollen und probiren ihre Masken; ich muß mir zehnmal am Tage die

Digitized by Google

Augen zuhalten, um mich zu guter Letzt von ihnen überraschen zu lassen. Aber ich kann nicht anders, ich merke es doch. Denke nur: Wilhelm kommt als Bär und Hänschen als Schmetterling und Anna als Rose, und wie sich Marie auf das Tanzen freut, sie hat ja noch niemals getanzt, nämlich mit einem Mann!

So plauderte die Kleine und schmeichelte, bat, streichelte ihre Wangen und küßte ihre Hände. Was sollte sie thun? sie hätte so gern Ja gesagt. Sie blickte verlegen auf Lorenz, der ihr mit verschränkten Armen und ernstem Blick in einer Fensternische gegenüberstand.

Mache ihr die Freude, bat jetzt auch Heinrich, ihre Hand fassend.

Haben Sie einmal die Rolle der Burgfrau übernommen, werden Sie nicht umhin können, den Papa Peterson in Ihrer Familie zu vertreten, Katharine, sagte Bastian, und Heinrich, der sich ihr Zögern nicht zu erklären vermochte als durch an ihr nicht gewohnte conventionelle Bedenklichkeiten, fügte hinzu:

Es sind ja nur Verwandte und die nächsten Freunde des Hauses, liebe Cousine.

Bitte, bitte, sage Ja! schallte es von allen Seiten.

So sei es denn! — sagte sie endlich rasch — Ihr sollt mir von Herzen willkommen sein.

Kaum hatte sie aber das Wort gesprochen, als eine dunkle Röthe ihr Gesicht überzog, denn sie sah, daß Lorenz schnell das Zimmer verließ. Zum ersten Male überkam sie eine Art von Unmuth, ja fast von Unwillen gegen ihn; er hatte ihren Kampf gesehen und sie mit Spannung ein ermunterndes Wort, mindestens einen zustimmenden Blick von ihm erwartet. Schnell aber war die unfreundliche Regung überwunden, sie folgte ihm, sobald sie, ohne Aufsehn zu erregen, konnte, in der Hoffnung, ihn noch im Garten zu überholen. Es brannte auf ihren Lippen, ihn um Verzeihung zu bitten, ihm zu sagen: es soll das letzte laute Fest in diesem Hause sein, von nun an wird eine stille Pfarrersbraut darinnen schalten, aber sie fand ihn im Garten nicht mehr. Sie wäre ihm gern über die Schwelle des Pfarrhauses gefolgt, wie aber würde er diesen auffälligen Schritt hingenommen haben? So kehrte sie denn langsam und traurig zurück; zum ersten Male konnte sie die Freude der Anderen nicht mehr erfreuen, denn zum ersten Male hatte sie einem Menschen wissentlich weh gethan, und ihrem theuersten Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuern italienischen Dichter.

Von W. Nolte.

I. G. Prati.

Vielen unserer Leser mag es unglaublich erscheinen, wenn sie vernehmen, daß der Kampf zwischen Romanticismus und Classicismus, welcher nach man-

Digitized by Google

chem erbitterten Strauß in Deutschland und Frankreich längst ausgefochten, aufs Neue in Italien entbrennt. Freilich bricht er dort unter anderem Namen und anderer Richtung aus, der Streit ist aber etwa derselbe als in Frankreich. In dem einen Lager stehen die Cruscanti, d. h. die Anhänger der alleinseligmachenden alten Form und kämpfen mit ihren verrosteten Waffen gegen die Neuerungen der jüngern Dichter und Schriftsteller, die mit den neuen Bedürfnissen und Einrichtungen auch neue Begriffe einführten. Das, wenn auch nur auf kurze Zeit wiedererwachte öffentliche Leben, die freie Presse, die Parlamente ꝛc., der ungestüme Drang der Zeit fragten nicht erst bei der Crusca um Erlaubniß, ob dieses oder jenes Wort schulgerecht sei oder nicht, die Journale und Redner fanden für ihre neuen Gedanken auch eine neue Form. Die Poeten stimmten neue Weisen an und behandelten oft bis dahin den Italienern ganz unbekannte Stoffe. Daher der flammende Zorn der Pedanten, der unter den jüngern Dichtern am meisten gegen Prati gerichtet ist.

Prati ist im Jahr 1815 in Südtyrol geboren. Seine Wiege stand auf den Alpen, welche „das holdlächelnde Italien vom träumerischen Deutschland scheiden." Er nahm die Sagen des deutschen Volkes und deutscher Ritterburgen mit nach Italien hinüber und hüllte den fremden Kern in das schöne Gewand seiner „süßen Sprache." Durch seine „Ballate" wurde er zur Zielscheibe der vergifteten Feindespfeile. Doch da er sich selber vertheidigt hat, so lassen wir ihn hier das Wort ergreifen:

„Wohlan denn", so beginnt der begabte Dichter, „legt die Karten auf den Tisch, theure Freunde! Seit Kurzem habt Ihr Euch gegen mich erhoben wie ein wüthendes Wespennest. Und warum? Ich will es Euch kurz sagen: weil ich nicht von Eurer Kameradschaft bin und für mich allein einstehe. Nach der Popularität meiner Werke zu urtheilen, muß ich glauben, daß Eurer nicht Viele sind, aber Ihr macht viel Lärm, um zahlreich zu erscheinen, und Ihr habt Euch das Wort gegeben. Ich habe Euch alle auf den Fingerspitzen, und im Nothfall werde ich auch Eure Namen angeben können, wie es ein anderer Poet, Lord Byron, mit seinen schottischen Barden gethan hat. Wollt Ihr wissen ob ich Euch kenne?

Zwei oder vier unter Euch sind veraltete Stockfische oder elegante Aebtlein von der Crusca und ich will nie ein Diplom von Euch haben, o Ihr berühmten Kreuziger des Tasso. Vier oder sechs von Euch sind guter Samen der guten Väter Jesu, und sie haben in Rom meine Werke verdammt, und ich habe in der That nicht die Absicht, mich zu ihrer Familie zu bekennen, die von Euch so hoch erhoben wird. Sechs oder acht von Euch sind mondsüchtige Apostel eines politisch-religiösen Symbols, woran mir meine Natur, die Erfahrung und die Tradition und meine Studien zu glauben verboten. Es ist hart, Gerechtigkeit demjenigen widerfahren zu lassen, der Euch gar

Digitized by Google

nicht beneidet, sondern der Euch bekämpft, so lange ihm eine Feder und das Wort bleiben. Acht oder zehn von Euch sind verabscheute Literaten oder Poetaster, die ihre unüberwindliche Dunkelheit nicht verschmerzen können, und ich mache mit Euch keine Wechselgeschäfte gegenseitiger perfider Lobeserhebungen. Wer Euch hört, sollte glauben, ich wäre in der Literatur eine Art Demagoge, der die Sprache entstellt, den Styl fälscht, die Jugend verdirbt, der ein Loch macht ins Patrimonium der Ahnen und umzustoßen versucht — was? Eure Töpfe. Aber beruhigt Euch, Ihr Handlanger, ich zettle keine Verschwörung an. Ich begehe nur Euch gegenüber den großen Fehler, daß ich nicht unter Eurer Fahne stehe, daß ich nicht trinke an den Strömen Eurer Weisheit, daß ich das Gesetz nicht von Dem annehme, der nicht befugt ist es zu machen und zu geben, und der nicht lernen wollte die Regeln der Grammatiker, Rhetoren, Encyclopädisten, Wolkenjäger (Blauendunstmacher) und Kopfverdreher.

Also ist es wirklich wahr, daß ich ein Mann ohne Regeln bin und den Classikern den Krieg erkläre? Classiker? Halt da! Vor Allem seid Ihr die Classiker nicht, glaube ich. Und dann, was die Classiker anbetrifft, auch ich habe eine Regel, wie jede Kirche ihren Heiligen. Und wollt Ihr wissen was meine Regel ist, um ernst mit Euch zu reden?

Meine Regel ist, die großen Autoren zu lesen und zu bewundern und eine Art religiösen Cultus davon zu bewahren, ihre Seiten mit Thränen zu benetzen und zu küssen; ihre Wohnstätten und Gräber aufzusuchen und mich vor ihnen verehrungsvoll zu beugen wie vor dem Altare der Hausgötter; mit kindlicher Andacht ihr Bildniß zu betrachten, ihr Leben und ihre Lieblingsbeschäftigungen und Gewohnheiten kennen zu lernen, das Schicksal zu segnen, wenn es ihnen freundlich war, und es der Ungerechtigkeit und Thorheit anzuklagen, wenn es sie heimsuchte mit Armuth und Schmerz; Dank zu zollen den edlen Völkern, die sie ehrten und beschützten, mich zu erheben gegen die gottlose Tyrannei der Völker oder der Fürsten, die sie aus ihrem Neste vertrieben, ihnen das Brod entrissen und auch oft nach ihrem Blute dursteten; mich rühren lassen durch den edlen Trost, den sie dann und wann in der Freundschaft Anderer fanden, mich waffnen mit unbegrenztem Zorn gegen Neid und List unnatürlicher Menschen, die, unfähig ihr Genie zu übertreffen, ihnen das Leben zu verbittern suchten durch Verfolgung ihrer Werke und Herabwürdigung ihres Rufes — und dann endlich mich zu freuen, daß ihre unsterblichen Schriften eine unsterbliche Rache geübt haben.

Das ist meine Regel, die alt und allgemein sein sollte, wie die Pflicht und das Gefühl der Frömmigkeit, der Wahrheit und der Gerechtigkeit: so, wenn ich spreche, gedenke ich ihrer, aus Ehrfurcht, und wenn ich schreibe, vergesse ich sie aus größerer Ehrfurcht; denn wenn ich ihrer zu sehr gedächte,

Digitized by Google

ſo müßte ich fürchten nicht ſo gut zu wiederholen, was ſie geſagt, mit ſoviel Ruhm für ſich ſelbſt, für ihre Zeiten und ihre Nachkommen.

Wiederholen! dies Wort erregt meine Heiterkeit. Die Reden und Worte der Mutter und das Symbol des Glaubens wiederholen — das iſt ganz gut und recht: aber die unſterblichen Werke der Kunſt zu wiederholen, das heißt ſich in ein Hofkoſtüm und eine Hofmaske hüllen mit der Hoffnung armer Leute; denn es gibt zwei Dinge in der Welt, die auf die Länge nicht betrogen werden können: die Zeit und der Nächſte.

Und doch haben Viele den tollen Geſchmack am Wiederholen, d. h. entweder die Diebe oder die Affen zu ſpielen mit mehr oder weniger Kunſtgriffen und ſie bleiben dabei, und da es keine Tribunale gibt für ſolche Sünden, und die Todten nicht reden, ſo laſſen wir ſie in Ruhe. Wir für uns, wir tragen unſer Kleid wie es iſt, und tragen es ſelbſt abgenutzt bis zum jüngſten Tag."

Wir laſſen hier gleich einige ſeiner Sonette in deutſcher Uebertragung folgen:

Dichterloos.

„Ihr ſollt mir Dornen, keine Roſen geben!
Denn ich will einen rauhen Kranz jetzt ſchlingen
Dem Thoren, der nur denken will und ſingen,
Und über Maß und Ziel ſich will erheben."

„Dem unſern gleich gebrechlich iſt ſein Leben,
Er will auf ſteilen Bahnen vorwärts dringen,
Was läßt er Himmelsphantaſie'n erklingen?
Wozu die Töne, die ſein Herz durchbeben?"

„Iſt keine Lebensweisheit ihm geblieben,
Daß er in einen Traum ſich mag verlieben?
Reicht ihm, was ihm gebührt, zum Lohne!

So ſchreit das Volk und ſetzt ihm auf die Krone.
Es trieft das Blut — der Himmel fühlt Erbarmen,
Der Dichter lacht und — ſingt ein neues Carmen.

Adam's Erſcheinung.

Von Abels Grab, wo ſchallen ſeine Klagen,
Der Menſchen Vater richtet ſich empor,
Er blickt umher, Geräuſch dringt in ſein Ohr
Und eine Lichtgeſtalt ſieht hoch er ragen,

Daß er ſein Auge nicht wagt aufzuſchlagen.
Denn Einer war es aus der Sel'gen Chor,
Die Gott zu ſeinen Boten ſich erkor,
Und bebend hört die Worte Adam ſagen:

Digitized by Google

„Blick auf, o Menſch, eh' heut das Licht der Sonnen
Dort hinter jenen Cedern iſt zerronnen,
Mußt ſterben du, beſchloſſen iſt's da oben!"

Dann war der Engel ſeinem Blick enthoben,
Und wie ein Blättlein, das der Wind erſchüttert,
Das Haupt neigt Adam und er ſchweigt und zittert.

Adam's Heimgang.

Er neigt ſein Haupt zur Ruh', das Sonnenlicht
War hinter hohen Cedern faſt verſchwunden,
Als Adam, von Entſetzen überwunden,
Erbebt bei dem Geheul, das laut ausbricht.

Er ſchaut und ſieht aus Eines Angeſicht
Und Haupt Blut triefen wie aus Wunden,
Der heulend flieht ſowie gehetzt von Hunden,
Verwünſchet Alles, ſchont die Eltern nicht.

Da neigt ſein Haupt der Alte zum Verſcheiden
In Eva's Schooß, und weint ob ſolcher Leiden,
Wie ſie noch keinem Sterblichen beſchieden.

Doch über'm Weltall ſchwebte ſel'ger Frieden.
Die Sonne hinter Cedern war verglommen,
Und Adam's Jammer ward nicht mehr vernommen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Temperamente.

Von Karl Fortlage.

(Schluß.)

Ein anderer Maßſtab freilich gilt in Beziehung auf den einzelnen Menſchen. Die einzelne Perſon wird durch daſſelbe zum höchſten Gipfel der Genialität erhoben, was einer Nation die Höhe gleichmäßiger Durchbildung zu erreichen ſchwerer macht. Das Feuer und die Raſchheit der inneren Antriebe iſt, wie Ariſtoteles richtig bemerkt, den großen Genies unentbehrlich. Wäre dieſes Feuer auch den Nationen im Ganzen zu ihrer Durchbildung günſtig, ſo würden in Afrika und Auſtralien die gebildetſten Völker leben. Die Bildung der Völker iſt an einen langſamen, ſyſtematiſchen und ausdauernden Rhythmus geknüpft. Auf die Raſchheit kommt hier wenig an. Nur wer am längſten ausdauert bei ſeinen Entwickelungen, gewinnt das Spiel. Die Bildung wohnt aus dieſem Grunde im Norden, und hat ſich, je weiter die Weltgeſchichte fortgeſchritten iſt, deſto höher in den Norden gezogen. Sie entwickelte ſich zuerſt ein ganzes Weltalter hindurch in Aegypten, zog im Alterthum einen Grad höher nach Griechenland, ſtreckte im Mittelalter von Rom

Digitized by Google

aus ihre Arme nordwärts, und betrachtet in der Neuzeit nur noch den Norden als ihre eigentliche Heimat.

Die langsameren Bewegungen in der Entwickelung des nordischen Menschen hängen zusammen mit seiner langsameren Erregbarkeit durch alle Arten von Eindrücken, welche anzeigt, daß hier das Nervensystem im Ganzen von vorzüglicher Kraft und Gesundheit ist. Denn je stärker der Nerv ist, desto stärkere Eindrücke fordert er, um heftig erschüttert zu werden, desto langsamer zu bewegen oder desto phlegmatischer in diesem Sinne wird er daher erscheinen. Die Nervenstärke bildet standhafte, feste, männliche Naturen und leistet so der Charakterstärke großen Vorschub, indem sie der äthiopischen Blutaufregung wohlthätig entgegen wirkt, und eine größere Gleichmäßigkeit der Stimmung möglich macht. Denn durch ein vorzüglich starkes Nervensystem wird auch ein vorzüglich normales und gesundes Blut bereitet, und zwar in großer Fülle, weßhalb das langsame Temperament auch das der Gesundheit genannt zu werden verdient. Denn es ist eben so weit entfernt von der fieberhaften Aufregung des Bluts, als von einer durch Blutmangel erzeugten reizbaren Nervenschwäche.

Obgleich der nordische Phlegmatiker gegen den südlichen Choleriker sich ausnimmt wie Kälte gegen Hitze oder wie Nüchternheit gegen Berauschung, so hebt sich dieser Unterschied doch auf, sobald der schlummernde Löwe geweckt wird. Man könnte den nordischen Phlegmatiker einen Choleriker im Futteral, einen Degen in der Scheide nennen. Dieser Ausdruck wäre um so passender, als auch das südländische Temperament des aufgeregten Blutes sich aus seinen unregelmäßigen und abenteuerlichen Aufwallungen nur dann zum Ideal eines Cholerikers, nämlich zur Männlichkeit einer consequenten Thatkraft erhebt, wenn ihm ein Tropfen des an sich haltenden Phlegma beigemischt ist, von welchem der Norden das Magazin besitzt. Denn wo alle vorhandene Kraft in der Seele von Anfang an in voller Aufregung ist, da wird die zum energischen Handeln erforderte ruhige Ausdauer viel schwerer gewonnen, als wo es mehr in des Menschen Gewalt ist, einen überflüssigen Theil der Kraft in vorübergehenden Schlaf sinken zu lassen, oder die Ausgaben der Gegenwart zum Besten der Zukunft zu beschränken. Nordische Helden sind hierin manchmal sehr weit gegangen. Wilhelm III. von England z. B. besaß nach der Schilderung, welche Macauley von ihm gibt, gerade so viel geistige Produktivität, als die höchst schwierige Lage, worin er sich befand, in Anspruch nahm. Aber er erlaubte sich auch zur Entschädigung dafür, daß er mit seltener Vorsicht das Gleichgewicht Europas in seinen Händen balancirte, ein rücksichtsloses Phlegma in seinem ganzen Privatleben. Wenn also eine Seele zu schlafen scheint, so hat man immer wohl zuzusehen, ob sie sich nicht etwa nach gewissen Richtungen hin in einen künstlichen Schlaf begeben hat, um nach der Einen Richtung hin, worauf es ihr allein an-

Digitized by Google

kommt, desto stärker wach sein zu können. Und wer diese Oekonomie seiner inneren Kräfte am meisten in seiner Gewalt hat, so daß er die, welche er will, mit der größten Leichtigkeit wecke, und dafür andere in den Schlaf sinken lasse, ein solcher eben ist der freieste Mann. Wie soll aber der Aethiope jemals zu dieser Verfassung gelangen, bei welchem die Seele in einem steten Aufruhr ist, und keine der Kräfte, welche wachen, jemals in einen heilsamen Schlaf sinken will?

Der Norden ist der Boden, welcher durch seine innere Beschaffenheit geistige Befreiung am meisten begünstigt. Der Norden wurde bereits von den ältesten Völkern für eine bevorzugte Gegend gehalten. Die Indier glaubten, daß vom Berge Mern im Norden alle Wunder und Offenbarungen niederstiegen; ihre Eremiten wandten sich, wenn sie in die Wildniß zogen, am liebsten den nördlichen Gebirgen zu.

Der Norden gibt nichts ohne Arbeit her, nichts ohne Ausdauer, und spannt daher die Kräfte aufs Höchste an. Hier wird ohne Heldenthum nichts gewonnen. Hier reicht keine Kraft aus, wie sie die Natur von selbst gibt, hier ist Erziehung zum Höheren unentbehrlich, wie sonst nirgends. Aber weil hier nur Selbsterziehung zum Ziele führt, so gibt dies auch wieder den Anreiz, selbst die geringsten Kräfte zu entwickeln und nichts verloren gehen zu lassen. Da der Mensch hier nur das ist, was er aus sich macht, so tritt hier Alles unter den Gesichtspunkt der Kraft und des Entschlusses. Auf den Norden paßt, was der Dichter sagt:

Triumph! die Paradiese schwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schooß,
Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

Das nordische Phlegma ist unentwickelte Kraft. Solche aber ist gesparte Kraft, welche sich entwickeln läßt. Der Norden ist das Menschenmagazin, die Welt der Zukunft. Und weil er zu seiner Entwickelung oder Genialisirung beständig der südlichen Einflüsse bedarf, so ist er dadurch angefeuert, alles Leben der Menschheit aus Vergangenheit und Gegenwart der Geschichte in sich zu versammeln und aufzunehmen, und so, was die andern Völker in Vereinzelung darstellen, in eine Einheit zu bringen.

Aus dem allen ziehe ich nun folgendes Resultat:

Es gibt ein auswendiges und ein inwendiges Phlegma. Das auswendige ist das nordische Phlegma der unentwickelten Kraft. Das inwendige ist das chinesische der reinen Receptivität.

Gegenüber steht die phantastische oder produktive Anlage, welche von Aristoteles als die melancholische bezeichnet worden ist, die Anlage des aufgeregten Blutlebens.

Digitized by Google

Dieſelbe begründet in Verbindung mit der receptiven Anlage das Genie, welches nach der receptiven Seite hin mehr zur ſanguiniſchen Geſelligkeit, nach der produktiven Seite hin mehr zur melancholiſchen Einſiedelei hinneigt.

Für ſich allein hingegen bildet ſie das choleriſche Temperament.

Das choleriſche Temperament des Aethiopen iſt zwar die Anlage zum Heldenthum, aber dieſe iſt von der Art, daß ſie auf ihrem eigenen Boden ſchlecht gedeihet, und nur durch eine Zumiſchung von nordiſchem Phlegma wirklich zu ihrem Ziele gelangt.

Das nordiſche Phlegma, mit beruhigtem Blute und ſtarken Nerven verſehen, iſt fähig alle übrigen Temperamente aus ſich zu entwickeln, ſowohl das receptive als das phantaſievolle, und folglich ebenfalls das geniale als die Einheit beider.

Das geniale Temperament gedeihet in einem phantaſievollen Geiſte, wenn ein ſolcher ſich receptiv genug nebenbei zu halten weiß. Aber zu dieſer Geduld kommt der Aethiope eben nur dann, wenn ihm eine hinreichende Zugabe von nordiſchem Phlegma hierbei zu Hülfe kommt.

So iſt denn dem reinen Choleriker oder Aethiopen die Weiterentwickelung ſehr ſchwer gemacht. Er beſitzt zwar ihren eigentlichen Nerv. Weil er aber nichts weiter beſitzt, als dieſen, ſo kann er ihn nicht verwerthen.

Scheinbar am leichteſten wird ſie dem rein receptiven Temperament, deſſen ganze Thätigkeit im Auffaſſen und Nachahmen beſteht. Aber hier iſt die ganze Fortentwickelung auch nur eine ſcheinbare, eine bloße Dreſſur, welcher die innere Wärme fehlt.

Wenn wir nun den bisherigen Auseinanderſetzungen folgen, ſo ſind die Temperamente keine angeborenen Naturbeſchaffenheiten, welche nicht abgeändert werden könnten, ſondern gelegentliche Gemüthszuſtände, welche durch ein Zuſammenſpiel einer receptiven mit einer produktiven Grundthätigkeit in der Seele hervorgebracht werden, deren jede entweder mehr in Schlaf ſinken oder mehr zur Wirkſamkeit erwachen kann. Jeder Menſch hat der Anlage nach alle Temperamente, bildet aber in der Regel nur eines in ſich aus, während er in die übrigen wie der Tonkünſtler in entlegene Tonarten nebenher ausweicht. Man kann daher auch Vieles thun ſowohl zur Veredlung, als zur Verſchlechterung ſeines Temperaments. Man kann ſowohl Menſchen als Thiere bösartig choleriſch machen dadurch, daß man ſie unaufhörlich zum Zorn reizt. Man kann einen jungen Menſchen dadurch zum Melancholiker verſchüchtern, daß man ihm Alles auf ſophiſtiſche Art beſtreitet, ihm keine fröhliche Bewegung in Aeußerung ſeiner Meinungen und Anſichten vergönnt, ihn gewaltſam in ſein eigenes Innere drängt. Es gibt Mittel, ſich übermäßig receptiv und reizbar zu machen durch Kummer, Sorgen, Nachtwachen und Ueberanſtrengung. Und um hiergegen wieder der Produktivität Vorſchub

Digitized by Google

zu leiſten, dient die anſehnliche Quantität geiſtigen Getränks, welches bei civiliſirten Völkern conſumirt wird, und welches durch eine heilſame Blutaufregung täglich die Phantaſie in einem guten Fluſſe erhält. Es gibt endlich Mittel, ſich abzuhärten, wodurch man um einen Grad äußerlich phlegmatiſcher, nervenſtärker, grobfühliger und ruhiger wird.

Im vorigen Jahrhundert ſtrebte der Deutſche ſich in jeder Beziehung zu verfeinern und zu vergeiſtigen. Er ſtrebte aus dem phlegmatiſchen Typus in den genialen. Heutzutage ſtrebt er umgekehrt aus der Schwachnervigkeit in die Starknervigkeit zurück. Seine Waſſerheilanſtalten, Abhärtungskuren, Turnübungen, Bemühungen um Kräftigung der Nahrungsmittel fürs Volk zielen darauf hin.

Ein großer Theil der diätetiſchen Vorſchriften bei Moſes läßt ſich unter den Geſichtspunkt ſtellen, daß die Organismen eines ungebildeten Volks receptiver gemacht werden ſollten durch Faſten, Enthaltung von gewiſſen Speiſen, durch Studien und Nachtwachen. Aehnlich bei den Pythagoräern. Die Unbeweglichkeit der indiſchen Yogi's ſcheint nichts als eine phantaſtiſche Uebertreibung ſolchen Thuns zu ſein, wobei ſie Froſt, Hitze und alle Arten von Unbequemlichkeit mit zu Hülfe nahmen, um ihr Nervenſyſtem zu erſchüttern. „Du ſiehſt", ſagt der König Duſchmanta in der Sakontala, „du ſiehſt einen frommen Yogi unbeweglich ſtehen und ſein dickes ſträubiges Haar halten, die Augen auf die Sonnenſcheibe gerichtet. Sein Leib iſt halb bedeckt mit einem Termitengebäude von Lehm; eine Schlangenhaut vertritt die Stelle der prieſterlichen Schnur, und gürtet zum Theil ſeine Lenden; viele knotige Pflanzen umwinden und verwunden ſeinen Hals, und ringsum verbergen die Vogelneſter ſeine Schultern."

Der Gegenſatz von Hellenen und Barbaren, wie ihn die Griechen machten, gründete ſich darauf, daß ſie ſich anderen Völkern gegenüber als genialer fühlten. Die Uebung des Denkens wirkte auf ihre Nerven zurück, gab ihren Geſichtern und Geſtalten ein ſpirituelles Ausſehen.

Ein anderes Bewußtſein war das des welterobernden Römers. Der Krieg härtet den Menſchen ab, ſtählt den Muth, macht das Temperament rauh, die Nerven ſtark, treibt in das nordiſche Phlegma. Nerven, welche zum Kriege taugen ſollen, müſſen etwas aushalten können. Nach überſtandener Todesgefahr bekommt das Auge einen eigenthümlich ſtechenden Blick, den Blick der geſtählten Kraft. Kampfgeübte Arme bekommen ganz andere Muskeln als unthätige.

Die Bildung der antiken Welt, welche in feineren Nervenſyſtemen und unter den Bewegungen eines ſtürmiſcheren Blutes gereift war, wurde in das Phlegma des germaniſchen Nordens verſenkt, um hier eine breitere Unterlage, einen derberen Boden, ein härteres Erdreich zu gewinnen. Was dort auf Palmblätter geſchrieben war, wurde hier in Fels gegraben; was dort wach-

Digitized by Google

sender Nerv war, wurde hier tragender Knochen. Aber nicht um in Fels und Knochen versenkt zu bleiben. Auch nicht um aus dem wieder erwachten Aether des Alterthums einige neue Zauberblüthen zu tragen und hinterher sogleich erschöpft in den alten Felsenzustand zurück zu sinken; sondern um der Aetherflamme aus jener Welt einen dauernden Herd zu gründen, einen Herd für Theorie und contemplatives Wissen, für Glauben und Schönheit, wo das Kreuz von dem Oelbaum umschlungen sei, und geschirmt von den besänftigenden Einflüssen einer phlegmatisch verlangsamenden Natur die Gluth der südlichen Temperamente die höchsten Menschenschöpfungen empor treibe.

Unterhaltungen.

— **Abbé Lamennais.** (Oeuvres posthumes de F. Lamennais. 6 Bde. in 8°). Das Leben dieses hochbegabten Mannes ist eine wahre Leidensgeschichte. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde er als Erzieher einer reichen englischen Familie nach London berufen. Er eilt dorthin, erscheint vor der Mutter seiner zukünftigen Zöglinge, sie mustert ihn vom Wirbel bis zur Zehe, dann verabschiedet sie ihn. Warum? „Sie sehen zu dumm aus, ich kann sie nicht brauchen", war die Antwort. Mit dieser Empfehlung kehrte er wieder nach Frankreich zurück. Das erste Werk des Abbé Lamennais: „de l'indifférence en matière de religion", über die Gleichgültigkeit in Glaubenssachen erregte Aufsehen und Bewunderung in der ganzen katholischen Welt. Er ging nach Rom, um dort, so hieß es, mit dem Purpur bekleidet zu werden. Er sah, hörte und prüfte dort und — kehrte ohne Cardinalshut zurück. Es erging ihm etwa wie unserm Reformator Luther, so wenigstens behaupten seine Freunde; seine Beobachtungen und Studien in Italien trieben ihn zu dem Entschlusse, dem katholischen Priesteramte zu entsagen und seine Waffen von nun an gegen Rom zu kehren. Die darauf folgenden „Worte eines Gläubigen", ein Buch, das sich einer unerhörten Verbreitung erfreute, wurde in fast alle europäischen Sprachen, und ins Deutsche von Börne, übersetzt. In diesem Werke, voll biblisch-poetischer Begeisterung, nahm er seine Richtung, der er bis zum Tode unwandelbar treu geblieben, auf der äußersten Grenzlinie ein. Man denke darum aber nicht, daß er sich bis zum Atheismus verirrte, denn die ersten „Worte eines Gläubigen" sind: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Seine nächste Schrift „le livre du peuple" (Volksbuch) zog ihm einen Preßprozeß zu und führte ihn ins Gefängniß. Darauf folgte „eine Stimme aus dem Kerker", überhaupt war er nebst Timon (vicomte de Cormenin) der Schriftsteller, welcher dem Julithron am kühnsten entgegentrat. Er buhlte indeß um kein Amt, er warb um keine Wahlstimme für die Deputirtenkammer, während man dem Herrn v. Cormenin nachsagt, er habe sich bei den adligen Wählern als Graf und bei den bürgerlichen als einfacher Bürger Cormenin empfohlen. Herr v. Cormenin ist jetzt auch zu Ehren und Würden gelangt, und als kaiserlicher Staatsrath ꝛc. eine Stütze der jetzigen Regierung geworden. Als Lamennais im Jahre 1848 nebst dem Dichter Beranger mit der höchsten Stimmenmehrzahl zum Mitglied der franzöſ. National-Versammlung ernannt wurde, nahm er nur auf kurze Zeit seinen Sitz ein und zog sich bald wieder in die Einsamkeit seines Studirzimmers zurück Er verkehrte nur mit wenigen ausgezeichneten Geistern seiner Nation. Zu diesen gehörte auch der berühmte Maler Ary Scheffer, der deutschen Ursprungs ist und der die faltenreichen Züge und den durchbohrenden Geisterblick seines leidenden Freundes auf die Leinwand gezaubert hat. Die Lauterkeit des Charakters, die strenge Sittenreinheit achteten

Digitized by Google

selbst die Feinde an Lamennais hoch. Nie floß ein unreines Wort aus seiner Feder. In Frankreich gilt er als das Muster des Prosastyls.

Seine Briefe in 2 Bänden von 1818 — 1840 enthalten die Entwickelungs-Geschichte seines Geistes, klären uns auf über seine Wandelung und über die ganze Seelenthätigkeit dieses ungewöhnlichen Mannes. Seit 4 Jahren wartete man auf die Herausgabe dieser Correspondenz; orthodoxe Verwandte wollten dieselbe wider den Ausspruch des Testamentes der Oeffentlichkeit entziehen, bis die Richter die Sache endlich entschieden. Die übrigen 4 Bände des Nachlasses enthalten eine vollständige Uebersetzung des Dante mit Einleitung und Noten nebst allerlei philosophischen und kritischen Arbeiten. N.

— **Vielseitige Belehrung und anregende geistige Unterhaltung** bieten hier in diesem Winter die verschiedenen wissenschaftlichen, historischen und literar-historischen Vorträge. Im Senckenbergischen Institut lesen die Herren Dr. Volger und Lucae und Professor Böttger über Naturwissenschaften; im geographischen Verein Herr Dr. Finger über die geogr. Entdeckungen seit 1853; Herr Professor Cassian über Land und Leute der östlichen Schweiz und Herr Dr. Freseniuß „zur Charakteristik der menschlichen Wohnungen." Herr Oberlehrer Dr. Stern hat seine Vorträge über deutsche Geschichte, Herr C. Oppel über die Culturgeschichte der alten Völker und Herr R. Benfey über die goldene Zeit unserer Literatur schon begonnen, dazu kommen noch die des Herrn Dr. Jordan über Geschichte der Poesie.

— **Paul Hoffmann's geologische Vorstellungen** im zweiten Theater zu Dresden machen, wie das Dresdner Journal meldet, unter dem Publikum Aufsehen. Der Zweck derselben ist die Entstehung der Sonnen, der Planeten und namentlich die Bildungsprozesse der Erde, ihre plutonischen und neptunischen Gestaltungen, ihre organischen und unorganischen Wunder der einzelnen Perioden, nach der Theorie der Naturforscher durch bildliche Darstellungen zu versinnlichen. Die Bilder erscheinen auf einer Leinwandfläche mittelst eines gegenüber aufgestellten Hydro-Oxygen-Gas-Apparates, begleitet von einem systematisch geordneten und wissenschaftlich begründeten Vortrage. Die bildlichen Darstellungen sind größtentheils Copien aus den Werken der berühmtesten Gelehrten und sind mit vielem Geschick verfertigt.

— **Dichter-Denkmäler.** In Anspach, welches schon das Denkmal des Dichters Johann Peter Uz in seinen Mauern birgt, wird wohl noch in diesem Jahre auch das des Grafen August von Platen enthüllt werden, wie Dr. Elsperger, Rektor und Professor am Anspacher Gymnasium, in einer gedruckten Schulrede „zur Erinnerung an August Grafen von Platen-Hoffend ausspricht Auch das von Knoll modellirte Standbild Wolframs von Eschenbach wird in dem nahe bei Anspach, an der Rezat gelegenen Eschenbach aufgestellt werden. Der Dichter liegt in der umgebauten Frauenkirche daselbst begraben.

— **Vom geschichtlichen Dictionnaire** der französischen Akademie der Wissenschaften ist bereits das erste Heft erschienen und von den Herren Firmin Didot und Comp. im Buchhandel ausgegeben worden. Das erste Heft enthält 368 Quartseiten und geht von dem Buchstaben A — Abusivement.

— **Erste Zeitung in England.** Sie hieß „The English Mercury" und war eine Bekanntmachung der Kriegsvorfälle. Der Merkur wurde auf Befehl der Königin Elisabeth den 28. Juli 1588 gedruckt, um ihre Unterthanen gegen den Feind anzufeuern. Die erste regelmäßige Zeitung war die London-Gazette und erschien vom 7. November 1665 an.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.
Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N. 45. Frankfurt a/M., den 6. November. **1858.**

Inhalt. **Glück.** Novelle von Louise von François. (Forts.) — **Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.** Von Fr. Rittweger. — **Die neuern italienischen Dichter.** Von W. Nolte. (Forts.) — **Alkoran der Liebe.** (Schluß.) — **Die Philologenversammlung in Wien.** — **Allgemeine deutsche Kunstausstellung in München.** — **Die deutsche Kunst.** Gedicht von F. M. Hessemer. — **Unterhaltungen:** Dritte Künstlerversammlung in München. Th. Carlyle u. a.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

Die Gäste zerstreuten sich im Laufe des Spätnachmittags und Katharine harrte in peinlicher Beklemmung auf des Freundes Wiederkehr. Aber vergebens; er kam nicht. Sie sann und sann; sie arbeitete an sich selbst, um sich die erforderliche Energie einer entschiedenen Richtung nach einer Seite hin zu geben, die ihrer duldsam vermittelnden Natur und frei in die Runde blickenden Gewöhnung so wenig eigen war. Mußte sie doch mit ihrer ganzen Vergangenheit, mit ihrer gesellschaftlichen Stellung, mit der Sinnesart aller Angehörigen brechen, um den Forderungen der Liebe und ihres zukünftigen Berufes zu entsprechen. Sie verbrachte eine unruhige Nacht und fand endlich in der Hoffnung, daß sich die störenden, zerstreuenden Beziehungen von selber lösen würden, sobald ihr Verhältniß zu Lorenz erst offen erklärt sei, einen kurzen Morgenschlummer.

Früh war es ihr erstes Geschäft, dem Freunde zu schreiben, was sie ihm gestern nicht sagen konnte. Bald darauf kam er zu ihr; Beide waren warm und innig wie je, aber über Beider Wesen lagerte ein wehmüthiger Hauch, der sich durch keine Zärtlichkeit bannen ließ. Des gestrigen Zwiespalts wurde

Digitized by Google

nicht erwähnt, auch nicht in den kommenden Tagen. Es war ein Punkt deutlich an das Licht getreten, den sie nicht gemeinschaftlich zu überwinden, sondern ängstlich schonend zu umgehen suchten. Dieser Punkt war die Welt. Eine trennende Linie war zwischen zwei Herzen gezogen; wohl ihnen, wenn diese Linie nicht in eine Kluft ausmündet, über welche, wie einst Lorenz selber gesagt, es keine Einigung gibt, auch nicht für die Liebe.

Einigen stillen, friedlichen Wochen, welche sie in den October hinüber geführt, folgte der Trouble des unvermeidlichen Polterabends. Katharine hatte alle Vorkehrungen so geräuschlos als möglich getroffen, um den Freund nicht vorzeitig durch das Widerwärtige zu behelligen, und so saß sie mit diesem am Morgen, der ihr die Schaar der Gäste zuführen sollte, allein in ihrem Zimmer; sie hatte Briefe von den Eltern erhalten, die glücklich an ihrem südlichen Winterziel angelangt waren, und reichte sie Erasmus zur Durchsicht, da sie nicht gern eine Gelegenheit versäumte, ihn in ihrem heimischen Kreise vertraut zu machen und ihn leise daran zu erinnern, daß jetzt mit dem voraussichtlichen Aufhören aller äußerlichen Störungen der Zeitpunkt gekommen sei, den Schleier von ihrem theuren Geheimnisse zu ziehen. Er legte die Briefe auf den Tisch, ohne sie zu lesen, und erhob sich zum Gehen.

Auf morgen, liebe Katharine — sagte er — oder — wenn wir wieder allein sind.

Bleibst Du nicht bei uns, Erasmus? fragte sie betroffen.

Laß mich, Liebe, antwortete er; ich wäre ein verlorener Posten unter diesem Treiben; Dich würde ich stören — und ich habe Geschäfte.

Zürnst Du mir, Erasmus? fragte sie mit Thränen in den Augen, seine beiden Hände fest haltend.

Ich liebe Dich, Katharine! erwiederte er und war schnell aus dem Zimmer verschwunden.

Er ging rasch durch Garten und Park einem nachbarlichen Kirchspiele zu, dessen Pfarrer krank darnieder lag, versah die seelsorgerischen Pflichten, welche er dort zeitweise übernommen, begab sich dann weiter nach einem Dorfe, wo ein für Katharinens Asyl bestimmtes krankes Waisenkind vor der Hand ein Unterkommen gefunden hatte, und nachdem er in seiner eignen Gemeinde noch einen ernsten Gang gethan, stand er spät am Abend wieder vor der Pforte, welche von dem Kirche und Pfarrhaus umgebenden Friedhofe nach dem Parke führte. Ein unwiderstehliches Verlangen trieb ihn, sie noch einmal zu sehen, die ihren Tag in so weit anderer Weise hingebracht; er ging unbemerkt durch den Garten bis in die Nähe des festlich erleuchteten Schlosses. Die nach dem Garten führenden Thüren des unteren Geschosses waren geöffnet, die milde Herbstluft einzulassen; er hörte das Rauschen der Musik, das fröhliche Lachen und Plaudern der Gäste, er sah die Geliebte — —

Digitized by Google

seine Stirn zog sich in düstere Falten, und mit einem schmerzlichen Lächeln ging er nach seinem einsamen Pfarrhause zurück.

Auch Katharine hatte nicht mit unbefangener Freude wie sonst ihre Gäste bewillkommnet; wie sich aber die Fröhlichkeit um sie her in Garten und Haus so unbefangen verbreitete, so daß selbst Adele schließlich die Sehnsuchtsthränen nach dem fernen Geliebten überwand und munter lachend mit den Glücklichen allerlei Kurzweil trieb, da wurde auch sie von der allgemeinen Stimmung ergriffen und trug von Herzen als Wirthin dazu bei, was dieselbe erhöhen und ihr Dauer verleihen konnte. Bär, Rose und Schmetterling lösten ihre Aufgabe unter allseitigem Beifall; der Kranz der Braut wurde ausgetanzt; aber nicht der ängstlich harrenden Adele theilte die blinde Göttin ihn zu, sondern ein allgemeiner Jubel erschallte, als das Burgfräulein von derselben ergriffen wurde und sich vor ihr beugen mußte, um sich als nächste Braut in dem Reigen der sie umtanzenden Mädchen krönen zu lassen.

Indessen der laute, selbst von Adelen, welche dieser Braut, wenn auch vielleicht nur dieser allein den Vortritt zu dem ersehnten Altare gönnte, aufrichtig gespendete Beifall wurde doch bald von dem aus dem Junggesellenkreise her übertönt, als jetzt Doktor Bastian mit einem stattlichen Blumenstrauße vor der Brust auf den Mädchenkranz zutrat und sich den holden Damen als nächsterster Bräutigam nach Fortunens Bestimmung zu geneigter Beachtung empfahl.

Heinrich hat geblinzelt, er hat geblinzelt! schrieen Bär und Schmetterling aus einem Munde, die mit Argusaugen die wichtige Entscheidung überwacht hatten.

Er hat nicht geblinzelt, unverschämte Jungen! donnerte der Doktor. Das Glück hat blind für den rechten Mann entschieden.

Damit lud er unter zierlicher Verbeugung seine Mitauserkorene zur Eröffnung des Hochzeitsballs.

Man klatschte in die Hände, der Jubel wollte kein Ende nehmen, als der kleine, hochschulterige Doktor im altmodischen, langsamen Wiener Walzer mit kunstfertigem Dreischlag der Ferse und auf den Zehenspitzen im Arm des schönen, blumengekrönten Burgfräuleins den Saal durchschwebte. Und just diese laute, ergötzliche Scene war es, welche Erasmus Lorenz vom Garten aus durch die geöffneten Scheiben überblickt hatte, ehe er mit dem bitteren Gefühl, daß eine solche Geschmacklosigkeit von dem Wesen, welches er liebte, getheilt werde, seinem Hause zuschritt.

Der Abend nahm seinen fröhlichen Verlauf, auch beim Vertheilen des großen Hochzeitskuchens fiel die versteckt hineingebackene Bohne Katharinen zu, und jetzt, wo das Glück zwei Mal zu Gunsten seines Lieblings entschieden hatte, mußte der letzte Zweifel an seiner Erfüllung schwinden und sie lächelnd die Gratulationen ihrer Gäste entgegennehmen.

Digitized by Google

Aber der Bräutigam — rief die kleine Rosa — wo haſt Du den Bräutigam, Ina? Hier in Redau iſt ja kein Mann als der fromme Magiſter, und unter uns kann es doch auch keiner ſein!

Allerdings, er iſt unter uns — fiel der Doktor raſch ein — der Bräutigam bin ich!

Bei dieſer feierlichen Erklärung, die einen neuen Ausbruch des Lachens zur Erwiederung hatte, fiel aber ein ernſter, faſt ſorgenvoller Blick hinter der Brille hervor in Katharinens Augen, ſo daß ſie dieſelben mit Erröthen auf den Boden heftete — ihr alter Freund hatte ihr Geheimniß entdeckt.

Mitternacht war längſt vorüber, als ein Jeder ſein Kämmerlein ſuchte. Am andern Morgen fuhr die ganze Geſellſchaft, von Katharinen begleitet, nach einem Dorfe auf halbem Wege der Stadt, wo ein Bruder der Brautmutter die ſtille Trauung in ſeiner Pfarrkirche vollzog. Die kleine Roſa in ihrem duftigen weißen Kleide, das nur heute und dann noch einmal, wills Gott in ſpäter, ſpäter Zeit ihre zierliche Geſtalt umhüllen ſoll, konnte es wirklich nicht zu den erforderlichen Andachts- und Anſtandszähren bringen, ſie ſtieg mit freudeſtrahlenden Augen in den Wagen, der ſie zum erſten Male auf eine Reiſe in die Welt führte. Deſto bitterlicher floſſen die Thränen der armen Adele.

Die ſich kreuzenden Bahnzüge ſollten bald darauf die Feſtgenoſſenſchaft nach entgegengeſetzten Seiten auseinander bringen. Baſtian geleitete die Freundin zu ihrem Coupé.

Daß ich es doch nicht vergeſſe, Katharine — ſagte er — Sie haben mit Nächſtem die Gräfin zu erwarten, die endlich zu dem richtigen Entſchluſſe gekommen iſt.

Zu welchem Entſchluß? fragte Katharine geſpannt.

Sie mag ihn ſelber mit Ihnen beſprechen, ich will ihr nicht vorgreifen, zumal Sie ihn vorausſehen können, wenn Sie anders —

Was wollen Sie ſagen? fiel Katharine erröthend ein, denn ſie fühlte ſich Baſtian nicht mehr ſo frei gegenüber wie ſonſt, ſeitdem ſie ihr Geheimniß von ihm errathen und nicht gebilligt wußte.

Ein andermal, entgegnete dieſer. Wir ſehen uns bald wieder, Katharine. Das Haus iſt fertig, die Anlage läßt nichts zu wünſchen, Frau Weber wartet Ihres Rufs. Ich bringe Ihnen eheſtens meinen kleinen Schatz. Wie wird das arme Kind ſich in der freien warmen Herbſtluft erholen!

Es ſoll ihm auch an warmer Liebe nicht fehlen, ſagte Katharine, ihm die Hand drückend.

Ich weiß es! rief dieſer ihr noch zu und der Zug brauſte davon. Katharine kam ſpät am Abend in ihrem Hauſe an; ſie war ſehr ermüdet und ſchlief bald ein.

Am Morgen weckte ſie das Läuten der Trauerglocke. War Einer aus der

Digitized by Google

Gemeinde gestorben, ohne daß sie es erfahren? Sie kleidete sich rasch an und ging durch den Park nach der Seite des Kirchhofs, von welchem herüberdringend die Töne eines Trauergesanges ihr sagten, daß sie richtig geahnet. An der Pforte trat ihr Lorenz im priesterlichen Ornate entgegen.

Du hattest ein so ernstes Geschäft, mein Freund — sagte sie, ihm die Hand reichend — und ich wußte es nicht.

Ein stummer vorwurfsvoller Blick entgegnete ihr: Hattest Du Zeit für Bilder des Todes?

Wen hast Du begraben? fragte Katharine nach einer Pause.

Den Fischer Walther, antwortete er.

Einen einsamen Greis! sagte Katharine, sichtlich beruhigt, daß ihrer Gemeinde nicht ein weniger entbehrliches Mitglied entrissen worden war. Sterben am Abend, nach mühsamem Tagewerk, das ist schön, Erasmus.

Sterben ist immer schön, Katharine; der Tod aber schauervoll, um welche Stunde er zu uns trete.

Da sie eben dem Pfarrhause gegenüber standen, sagte sie freundlich:

Wir haben uns zwei Tage nicht gesehen, Lieber, der Morgen ist so schön, hast Du Zeit zu einem Gange ins Freie mit mir?

Er willigte ein und bat sie, einen Augenblick zu warten, bis er seine Kleider gewechselt.

Sie setzte sich auf eine Bank auf dem Friedhofe, dem Pfarrhause gegenüber, das einsam zu Seiten der Kirche mitten unter Gräbern lag und durch die Vernachlässigung des früheren Kirchenpatrons ein dunkles, verödetes Ansehen trug. Es war ihr bis jetzt nicht eingefallen, daß sie einst, als Frau des Pfarrers, ihre eignen freien, sonnigen Räume mit diesem traurigen Aufenthalte werde vertauschen müssen; jetzt kam ihr plötzlich der Gedanke, daß Erasmus verlangen könne, seine Frau dahin zu führen, wohin er selber sich gehörig fühlte, und ein Schauder durchbebte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.

Von Fr. Rittweger.

Der allgemeine Anklang, die große Begeisterung, welche die diesjährige Münchener nationale Kunstausstellung hervorrief, zeigt auf das klarste, wie tief die Kunst mit dem Leben im deutschen Volke verwebt ist. Der merkwürdige Umstand, daß alles das, was von einer wirklichen deutschen Kunstentwickelung zeugte, siegend hervortrat, muß zu dem Gedanken leiten, daß das Interesse für die Leistungen der deutschen Künstler jeden Tag mehr im Steigen begriffen ist.

In Anbetracht dieser Verhältnisse möchte es auch an der Zeit sein, in

Digitized by Google

diesen Blättern ein Bild der künstlerischen Thätigkeit an hiesigem Orte zu entwerfen und den geehrten Lesern vor Augen zu führen. Man möge uns denn bei unserer Wanderung durch die Ateliers mit dem Gedanken begleiten, daß wir weniger eine Kritik der einzelnen Bilder der betreffenden Künstler, als eine Charakteristik ihres Schaffens und ihres Strebens versuchen, und wenn auch hie und da ein Raisonnement sich durchdrängen sollte, so geschah dieses nur zum besseren Verständniß, nicht aber um unser Urtheil als alleinigen Maßstab hinstellen zu wollen.

Wir übergeben diese Schilderung um so lieber der Oeffentlichkeit, als wir wissen, daß im Gegensatze zu Orten, wie Düsseldorf, München, Dresden, Berlin ꝛc., wo eine gemeinsame Kunstschule und übersichtlich waltende Kräfte den einzelnen Künstlern die moralische Stellung sichern, man kaum weiß, welche Kräfte an hiesigem Platze wirken und schaffen, welche Leistungen geschehen und welche Talente nach der verdienten Anerkennung streben. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Anerkennung einzelnen, ja vielen Künstlern werde, doch ist es nicht allein von Interesse, sondern auch von Nutzen, daß das ganze Bild einer großen Künstlerschaft gehörig gewürdigt werde. Und walten in Frankfurt etwa schlechtere Kräfte als anderswo, wenn wir die gerühmten Coryphäen der Jetztzeit ausnehmen? Gewiß nicht. Man wird allgemein glauben, daß das obenangeführte Mißverhältniß im Grunde des Mangels einer großen Akademie zu suchen sei. Es mag theilweise wahr sein; allein wir glauben, daß da, wo ein so strebsames, wenn auch vereinzeltes Künstlerleben besteht wie kaum irgendwo, jener Mangel nicht gradezu als Verlust zu bezeichnen ist. Wir finden die Ursache einestheils im Mangel des Zusammenwirkens, anderntheils aber darin, daß ein leitender Geist, eine waltende Hand, mit einem Worte scheinbar ein Mann fehlt, welcher in der allgemeinen Achtung und Verehrung hoch genug steht, um allen Bestrebungen selbstsüchtigen Neides, anmaßenden Dünkels und laienmäßiger Beurtheilung die Spitze bieten zu können.

Die Spuren einer Art von Malerschule lassen sich in Frankfurt bis zu dem fünfzehnten Jahrhundert rückwärts verfolgen, wann die beiden in Brügge lebenden Brüder Hubert und Jan van Eyck die flandrische Schule, die doch überall einen gewissen germanischen Styl durchleuchten läßt, begründeten und eine Verbindung mit einer oberdeutschen anstrebten. Als deren Schüler gilt der während den Jahren 1470—1480 hier lebende Maler Conrad Fyoll, von dem die mit N. 125 und N. 137 bezeichneten Altarwerke und die beiden Tafeln N. 132 und 133 in der Gallerie des Städelschen Kunstinstitutes herrühren sollen. Im 16ten Jahrhundert und weiter bis zum 18ten und bis zum Anfang dieses Jahrhunderts waren nach einander hier wirkend und thätig die theils eingebornen, theils sich hier aufhaltenden Künstler: Adam Elzheimer, Samuel Hoffmann, Johann Heinrich Roos und dessen Sohn Johann Melchior Roos, Abraham Mignon, Justus Junker, Johann Georg Traut-

Digitized by Google

mann, der ältere Schütz (Christian Georg), Wilhelm Friedrich Hirt, Georg Melchior Kraus, Johann Georg Pforr, Johann Daniel Bager und Johann Ludwig Ernst Morgenstern, von denen ebenfalls das Städelsche Institut Werke besitzt und deren Viele einen Ruf genossen, der weit über die Grenzen dieser Stadt drang.

Alle diese Maler wirkten und schufen je nach ihrer Art und Weise ohne ein Künstlerleben oder eine eigentliche Kunstschule hier begründen zu können. Eine solche Anstalt erstand erst durch jene, mit der am 3. December 1816 geschehenen Eröffnung des Testamentes des vortrefflichen Johann Friedrich Städel ins Leben tretende Stiftung, welche nicht allein die Anregung, sondern auch reichlich Mittel für die Gründung des nach dem Erblasser benannten Institutes zur Verfügung und die geeignetsten Verordnungen dazu feststellte.

Aus dieser Anstalt nun gingen fast alle Kunstleistungen, die in den vergangenen Jahrzehnten hier geschaffen wurden, namentlich die der Malerei hervor, und vor Allem war es der im Jahre 1831 zum Direktor der Anstalt ernannte Maler Veit, dem die ganze Ehre gebührt, wenn am hiesigen Orte sich diese Kunstschule zu einer zu beachtenden Höhe emporschwang. Wenn auch vorübergehend Cornelius hier weilte und sogar seine Faustscenen in Frankfurt entstanden, wenn auch Overbeck und Schwind zeitweise ihren Einfluß auf den Kunstgeschmack und einzelne Künstler äußerten, so waren sie doch nie thätig, dem gemeinsamen Ganzen zu nützen. Der Mann, der auch heute wieder der hiesigen Künstlergesellschaft fehlt, der über Richtung und Geschmack erhaben, in allgemeiner Achtung hoch stand, war

Philipp Veit,

(geb. 1793 in Berlin).

Seine eigenthümliche, vielleicht durch seinen Aufenthalt in Rom verstärkte religiös-historische Richtung äußerte unbedingt ihren Einfluß sowohl auf die Kunstsammlung als auf die Kunstschule der Städelschen Stiftung, und er war es, der einen Kreis mit ihm nach gleichen Principien schaffender Künstler, wie Ed. Steinle, Alfred Rethel, Settegast, Strauch, Jhlée, Ballenberger ꝛc. ꝛc. um sich zog. Wenn auch die damals gegen ihn auftauchenden Stimmen ihn veranlaßten, der Direktion des Institutes zu entsagen und sich mit den vorgenannten Malern und seinen Schülern in das deutsche Haus zurückzuziehen, um dort als Lehrer zu wirken, so konnten sie dem durch seine Ehrenhaftigkeit bewährten und durch seine trefflichen Leistungen bekannten Manne in seinem Rufe und seinen Verdiensten um die hiesige Künstlerschaft nicht schaden. Wenn wir auf die Leistungen des Künstlers — obgleich er nicht mehr in dieser Stadt weilt — im gegenwärtigen Aufsatze zurückweisen und uns eben durch das Obengesagte dazu bewogen fühlen, so wollen wir versuchen, solches in wenigen Worten zusammen zu fassen.

Digitized by Google

Veit muß dem vorurtheilsfreien Auge in seinen Leistungen als ächter, wirklicher Künstler erscheinen. Wenn er das eigentliche Wesen der Kunst mehr als vielleicht irgend Einer der neuern Meister begreift und klar in sich abgeschlossen ist, so stellt ihn das innige Eingehen in die Leistungen der älteren italienischen und deutschen Schule, ohne der Richtung der neueren Kunstbestrebungen entfremdet zu sein, auf die höchste Stufe der heutigen Kunst. Sein Colorit ist so harmonisch nach allen Seiten durchgeführt, daß man den Maler von vollem Verständniß sogleich herausfühlt, und in seinen Bildern liegt die wahre Religiosität, ohne daß daraus deren Intention herausfähe. So mögen wir das herrliche Altarbild des hiesigen Domes betrachten, welches die Himmelfahrt der Maria vorstellt, so seine heilige Helena, so seine beiden Marien am Grabe. In diesem letzteren wie fast in allen seinen Schöpfungen spricht sich ein ungemeiner Poesiereichthum aus, der den Mangel an Handlung und Bewegung mehr als ersetzt und vielleicht in der herrlichen Gestalt seiner Germania am meisten hervortritt. Sein großes Frescobild im Saale des Städelschen Institutes mag durch seine grünliche, die Form zu wenig ausdrückende Färbung einen Eindruck, den der Gegenstand als Oelbild behandelt, vielleicht im Auge des Beschauers hervorrufen würde, mancher Kritik verfallen; wir haben stets vor einer Composition, die aus dem nationalen Gefühle genommen ist, mit Freuden gestanden. Die Einführung der Künste und Wissenschaften in Deutschland durch das Christenthum conterfeit, wenn wir so sagen dürfen, die Anschauungen, die uns die Geschichte unsrer Nation aufdrängt, in vollem Maße. Als Cartonzeichner hat Veit mit das Beste geleistet, was je in Deutschland geschaffen wurde, und wir erinnern gern an den Carton eines in Rom ausgeführten Frescobildes, die sieben fetten Jahre darstellend, welcher sich in den Räumen des Instituts befindet. Von Veit rühren die Bilder: Otto der Große, Friedrich II., Heinrich VII. und Karl der Große im hiesigen Kaisersaale her.

Veit trat im Jahre 1843 von der Leitung des Städelschen Institutes als Direktor zurück und begründete die obengenannte Malerschule im deutschen Hause. Für die durch diesen Rücktritt freigewordene Lehrerstelle der Historienmalerei wurde im Jahre 1850 Eduard Steinle berufen, während die Leitung der Anstalt durch eine Administration besorgt wird. Das Amt eines Gallerie-Inspektors versieht Johann David Passavant, der zwar auch als ausübender Maler, aber mehr noch durch seine trefflichen Arbeiten, die mittelalterliche und neuere Kunst berührend, durch seine Schriften „Kunstreise durch England und Belgien" und „die christliche Kunst in Spanien", vor allem aber durch sein berühmtes Buch „Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" sich eines europäischen Rufes erfreut.

Wir werden der Reihe nach die Historien-, Genre-, Landschafts- und

Digitized by Google

Portraitmaler, dann Bildhauer und Kupferstecher ꝛc. folgen lassen. Von den jetzt hier wirkenden Künstlern nennen wir zuerst:

Eduard Steinle,

(geb. 1810 in Wien).

Anfangs ein Schüller Joseph Führichs in Wien, ging er später nach Rom, wo er unter Overbecks Leitung, die durch diesen Meister begründete Richtung, den Katholicismus, wie er auf die mittelalterliche Kunst einwirkte, auch in der neuern wieder zu erwecken, vertrat. Steinle lebte sich so sehr in die Art und Weise der Overbeckschen Auffassung und Manier ein, daß man ihn damals in den befreundeten Kreisen „den jungen Overbeck" nannte. Bald aber schuf er sich seinen eignen Weg und wirkte nach einer frischeren Auffassungsweise. Während Veit in Frankfurt weilte, siedelte auch Steinle hierher über und trat in den Kreis der Künstler im deutschen Hause. Von seiner damaligen Produktivität zeugen viele Bilder und Zeichnungen, die ihm einen europäischen Ruf verschafften und ihren Weg nach allen Ländern fanden. Wenn sich Steinle in seinen Werken hauptsächlich auf dem Gebiete der religiös-historischen Kunst bewegte, so trat er doch auch mit Schöpfungen anderer Art hervor, die nicht allein von seinem außerordentlichen Zeichnertalente Zeugniß geben, sondern auch den verstandreichen, gemüthvollen, mit hoher poetischer Begabung ausgestatteten Künstler charakterisiren. Wir meinen hier Werke, die wir zu seinen bedeutendsten zählen; sie gehören der romantischen Richtung an und bestehen in einer Reihe von Zeichnungen nach den Schriften seines Freundes Clemens Brentano und sind hauptsächlich dessen Mährchen entnommen. Ebenso die vortrefflichen Zeichnungen zu Shakespeare, wovon eine der besten die Scene darstellt, wie Shylock den Dogen anfleht die Schiffe zu untersuchen, ob eines Lorenzo und Jessica berge, und in seiner Leidenschaft schreit:

Mein' Tochter! — mein' Ducaten! — o mein' Tochter! —
Mit einem Christen fort? — Mein christliche Ducaten! —
Recht und Gesetz! Mein' Tochter! Mein' Ducaten!
Ein Sack, zwei Sack, versiegelt, voll Ducaten!
Doppelducaten, gestohl'n von meiner Tochter!
Juwelen und zwei Stein', zwei rare Stein'
Gestohlen von der Tochter! Sucht sie auf,
Sie hat die Stein' bei sich und die Ducaten.

Am populärsten ist wohl seine Mährchenerzählerin, welches reizende Blatt auch im Drucke vervielfältigt erschienen ist.

Im Jahre 1850 trat Steinle seine Stellung als Lehrer der Historienmalerei an, und wirkt seitdem im Städelschen Institute in dieser Eigenschaft. Auch jetzt, und obgleich sich Steinle schon im gereiften Mannesalter befindet, läßt ihn sein Streben stets neue Entwürfe und Compositionen erschaffen und fortschreitend in der Kunst wirken. Seine neuesten Schöpfungen sind die im

Digitized by Google

Städelschen Institute ausgestellt gewesenen Entwürfe für die Malereien im Treppenhause des neuen Museums in Köln, welche die verschiedenen Kunstepochen jener Stadt darstellen sollen, und wovon das eine die Kunstperiode unter Constantin und Karl dem Großen bis in das 12te Jahrhundert, das andere die Zeit des Mittelalters verbildlicht, während vier Sockelbilder die Anschauung des mittelalterlichen Lebens in Köln vervollständigen. Diese so wie die meisten Schöpfungen des Meisters zeichnen sich durch einen feinen Geschmack und Schönheitssinn in der Form aus, sie sind reich in der Gruppirung und mit ungemeiner Geschicklichkeit gezeichnet.

Vor Allem charakterisirt die Werke Steinle's, daß überall aus ihnen hervorleuchtet, wie er sich seines Stoffes klar ist und er, ein feiner Beobachter der Geschichte, wenn auch nach seiner Richtung aufgefaßt, das geistige Leben mit der Poesie der Anschauung verbunden im Bilde wiederzugeben weiß. Im Colorit seiner Oelbilder geht Steinle, obgleich er viel al fresco gemalt, doch weiter als dies gewöhnlich von den Frescomalern geschieht.

Von seiner großen Thätigkeit zeugen außer den wenigen angeführten Werken noch eine Masse anderer, die indeß meist religiöse Gegenstände umfassen und den Kirchenvätern, den Legenden oder der heiligen Schrift entnommen sind. Namentlich rühren viele Altarbilder von seiner Hand. In Frankfurt befinden sich von ihm, die Schöpfungen abgerechnet, welche in Privatbesitz übergegangen sind, die Kaiserbilder Albrecht I. und Ferdinand III., so wie der Urtheilsspruch Salomonis im Kaisersaale; im Städelschen Institute das Oelbild der tiburtinischen Sibylle, so wie die colorirten Cartons zu den Frescobildern auf Schloß Rheineck, die Bergpredigt mit den acht Seligpreisungen und die zur Seligkeit Eingegangenen darstellend.

Wilhelm Lindenschmit,

(geb. 1829 in München)

Sohn des in Mainz lebenden Historienmalers W. Lindenschmit, betrat schon in seinem 14ten Jahre die künstlerische Laufbahn auf der Münchener Akademie, bildete sich dann unter der Leitung seines Vaters weiter aus, bis er im Jahre 1848 in das Städelsche Institut eintrat und unter Jacob Becker weitere Studien vornahm. Im Jahre 1849 besuchte er Antwerpen und blieb dort bis 1851, dann Paris bis 1853 und weilt seitdem wieder in unsern Mauern. Seine erste größere ausgeführte Composition stellt die Hunnenschlacht dar. Der colossale Carton zeigt schon, wenn auch die correctere Zeichnung fehlt, des Künstlers außerordentliche Befähigung und schwunghafte Phantasie. Wenn Lindenschmit auch in dieser Darstellung zu weit gegangen war und der gewaltige Gedanke erst in späteren Jahren von seinem Schöpfergeiste bemeistert werden kann, so charakterisirt die Composition doch den denkenden Künstler, welcher wohl einsieht, daß Ideenschwung und Technik nicht allein

Digitized by Google

hinreichen, eine Meisterschaft zu erringen. Nur die tiefere geistige Ausbildung, und gewiß bei einem Historienmaler am meisten, vermag es, dem Stoff unter den Händen des Künstlers Bedeutung zu geben. Lindenschmit vertrat sich selbst gegenüber diese Ansicht, und so sehen wir in seinem Schaffen den gebildeten Künstler überall hervorleuchten, wie denn aus Allem, was er leistet, das klare Verständniß seiner selbst und seiner Kunst spricht. Von seinen bekannten Bildern nennen wir: „Tilly in der Schlacht bei Badenfeld", in Antwerpen gemalt, „Herzog Alba und die Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt", „Ein Treppenaufgang", und ein „Erntebild" aus seiner Pariser Wirksamkeit. Von den hier geschaffenen Werken nennen wir verschiedene Landschaften, einen Carton, die Schlacht von Wien darstellend, den Einzug des Sobiesky in Wien, Adolphs von Nassau Leiche 1298 auf dem Schlachtfelde von Gellheim aufgefunden, und seine neueste historische Skizze: Franz I. in der Schlacht von Pavia. Von des Künstlers Thätigkeit zeugen außerdem noch eine Reihe kleinerer historisch-genreartiger Compositionen aus dem Leben und zahlreiche Portraits.

Carl Hausmann

(geb. 1826 in Hanau)

machte seine ersten Studien unter der Leitung Pelissiers in Hanau, woselbst er bis zum Jahre 1848 blieb und sich hauptsächlich mit der Portraitmalerei beschäftigte. Sein Streben, im historischen Fache sich auszubilden, führte ihn zuerst nach der Kunstschule in Antwerpen, wo er bis zum Jahre 1851 arbeitete. Dort schuf er seine „Scene aus Goethe's Faust" und seinen „Faun, den Nymphen erzählend", so wie sein treffliches Charakterbild „die drei Domherren." Hierauf ging er nach Paris, wo er mehrere genreartige Bilder ausführte, unter andern Kartenspielende Straßenjungen, eine Zigeunerin auf der Haide, sowie einige Studienköpfe und landschaftliche Gegenstände. In diesen Bildern leuchtet die naturalistische Richtung der französischen Malerei hervor, die damals herrschend wurde, als man dem allzustarken Idealisiren einen Damm entgegensetzen wollte. Hausmann ging im Jahre 1854 nach Rom, wo er bis 1855 weilte und darauf in Frankfurt seinen Wohnsitz aufschlug. Seine hiesige Thätigkeit hat seitdem bewiesen, wie sein Talent, nach so verschiedenen Seiten es sich auch geltend machte, stets den Weg künstlerischen Strebens einhielt. Klare Auffassung der Idee und technische Fertigkeit charakterisiren seine Schöpfungen. Von seinen hier gemalten Bildern heben wir eine „Italienische Landschaft", „Scheveninger Fischer, die einen Stör schleppen", einen „Italienischen Wallfahrtszug", ein Familienportraitbild und verschiedene Düneuscenen hervor, so wie ein historisches Bild „Heinrich IV. von dem Bischof von Köln entführt." Seine neueste Schöpfung ist eine große historische Composition: Galilei, wie er vor dem kirchlichen Tribunale sein E pur si muove (und doch bewegt sie sich) ausspricht. In dem noch un-

Digitized by Google

vollendeten Bild wirkt eine reiche Gruppirung in großem Raume vortrefflich durch die verstandene Situation der Figuren und die schöne Farbenharmonie.

Dominique Mosler,

(geb. 1822 in Düsseldorf).

Mosler machte seine ersten Studien in Düsseldorf und trat später als Schüler in das Städelsche Institut hier ein, wo er unter Ph. Veit und dann unter Eduard Steinle's Leitung sich für das Fach der kirchlich-historischen Malerei ausbildete. Auch er gehört der Richtung an, welche Overbeck, Veit und Steinle anstrebten, und malt in jenem Sinne seine Bilder, deren erstes „die Austreibung aus dem Paradiese durch den Erzengel Michael" ist. Später versuchte er sich in kleineren von jener Richtung abschweifenden Genrebildern, wie der Sommernachtstraum ꝛc., kehrte aber bald wieder zur religiösen Malerei zurück. Von seinen Bildern verdienen erwähnt zu werden: eine Madonna für die Kirche von Ellar, ein Crucifix für die Kirche von Reiffenberg und eines für die Kirche von Hofheim, so wie für dieselbe Kirche die Darstellung der 14 Nothhelfer. Für den Düsseldorfer Verein zur Verbreitung religiöser Bilder arbeitete er eine Reihe von Zeichnungen aus der Passionsgeschichte. Gegenwärtig ist er mit der Ausführung einer Reihe von Cartons nach Entwürfen von Steinle, die für die St. Egidius-Kirche in Münster bestimmt sind, beschäftigt.

Außer den vorgenannten Malern wirken noch im historischen Felde: **von Strahlendorf**, von Geburt ein Mecklenburger, welcher lange Zeit in Rom lebte und durch Compositionen aus seiner vaterländischen Geschichte, mehr aber durch seine religiösen Bilder bekannt ist, namentlich durch seine „heiligen drei Könige" und seine jüngst geschaffene Madonna. Er erstrebte darin eine gewisse naturalistische Darstellung im Gegensatze zu dem hergebrachten Typus der Madonnen, und weiß diesem wie all seinen Bildern durch eine feine Natürlichkeit und eine brillante Färbung einen erhöhten Reiz zu geben. Von Strahlendorf rühren eine Anzahl Portraits her, so auch das trefflich gemalte Brustbild Steinle's, welches bei Sauerländer hier radirt erschien.

Carl Ballenberger hat in letzterer Zeit in seiner Thätigkeit etwas aufgehört. Seine Werke charakterisirt die mittelalterliche Richtung, in der sie aufgefaßt sind. Bekannt ist auch seine außerordentliche Geschicklichkeit in der Holzschnitzkunst.

Leopold Bode (geb. 1831 in Offenbach), ein Schüler Steinle's, fesselt in seinen Bildern durch eine liebenswürdige Innigkeit. Wenn man in seinem „St. Nicolaus, den Kindern erzählend", noch eine leichte Härte der Zeichnung spürt, so muß doch die reine keusche Auffassung des Gegenstandes

Digitized by Google

bewundert werden. Sein jüngstes Bild ist die Heimsuchung der heiligen Elisabeth, und war für die Kirche in Marienbuch bei Lohr bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuern italienischen Dichter.

Von W. Nolte.

I. G. Prati.

(Schluß.)

Die langen Winterabende in der Familie Prati wurden durch den Zauber poetischer Lectüre verkürzt. Ariost, Tasso u. a. Dichter wurden von dem Vater oder der Mutter laut vorgetragen und von dem empfänglichen Gemüthe des jungen Giovanni (Johann) begierig erfaßt. Die schönen Octaven summten ihm beständig im Ohr und begleiteten ihn auf Weg und Steg. Der Funken zündete und das Feuer der Begeisterung loderte in der jungen Brust bald in hellen Flammen. Auf dem Lyceum zu Trient bereitete sich Johann zu der Universität Padua vor. Er wählte, wie Goethe, das Studium der Rechte, beschäftigte sich aber dort auch, wie unser großer Dichter, mehr mit Poesie als mit der Jurisprudenz. Noch auf der Hochschule dichtete er seine Edmenegarde, eine Erzählung in Versen, welche im Jahr 1841 im Druck erschien. Eine einfache Geschichte. Edmenegarde heirathet einen englischen Lord, wird aber wegen eines Fehltritts von ihrem Gatten verstoßen; sie siecht hin, stirbt, ohne von ihrem Gemahl Vergebung zu erlangen, ohne ihre Kinder umarmen und segnen zu können. Das Gedicht machte die Runde durch ganz Italien, es ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Der Dichter trat kurz darauf seine erste Reise durch die Halbinsel an, sie glich einem Triumphzug, die Edmenegarde hatte ihm überall Freunde und Verehrer geworben und den willkommensten Empfang bereitet. Man drückte ihn ans Herz, deklamirte ihm seine Verse vor und ermuthigte ihn zu neuen poetischen Erzeugnissen. Es folgte Band auf Band: die „lyrischen Gesänge", „Lieder für das Volk", die Balladen (2 Bde.), „Andenken und Thränen", ein Band Sonette, wovon die vorige Nummer d. Bl. drei in der Uebersetzung mitgetheilt hat. Wir erwähnen noch seine „politischen Gedichte", „Satan und die Grazien", und ein größeres Epos, das den Dichter noch beschäftigt, und das den Titel führen soll: „Gott und die Menschheit". Prati gedenkt darin die großen Geschichtsepochen und Entwickelungsperioden der Menschheit zu behandeln. Ein weites Feld!

Ein politisches Lied, vor der Revolution gedichtet, brachte ihn in den Kerker. Es ist „der 8. Februar 1848 in Padua."

Die Ereignisse überstürzten sich, auf die Revolution in Mailand folgte die Kriegserklärung Piemonts. Carl Albert brauchte einen Tyrtäus. Prati wurde zu dem Zwecke nach Turin berufen, wo er jetzt noch als poeta laureatus lebt.

Digitized by Google

Er besang die Siege, half die Fremden zum Land hinaus — dichten. Doch auf die hellen Jubelklänge folgte die trübe Klage, nach dem Triumphe kam Novara, folgte die Thronentsagung, das freiwillige Exil und der Tod Carl Alberts. Damit waren denn auch die politischen Freuden und Leiden des Poeten zu Ende. Aber selbst als noch die Wogen hoch gingen, als noch das Schwert den Knoten nicht gelöst hatte, und noch alle Welt in Italien schon vor dem Kampfe siegtrunken jubelte, unternahm unser Dichter eine zweite Rundreise. Er besuchte Mailand, Venedig. In der alten Dogenstadt wird der nichtrepublikanische Prati auf kurze Zeit von den Republikanern hinter Schloß und Riegel verwahrt. Er wandert weiter, in Florenz wird der für Sardinien und Carl Albert begeisterte Dichter verhöhnt und auf Befehl der Dictatoren Guerrazzi und Montanelli der Stadt und des Landes verwiesen. Er ist krank, Blut stürzt ihm aus Mund und Nase, hilft nichts, er wird ohne Verzug von Gendarmen bis über die Grenze geschafft. In einem Gedichte: „Leiden und Gerechtigkeit" hat er jene kurzsichtigen Patrioten gegeißelt. „Wenn ich von Piemont sprach — sagt Prati in der Einleitung zu diesem schönen Gedichte — als von dem stärksten und biedersten Volksstamme der Halbinsel, und dieses mit der warmen Anerkennung that, welche uns die großen fürs Vaterland dargebrachten Opfer einflößt, dann verhöhnten mich die Pharisäer und Schriftgelehrten der politischen Welt, und weder die Trauer der Mütter und Wittwen, noch das Blut der Märtyrer zwangen sie zum Schweigen." — Es ist dieselbe Partei, welche die bejahrteren Dichter Giusti und Niccolini — codini, d. h. Zöpfe schalten, weil sie nicht denselben Ton mit der macht- und gewalthabenden Partei anstimmten. Und doch hatten diese beiden Männer ihr Leben lang gedichtet und getrachtet nach Italiens Einheit und Unabhängigkeit, hatte der Eine seine Lieder und der Andere seine Dramen nur in dieser Absicht und Tendenz geschrieben.

Noch eines größeren Gedichtes von Prati sei hier gedacht. Es führt den Titel: „Die Statue von Emanuel Philibert und die Schildwache." Die Schlußverse desselben lauten: „O Roß meines Ruhmes, die alte Ungeduld und Kampfgluth durchbebt dich wieder. Deine weitgeöffneten Nüstern haschen im Winde nach Siegesgeruch. Doch halt! laß deine Mähne sinken. Ersticke dein Gewieher! Die Menschen rings umher vom Kinde bis zum Greise sind in tiefen Schlaf versunken. Wenn aber Italien in zehn Jahren nicht die Binde herabreißt, welche sein träges und weichliches Auge verhüllt — dann möge Geheul seiner Brust entsteigen, Feuer und Schwert in seinen Schooß stürzen und das ganze Land zerstören. Der Orkan und die Lawine mögen sich dann darüber herwälzen und keine Spur und kein Andenken mehr davon übrig lassen."

Zum Schlusse wollen wir noch Eines hervorheben. Es ist der rothe oder vielmehr der tricolore Faden, der durch fast alle italienischen Schriften in

Digitized by Google

Vers und Prosa unserer Zeit läuft. Die Einheit und Unabhängigkeit von der Fremdherrschaft — das ist der stets widerkehrende Refrain von Allem, was die Italiener „singen und sagen." Dagegen sind aber all ihre Schriften rein von allem unmoralischen Schmutz. Die Aufgabe des Schriftstellers gilt ihnen als ein heiliges Priesteramt, und sie stehen und knieen nicht wie so viele ihrer französischen Nachbarn vor dem Altar der „notre Dame des Lorettes", um da unwürdigen Weihrauch zu spenden.

Noch von einer Anklage gilt es die heutige Literatur Italiens frei zu sprechen. Man hört so oft die faule und falsche Einwendung: sie bietet nichts Neues. Diesen Vorwurf von Seite derer, welche sich nicht die Mühe geben, die jüngsten Arbeiten und Bestrebungen jenseit der Berge kennen zu lernen, werden wir in dieser Zeitschrift selbst durch die Besprechung der Dichter und Schriftsteller der Halbinsel widerlegen. Es wird oft übersehen, welche Hemmnisse und Schwierigkeiten ihren Leistungen entgegen treten. Die Autoren erhalten selten oder nie Honorar von ihren Verlegern, der Nachdruck ihrer Werke cursirte bisher mit demselben Rechte im Lande als die Original-Editionen. Der größte Theil der Nation kann nicht lesen und die, welche lesen können, haben oft nicht die Mittel, sich Bücher zu erwerben, und die Regierungen ermuthigten bisher nicht wie in andern Ländern den emporstrebenden Geist, sondern sie sorgten ängstlich dafür, daß das Genie in der Verborgenheit versteckt und verhüllt blieb. Da die italienischen Autoren selten dem gefährlichen Drange widerstehen konnten, ihren patriotischen Gefühlen Luft zu machen und Bahn zu brechen, so entstand daraus für sie und ihre Leser meist die größte Gefahr, die den Verfasser in den Kerker und ins Exil führte; wir erinnern bloß an die Schicksale Foscolo's und Silvio Pellico's. In Sardinien aber hat jetzt der bis dahin verfolgte Geist eine willkommene Aufnahme gefunden. Dort kommen die aus andern italienischen Staaten vertriebenen Gelehrten zusammen, dort erscheinen ihre Schriften, es ist der Herd, der Brennpunkt, von dem das heutige Licht Italiens ausstrahlt. Sardinien erfreut sich eines Parlaments, einer öffentlichen Gerichtsbarkeit und einer freien Presse. Freilich sind die übrigen Regierungen Italiens wiederum meist so frei, die Erzeugnisse jener freien Presse in ihrem Lande zu verbieten.

Alkoran der Liebe.

Neu-persische Dichtungen von Hussein Ali Mirza, Statthalter von Schiras.
Nach der russischen Paraphrase des Boris Michailowitsch Gritin, in deutschen Versmaßen wiedergegeben von Julius Altmann, Dr. phil., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Preußen und Rußland.

(Schluß.)

Ich macht' ihr ein Geschenk von Demantringen, Bedacht war ich, daß Türkis-Diademe
Smaragdne Ketten ließ ich sie umschlingen; Und goldne Ohrgehänge sie umfingen.

Digitized by Google

Ein Perlgeſchmeid' und purpurne Korallen,
Armſpangen von Juwelen hieß ich bringen,
Auch Kniegeſpänge, ſtrotzend von Topaſen,
Und Hinduglöckchen, die goldhell erklingen.
Doch Fatme ſchwieg. Ich hörte keine Sylbe
Hervor aus ihren holden Lippen dringen.
Betrübt ward ich. Kann denn durch keine Gabe
Der Theuren Herz zu ſüßem Dank ich zwingen?
Noch bracht' ein Büchlein ich von ſchlichten Blättern,
Darin ich meine Lieb' ihr mochte ſingen.
Huſſein! rief ſie entzückt, durch dieſe Lettern
Mocht' es, mein Herz zu fangen, dir gelingen!

Entlang am Strande ging ich
Mit Fatm' im Abendſchein,
An ihren Blicken hing ich,
Und fühlte: ſie iſt mein!

Doch bald erkannt' ich deutlich,
Und trug es ohne Leid,
Daß Mancher unvermeidlich
Sein Herz ihr auch geweiht.

Die Sonne küßte lächelnd
Ihr ſüßes Angeſicht:
Der Zephyr, hold umfächelnd,
Wich ihr vom Buſen nicht.

Bülbül ſang ſanft und flötend
Ihr' zarten Minneſang,
Gül duftig, lieb' erröthend
Mit Blüthen ſie umſchlang.

Des Meeres ſchlanke Welle
Erhob ſich wie zum Gruß,
Und warf ihr ſpiegelhelle
Lichtperlen an den Fuß.

Und als ungern der Abend
Wich der verfrühten Nacht,
Schloß dieſe, ſich erlabend,
Gar an das Herz ſie ſacht.

Ausbreitete wie träumend
Sie ihres Mantels Glanz,
Umfing ihr Haupt, umſäumend,
Ein Rauchtopaſenkranz.

Ich aber rief mit Wonne:
O du der Welt Begehr,
Dich liebt ſo Nacht wie Sonne —
Ich liebe dich noch mehr!

Vom Felſen ſtürzte ſchäumend
Der ſilberblanke Bach,
Ihm ſprangen, hold umſäumend
Palmblüthenwipfel nach.

Gazellen hüpften ſchmeichelnd,
Halbſcheu, zu mir heran,
Küſſend die Hand, die ſtreichelnd
Sich ihr Vertrau'n gewann.

Die Welt war lenzgeſichtig,
Der Himmel ebenlau:
Ich ſchaute doch ſehnſüchtig
Nur in die ferne Au.

Glich auch dem Goldtopaſe
Die lächelnde Natur:
Mir ſchien doch die Oaſe
Wie eine Wüſte nur.

Ein Trittchen hallte ſchütternd
Und Fatme war mir nah —
Da rief ich wonnezitternd:
Nun iſt mein Eden da!

Ich ſinge mein Lied und der Puls mir ſchlägt,
Das eigene Herz iſt mir bewegt.
Die Menge bleibt ungerührt und höhnt,
Eine Thrän' in Fatimens Aug' erglänzt.
Was thut es, ob Keiner das Lied mir kränzt,
Fatimens Thräne mein Lied bekrönt.

Mein Lied iſt ein Ambra, leuchtend klar,
Dem nimmer verlodert der Flamme Brunſt.
Die ſüße Liebe bezeigt mir Gunſt:
Stets weiß ſie mit ihrer holden Kunſt
Zu entzünden die Feuer mir am Altar.

Ich glaub', ich empfinde die gleiche Luſt,
Wie der Frühling, wenn er die Roſen weckt.
Er läſſet Hauche des Himmels weh'n
Und geht von hinnen, man weiß nicht, wie?
So ſing' ich Lieder, halb unbewußt,
Die ſchliefen erſt in der Bruſt verſteckt,
Sie werden von Volk zu Volke gehn,
Ich aber ſcheide und kehre nie.

Nächtens lag ich im Fiebertraum,
Hell nur blühte der Dichtung Baum

Digitized by Google

Morgens waren verwiſcht, verweht
Alle Verſe mitſammt dem Traum.
Ob ſie wieder mir ſchweben zurück
Jemals im Wachen, ich weiß es kaum.
Daß ich aber vor Wonne gebebt,
Acht' ich für Wahrheit und nicht für Traum.
Und ſo halt' ich an meinem Glück,
Und ſo zerrann es mir nicht in Schaum.
Alle Freude, was iſt ſie juſt
Anderes, als ein goldner Traum?
Folgen wir der Erinn'rung Pfad,
Wandeln wir durch des Edens Raum.
Dichtung führt allimmer vorbei
Dicht an der himmliſchen Wahrheit Saum.

Nicht ſing' ich Irebſch, Irans Kaiſer,
Ich ſammle meiner Dichtung Reiſer
Für Fatmen nur zum Opferbrande,
Und bin nur ihres Ruhmes Preiſer.
Doch ragt ihr Werth hoch bis zum Himmel
Und iſt des Sternenpols Umkreiſer;
Und alſogroß iſt ihre Würde,
Daß darum tönt mein Lied nicht leiſer
Als ſäng' es mit der ew'gen Stimme
Firduſi's Irebſch, Irans Kaiſer.

O nicht des Liedes Form verletzt,
Ob auch der Inhalt ſei erwählt!
Der Aprikoſe Süß' ergötzt:
Wer aber präſentirt und ſetzt
Sie vor den Gäſten abgeſchält?

Mein armer Freund! ſprach ſie voll Zier
Zu mir: wer hätte Das geglaubt?
Man plündert dich vom Fuß zum Haupt,
Unhold dem Kranz, der dich belaubt.
Doch Zeichen deines Werths iſt's mir:
Ein nackter Mann wird nicht beraubt.

Ob du der Dichtung mehr biſt hold,
Ob dir die Dichtung mehr iſt hold,
Nicht weiß ich es, rief Fatme. Eins
Weiß ich, daß rein dein Lied wie Gold.

Fatme ſprach hold und perimild
Daß Mancher dich lauteifernd ſchilt,
Iſt juſt mir deines Ruhms Erweis.
Die Dattel, Freund, verdient den Preis,
Um die Horniſſen ſchwärmen wild,
Da ſie von Zucker überſchwillt.

Ich ſah Delphine durch die Meerflut ſchlüpfen,
Und einen Bund mit ſchlanken Wellen knüpfen.
So ſebt ihr meine Lieder, Fatmen ſingend,
Inmitten blanker Reime zierlich hüpfen.

Ein Bachesſturz aus Schaumeskatarakten,
Entbrauſend Felſen, kühnen, ſcharfgezackten,
Mit Wellen, pfeileſchnellen, lichtglanzhellen,
Die an die Ufer klettern wie Gazellen:
So wozt die Poeſie, die ihre Schleuſen
Eröffnet dem, der mit goldhellen Reuſen
Der Verſe lichte Perlen weiß zu fiſchen
Und bunte Reimkorallen dreinzumiſchen.

Die Philologenverſammlung in Wien (25.—28. Sept. d. J.).

In gar mancher Wiſſenſchaft mögen fremde Nationen einen Wettſtreit mit uns eingehen können, in einer oder der andern mögen ſie uns vielleicht übertreffen; in der Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums aber kann keine es wagen, mit uns in die Schranken zu treten. Die rechte Zucht zugleich und Befreiung des Geiſtes, die Mutter der reinen und rückſichtsloſen Kritik, die unſern Blick auf jedem Gebiete der Menſchengeſchichte zur Erkenntniß der Wahrheit unter tauſend Verhüllungen geſchärft hat, iſt in dem unermüdlichen Studium der alten Klaſſiker erwachſen. Deßhalb iſt es auch unter allen Wiſſenſchaften mit in erſter Reihe die Philologie, in deren Uebung wir uns als ein nationales Ganzes fühlen.

Jedermann weiß überdieß, daß die neuere Philologie wegen ihrer Todfeindſchaft gegen den alten Homer und wegen ihrer mangelnden Ehrerbietung gegen die alten römiſchen Könige, die ſie gar über Bord geworfen hat, bei vielen Leuten diesſeit und jenſeit der Berge in bedenklich ketzeriſchen Ruf gekommen iſt.

Digitized by Google

Bei der nationalen Bedeutung der deutschen Philologenversammlungen, sowie bei der traditioneller Ueberlieferung nicht allzuholden Richtung der neueren Philologie war es deßhalb besonders erfreulich, daß die österreichische Regierung im vorigen Jahre zu Breslau erklären ließ, sie werde die Philologenversammlung gern in Wien willkommen heißen.

Die wissenschaftlichen Berathungen derselben haben dort in derselben, seitdem reich und geschmackvoll hergestellten Aula stattgefunden, welche zehn Jahre früher ein Sammelplatz ganz anderer Art gewesen war. Zu geselligen Vereinigungen, sowie für das Festmahl diente die große Halle des Sophienbades; zehn Tage früher war in denselben Räumlichkeiten noch geschwommen worden. Aber die Studenten von vor zehn Jahren und das Wasser von vor zehn Tagen hatten sich gänzlich verlaufen, um den gelehrten Herren aus dem Reiche Platz zu machen.

Mit den Discussionen in der alten Aula wollen wir unsere Leser nicht behelligen; von den Sitzungen war die erste ohne Zweifel die interessanteste. Professor Miklosich, der trefflichste Philolog, dessen die slawischen Sprachen sich rühmen können, eröffnete als Präsident die Versammlung mit einer inhaltsreichen, gedrängten Ansprache über das Verhältniß des Studiums alter zu dem moderner Sprache. Er theilte u. A. die merkwürdige, für das griechische wie deutsche Heldengedicht gleich interessante Thatsache mit, daß in Serbien aus einzelnen Volksliedern sich noch heute Epen zusammensetzen. Nach ihm betrat in Professor Halm aus München ein Redner im besten Sinne die Tribüne und setzte in kräftigem, feurigem Vortrage den Plan des Königs Max von Bayern auseinander, von deutschen Kräften eine große Sammlung des ganzen Sprachgutes der römischen Zunge anlegen zu lassen.

Von den Vergnügungen, welche der Versammlung geboten wurden, mag die Fahrt auf den Semmering den Theilnehmern wohl in freudigster Erinnerung bleiben. Auf der Höhe des Berges, wo die Versammlung auf Veranlassung des Präsidenten mit Vorträgen der Wiener Liedertafel überrascht wurde, herrschte bei reichlicher Weinspende die fröhlichste Lust. Ein anderer Moment, der in der Erinnerung haften wird, war die Rede des österreichischen Unterrichtsministers bei dem Festmahle, welche in edler Fassung die Absperrung deutscher Wissenschaft von Oesterreich bis zum Jahre 1848 beklagte und die enge Verbindung mit derselben zu einer Bedingung für das künftige Gedeihen des Reiches machte.

Es stand wohl in einigem Widerspruche mit dieser Rede, als man nachträglich von einer Verordnung in den Zeitungen las, welche für die Zukunft Gelehrtenversammlungen in Oesterreich untersagt. Diese Verordnung wird man aber hoffentlich ignoriren, wenn der praktische Fall wieder eintritt.

Die zahlreichen nicht-österreichischen Theilnehmer an der Versammlung haben sich auf alle Fälle dießmal überzeugen können, daß das neue Studienwesen in Oesterreich lebensfähig und vielversprechend ist, wie denn die Theilnahme vieler katholischer Geistlichen an den Berathungen wie den geselligen Versammlungen uns gezeigt hat, daß auch in diesem einflußreichen Stande das neue System warme Anhänger gefunden hat. In Oesterreich kann aber die Anwesenheit der Vertreter deutscher Philologie nur ermuthigt haben, auf dem begonnenen Wege weiter zu schreiten. Und das wollen wir von Herzen wünschen!

Allgemeine deutsche Kunstausstellung zu München.

Die Aufmerksamkeit unserer Tage wird mit Zerstreuendem und Widersprechendem in so reicher Fülle beschäftigt, daß wir an flüchtigen Genuß und schnellen Wechsel der inneren Erregungen längst gewöhnt sind. Ein Gegenstand von größerer Bedeutung, dem nachhaltigere Wirkungen zu wünschen wären und der dieselben wohl auch nach verschiedenen Seiten gefunden hat, war die allgemeine deutsche Kunstausstellung zu München. Dieselbe ist nunmehr geschlossen,

Digitized by Google

und ſo ſehr es reizend ſein dürfte ihr auch hier eine ausführliche Beſprechung zu widmen, ſo wäre dies doch eine Aufgabe, zu weitreichend für unſer Blatt, wie ſich denn bereits auch anderweitig über dieſen Gegenſtand bis ins Einzelne zur Genüge verbreitet worden iſt. Somit beſchränken wir uns darauf, nur einige das Ganze betreffende Bemerkungen anzufügen.

In einer der Künſtlerverſammlungen, welche im September zu München abgehalten wurden, fiel eine ohngefähre Schätzung über das Ganze der Ausſtellung dahin aus, daß etwa der zehnte Theil aller in den letzten 60 — 70 Jahren in Deutſchland gefertigten Werke zu einer Geſammtüberſicht erſchienen ſei. Es iſt dieſe Schätzung wohl ſchwerlich zu hoch gegriffen, denn eine ganze Reihenfolge bedeutender Kunſtwerke war zu vermiſſen, wie zugleich namhafte Künſtler ſelbſt nicht durch eines ihrer Werke vertreten waren. So ſehr dieſes zu beklagen iſt, ſo war doch die Fülle des Dargebotenen ſo groß, daß es äußerſt ſchwer fiel, trotz der äußerſt günſtigen Anordnung, ſich zu orientiren und ſich das Ganze zu einer Geſammtwirkung zu vereinigen. Der Catalog führte über 2000 Nummern auf, und nimmt man dagegen in Betracht, daß die Gallerie im Louvre die größte uns bekannte, ohngefähr 1200 Nummern hat, ſo kann der Anzahl nach mit unſerer Ausſtellung, nur die Ausſtellung zu Mancheſter verglichen werden, die etwa 2200 Werke enthielt, aber alle Zeiten und Nationen vereint umfaßte. Der Eintritt in die hohen lichten Räume, deren Inhalt ſo bedeutend zum Herzen ſprach, war uns immer ein feſtlicher, und mehrfach ſind wir Zeuge geweſen, daß der erſte Beſuch der Ausſtellung für unbefangene Naturen von tiefbewegender, faſt erſchütternder Wirkung war. Es waren hier die Werke unſerer deutſchen Meiſter, der Zeitgenoſſen und zum größten Theil der mitlebenden Generation zuſammengeſtellt, die Gegenwart ſprach unmittelbar aus denſelben und das Gefühl der Angehörigkeit, das Bewußtſein, dem geiſtigen Eigenthum der Nation gegenüber zu ſtehen und Theil an denſelben zu haben, regte die Empfänglichkeit in einer Weiſe an, ganz anders wie es bei jedem ſonſtigen Beſuch einer Sammlung von Kunſtwerken geſchehen mag. Das vaterländiſche Gefühl war es vor allem Anderen, was hier zur Geltung kam, da war nichts Fremdes, das erſt auf Umwegen dem Verſtändniß nachzubringen geweſen wäre, da war keine Spaltung, kein Auseinanderfallen der Anſichten und Intereſſen zu finden, da war kein fremdes Abſchließen in ſich ſelbſt, kein Geltenwollen vor Anderen und auf Koſten Anderer zu erkennen, ſondern in der Gemeinſamkeit eines tüchtigen ehrenhaften Beſtrebens ſtand Jedes gleichberechtigt und gleichgeachtet mit für das Ganze ein. Zugleich kam hier deutſche Art und deutſches Weſen zur Geltung; es war hier nicht eine Kunſt zu finden, die ſich an das Beiſpiel anderer Nationalitäten anlehnte und im Hinblick auf dieſelben wohl gar zu einem Wetteifer, zu einem Gleichthun oder Ueberbieten ausgeholt hätte, ſondern aus ſich ſelbſt geſchöpfter, mit unverdroſſenem Fleiße, mit immer gleicher Beſonnenheit und immer gleich lebendiger Liebe war hier Alles gebildet, ſo daß die einzelnen wenigen Ausnahmen, in welchen eine Hinneigung an fremdländiſche Schulen und Manieren zu erkennen war, der Zahl nach faſt in Nichts und dem Gehalte nach vollſtändig in Nichts durchfielen. Geſund und einfach, natürlich aus innerer Kraft erwachſen, zeigte ſich hier das Kunſtbeſtreben; es griff nicht nach falſchem Pathos, erheuchelte keine Gefühls- und Anſchauungsweiſe, die nicht im Künſtler lebendig war, und verfiel auf nichts, das etwa auf leere Prahlerei und Beſtechung, oder auf ein Haſchen nach äußerlichen Effekten abgeſehen geweſen wäre. Sehr anzuerkennen iſt es, wie ſich Sitte und Reinheit des Weſens hierbei ausſprach; da war Nichts in ſinnlichen und lüſternen Abſichten, oder auf derartige Erregungen hinzielend gebildet, und Nichts auch in unwahrer Verſchämtheit verborgen; wo das Nackte dargeſtellt war, ſtand es in harmloſer Unbefangenheit, in liebenswerther Unabſichtlichkeit uns rein gegenüber, und ließ niemals beſorgen, daß es ein Erröthen etwa beim Betrachten hervorrufen könnte. Auf die Beſprechung einzelner Werke einzugehen, kann uns hier nicht geſtattet ſein; Manches ſtand hoch, Manches ſtand tiefer, aber niedrig war Nichts da, und wenn ſich auf der einen Seite der gehaltvolle Ernſt, auf der anderen die heitere Spielerei ein Feld gewonnen hatte, ſo war doch Jedes gerade immer das, was es ſein ſollte und

Digitized by Google

ſeinem Weſen nach ſein konnte. Macht man den Deutſchen den Vorwurf, eine philoſophiſche Nation zu ſein, ſo hat ſich dieſe Richtung in uns hier zu den großartigſten Vorzügen geſtaltet; denn in einzelnen Arbeiten war eine Bahn betreten und ein Ziel erreicht, wodurch uns auch in Betreff der bildenden Kunſt mindeſtens die volle Ebenbürtigkeit mit allen anderen Nationen bewieſen wird.

Faſſen wir die ganzen Wirkungen in Eins zuſammen, ſo fanden wir zu eigenem Erſtaunen, daß wir uns aus einer Zeit der Kritik und des nüchternen Eklekticismus, in die lebendige Fülle einer productiven Periode verſetzt fühlten, all ihr regſames Leben theilten und mit dem erhobenen Bewußtſein uns ihrem Zauber hingaben, daß doch viel des Großen und Schönen, vieles der Unſterblichkeit werth, da geſchehen ſei.

Die deutſche Kunſt.

Zum Schluß der allgemeinen Ausſtellung in München.

Beflügelte Gedanken,
O, folgt mit Kränzen und mit Blumenranken,
O, folgt in Jubel allen Werken nach,
Durch welche hier, beſiegend alle Schranken,
Die deutſche Kunſt zum tiefen Herzen ſprach;
Und das Gefühl, das hier aus dem Vereine
Von ſo viel Schönem, Herrlichen entſprang,
Umſchwebe noch das Große wie das Kleine
Beim Heimwärtsziehn mit feierndem Geſang.

Aus allen deutſchen Gauen,
O, welch ein Reichthum war hier anzuſchauen,
Und gab in ſchlichter Größe zu verſtehn,
Wie Hand in Hand mit edlem Selbſtvertrauen
Begeiſterung und Kunſtbegabung gehn;
Vollendung überall! Nach jeder Richtung
War reich und frei für uns ein Lenz erblüht,
In Formen-Melodie'n, in Farbendichtung,
Aus unbegränzten Tiefen im Gemüth.

Der Sinn am einfach Klaren,
Die hohe Luſt am unverbrüchlich Wahren,
Das Ewige der ganzen Menſchheit ſtand,
Als wollt' es hier im Spiel ſich offenbaren
Vor unſrem Blick in reizendem Gewand;
Lebend'ge Gläubigkeit, des Geiſtes Ahnen,
Das innerſte Bedürfen fand genug,
Wenn Andacht ihm voran als Siegesfahnen
Die Bilder himmliſcher Geſtaltung trug.

Digitized by Google

Des ew'gen Schickſals Walten,
Der dunkle Trieb im ſtrebenden Entfalten,
Der Menſchheit Räthſel ward hier nicht enthüllt,
Doch ward es uns im Spiegel vorgehalten,
Wie Göttliches ſich unbewußt erfüllt;
Wie nicht des Zufalls blindem Stoß verfallen
Sich Fremdes flieht und Gleichbeſeeltes liebt,
Nein, wie zum Segen ihren Kindern allen
Die Gottheit Wege bahnt und Ziele gibt.

Bei dieſem Hohen, Großen,
Beim Sternenkranz ein Kranz von friſchen Roſen,
Wie Vieles war zu flücht'gem Reiz geweiht,
Und ſchmiegte ſich in anmuthvollem Koſen
Hingebend an die nahe Wirklichkeit;
Da zeigte Fleiß und Innigkeit und Treue,
Wie gleicherweiſe nüchtern und berauſcht,
Des Weſens Tüchtigkeit ſich immer neue,
Lebend'ge Bilder dieſer Welt erlauſcht.

Aus Licht und Glanz gewoben,
Ein Zaubermantel trug uns dann nach oben,
Nach einem Mährchenwald, von Blüthen voll,
Wo ſanft verſöhnt des Daſeins rauhes Toben
Als träumeriſches ſüßes Lied erſcholl;
Vergeſſen war die Welt, die zarte Schwinge
Der Fantaſie war hold beträuft von Thau,
Und bot in Farben ſchillernd Wunderdinge
Das ganze Herz bewältigend zur Schau.

So regſam, vielgeſtaltig
In ſeinem Grunde gold- und ſilberhaltig,
Ergoß ein Strom ſich durch ein Blumenland;
Bald hob er ſeine Wogen da gewaltig,
Bald warf er bunten Schaum nur an den Strand;
Allein aus Tauſend friſchen Quellen drangen
Die Wellen als ein Ganzes frei voran,
Und trugen uns in freudigem Umfangen
Die Kunſt empor in reichgeſchmücktem Kahn.

Von inn'rer Gluth durchdrungen,
Der Gunſt des Himmels liebend abgerungen,
Stand hier die Kunſt mit heit'rem Angeſicht;
Was nicht das volle Herz ihr vorgeſungen
Und was ihr nicht entſprach, das galt ihr nicht;

Digitized by Google

Kein äuß'rer Schein, kein prahleriſches Prangen
Hat täuſchend ſie verlockt zu falſcher Wahl,
Sie folgte tiefem Sehnen und Verlangen
Und war dabei ſo wahr als ideal.

Natürlich und beſcheiden
Verſtand zugleich die Kunſt das zu vermeiden,
Was inn'rem Adel immer widerſpricht:
Die ſchlaffe Ziererei mit Seelenleiden,
Und krankendes Umgehn von Ernſt und Pflicht;
Geſund und harmlos, ohne Selbſtgenüge,
Nicht buhleriſch, nicht feil zu Spott und Schmach,
Jungfräulich ſtand die Kunſt hier, ſonder Lüge,
Deutſch war ſie hier dem ganzen Weſen nach.

Dies Glück iſt unſer eigen!
O, laßt uns nicht den Herzensdank verſchweigen,
Denn manches theure Leben hängt daran,
In leichtem Spiel war nicht ſo hoch zu ſteigen,
Doch Jeder hob das Ganze mit voran!
Und Jedem ſei's gedankt, der ſich im Stillen,
In ſtrengem Ernſt gemüht ohn' Unterlaß,
Und um der Kunſt und ihrer Würde willen
Vor ſeiner ſchönen Pflicht ſich ſelbſt vergaß.

Er, welcher Manna ſendet,
Und aus dem Fels lebend'ge Quellen ſpendet,
Für Durſt und Hunger in der Wüſte Brand,
Er, welcher unvergleichlich ſich vollendet,
Gab dieſe Kunſt dem deutſchen Vaterland;
Zerklüftet ſind die Gauen, ihre Schätze
Sind preisgegeben ſonder Ziel und Plan,
Allein im Geiſte ziehn die Gegenſätze
Ergänzend ſich in feſter Einheit an.

In Staunen, faſt betroffen,
Sehn wir erfüllt ein langgenährtes Hoffen
Und herrlicher, als man ſich je verſprach;
Die Gegenwart ſteht reich in Blüthen offen,
Die Zukunft bringt mit jungen Knospen nach;
Wem da noch nicht genügt ein ſolcher Segen,
Der rechte mit der Welt und ihrer Gunſt;
Ja, bringt die Zeit erſt Helden ihr entgegen,
Dann bringt uns Heldenthaten auch die Kunſt.

Digitized by Google

So denn mit Freudezeichen
Laßt uns den Scheidegruß den Werken reichen,
Die wir beſtaunt als unſer Eigenthum;
Noch grünen Lorbeerzweige, grünen Eichen,
Noch folgt dem ſchön erkämpften Preis der Ruhm;
Dem hohen Muthe neigt ſich das Gelingen,
Uns lebt die Kunſt, mit Jubel ſei's geſagt,
Und Gott mit ihr, wohin auf ſichren Schwingen
Sie weiter nun für's Vaterland ſich wagt.

F. M. Heſſemer.

Unterhaltungen.

— **Dritte Künſtlerverſammlung in München.** Nicht ſelten machten ſich die widerſprechendſten Anſichten oder gänzliche Unklarheit über den Zweck, die Thätigkeit und den Charakter der deutſchen Künſtlerverſammlung bemerklich. Wer aber die kleinen Anfänge vor kaum zwei Jahren in Bingen zu beobachten Gelegenheit hatte, und heute auf die erreichten ausgedehnten Reſultate in München zurückblickt, wird erkennen, was die vereinte Kraft vermag.

Die diesjährige Verſammlung war namentlich eine erhebende und begeiſternde zu nennen. Das durch die gelungene Ausſtellung Jedem klar gewordene Gefühl, einer nationalen Kunſtentwickelung entgegenzugehen und der eingedrungenen ausländiſchen Beeinfluſſung einen Damm bauen zu müſſen, mit einem Worte, das Bewußtſein ein originelles charaktervolles Ganze zu bilden, durchdrang Alle mit erhöhter Stimmung und um ſo lebendiger, als faſt ſämmtliche unſerer bekannteſten Künſtler anweſend waren und mit regſtem Intereſſe an den Verhandlungen Theil nahmen. Die Verhandlungen ſelbſt gingen in würdevoller Weiſe vor ſich und betrafen, nachdem die Rechenſchaftsberichte abgelegt und die Verwendung des bedeutenden Ueberſchuſſes beſprochen war, die Wahl eines nächſten Verſammlungs- und Ausſtellungsortes, worüber ſich denn die Anſicht geltend machte, daß die nächſte Zuſammenkunft in Norddeutſchland zu halten ſei, und die in 2 Jahren ſtattfindende Ausſtellung je nach den Umſtänden entweder in Dresden oder Berlin geſchehen ſolle. Schließlich kamen die allgemeinen Verhältniſſe der Kunſtvereine, der Schutz des geiſtigen Eigenthums und der Unterſtützungsverein zur Sprache.

Den wichtigſten ſegenreichſten Einfluß werden dieſe allgemeinen großen Ausſtellungen und Verſammlungen gewiß dadurch haben, daß ſie eine geiſtige Elektriſirung ſchaffen, und derart vermittelnd wirken, daß ſie über die alltägliche Stimmung erheben, in den Momenten allgemeiner Begeiſterung in außergewöhnlicher anregender Umgebung die perſönlichen und kleinlichen Rivalitäten vergeſſen machen und der nationalen deutſchen Kunſt einen Herd verſchaffen werden, nicht an einem Orte, einer Stadt, ſondern überall im Geſammtvaterlande, damit das Bild der vereinten Wirkſamkeit zugleich ein Bild der geiſtigen Vielſeitigkeit und großen Befähigung unſeres Volkes gebe.

— **Th. Carlyle** iſt nebſt Bulwer und Lewes einer derjenigen Engländer, die für Kenntniß und Verbreitung deutſcher Literatur in ihrem Lande gewirkt haben. Seine Biographie Schiller's, ſeine Ueberſetzungen aus deutſchen Dichtern bürgen dafür; ebenſo wie ſein neueſtes Werk über Friedrich den Großen. Seine anderen Schriften, als: Geſchichte der franzöſiſchen

Digitized by Google

Revolution, „Beiträge zum Evangelium der Arbeit“, Vorlesungen über „Helden und Heldenverehrung in der Geschichte“ geben Zeugniß von der Vielseitigkeit dieses eigenthümlichen Schriftstellers. Die Engländer vergleichen ihn manchmal mit unserm Jean Paul. Er macht kühne Sprünge über Raum und Zeit hinaus, aus einem Lande ins andere, aus der älteren in die neue Geschichte, und aus der entlegensten Zeit schwingt er oft die Geißel gegen seine Zeitgenossen. Er mengt Scherz und Ernst zusammen. Er schachtelt oft viel in einen Satz, ladet zu viel auf einmal und schleppt noch ein paar Parenthesen hinterher. Er bildet neue Wörter, die oft recht schlagend, mitunter auch unklar sind. — Doch wir wollen nicht an diesem originellen Historiker und seiner Methode mäkeln, er liebt und kennt Deutschland und verdient unseren ungetheilten Dank für das tiefe Eindringen in unsere Geschichte und Literatur. Sein Ueberseher hat aber eine schwere Aufgabe, und wer nicht so vollständig wie Herr J. Neuberg den Geist der beiden Sprachen erfaßt hat, der mag es nicht versuchen, einen so originellen Schriftsteller wie Carlyle zu verdeutschen.

— **Französische Zeitungen im Auslande.** Wie in Belgien, wo eine anonyme französische Gesellschaft der Reihe nach alle größeren politischen Zeitungen erwerben will und zum Theil schon an sich gekauft hat, so auch in Savoyen. Ein Franzose ist schon im Besitz eines politischen Organs, das in Chambery, in der Hauptstadt jener armen piemontischen Provinz erscheint. Eine gute Speculation ist es weder da noch dort, es muß also eine andere Absicht zu Grunde liegen, und die ist leicht zu errathen. Eine solche Zeitung soll als Sprachrohr dienen, durch welche die französischen Ideen in fremde Ohren einposaunt und eingetrichtert werden. Wenn man der Gelüste gedenkt, die dann und wann in unüberlegten französischen Brochüren laut werden und auf eine Abrundung der Landesgrenzen dringen, so tritt die oben angedeutete Absicht um so klarer hervor. „So weit die französische Zunge reicht“, verlangt Dieser und Jener, soll auch die Grenze des Kaiserreichs vorgeschoben werden. Man blickt immer begehrlicher nach dem Rhein, nach der Schelde, nach Savoyen, nach der französischen Schweiz und noch weiter hinaus. In der Schweiz, wie in Piemont und Belgien, haben sich warnende Stimmen gegen das Vordringen dieser französischen Vorposten erhoben, und das mit vollem Recht. Timeo Danaos et dona ferentes.

— **Zum Besten der Schillerstiftung** werden in diesem Winter unter dem Protectorate des Großherzogs im Stadthaussaale zu Weimar die folgenden öffentlichen Vorlesungen stattfinden: „Ueber die erste Aufführung der Räuber“, von Franz Dingelstedt. Ueber Lessing's Nathan den Weisen“, von Berthold Auerbach. „Ueber die populäre Charakteristik und Schreibart in Schillers Dramen“, von Joseph Ranke, dem bekannten Historiker. „Ueber Freude, schöner Götterfunken“, von Emil Palleske, dem Verfasser eines Lebens Schillers. Am Geburtstage Schillers (10. November) wird die Aufführung der Räuber stattfinden, in welchen Bogumil Davison die Rolle des Franz Moor übernimmt. Sämmtliche genannten Herren haben zum Besten der Stiftung bereitwilligst auf jedes Honorar Verzicht geleistet.

— **Kunstausstellung.** Die hiesige Künstlerschaft will, um ein Bild ihres Wirkens und ihrer Thätigkeit zu geben, im Laufe des Monats Februar nächsten Jahres eine gemeinsame Ausstellung hier gemalter Bilder, Aquarellen und Handzeichnungen, sowie plastischer Werke veranstalten. Fast alle hier lebenden Künstler haben diese Sache unterstützt und sich zu Leistungen dafür verpflichtet. Nach beendigter Ausstellung sollen die Gegenstände verlost werden. Eine solche gemeinsame Ausstellung wird nicht allein ein Vortheil für das Gedeihen der Kunst auf hiesigem Boden sein, sondern auch vom Publikum mit Freuden begrüßt werden.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N°. 46. **Frankfurt a/M.**, den 13. November. **1858.**

Inhalt. **Glück.** Novelle von Louise von François. (Forts.) — **Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.** Von Fr. Rittweger. (Forts.) — **Sommer und Winter im Frankfurter zoologischen Garten.** — **Unterhaltungen:** Theater. Francesco da Bologna. Ueber Byron und Scheller. Friedrich Rückert's Liebesfrühling. New-Yorker Glaspalast.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

Du siehst blaß aus, Katharine — fragte der Rückkehrende besorgt — fühlst Du Dich unwohl?

O nein — antwortete sie — ich bin wohl.

Aber Du zitterst? fuhr er dringender fort.

Eine vorübergehende Anwandlung — beruhigte sie lächelnd — die Du vielleicht kindisch nennen wirst, und die diese Umgebungen veranlaßten. Ich finde es eine traurige Gewohnheit, Wohnstätten in der Nähe von Begräbnißplätzen aufzurichten. Der Verkehr der Lebenden wird durch die Eindrücke des Todes unheimlich gestört, und stumpft die Gewöhnung endlich die Schauer ab, scheint mir, daß der heilige Platz durch das Alltagstreiben von seiner Weihe, von seinem Adel verlieren müsse. Der Mensch ist nicht immer in der Stimmung, das Erhabene zu würdigen.

Du irrst, Katharine, entgegnete Erasmus ernst. Es liegt eine hohe Bedeutung in der Wahl dieser Stätte für den Priester wenigstens. An der Grenze des Vergänglichen soll er seine Heimath haben.

Aber mich graute, Erasmus, Dich mir nur umgeben von Eindrücken der

Digitized by Google

Verwesung zu denken, und ich fühlte zugleich einen Vorwurf, dieses Haus, Dein Haus, lieber Freund, bis jetzt in diesem verfallenen Zustande gelassen zu haben. Dürfte ich nicht hoffen, daß Du es bald vertauschen werdest —

Daß ich es vertauschen werde? — fiel er mit scharfer Betonung ein — wie verstehst Du das, Katharine?

Es war ihr unmöglich, sich in diesem Augenblicke deutlicher zu erklären, es war ja das erste Mal, daß sie eine Anspielung auf ihre künftige Lebenseinrichtung gewagt; sie erhob sich daher schweigend und auch er ließ den Gegenstand fallen. So gingen sie eine Weile stumm neben einander, Beiden schien eine neue Anknüpfung zu fehlen. Endlich aber blieb Katharine vor ihm stehen, faßte seine beiden Hände und sagte mit dem innigsten Ton und Ausdruck:

Blicke mich freundlich an, lieber Erasmus, die heiteren Jugendfeste liegen hinter uns auf immer.

Es wäre Dir ein Opfer, Katharine, entgegnete er gezwungen lächelnd. Welches Recht hätte ich, es von Dir zu verlangen?

Du hättest das Recht, jedes Opfer von mir zu verlangen, Erasmus; wehe mir, wenn Du mich so wenig die Deine fühltest, um das zu bezweifeln — ich will dieses Wort zu vergessen suchen, Lieber. Doch es ist mir kein Opfer; die gewohnten Fäden werden sich allmälig lösen und unser Stillleben in Zukunft nur von gleichgestimmten Freunden unterbrochen werden. Bist Du so zufrieden, mein Freund?

Er drückte ihre Hand und suchte das Gespräch abzulenken.

Wir haben uns zwei Tage nicht gesehen — sagte er — warst Du vergnügt, Katharine?

Ja, Lieber, ich war es — antwortete sie aufrichtig — ich ward es, als ich die Anderen so heiter sah.

Sie wollte ihm erzählen, daß sie den prophetischen Kranz der Braut erhalten, stockte aber plötzlich in heimlicher Scheu: das Wort Braut war zwischen ihnen noch niemals gefallen; sie fühlte mit einem unwillkürlichen Erröthen, daß sie die Geliebte dieses Mannes sei, nicht seine Verlobte, nicht seine Braut, und sie sagte sich, daß ihr Verhältniß nicht länger in dieser unbestimmten Gestalt andauern dürfe. Alles das verwirrte, reizte sie aber in einer Weise, die ihr bisher an ihr selber fremd gewesen, und so vermied sie es ein Gespräch wieder anzuknüpfen, dem sie, wie sie erkannte, keinen versöhnlichen Ausgang geben konnte.

Ich habe Dich tanzen sehen, Katharine, sagte Erasmus nach einer Pause.

Hast Du mich belauscht mit meinem alten Doktor, Lieber? fragte sie mit einem Versuche zum Scherz. Es muß ein ergötzliches Bild gegeben haben, nicht wahr?

Bastian steht Dir sehr nahe, Katharine?

Digitized by Google

Er ist der älteste Freund meiner Familie und ich danke ihm Vieles; er hat großen Einfluß auf mich gehabt.

Leider! sagte Lorenz leise, aber sie hatte es gehört.

Leider? fragte sie betroffen; kennst Du Bastian, Erasmus?

Nur durch Dich, Katharine.

Und sagst doch leider! rief sie erregt.

Er ist ein Jude, entgegnete er mit übel gewählter Entschuldigung.

Auch wir waren Juden, Erasmus —

Gottlob, daß ihr es waret, unterbrach er sie.

Als aber mein Vater sich aus voller Ueberzeugung dem christlichen Bekenntnisse zuwendete, ist Bastians treue, anerkennende Freundschaft nicht einen Augenblick wankend geworden.

Ein Leichtes für Einen, der keinen Standpunkt hat.

Keinen Standpunkt, was verstehst Du darunter, mein Freund? er ist ein Mann strenger Wissenschaft und edelster Humanität.

Vielleicht eben deßwegen. Manche, die nach dem erkennbar Hohen streben, verlieren das unerkennbar Höchste aus dem Auge.

Er ist ein evangelischer Mensch in allem seinem Thun.

Aber nicht unser Thun entscheidet über unseren inneren Zusammenhang mit Anderen, sondern unsere Erfahrung.

Und ist denn diese nicht die Quelle von jenem, Erasmus?

Nur in Dingen der Welt, nicht immer darüber hinaus, denn Handeln und Thun ist vielfach von irdischen Bedingungen gehemmt, die höchste Erfahrung aber duldet keine Schranke.

Katharine, obgleich sie diese letzte Behauptung nicht vollkommen verstehen mochte, konnte die Sache ihres Freundes nicht so leichthin aufgeben, wenn schon jede Art von Streit sonst wenig in ihrem Wesen lag; ihr war, als ob ihre eigne Sache im engsten Zusammenhang mit derselben stehe, und so begann sie, nachdem sie einige Minuten sinnend an seiner Seite gegangen:

Möglich, Erasmus, daß Bastian einer gewissen Erkenntniß näher steht, als Du glaubst, und daß er sie nur nicht bekennt, nicht weil er sie bezweifelt, aber weil er sie für unerweislich hält.

Nicht glauben ist hoffnungsloser als zweifeln, entgegnete Lorenz.

Sie wurden in diesem Augenblicke durch einen Diener unterbrochen, der das Fräulein im Garten aufgesucht hatte, da Gräfin Ulrike unerwartet angekommen war. Sie mußten sich trennen.

Wirst Du auch dieser Freundin ausweichen, Erasmus? fragte Katharine mit einem Anflug von Bitterkeit.

Nein, ich komme, entgegnete er.

Sie ging rasch ihrem Hause zu. Die Ahnung immer schmerzlicherer Ver-

Digitized by Google

wirrungen kämpfte in ihrer Bruſt, und ſo begrüßte ſie die Freundin tiefer bewegt als ſelbſt dieſe ſie.

Was iſt Dir, Katharine? — fragte Ulrike betroffen bei ihrem Anblick — Du biſt aufgeregt, ſo kenne ich Dich nicht!

Nichts, nichts, Liebe! — antwortete ſie — von mir ſpäter, ſprich mir von Dir. Baſtian ſagte — —

Daß er mir zu einem Abſchluß verholfen? ja, ich habe mich entſchieden, Katharine.

Sie ſetzten ſich; die Gräfin lehnte jede Erfriſchung ab, es verlangte ſie zu mächtig nach Mittheilung, nach Billigung. Sie hatte das Geſpräch aber kaum eingeleitet, als Lorenz eintrat. Katharinens ungewohnte Erregung hatte auch ihn nicht unbewegt gelaſſen; er fühlte, ihr wehe gethan zu haben, ſehnte ſich, ihr zu beweiſen, daß er ſich nicht gegen alle ihre Beziehungen ablehnend verhalten wolle, darum war er ihr ſo ſchnell gefolgt und begrüßte ihre Freundin, deren blaſſe Züge und tiefes Trauergewand überdies ſeine Theilnahme hervorriefen, mit freundlichem Entgegenkommen. Da er indeſſen bald genug inne ward, daß ſeine Erſcheinung ſie in einem vertraulichen Erguſſe unterbrochen hatte, machte er Miene ſich ſchnell wieder zurückzuziehen.

Bleiben Sie, Herr Pfarrer — ſagte Ulrike, ihm die Hand reichend — Sie ſind ein Freund Katharinens, Ihre Billigung würde mir wohl thun, und meine Entſchließung iſt kein Geheimniß.

So nahm er denn bei den Freundinnen Platz und die Gräfin fuhr ohne Weiteres fort:

Ja, liebe Katharine, es iſt etwas ſpät, aber vielleicht noch nicht zu ſpät, meine Gaben verwerthen zu lernen. Meine Stimme iſt ausgebildet, Dein Werk, Du Gute, wie ſo manche Wohlthat, die mir zu Theil geworden; es gilt nur die Probe, ob ſie ſich für die Bühne verwenden läßt.

Für die Bühne! rief Lorenz mit einem Ausdruck des Entſetzens.

Was habe ich denn geſagt, das Sie alſo zu erſchrecken vermag? — fragte die Gräfin ruhig — iſt es ein Zweifel an meinem Gelingen, Herr Pfarrer?

Ich habe keinen Maßſtab für daſſelbe, entgegnete er.

Alſo ein Vorurtheil! rief ſie, halb verächtlich die Achſel zuckend.

Nennen Sie Vorurtheil die Scheu vor der, heute nicht viel weniger als ehemals, ſchrankenloſen, ja faſt privilegirten Sittenloſigkeit eines Standes, Gräfin, dem Sie ſich zuwenden wollen? Vorurtheil die Angſt vor den Gefahren Ihrer unſterblichen Seele in der graſſeſten Profanation der Welt?

Wir unterlaſſen es, den Verlauf eines Zwieſtreites wieder zu geben, welcher ſich, von einer wie der andern Seite mit ſchlagfertigem Eifer durchgeführt, über einen, keinem unſerer Leſer unbekannten Standpunkt entſpann. Katharine ſaß während deſſelben bleich, mit geſenkten Augen, ohne ein Wort der Parteinahme, aber im peinvollen Kampfe des Erkennens, welche Opfer

Digitized by Google

ihr in Zukunft auch in einer Sphäre bevorstehen würden, die ihr bisher so manche reine Freude geboten hatte. Ihr Freund sprach ein Verdammungs-Urtheil aus über alle Bestrebungen der Kunst, seit dieselbe sich von dem Dienste der Kirche abgewendet; er leugnete jeden Fortschritt in den Aeußerungen des modernen Lebens in Kunst und Literatur wie in staatlicher und gesellschaftlicher Vereinigung; die Erfahrungswissenschaften abgerechnet, deren naturalistische Richtung er hinwiederum verflachend und gottentfremdend nannte. Aber er sprach wie ein gebildeter Kenner, der sich von diesen Gegenständen abgewendet, nicht wie ein Uneingeweihter, dem noch eine Erfahrung über dieselben vorbehalten war. Sollte eine Einigung zwischen ihnen angebahnt werden, so konnte es auch hierin nur durch eine Beschränkung von ihrer Seite geschehen, nicht durch eine Erweiterung von der seinigen. Er hatte sich ihr gegenüber noch niemals über einen Gegenstand so mittheilend gezeigt, daher war die Natur ihres innerlichen Widerspruches, bisher von der Liebe gedeckt, ihr noch niemals so grell entgegen getreten wie in dieser Stunde.

Wie reich ist diese Natur — sagte sie aber dennoch zu sich selbst — die alle Lebensquellen nur von Innen zieht, die nur der Strom einer übermenschlichen Liebe noch mit den Menschen verbindet; aber wie reich muß sie auch sein, um mich ganz allein für Alles zu entschädigen, was mich bis heute beglückt; seine Liebe allein an die Stelle jedes theuren Zusammenhangs, seine Wahrheit allein an die Stelle aller Heiterkeit und Schönheit meines bisherigen Lebens.

Es ist gut für mich — hörte sie, jetzt in ihrer Betrachtung unterbrochen, Ulriken sagen — daß Sie nicht vor einigen Wochen in meinen Weg getreten sind, Herr Pfarrer, als ich noch zagend und schwankend nach dem Gebotenen tastete, und ehe mich Bastian — —

Bastian, wieder Bastian! bemerkte Lorenz mit einem höhnischen Anflug.

Ja, diesem aufmerksamen Beobachter der Natur, der körperlichen wie der geistigen, diesem wahren Freunde verdanke ich die Festigkeit eines Entschlusses, der, ich leugne es nicht, immerhin schwer ist, entgegnete Ulrike mit großer Bestimmtheit. Aber nachdem er Muth und Selbstgefühl in mir angefacht, ist er es auch, der mir uneigennützig die praktische Durchführung meines Vorhabens erleichtern wird. Er begleitet mich nach Paris, um meine Studien einzuleiten und seine Verbindungen für mich geltend zu machen. Bald muß es sich dann ergeben, ob mein Talent für die Oeffentlichkeit ausreicht. Ist es ein Deficit, das sich herausstellt, habe ich auf alle Weise doch die Mittel gewonnen, um mir als Musiklehrerin eine äußere Selbstständigkeit anzueignen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.

Von Fr. Rittweger.

(Fortsetzung.)

Im Felde der Genremalerei wirken die folgenden Künstler.

Jacob Becker,

(geboren 1810 in Dittesheim bei Worms).

In Worms, wohin seine Eltern bald nach seiner Geburt übergesiedelt waren, erhielt Jacob Becker seinen ersten Unterricht. In seinem achten Jahre kam er zu dem dortigen Maler Jung in die Zeichnenschule, wo er bis zu seinem fünfzehnten Jahre weilte und bei Gelegenheit kleiner Reisen seines Lehrers öfters den Unterricht selbst übernehmen mußte. Schon hier übte er sich heimlicher Weise im Malen. Der schlummernde Keim sollte erst zum Leben geweckt werden, und sein erster Aufenthalt in Frankfurt sowie sein Bekanntwerden mit dem Lithographen Vogel halfen ihm, sich ganz der Kunst widmen zu können. Vogel unternahm es damals, Ansichten vom Rheine lithographisch herauszugeben, und ließ dieselben von Becker und Dielmann nach der Natur zeichnen. Becker lithographirte auch viele selbst. Nun waren ihm Mittel geboten, sich nach Düsseldorf, dessen Schule neben der von München den besten Klang hatte, zu wenden. Im Jahre 1833 ging er dahin. Im Anfang verfolgte er noch nicht die später eingeschlagene und seinen Namen berühmt machende Richtung. Wilhelm von Schadow war Direktor der Kunstschule und Lessing war der aufgehende Stern, der den höchsten Glanz versprach, und auf welchen man mit den größten Hoffnungen blickte. Becker, welcher sich unter Schirmers Leitung der Landschaftsmalerei zugewandt hatte, schlug bald in das historische Feld über und malte erst alttestamentarische Compositionen aus dem Leben des Tobias, dann versuchte er sich mit der romantischen Malerei und schuf einen lautenspielenden Ritter ꝛc., bis er die Genremalerei aufnahm und sich darin bald einen ausgezeichneten Ruf erwarb. Zu seinen ersten Bildern dieser Art gehören die Mährchenerzählerin, welches Bild sich in der Schloßgallerie in Hannover befindet, und das Kind mit dem Lamme. Im Jahre 1840 kam Becker zurück nach Frankfurt und übernahm die Stelle eines Lehrers der Genre- und Landschaftsmalerei im Städelschen Institute, in welcher Anstalt er seitdem segensreich wirkt. Als ausübender Künstler erwarb er sich immer wachsenderen Ruf, und schon im Jahre 1845 wurde ihm eine Professur an der Münchener Akademie angeboten, welche er indessen ablehnte. Beckers Bilder sind mit seltenen Ausnahmen ohne alle Prätension gemalt; das stille, friedliche Wirken des Landmannes, auch Volksscenen aus den bewegteren Zeiten, die indeß nie die Färbung einer historischen oder politischen Idee annehmen, ländliche Gestalten, die einen inneren Zustand charakterisiren, bilden die Motive seiner Schöpfungen. Seine Com-

Digitized by Google

positionen sind lebendig und edel in der Zeichnung; sie stellen gemalte Bruchstücke des Culturzustandes unseres Volkes dar, die in idealer Stimmung gehalten, nichts an Wahrheit verlieren. Seine Färbung ist lebhaft und geht bisweilen ins Brillante über.

Von seinen Bildern nennen wir noch: die Schmollenden (befindet sich in Bremen), der Liebesantrag, des Rekruten Abschied und des Rekruten Heimkehr, flüchtende Bauern, heimkehrende Schnitter, Heimkehr vom Kirchgang, betende Bauernfamilie, das brennende Dorf, Landleute auf dem Felde vom Gewitter überfallen, der vom Blitze erschlagene Schäfer, im Besitze des Städelschen Instituts. Diese und viele andere zeugen von seiner großen Thätigkeit, mit der er die Stunden, die ihm sein Lehrgeschäft erübrigen läßt, ausfüllt.

Jacob Friedrich Dielmann,

(geb. 1809 in Frankfurt a. M.).

Die Lebensumstände dieses Künstlers, so weit sie sich auf die Entwickelung seiner künstlerischen Laufbahn beziehen, fallen ziemlich mit denen des vorhergenannten Malers Becker zusammen. Dielmanns erste Studien auf dem Felde der Kunst geschahen in jener Zeit, wo eine Zeichnenschule Alles war, was einem jungen Talente Mittel zur Ausbildung in Frankfurt bieten konnte, wenn man die wenigen Maler, die damals hier lebten, unter andern auch Prestel, welcher zeitweise ihn unterrichtete, nicht als ausübende Lehrer betrachten will; selbst die Kunstschätze, welche die Stadt allenfalls bieten konnte, bevor das Städelsche Institut eröffnet war, waren mehr oder weniger unzugänglich, da sie in Privathänden sich befanden. Unter diesen Umständen mußte es Dielmann schwer fallen, sich den Weg zur Kunst anzubahnen, und auch bei ihm war es der schon oben angeführte Lithograph Vogel, welcher ihn nicht allein anregte, sondern auch beschäftigte. Später wurde ihm durch die Vermittlung Veit's und Wendelstädt's ein Stipendium zugesichert, womit er in seinem 25sten Jahre die Düsseldorfer Schule besuchte. Hier erlernte er eigentlich erst die Malerei und schwang sich bald, gehoben durch die anregende Gesellschaft seiner Freunde J. Becker, Lessing, Pose, Achenbach, Bendemann in die erste Reihe der Künstler, welche in der Richtung der neuern Genremalerei sich einen Namen erwarben. Im Jahre 1842 kehrte er wieder in seine Vaterstadt zurück, in welcher er seitdem sich bleibend aufhielt.

Seine hauptsächlichsten Bilder, welche ihn populär machten, sind: die hessische Dorfschmiede, das hessische Bauernmädchen, die Großmutter und ihre Enkel, der Pfarrherr mit den Kindern, Kinder vor der Kirchthüre ꝛc. ꝛc. Dieselben verbreiteten sich theilweise in zahllosen Copien und machten den Namen des Künstlers überall bekannt. In letzterer Zeit wich Dielmann mehr von der Richtung der eigentlichen Genremalerei ab und beschäftigte sich mit der Wiedergabe von Lokalitäten mit Figuren. Selten finden wir wohl

Digitized by Google

einen Mann mit einer feineren Auffassungsgabe begabt. Seine Bilder, oft wenigsagende Gegenstände darstellend, werden mit dem feinen Sinne, mit dem sie der Künstler behandelt, bedeutend und ungemein ansprechend und beweisen die Meisterschaft, ebensowohl in Beziehung des Colorits als der Technik, wohlthuend und erhebend, wie es die Kunst soll, wirken sie auf den Beschauer und lassen uns die Poesie der Natur und des friedlichen Lebens selbst in dem kleinsten Raume und der anspruchlosesten Gestaltung erkennen. Als Aquarellmaler steht Dielmann in der Reihe der ersten Künstler.

Moritz Oppenheim,

(geb. 1801 in Hanau).

Oppenheim erhielt seine erste Ausbildung für seinen künftigen Beruf in der Zeichnenakademie seiner Vaterstadt unter Westermeyer. In seinem 17ten Jahre ging er nach München als Schüler des Professors R. von Langer, im Jahre 1820 nach Paris, wo er in dem Atelier Raynault's arbeitete und im nächsten Jahre nach Italien, wo er bis 1825 weilte. Seine frühesten und ein großer Theil seiner spätern Bilder gehören der biblisch-historischen Malerei an, und zwar sind es die alttestamentarischen Geschichten der Juden, die ihm den Stoff gaben, wie er auch später noch in mehreren seiner Genrebilder die Sitten und Gebräuche seiner Glaubensgenossen zeichnete. Seine ersten Bilder fanden nicht allein eine günstige Aufnahme, sondern zeugten auch von einem ernsten Streben und einer ethischen Auffassung, die sich in seinen spätern Erzeugnissen mehr verwischte. Für den Baron Carl von Rothschild malte er die beiden Bilder „David vor Saul die Harfe spielend" und „Susanna von den beiden Alten im Bade überrascht." Letzteres ist durch die Lithographie bekannt. Für den Grafen von Ingenheim „Hagar und Ismael in der Wüste", für die Kurfürstin von Hessen „Hagar's Verstoßung"; ein Bild, „die Rückkehr des jungen Tobias", erwarb Thorwaldsen, und seine „Arche Noäh" die Kaiserin von Rußland.

Andere Bilder aus jener Zeit, wo er noch der historischen Richtung angehörte, sind: Nathan vor dem Könige David und Bathseba, und eine Scene aus der Zeit der Gefangenschaft, als die Juden die heiligen Gefäße wieder empfingen. Auch zu den Bildern im hiesigen Kaisersaale steuerte er einen Otto IV. und Joseph II. bei. Den meisten Beifall verschafften ihm die Bildnisse Börne's und Heine's, welche beide auch später lithographirt erschienen.

Am wenigsten hat Oppenheim in seinen Umrissen zu Goethe's Hermann und Dorothea und den bei Dondorf erschienenen Illustrationen zu Shakspeare und Goethe geleistet. In ihnen spricht sich eben so wenig die eigentliche Auffassung des Künstlers als das Verständniß der Dichter klar aus. Undramatisch und mit dem Vorhergesagten übereinstimmend ist sein Bild, welches die Scene aus Shakspeare's Kaufmann von Venedig (Act II. Scene VII.) dar-

Digitized by Google

stellt, wo der Mohrenprinz das Käſtchen eröffnet und ſtatt Portia's Bildniß ein Beingerippe findet:

O Hölle, was iſt das?
Ein Beingeripp', in deſſen hohlem Aug'
Liegt eine beſchrieb'ner Zettel. Will ihn leſen. — —

In der letzteren Zeit hat ſich Oppenheim mehr mit der ausſchließlichen Genremalerei beſchäftigt; wir kennen von ihm: ein Lauberhüttenfeſt, Rückkehr eines jüdiſchen Freiſchärlers, Einzug des Reichsverweſers in Frankfurt, der Harfner und Mignon, die Verſuchung, Atelier eines Bildhauers. Letzteres iſt von dem Städelſchen Inſtitute angekauft. In den Oppenheim'ſchen Genrebildern ſpricht ſich eine allerdings wirkungsreiche Färbung aus, allein es fehlt ihnen die poetiſche Wärme, die er in ſeinen hiſtoriſchen Bildern erreicht hat.

Philipp Rumpf,

(geboren 1821 in Frankfurt a. M.).

Rumpf wurde in ſeiner Vaterſtadt unter den hier lebenden Meiſtern ausgebildet. Er bezog keine andere Akademie, die Kunſteindrücke ferner Gallerien blieben ihm fremd; er war ganz ſeinem Streben und dem Studium der Natur überlaſſen, das er indeſſen tüchtig betrieb. So ſind denn auch ſeine Bilder anſpruchsloſe Darſtellungen häuslichen Glücks und häuslichen Friedens. Er lebt und webt mit ſeinen trefflichen Schöpfungen in der Familie. Das Glück der Eltern im Kreiſe ihrer Kinder, die ſelige Freude der Mutter, wenn ſie den Säugling auf den Armen trägt, das heitere Lächeln des unſchuldigen Kindes, oder die Neugierde, der ſich erſchließende Wiſſenstrieb des Mädchens und das wilde Tummeln des Knaben in ſeinen frühen Jahren geben ihm den Stoff zu ſeinen Compoſitionen, die, mit der größten Liebe ausgeführt, zum Herzen ſprechen. Der feinen Abtonung in der Farbe iſt Rumpf vollſtändig Herr, und wenn ſich gewiß jeder Beſchauer durch ſeine gemüthreichen Bilder hinreißen läßt, ſo müſſen ſie auch, wenn wir die Technik und die Erfindung in Betracht ziehen, als vortreffliche Werke der neueren Malerei anerkannt werden.

Anton Burger,

(geboren 1823 in Frankfurt a. M.)

machte anfänglich ſeine Studien an hieſigem Platze, ging ſpäter nach München und zuletzt nach Düſſeldorf, von wo er wieder hieher zurückkehrte. Seine Compoſitionen kennzeichnen mehr das Leben außer dem Hauſe. Er malt meiſt humoriſtiſche Genrebilder, in denen das Treiben und Schaffen des ſogenannten kleinen Mannes, des Landmanns oder des Spießbürgers charakteriſirt iſt. In ſeinen Bildern macht ſich neben den Figuren auch die Landſchaft geltend. Hofräume, welche in häuslicher Arbeit wirkende Männer zeigen, Waldwege, durch welche die Arbeiter des Forſtes ziehen, Hauseingänge, unter welchen Mädchen in müßigem Geplauder ſtehen, Scheunen, worin die müden Dre-

Digitized by Google

scher sich eben von ihrer Arbeit erholen, oder Wirthsgärten, wohin sich der Stadtbewohner vor der Gluth der Sonne, und um in fröhlicher Gesellschaft seine Stunden zu verleben, zurückgezogen, bilden seine Motive. Solcherlei Scenen weiß er meisterhaft wiederzugeben, und wir gestehen ihm gerne zu, daß er in seiner frischen, heiteren Weise das Leben, wie wir es eben geschildert, zu zeichnen versteht und uns stets mit Compositionen voll Gemüthlichkeit und reicher Stimmung zu fesseln weiß.

Ernst Schalk,

(geboren 1828 in Frankfurt a. M.),

ist der Sohn des verstorbenen Portraitmalers Heinrich Schalk. Er machte seine ersten Studien als Schüler Jacob Beckers im Städelschen Institute, ging 1847 nach Düsseldorf, wo er bis 1848 weilte. Seit jener Zeit hat er seinen Wohnsitz wieder hier aufgeschlagen.

Schalk ist ein vielseitig begabter Künstler von oft übersprudelndem Humor und voll heiterer Laune. Er verbindet eine klare Auffassungsgabe mit einer ungemeinen Fülle von Poesie, und, wenn auch hie und da eine launische Idee bei ihm plötzlich zum Motive eines Bildes wird, das leicht und keck hingeworfen, nicht immer allen Anforderungen eines Kunstwerkes entspricht, so zeigen doch auch viele, wir können sagen die meisten seiner Compositionen von einem ernsten Streben, das den erhabenen Sinn der Kunst wohl zu würdigen weiß und das ihren Jünger stets anspornt, den richtigen Weg wieder zu gewinnen. Die Bilder Schalks sind mehr als irgend andere verbildlichte Dichtungen, in welchen sich einerseits eine lebendige dramatische Handlung, anderseits eine poetische Stimmung klar ausspricht. Schalks Colorit ist eben so warm als lebhaft und erreicht mitunter die feinsten Abtonungen.

Von seinen Bildern nennen wir einen Sonntagnachmittag (in einer Privatsammlung in Liverpool), ein Erntebild, einen Sonntagmorgen, ein großes Bild, Kunstreiter auf dem Lande vorstellend. Außerdem stammen noch eine Menge kleinerer Genrebilder von seiner Hand.

Carl Hohnbaum,

(geboren 1825 in Hildburghausen).

Hohnbaum genoß seinen ersten Zeichnenunterricht bei dem bekannten Kupferstecher Carl Bart und ging zur weiteren Ausbildung nach Weimar, wo er unter der Leitung des Professors Preller, einem genialen Manne von ächter deutscher Gesinnung, arbeitete, und welcher ihn hauptsächlich auf das Studium der Natur und der alten Meister hinwies. Im Jahre 1850 begab er sich nach München, wo er bis 1856 verweilte. Ein zufälliger Besuch in Frankfurt in diesem Jahre bestimmte ihn, durch die hier herrschende Richtung der Kunst angezogen, an diesem Orte länger zu verweilen. Der gesunde

Digitized by Google

Sinn des Künstlers sagte ihm bald, daß das ernste Streben, welches hier herrscht, die Natur, wie sie empfunden wird, auch wieder zu geben, das Richtigste sei, im Gegensatze zu jenen Schulen, die stets die Motive, die sie der Wirklichkeit entnehmen, durch allzuhervortretende Verarbeitung und Vercomponirung unwahr und manierirt erscheinen lassen. Hohnbaum erstrebt die Wahrheit, ohne eigentlich Naturalist zu sein, denn ihm gilt ebensowohl die Form als das Colorit in der Malerei als Bedingung und Unterlage, um zu einem höhern Ziel zu gelangen. Er wählt seine Motive aus der Gegenwart, und fern jeder romantischen Richtung, bewegt er sich in der realen Welt und läßt seine Bilder einer richtigen, kernigen Anschauung entstammen, und fesselt darin eben sowohl durch eine gemüthvolle Stimmung als durch eine heitere Auffassung. Seine Arbeiten wurden in München wie hier mit Beifall aufgenommen.

Carl Engel,

(geboren 1817 in Londorf in Oberhessen).

Carl Engel stammt aus der oberhessischen Gegend, welche den Namen „die Rabenau" führt und durch ihre malerischen Punkte schon in seinem Knabenalter auf sein Gemüth und seine poetische Anschauung einen wohlthuenden Einfluß übte. In seinem 14ten Jahre besuchte Engel die Malerschule in Darmstadt, ging 1835 nach Düsseldorf und später nach München, bis er sich in dem nahen Rödelheim niederließ. Engel hat durch seine Bilder rasch eine Popularität gewonnen; „seine zwei Münchener Mädchen" sind überall im Volke bekannt, und zahlreiche Lithographien nach seinen Bildern nennen seinen Namen in allen deutschen Gauen. Er weiß das Leben, wie es sich in den ländlichen Umgebungen zeigt, trefflich zu charakterisiren, er hat die stille Beschaulichkeit und die einfache Poesie, wie sie sich in unserm Volke kund gibt, erfaßt und wieder gegeben. Die meisten seiner Bilder stellen Scenen aus Oberhessen dar, dessen malerische Trachten einen ungemeinen Reiz in der Verbildlichung zeigen. Später verband sich Engel mit dem Bildhauer **Scholl**, dessen vortreffliche Erfindungsgabe und ungemeine Fertigkeit im Zeichnen weithin bekannt sind, und von dem wir nur die herrlich gelungenen Initialen zu den deutschen Dichtern anführen wollen. Beide wirkten eine kurze Zeit zusammen, und so entstanden mehrere allegorische Bilder, die zwar wegen ihrer Ausführung Aufsehen erregten, aber doch als der gesunden Natur unsrer Nation zu fern liegend, ihrer Idee nach weniger Anklang fanden. Die beiden Künstler kehrten, jeder wieder seiner Anschauungsweise folgend, bald zu ihrer früheren Richtung zurück. Von Engel kennen wir eine ganze Sammlung lieblicher Bilder, meist ländliche Gegenstände, Hochzeits- und Wirthshausscenen ꝛc. ꝛc. darstellend. Auch im Aquarelle hat Engel Treffliches geschaffen.

Wir schließen hier noch an:

Digitized by Google

Alexander Gwinner,

(geboren 1832 in Frankfurt a. M.),

widmete sich anfänglich dem Studium der Architektur und besuchte zu diesem Behufe 1847 die polytechnische Schule in Carlsruhe, die er vollständig absolvirte. Von dort ging Gwinner nach Berlin und arbeitete bei Baurath Stüler noch eine Zeit lang in seinem Fache, bis er den Entschluß faßte, sich der Malerkunst zu widmen. Seine ersten Studien geschahen bei dem Maler Pape. Im Jahre 1854 begab er sich nach Italien, verweilte ein Jahr in jenem Lande und ging dann zurück nach Carlsruhe, um unter dem Architekturmaler Baier seine weitere Ausbildung zu bewerkstelligen. Im letzten Jahre kam er nach seiner Vaterstadt zurück. Seine Richtung begreift eigentlich die Architekturmalerei in sich. Mit Figuren belebte Interieurs, malerische Lokalitäten mit Stillleben, Straßen und Plätze mit bewegtem Treiben bilden seine Motive, und er bestrebt sich gleich seinem Lehrer Baier in seinen Bildern das Verfallene zu restauriren und neu zu beleben und gleichsam aus den Ruinen einen neuen Bau zu gestalten. (Fortsetzung folgt.)

Sommer und Winter im Frankfurter zoologischen Garten.

Das waren schöne Tage, die Sonne sandte 30 Grad Wärme auf uns herab und versengte Laub und Halme ringsum. Im zoologischen Garten aber duftete und blühete es so frisch wie im Monat Mai, und das hohe Schattendach dichtbelaubter Bäume schützte uns gegen die blitzenden, brennenden Strahlen. Wir naschten an den erquickenden Gaben, die uns Küche und Keller des neuen Institutes boten, und sahen und hörten rings das fröhliche Leben des Thierreichs, das da kletterte, hüpfte, flatterte und schwamm oder brummte, plärrte, schrie und sang. Wer sein Auge am frischen Grün, an bunten Blumen erquicken wollte, der eilte in den zoologischen Garten. Wer sich an reizender Fernsicht über fruchtbare Thäler und Gefilde bis an des Taunus höchste Spitzen erfreuen wollte, der zoologische Garten bot sie. Und welche Familienfreuden! Die Mütter schlürften ihren Kaffee und die lieben Kleinen tollten jauchzend hin über den frischen Rasen bis ans Bassin, wo die Gänslein schnatterten, die Enten quakten und hin und her segelten auf dem glatten Wasserspiegel, tief hinuntertauchten, einen Fisch aus den Wellen holten, den ihnen andere wieder streitig machten. Oder sie trippelten und watschelten am Ufer hin, und die Kinder jagten ihnen nach. Dann wurde eine Rundreise durch den Garten unternommen, vorüber an den Böcklein und Zicklein mit ellenlangen Hörnern, Nasen und Schlappohren, vorüber an den Häslein und Kaninchen, in allerlei Uniformen und Farben und mit Löffeln versehen, die hoch emporragen oder tief herabhängen. Vorüber gings an der festen Ritterburg der Eulen mit ihren großen glühenden Glotzaugen. Uhu!

Digitized by Google

wie garstig! Dann kamen die beschwingten Könige der Lüfte, die Adler und Geier an die Reihe, aber die durchbohrenden Blicke, die Krallen und krummen Schnäbel scheuchten die jugendlichen Beschauer von dannen. Drum weiter! Hurrah, da sind die Affen in ihrem schönen Sommerpalast! Sie wandelten oder lagerten sich um gemalte Palmen, sprangen über Balken und Stangen, kletterten am Seil oder Mast empor, reichten ihre Pfoten durch das Drahtgitter und fraßen den Kindern die Brocken aus der Hand. Oder sie schnitten mit unserer Schuljugend Grimassen um die Wette, oder führten Krieg mit einander, oft blutigen Krieg um einen erbeuteten Leckerbissen, oder sie nahmen ein stärkendes Bad unter der hoch emporschießenden Fontaine. Welch ein buntes Leben und wie laut scholl der Beifall unserer hoffnungsvollen Jugend dazu! Dann ging es weiter zu den hochbeinigen Stelzfüßen, zu den Störchen, Reihern, Kranichen aus Nord und Süd, meist stillvergnügte Gesellen, die ihren Schnabel so weit aus dem Gitter reichten, als er ihnen gewachsen ist, oder damit klapperten, als wärens Castaguetten. Vorüber an dem schönen Schweizerhäuschen, wo statt der verheißenen Gemsen sich ein schwarzer Sündenbock aus Syrien einquartiert hatte. Dann folgten die seidenhaarigen Cachemir-Ziegen mit verschlungenen Hörnern, da hüpften so lebensfroh die Känguru's umher, dort wälzten sich Meerschweinchen über einander hinweg. Im stattlichen Palais brummten die Bären und ließen durch den weitgeöffneten Rachen Alles gleiten was die milde Hand der Gäste darbot, Obst und Brod, Nüsse und lederne Handschuhe. Weiterhin im Bassin mit schöner Bronze-Gruppe geziert, da schlich und lauerte der Seehund im frischen Wellenbad, oder er stieg auf seinen Bretterbalcon und trocknete und sonnte sich im warmen Sonnenstrahl. Daneben die Hühner und Vöglein, die aus allen Tonarten sangen und glucksten. Die Cochinchinahennen, hieß es, seien dressirt, den Mitgliedern des zoologischen Gartens täglich frische Eier ins Haus zu bringen oder in die Hand zu legen. Eine Verheißung, die aber noch nicht in Erfüllung gegangen ist. Doch was sollen wir all die Wunder aufzählen, die an der Beckenheimer Chaussée leben und weben und Ohr und Geruchsorgan der Nachbarn täglich mit Duft und Wohlklängen füllen!

Ach, die schönen Tage sind vorüber, die Blumen verblüht, die Bäume ihres Blätterschmucks beraubt, die ganze Natur ist zugeschneit und erstarrt. Die Thiere haben sich aus dem Freien in ihre engen Zellen zurückgezogen. Der Dachs ist in seine Höhle gekrochen und zehrt da vom eignen Fett, die Murmelthiere sind schon in tiefen Schlaf gewiegt, die Affen haben ihren schönen Sommerpalast verlassen und sitzen zusammengekauert im Käfig, wo sie keinen Raum zu gymnastischen Exercitien mehr haben. Die größern Thiere dehnen ihre Glieder nicht mehr zu lustigen Sprüngen aus, sie stehen oder liegen da zusammengeschrumpft, nur noch eine Carrikatur von dem rührigen Leben. Die lauten fröhlichen Töne sind verstummt, nur dann und wann

Digitized by Google

vernimmt man ein Räuspern, Hüsteln, Röcheln — Schnupfen und Erkältung überall. Ich fürchte, dem Herrn Direktor Leven wird in diesem Winter manche sterbliche Hülle zum Einbalsamiren vermacht werden. Nur die Bären, welche sich ihre dicken russischen Pelze mitgebracht, brummen vor Entzücken bei dieser Schnee und Frost bringenden Heimathluft, die aus Sibirien herweht.

Wie durch einen Guckkasten, so seht Ihr jetzt die armen Thiere durch die Glasscheiben hinter Schloß und Riegel streng verwahrt. Ihr lockt und pfeift, aber sie hören nicht und rühren sich nicht, Ihr bietet ihnen die Brocken, welche Ihr Euch von den Lippen weggespart, freundlich dar, sie kommen nicht und schnappen nicht darnach. Da sitzen sie eng aneinander gerückt und beben vor dem strengen, voreiligen Feinde da draußen, der bei Nacht und Nebel ins Land geschneit ist. Die Störche und Kraniche klappern vor Kälte mit den Schnäbeln und sehen nicht aus wie die Bringer der frohen Frühlingsbotschaft. Sie stehen auf einem Beine, stecken die Köpfe unter die Flügel, und träumen vielleicht von gelobten Ländern, die der Himmel mit seinen wärmsten Strahlen küßt. Oder sie dehnen auch wohl den Fittig zu kühnem Fluge weit aus hin nach der Zone ihrer Sehnsucht, doch sie sind hier festgebannt an unsere zoologische Gartenscholle. Die Kameele scheinen nur noch halb so groß, sie stehen gebückt und gedemüthigt da, ihre Höcker ragen aber um so höher empor. Die geschwätzigen Papagaien mit blendendem Gefieder prangen nicht mehr in langen Reihen vor uns, um unser Auge und Ohr zu laben, sie sitzen in irgend einem Schlupfwinkel hinter dem Ofen mit andern Treibhauspflanzen des zoologischen Gartens. Hier und da verliert sich noch ein Exemplar ins Freie, es sieht aber aus wie vom Heimweh geknickt. Unerquicklich, unerfreulich! Und die lieben Menschenkinder, sie eilen vorüber an den Käfigen und Zellen, wie vom Sturmwind gepeitscht, kein tiefes, inniges Beschauen mehr, kein Versenken in die Gewohnheiten dieses und jenes Thieres, keine wissenschaftlichen Studien mehr! Und die Wärter und Pfleger, sie springen ab und zu, hier bringen sie Feuer für den Heizapparat, dort warmes Wasser, weiterhin ein Medikament, aber all ihre Fürsorge, all ihr Diensteifer kann doch keinen heitern, sonnenglühenden Himmel ersetzen. Patienten hier, Patienten dort! Doch nur von oben kann die Hülfe kommen. Machs also kurz, o lieber Himmel, mit des Winters Freuden und Leiden, und lache wieder vor lauter Heiterkeit, sende uns wieder dein Strahlenlicht, deine Sonnenglnth! Lieber dreißig Grad Wärme, als 5 Grad Kälte in Begleitung von Schnee und Eis, von Schnupfen und Katarrhalfieber!

Unter den neuen Ankömmlingen im zoologischen Garten verzeichnen wir zwei ausgewachsene Gelbschnäbel, eine große Seltenheit! Ferner einen Spottvogel, der ein polizeiwidriges Mundstück führen und Dinge verkünden soll, die — — doch, Gottlob, er spricht noch in fremder Zunge. Ein Offenbacher

Digitized by Google

Sprachkundiger aber ſoll das Räthſel ſeiner unverſtändlichen, unbekannten Laute löſen. Was werden wir da zu hören bekommen! Sachverſtändige behaupten jetzt ſchon, es ſei dieſer Spottvogel nichts anderes, als eine weithergeholte oder aus einem Käfig entſchlüpfte Elſter.

Die Naumann'ſche lithographiſche Anſtalt hat uns mit einem ſchönen Kalender beſchenkt, worauf die reizendſten Punkte des zoologiſchen Gartens meiſterhaft dargeſtellt ſind.

Unterhaltungen.

Theater. Zu Schillers Geburtsfeier ließ unſer Theater ſein Licht hell leuchten, die Gasflammen züngelten und ſchlugen empor bis an des großen Dichters lorbeerumkränztes Haupt. Der Abend bot uns ein überfülltes Haus, mehr Steh- als Sitzplätze, eine tropiſche Hitze, und 1) einen Prolog von Fräulein Putze, ſchön, aber leider mit ſehr heiſerer Stimme geſprochen — dann eine Pauſe; 2) eine Feſt- und Jubelouverture, der das Publikum aber keinen Beifall zujubelte — wieder eine lange Pauſe. Dann folgte 3) die Glocke, welche aus dem Munde des Herrn Moritz und der Frau Lauber-Verſing recht deutlich und vernehmlich klang und dazu die wohlgelungenen acht lebenden Bilder mit Accompagnement von vielem Beifall. Darauf noch eine lange Pauſe! Dann 4) die Ouverture zu Turandot ohne viel Beifall. Wieder eine Pauſe und endlich ach! endlich! eröffnete ſich das herrliche Lager- mit ſeinem bunten Leben und Weben und entzückte Aug und Ohr. Da griff Alles friſch in einander, und Soldat, Sergeant und Marketenterin, die Böhmen und Croaten, die Hoch- und Niederländer waren vorzüglich einexercirt. Und wie erbaulich predigte unſer alte Capuziner Haſſel! Dazu der ſchmetternde Hörnerklang mit dem kräftigen Männergeſang zum Schluß:

„Wohl auf Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd!"
„In's Feld, in die Freiheit gezogen." ꝛc. ꝛc.

Das war auch ein lebendes Bild, das unſer Herz erfreute.

Um übrigens das Andenken unſeres größten dramatiſchen Dichters würdig zu feiern, bedarf es der Muſik und Plaſtik nicht; wo ſoviel Reichthum iſt, braucht man nicht zu borgen. Die gelungene Darſtellung eines einzigen Schiller'ſchen Meiſterwerks hätte die ſchönſte Abendunterhaltung geboten.

— **Francesco da Bologna.** Ueber dieſen verdienſtvollen Mann gibt Panizzi, Bibliothekar am brittiſchen Muſeum in einer in italieniſcher Sprache auf 42 Seiten abgefaßten Abhandlung, die nur zur Privatvertheilung in 250 Copien gedruckt wurde und welche er dem Herzoge von Aumale gewidmet hat, die folgenden Angaben:

Franceſco da Bologna, oder Franciſcus Bononienſis iſt unter den verſchiedenen Namen Fraja oder Franzam, Franceſco Bolognese, Franceſco Raibolini, auch als Il Francia bekannt, und war der würdige Zeitgenoſſe Leonardo's, Raphael's und Michel Angelo's. Er war gleichzeitig Maler, Kupferſtecher, Form- und Typenſchneider. Die letztere Kunſt iſt es, wovon Panizzi hauptſächlich in ſeiner intereſſanten Abhandlung redet. Im Jahre 1501 gab Aldus ſeine erſte Ausgabe des Virgil in Curſivſchrift, oder beſſer in den eigenthümlichen Charakteren, welche ſpäter den Namen Aldine-Typen erhielten, heraus. In der Vorrede zu dieſem Werke finden ſich drei lateiniſche Verſe, welche mit klaren Worten ausſagen, daß es Franceſco war, welcher der Urheber und Erfinder der gerühmten Aldine-Typen iſt, mit denen ſich Aldus Ehre und Vermögen erwarb. Aldus vermochte es mit dieſen kleinen Lettern, im

Digitized by Google

Gegenſatze zu der damals gebrauchten großen Schrift nicht allein Raum zu erſparen, ſondern auch in der Schönheit und Eleganz bis dahin nicht übertroffene Werke zu verſchaffen. Dem Erfinder wurde, wie es ſo häufig vorkommt, ſogar der Name geraubt, und obgleich Girolamo Soncino, der im Jahre 1503 die lyriſchen Gedichte des Petrarca in einer, die neuen Lettern imitirenden Schrift herausgab, dem Francesco da Bologna die Ehre der Erfindung zugeſtand, ſo behielten ſie doch den Namen der Aldine-Typen. Francesco, der mit Aldus in Zwieſpalt gerathen war, ſchnitt ſpäter demſelben keine Typen mehr und ſtellte in Bologna eine eigene Preſſe auf. Im Laufe von 3 Monaten, vom 20. September bis 20. December 1516, druckte er 5 Werke in 32°, welche jetzt äußerſt ſelten geworden ſind, es waren: „Il Canzoniere", von Petrarca, erſchien am 20. Sept.; „L'Arcadia", von Sannazaro, am 3. Oct.; „Gli Asolani", von Bembo am 30. Oct; Il Corbaccio", am 9. Dec., und am 20. Dec. „Epistolae ad Familiares", von Cicero in Curſivſchrift, aber etwas kleiner als die der Aldine-Ausgabe, und von Francesco ſelbſt geſchnitten. Im Jahre 1517 hörte ſeine Thätigkeit auf. Die genannte Schrift von Panizzi zeigt auf 7 Seiten die verſchiedenen Arten Typen die Francesco geſchnitten, und in Schönheit und Reinheit hat ihn nur ſpäter Giulio Campagnola übertroffen. — e —

— **Ueber Byron's und Shelley's** letzte Tage iſt ein Buch von einem E. J. Trelawny bei Eduard Moxon in London erſchienen, auf welches man, wie das English Woman's Journal ſich ausdrückt, den Satz „der Himmel bewahre mich vor meinen Freunden" anwenden kann. Die engliſche Preſſe hat überall ihr Verdammungsurtheil darüber ausgeſprochen, und beſonders ſind es die unbelikaten Bemerkungen über Shelley's Leichnam und die herzloſen Ausdrücke über den Wandel Byron's, welche jenes Urtheil hervorgerufen. Wer ſich übrigens über die Verhältniſſe Byron's und Shelley's Raths erholen will, den verweiſen wir auf ein im Jahre 1824 in 2. Auflage bei Henry Colburn erſchienenes Werk, betitelt: Conversations of Lord Byron: noted during a residence with his Lordship at Pisa in the years 1821 and 1822. By Thomas Medwin, Esq., in welchem die Beziehungen der beiden genialen Dichter zu einander, ſo wie deren Erſcheinung im täglichen Leben trefflich gezeichnet ſind. Das harte Urtheil der engliſchen Preſſe über Trelawny's Buch hat außerdem den guten Zweck, dem Suchen und Haſchen nach Aufdeckungen aller kleinlichen Vorkommenheiten im Leben eines großen Geiſtes entgegenzutreten, und wir freuen uns, daß ein deutſcher Dichter (Goethe) ganz anders das Andenken des unſterblichen Lords gefeiert hat, wie denn auch Medwin die Worte, welche ſich auf Raleigh's Grab befinden, auf ihn angewandt hat:

„Reader! should you reflect on his errors,
Remember his many virtues,
And that he was a mortal!"

— e —

— **Friedrich Rückert's Liebesfrühling.** Von dieſem wunderbaren Cyclus von Gedichten iſt ſo eben bei J. D. Sauerländer eine Prachtausgabe in 4° erſchienen. 6 Farbendruckblätter von Franziska Schulze gemalt und von Sterch und Kramer in Berlin ausgeführt, ſtellen Blumen und Blüthen dar, wie der Frühling und der Sommer ſie bieten, und woraus die Liebe ſich Kränze flicht. Es ſind Blätter, die eben ſo ſchön entworfen, als meiſterhaft im Drucke ausgeführt ſind. Fünfzig Holzſchnitte und Initialen nach Profeſſor Adolph Schrötter ſchmücken außerdem das Buch, und iſt es nur ſchade, daß dieſe, ſo ſinnreich ſie auch erfunden, doch zu miniaturartig gegen die prächtige typographiſche Ausſtattung zurücktreten. Als Salon-Album wird das Buch eine willkommene Gabe ſein. — e —

— **New-Yorker Glaspalaſt.** Der ganze Werth des Ausſtellungs-Gebäudes und der durch den Brand verlornen Waaren mag ſich auf eine Million Dollars belaufen, während angeblich nur für 150,000 Dollars verſichert war. Das Amerikan-Inſtitut verlor 10,000 D., doch wurden deſſen Bücher und Medaillen gerettet. Von bekannten Kunſtwerken gingen zu Grunde: Kiß's Amazone, Thorwaldſen's Chriſtus und die Apoſtel, Marochetti's Reiterſtatue Waſhington's, und viele Büſten und Statuen. Die Gemäldegallerie war nur ſchwach beſchickt worden. Ferner wurde das von Champony gefertigte Rheinpanorama zerſtört, welches 30,000 Fuß Leinwand bedeckte und einen Werth von 20,000 D. gehabt haben ſoll. Auch Profeſſor Bergnes verlor ſeine elektro-magnetiſche Maſchine, an der er unausgeſetzt über 10 Jahre gearbeitet und welche ihn über 15,000 D. gekoſtet hatte. — e —

Expedition des Frankfurter Muſeums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Cr. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N. 47. **Frankfurt a/M., den 20. November.** **1858.**

Inhalt. Glück. Novelle von Louise von François. (Forts.) — **Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.** Von Fr. Rittweger. (Forts.) — **Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.** Von A. Schöll. — **Reise-Erinnerungen aus Griechenland.** Von Gottfried Semper in Zürich. (Forts.) — **Beantwortung.** Gedicht von F. Rittweger. — **Unterhaltungen:** Lettres inédites de J. J. Rousseau. Kaulbach's Schlacht von Salamis u. a.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

Ulrike! unterbrach sie die Freundin mit herzlichem Vorwurf.

Ich weiß, was Du sagen willst, großmüthiges Herz — entgegnete die Gräfin — ich weiß, was ich Dir und den Deinen schulde, und ich werde nicht aufhören es Euch zu danken. Aber noch ist es zu früh, nur von Wohlthaten zu leben, noch bin ich jung und kräftig, und das Schicksal, das mir früh die bequemen Stützen und Handhaben zum Ganze durch das Leben entzog, hat mir zum Ersatz eine Quelle fruchtbringender Arbeit eröffnet, die ich auszubeuten suchen muß. Wenn Sie den inneren Beruf zur Kunst nicht anerkennen wollen, Herr Pfarrer, diesem Argumente äußerer Nothwendigkeit werden Sie nichts entgegenzusetzen haben. Nur wer arbeitet soll essen, sagt auch Ihr Gebot.

Arbeiten gewiß, nur an geeigneter Stätte, Gräfin! wendete Lorenz ein.

Und wo fände ich diese Stätte? fragte Ulrike.

Ich will mir nicht erlauben, Gräfin, Sie auf diejenige hinzuweisen, auf welcher eine Frau am einfachsten und würdigsten ihre von Gott verliehenen Gaben auszubreiten vermag: das Haus, die Familie; sei es die eigne, sei

Digitized by Google

es eine fremde, in welche sie sich schicklich einzurichten verstehen lernt; es ist schwer für einen Dritten, die Hemmnisse zu beurtheilen, die oft der natürlichsten Wahl entgegentreten. Aber Sie sind ja zu Ihrem Glück nicht auf dieselbe beschränkt, Gräfin, denn Sie gehören einer Kirche an, die vor der unseren Institutionen voraus hat, in welchen jede Gabe zum Heile ihres Eigners und zu Gottes Ehre verwerthet werden kann.

Ich soll Nonne werden, meinen Sie? sagte Ulrike ruhig.

Nonne! rief Katharine zusammenschaudernd.

Warum nicht Nonne, Gräfin? — versetzte Lorenz — warum nicht eine geistliche Schulschwester heiliger Musik?

Ihr Vorschlag überrascht mich nicht — antwortete Ulrike sehr gelassen, während ihre Freundin mit gespannten Blicken an ihren Lippen hing — aber er widersteht mir. Es fehlt mir ein Etwas, das die Nonne macht. Lassen Sie es mich nicht näher bezeichnen, es würde zu weit führen. Erst muß ich die Probe machen, ob das freie Leben in und mit der Welt unverträglich ist mit dem Priesterthume der Kunst zu Gottes Ehre, wie Sie es nennen. Bestehe ich die Probe nicht, wird es noch immer Zeit sein, an den Pforten des Klosters anzuklopfen.

Katharine warf sich, sichtbar erleichtert, in die Arme der Freundin, die sich erhoben hatte, um dem Gespräche ein Ende zu machen; als sie aufblickte, war Erasmus verschwunden.

Schon vor Abend mußten die Freundinnen sich wieder trennen. Die von Natur lebhafte, ja leidenschaftliche Ulrike, einsam und ungewiß einem verwirrenden, wenn auch ersehnten Berufe entgegengehend und sich von allen bisherigen Lebensbeziehungen scheidend, war beim Abschiede weniger erschüttert als die friedliche Katharine, die nur ein liebes Glied aus der Kette ihrer Befreundeten scheiden sah. Aber scheiden für immer! Welche tiefgehenden Berührungen durften die Schauspielerin und die Gattin von Erasmus Lorenz in Zukunft zu einander haben?

Die Gräfin hielt beide Hände der Freundin in den ihren und blickte ihr lange fest in die Augen.

Katharine — sagte sie — ich kam zu Dir mit einem Glückwunsche auf den Lippen, soll ich mit einem Warnungsrufe scheiden? Aber nein, nein; beide sind überflüssig. Es ist unmöglich, daß Du Deiner Natur also untreu werden solltest, Du die ruhige, die besonnene Katharine! Ich gehe ohne Sorge.

Damit sprang sie schnell in den Wagen und ließ die Freundin in banger Beklemmung zurück.

Dennoch rang sie auch heute, wo ihr so viele Entsagungen klar geworden, sich zu einer vertrauenden Zuversicht hindurch, zu der Hoffnung, daß

Digitized by Google

nach Innen die Fülle des Herzens, nach Außen ein ernster, gemeinsamer Pflichtenkreis sie für alles entschädigen könne, was sie aufgeben müsse.

Jede Vereinigung — sagte sie sich — jeder Beruf und die Ehe zumeist schließen ja eine Selbstbeschränkung ein, und eine Frau steht nur sicher auf dem Grunde eines uneigennützigen und erschöpfenden Gefühls.

So trat sie denn am andern Tage dem Geliebten mit gewohnter Hingebung, wenn auch unter dem Schleier der Resignation entgegen; auch er fühlte sich zu Schonung und warmer Liebesbezeigung getrieben; es fehlte an störenden Erregungen von Außen; aber eine unüberwindliche Zaghaftigkeit, ein scheues Tasten nach den Gegenständen der Unterhaltung war an die Stelle unbefangener Hingebung in ihrem Verkehr getreten und hatte dessen reinste Blüthe zerstört.

Das Gartenhaus, das für die Aufnahme der siechen Waisen bestimmt war, stand vollendet, die Pflegemutter war eingezogen und eine Anzahl Hülfebedürfender erfreute sich seit einigen Tagen ihrer liebreichen Fürsorge. Katharine erwartete stündlich ihren alten Freund, der ihr vor seiner Abreise mit der Gräfin noch seinen kleinen theuren Schatz zu übergeben beabsichtigte. Sie konnte nicht ohne eine gewisse Befriedigung daran denken, daß diese Reise sie für einige Zeit von allen, ihren Verkehr mit dem Geliebten störenden Einflüssen befreien und daß ihr gelockertes Verhältniß zu demselben in einem ausschließlichen Aufeinanderhingewiesensein erstarken werde. Aus diesem Grunde war auch ihr für jetzt noch die Heimlichkeit desselben willkommen.

Bastian kam eines Nachmittags und legte das Kind in ihre Arme; ein verkümmertes Wesen, mit jüdischen Zügen, weitgeöffneten Augen, bleich, schweigsam und matt.

Es ist mein Liebstes! sagte er mit einer Thräne im Auge, und sie reichte ihm die Hand zum stillen Gelöbniß der Treue. Er konnte nicht verweilen, da der nächste Bahnzug ihn schon wieder nach der Hauptstadt zurückführen sollte, wo seine Geschäfte sich vor der nahen Abreise drängten. Katharine begleitete ihn bis zum Ausgange des Parks; das Kind blieb unter Aufsicht einer Dienerin im Garten zurück; sie wollte es bei ihrer Rückkehr selber nach dem Pflegehause führen. Nachdem sie eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, sagte Bastian plötzlich vor ihr stehen bleibend:

Warum haben Sie das Vertrauen zu Ihren Freunden aufgegeben, Katharine, warum zwingen Sie mich zu einer Indiscretion, wenn ich Sie nicht ungewarnt an einem Abgrunde verlassen soll?

An einem Abgrunde? fragte sie vorwurfsvoll.

An einem Abgrunde — versetzte er — der mehr als Ihr Glück, der Ihren Frieden zu verschlingen droht, nach einem Kampfe, dem Ihre Natur nicht gewachsen ist und den nun und nimmer eine Versöhnung schließen wird.

Und worin sehen Sie die Unversöhnlichkeit, mein Freund?

Digitized by Google

Ein Menſch, der am Tage in einen Brunnen ſteigt, um den Himmel zu erkennen, und ein anderer, der auf ſonniger Höhe frei die Welt überblickt, können die ein Leben führen, Katharine? Armes Kind, und wenn Sie bis an den Rand des Brunnens herniederſtiegen, er wird Ihnen niemals entgegen kommen.

Sie irren, Baſtian, denn Sie vergeſſen die Liebe, entgegnete Katharine.

Wer mit einem Gotte Umgang pflegt, liebt keinen Menſchen, entgegnete er bitter.

Sie läſtern was Sie nicht begreifen, ſagte ſie.

Und Sie leugnen, was Sie begreifen — wendete er ein — aber ich läſtere nicht, Katharine, wenn ich auch durch die Angſt um Sie vielleicht meinen Ausſpruch zu ſcharf wählte. Wahre ein Jeder ſeinen Gott und ſeine Welt, nur begehre er nicht was des Andern iſt, wo er von dem Seinen nichts opfern will.

Sie ſtanden an dem Thore, vor welchem ſie ſich trennen ſollten; er ergriff ihre Hand.

Katharine — ſagte er — denken Sie an uns, wenn Sie ſich über ſich ſelber gleichgültig verblenden wollen; Sie ſtehen auf dem Punkte Alle aufzugeben, deren Glück Sie bis heute geweſen ſind, um Eineswillen, welchen Sie niemals beglücken können. Sie haben kein Recht zu ſolcher Ungerechtigkeit.

Und welches Recht haben Sie zu der Forderung, daß ich meine theuerſte Hoffnung vernichte, weil Sie ihre Kraft nicht begreifen? fragte Katharine aufgeregt.

Das Recht der Natur, die keine Sprünge duldet. Ueber ein gewiſſes Gebiet hinaus kann nur das Gleichartige ſich verbinden. Fragen Sie ihn, den Sie zu lieben glauben, ob das wahr iſt? ja fragen Sie ſich ſelbſt, ob Sie ein Loos mit dieſem Manne haben können, ob es einen einzigen Gegenſtand gibt, über welchen Ihre Geiſter in einem Ja, in einem Nein unumwunden zuſammen klingen?

Nein, nein! — rief ſie heftig — Sie kennen mich nur von geſtern, wie ich mich ſelber kannte, ehe ich ihn liebte, Baſtian, und ich liebe ihn!

Arme Verblendete! früher oder ſpäter wirſt du zu uns zurückkehren, aber das Glück wirſt du nicht zurückbringen! ſagte er ſchmerzlich und ſtieg in den Wagen.

Katharine ging in unausſprechlicher Bewegung ihrem Hauſe zu. Das Kind ſaß noch vor der Thür im letzten Strahle der Sonne; ſie war zu erregt, um es in dieſer Stunde nach ſeinem Aſyle zu führen, ſie nahm es auf den Arm und trug es in ihr Zimmer, zog es auf ihren Schooß und ließ ſein müdes Köpfchen an ihrem Herzen ruhen. So ſaß ſie lange in tiefen Grübeleien über Baſtians Worte, die, ſo ſehr ſie ſich dagegen ſträubte, einen Sturm von Zweifeln in ihr entbunden hatten.

Digitized by Google

Aber nein, nein! — rief sie endlich entschlossen — braucht die Liebe mehr als sich selbst zur Einigung zweier Menschenherzen? an dir und deines Gleichen, armes Kind, wollen wir zeigen, daß wir eines Lebens fähig sind!

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.

Von Fr. Rittweger.

(Fortsetzung.)

In der Landschaftsmalerei wirken:

Ed. Wilhelm Pose,

(geboren 1812 in Düsseldorf),

Sohn des bekannten, im Augenblick in Wiesbaden lebenden Dekorationsmalers Pose. Die ersten Studien machte Pose in Düsseldorf unter der Leitung Schadow's. Später, als Schirmer zum Professor der Landschaftsmalerei ernannt wurde, ging er mit Andreas Achenbach nach München. Im Jahr 1836 kam er nach Frankfurt, das er aber bald wieder mit seiner Geburtsstadt vertauschte. Dort blieb er bis 1842, ging darauf nach Italien und kam im Jahr 1845 wieder hierher zurück.

Seine Bilder können wir füglich landschaftliche Charakterbilder nennen, in denen sich stets ein gewisser Styl geltend macht. Ernste, oft großartige Motive bilden die Unterlage zu Werken, die er mit der entschiedensten Kraft durchzuführen vermag. Seine Auffassung ist ungetrübt, und ein lebendiger frischer Geist spricht sich auf den ersten Augenblick in seinen Schöpfungen aus. Gesunde Färbung und verstandene Vertheilung von Licht und Schatten vereinigen sich, um sie als in der Wirkung abgerundete Meisterwerke erscheinen zu lassen. Noch mehr sind es seine früheren Bilder, welche im höchsten Grade anziehen: so nennen wir die Burg Els, die vom Städelschen Institute angekauft ist; hier ist ein ächt deutscher Sinn zur Geltung gebracht, und der tiefe, poetische Reiz ist es, der ebensowohl in der Stimmung des Ganzen als in der Behandlung der Einzelnheiten mächtig wirkt, und welchen seine späteren Bilder mehr oder weniger entbehren, die breiter, großartiger erdacht und mehr auf einen Totaleffekt berechnet sind.

Carl Morgenstern,

(geboren 1811 in Frankfurt a. M.),

ein Nachkomme der bekannten Künstlerfamilie dieses Namens und Sohn des Malers Johann Friedrich Morgenstern, machte unter der Leitung seines Vaters die ersten Studien. Aus jener früheren Zeit seiner Wirksamkeit haben sich in der Prehnschen und Daemsschen Sammlung und bei Privaten noch viele Bilder hier erhalten. Im Jahr 1832 ging er nach München, wo er

Digitized by Google

bis Ende 1834 verweilte. Darauf ging er nach Rom. Seine Anschauungsweise erhielt hier auf dem klassischen Boden der Kunst eine Erweiterung, zu der sich noch ganz neue Elemente fügten. Die reizende Natur des Landes, die südliche Vegetation, die Luft- und Lichtwirkungen, die malerischen Baulichkeiten gaben ihm reichlichen Stoff zu seinen ausgedehnten Studien. Im Jahr 1838 kehrte er wieder in seine Heimath zurück, wo er mit Ausnahme zeitweiliger Reisen nach Venedig, der Schweiz und dem südlichen Frankreich seitdem ununterbrochen weilte. Italienische Scenerien, hie und da Motive aus der Schweiz sind es, die er uns vorzugsweise vorführt. Morgensterns frühere deutsche Anschauungsweise hat sich seiner späteren italienischen untergeordnet, er hat mit dem richtigen Blick die südliche Natur betrachtet und beachtet wie sie ist, nicht wie sie dem weniger Begabten vielleicht erscheint. Seine Landschaften und Marinen tragen den ächt italienischen Charakter, ohne Beimischung deutscher Auffassung. Er hat die individuellen Eigenheiten, die jedem Künstler innewohnen, so ganz und gar seinen künstlerischen Bestrebungen angepaßt, daß seine Bilder, welche Gegenstände sie auch behandeln, als wie in einem Guß erschaffen sich darbieten. Vor allem bezaubert uns der warme leuchtende Himmel und die reiche brillante Lichtwirkung seiner Landschaften. In seinen Marinen spricht sich außerordentlich lebendig das Wesen des Meeres und das Anschwellen der Wogen an die Küsten, wie auch in der Färbung der ächte Charakter der südlichen Gewässer unter ewig blauem Himmel aus.

Carl Theodor Reiffenstein,

(geb. 1820 in Frankfurt a. M.),

trat im Jahre 1837 als Schüler in das Städel'sche Institut und verließ erst 9 Jahre später diese Anstalt, um von da an seine Studien selbstständig fortzusetzen. Früh schon wurde der Künstler durch den vortrefflichen Unterricht seines ersten Lehrers, des hiesigen Theatermalers Hoffmann, und später durch den engeren Umgang mit Professor Hessemer am Städel'schen Institute zum Studium der Architektur hingeleitet und gewann in der Folge jene große Virtuosität und Meisterschaft in der Ausführung architektonischer Motive, welche ihn vor so Vielen auszeichnen. Seine mannichfachen Reisen in der Schweiz und in Italien trugen dazu bei, seinem Talente den frischen lebendigen Aufschwung zu geben, der allen seinen Werken den rechten künstlerischen Charakter verleiht.

Reiffenstein's Oelbilder haben überall entschiedenen Beifall gefunden, und trotzdem macht sich seine Thätigkeit in letzterer Zeit mehr in dem Aquarelle geltend. Seine vortrefflichen Leistungen in diesem Fache lassen uns wiederholt bemerken, daß man dem Aquarell nicht einen zweiten Platz in der Kunst einräumen, und es bei einer durchaus künstlerischen Ausführung nicht unterschätzen darf. In Reiffenstein's zahlreichen Werken macht sich ebensowohl die

Digitized by Google

Wärme der Empfindung, als eine ausgezeichnete Technik geltend. Er bestrebt sich nicht, durch vorwiegende Composition zu wirken, sondern bemüht sich, die Natur, wie sie lebt und webt durch klare Auffassung und richtige Behandlung der Gegensätze, durch entschiedenen Licht- und Schatteneffect zu verbildlichen. Seine Sammlungen von architektonischen Motiven aus Venedig und dem übrigen Italien, seine reichen Zeichnungen von alten Baumonumenten seiner Vaterstadt sind mit der höchsten Liebe ausgeführt und machen nicht nur den Eindruck vollkommener Kunstgebilde, sondern ziehen ebenso sehr durch den malerischen Reiz und ihre außergewöhnliche Naturwahrheit an.

Von den Werken, welche ihn nach allen Seiten hin bekannt machten, wollen wir die folgenden erwähnen: Kirchhof am Walde (im Besitz des Herrn Brückner dahier), Waldhaide mit heranziehendem Gewitter (1845 in Brüssel mit der médaille en vermeil gekrönt und in der städtischen Gallerie von Magdeburg befindlich), der schwarze Teich am Riesengebirge, Reste der Aqua Claudia bei Rom (beide im Besitz der Frau Glogau hier), einen Schloßeingang (im Besitz des Fürsten von Braunfels); die großen Aquarellbilder: der Vierwaldstädter See und die Orteleskette (im Besitz des Herrn Dr. von Guaita hier), der Oberfee (im Besitz des Herrn Dr. Jeanrenaud), Parthie aus der Rams-Au (im Besitz des Herrn Nic. Mauskopf hier); ferner fertigte er für die Königin Victoria von England dreizehn Aquarellbilder aus der Umgegend von Amorbach. In diesem Jahre erwarben ihm ein Aquarell, das den großen Kanal in Venedig darstellt und im Besitze des Herrn Stadtbaumeisters Henrich sich befindet, so wie 3 andere landschaftliche Bilder auf der Ausstellung in Gent die ehrenvolle Auszeichnung zum correspondirenden Ehrenmitgliede des cercle artistique de Gant ernannt zu werden.

Friedrich Meh,

(geboren in Frankfurt a. M.),

machte langjährige Studien in Italien und wählt in Folge dessen seine Motive meist aus den Gegenden jenes Landes. Sein empfänglicher Sinn für die großartigen Scenerien eines Bodens, den Tausende von Trümmern entschwundener Kunst und Herrlichkeit bedecken, eignete sich eine Anschauungsweise an, durch die sein Schaffen dem mit den Eindrücken einer südlichen Landschaft nicht Vertrauten oft fremd und unmotivirt erscheinen mag. Seine Bilder und in neuester Zeit wieder seine großen Landschaften Campagnia bei Cecilie Metella und aus dem Sabinergebirge, die wir auf der großen Hamburger Ausstellung in diesem Jahre zu sehen Gelegenheit hatten, treten außerordentlich durch ihre schöne und correkte Zeichnung hervor, und wenn das Colorit oft nicht die Tiefe erreicht, an welche sich unser Auge gewöhnt hat, so gewähren sie doch durch ihre ruhige Stimmung einen wohlthuenden Eindruck.

Digitized by Google

Adolph Höffler,

(geb. 1826 in Frankfurt a. M.),

Sohn des bekannten Malers und Zeichnenlehrers Heinrich Friedrich Höffler, erhielt schon früh im elterlichen Hause die ersten Anregungen zur Kunst, später trat er als Schüler in das Städelsche Institut, wandte sich dann nach München und endlich nach Düsseldorf, wo er im Atelier des Professors Sohn seinen Studien oblag. Im Jahre 1848 begab er sich nach Amerika, wo er bald im Norden an der canadischen Grenze, bald an den westlichen Quellflüssen des Mississippi, bald unter dem tropischen Himmel Westindiens Zeichnungen und Studien nach der Natur machte. In Cuba hielt sich Höffler längere Zeit auf und beschäftigte sich theilweise mit Portraitmalen. Nach Europa zurückgekehrt, ging er 1853 zuerst nach Paris, wo er für Goupil eine Reihe von Zeichnungen aus Cuba zur Veröffentlichung ausführte; von dort ging er nach Antwerpen, dann nach München, von welchem Platze er nach zweijährigem Aufenthalte nach Frankfurt zurückkehrte. Höffler hat den Charakter des nordischen Amerika's in seinen Portraitlandschaften (Fort Snelling am obern Mississippi, St. Paul in Minnesota ꝛc.) eben so wahr und treffend wieder gegeben, als er es in seinen Bildern, welche Scenerien am Rio Yumuri, Rio Tahaba und in den Cuzto-Gebirgen der Insel Cuba darstellen, gethan. Die üppige Vegetation der tropischen Landschaft mit ihrer wilden Poesie und ihrem wirksamen Farbeneffekte gab ihm reizende Motive, und wenn er uns in letzterer Zeit mit Bildern erfreut hat, die den Stempel ächt deutscher Gegenden tragen, so schätzen wir sein Talent, welches so sehr im Charakter verschiedenartige Scenerien künstlerisch zu verbildlichen strebt, um so höher. Seine neuesten Arbeiten sind Bilder aus dem Frankfurter Walde; sie sind mit einer seltenen Wahrheit geschaffen, so daß ihre Motive auf den ersten Blick erkennbar sind und die Natur ihres Urbilds sowohl in der Zeichnung als Färbung trefflich charakterisiren.

Peter Becker,

(geboren 1828 in Frankfurt a. M.).

In der Wirksamkeit dieses Malers liegt ein ganz eigenthümliches Stück Künstlergeschichte. Ein Schüler Jacob Beckers, wandte er sich dem Felde der landschaftlichen Malerei zu und folgte der damals herrschenden Richtung der Landschaftsmalerei. Die im Städelschen Kunstinstitute vorhandenen Stiche und Copien nach Werken der mittelalterlichen Kunstschule, vor Allem aber die Radirungen Dürer's, Martin Schön's, die Landschaften nach Rubens äußerten bald ihren Eindruck auf sein empfängliches Gemüth, und so lebte er sich nach und nach in die Anschauungen jener Künstler hinein. Eine Zeit lang schlug er in die romantische Richtung über aus welcher Periode sein altdeutsches Städtebild und viele andere datiren. Die frische Natur des Künst-

Digitized by Google

lers rang sich indeß später davon los und durch reichliche Studien nach der Natur gewann seine Anschauungsweise, die jedoch dem heilsamen Einflusse der ältern Kunst nicht gänzlich entsagte, die ächte künstlerische Auffassung, die ihn auszeichnet. Seine späteren Oelbilder, noch mehr seine trefflichen Studien zeugen ebenso von der Fülle von Poesie, als von dem reinsten Streben, die Natur zu verbildlichen. Einen ganz neuen Weg fand seine Schöpferkraft aber durch die Aufnahme und Wiedergabe landschaftlicher Ansichten. Nehmen wir diesen Ausdruck bei ihm nicht im gewöhnlichen Sinne; wir können darunter nicht Machwerke, wie sie so viele Albums dem Reisenden anpreisen, verstehen, sondern ächte, wahre Kunstwerke. Wohl einsehend, daß auch ohne Leinwand und Oelfarbe dem wahren Künstler ein großes Gebiet des Wirkens offen steht, ergriff er den Stift und die Aquarellfarben und schuf sein „Rheinalbum." Wo der deutsche Geist lebendig das Gemüth pflegt, wurden diese mit Freuden begrüßt. Wir sahen zum ersten Male den Rhein, wie er ist und wie seine Gestade gebildet, in den Zeichnungen verbildlicht, und sie geben den ganzen Eindruck wieder, den wir an Ort und Stelle genießen. Durch die allgemeine Anerkennung, welche vorgenanntes Album fand, aufmerksam gemacht, ertheilte Ihre Majestät die Königin von Preußen dem Künstler den ehrenden Auftrag, zwei große Blätter aus der Saargegend für Ihr Album zu verfertigen. Bald darauf bewogen ihn die Bewohner der Saargegend, diese wie noch vier weitere Blätter als Saaralbum im lithographischen Drucke herauszugeben. In den Originalzeichnungen oder besser Aquarellen und ihrer Behandlung zeigt es sich, daß des Künstlers Talent den richtigen Weg gefunden hat. Ein reine ungetrübte Naturanschauung, ein Streben, die Natur nicht sowohl zu idealisiren, als ihr die poetischste und malerischste Außenseite abzugewinnen, vereinigen sich hier mit einem trefflichen Zeichnentalente, um ein Meisterwerk zu schaffen. Der Künstler ist eben mit der Lithographirung dieses Albums beschäftigt, und die zwei ersten Blätter, die schon vollendet, werden dem Ruf ihres jugendlichen Schöpfers auch in dieser Hinsicht Zuwachs gewähren.

Adolph Dressler,

(geboren 1833 in Breslau),

genoß seinen ersten Zeichnenunterricht in seiner Vaterstadt. Die weitere künstlerische Ausbildung ward ihm erst durch seinen Aufenthalt an hiesigem Orte geboten, wo er als Schüler des Städelschen Instituts unter der Leitung des Professors Jacob Becker arbeitet.

Durch ein ernstes und eingehendes Studium der Natur gewann seine Anschauungsweise jene beschauliche Richtung, die sich in allen seinen Bildern ausspricht. Mit einer warmen Empfänglichkeit für das Schöne und Poetische erfaßt er seine Motive, und weiß bei der Ausführung einen wunderbaren

Digitized by Google

Reiz der Stimmung hinein zu legen. In seinen Schöpfungen feiert er die Ruhe und den Frieden der Natur. Seine Landschaften sind gemüthvolle, idyllenartige Scenerien, aus welchen des Künstlers Empfindung redet und die in ausdrucksvoller Weise sein Streben bekunden.

Peter Burnitz,

(geboren in Frankfurt a. M.).

Burnitz hat erst spät den Stand des Malers erwählt, um den er einen andern verlassen. Seine hauptsächliche Ausbildung geschah auf französischem Boden, und bald wurde auch er in die französisch-naturalistische Richtung gezogen, die den Kampf mit der freilich oft übertriebenen Idealisirung in der Malerei aufnahm, und in Uebereinstimmung mit jener Richtung sucht er seinen Bildern nur durch Stimmung oder Färbung eine poetische Wirkung zu verleihen. Burnitz wählt, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nicht seine Motive; jede Landschaft, und hätte sie die nüchternste Form, ist ihm charakteristisch, und er bestrebt sich, sie verständlich und interessant wiederzugeben. Was wir von ihm sahen, stellt zwar keine idyllischen, doch friedliche Naturscenerien dar, wie wir sie täglich in den nächsten Umgebungen finden; seine Bilder, wenn sie auch unzweifelhaft einen harmonischen Einklang haben, entbehren eben doch des Bestrebens nach durchführter Technik und lassen allzusehr herausleuchten, daß der Künstler die Form und ihre hohe Wichtigkeit, wie sie die alte niederländische Malerschule begriff, unterschätzt. Wir hoffen, daß Burnitz, dem eine außerordentliche Begabung zu Gebote steht, nicht in jener Richtung verloren gehe und mehr auf die richtige Behandlung der Gegensätze und die Bedeutung der Form Werth lege, und sind überzeugt, daß wir alsdann von ihm Vortreffliches erwarten dürfen.

Als Landschafter führen wir noch namentlich auf: **Heinrich Hoffmann**, **Johann Christian Heerdt**, **Eugen Peipers**, **Johann Balthasar Bauer**. Ihre Motive sind meist aus unseren landschaftlichen Umgebungen gewählt und veranschaulichen den Charakter einfacher Scenerien. **Hoffmann**, ein Schüler Jacob Beckers, zeigt in seinen Bildern eine außerordentliche Technik, die in vielen Fällen vielleicht zu sehr zur Geltung kommt. Seine Wirksamkeit ist in letzterer Zeit durch einen andern Zweig der Kunst in Anspruch genommen, und es mag dies der Grund sein, warum er die Ausstellungen seltener mit seinen Bildern beschickt. **Heerdt**, **Peipers** und **Bauer** sind als ausübende Künstler bekannt, mehr aber noch als treffliche Lehrer des Zeichnens und der Malerei, in welchem Felde sie seit Jahren segensreich wirkten. Als Architekturmaler ist noch **Friedrich Hoff**, Sohn des bekannten Kupferstechers und Zeichners **Nicolaus Hoff** zu nennen. Von ihm befindet sich im Augenblicke eine wohlgelungene

Digitized by Google

Kreidezeichnung im Städelschen Institute, die eine Klosterhalle darstellt und von dem Talente des jungen Künstlers vortheilhaft zeugt. Auch er ist mit dem Zeichnenunterrichte beschäftigt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.

Von A. Schöll.

Vom Leben dramatischer Dichtung.

Fragen wir uns, wodurch ein dramatisches Gedicht echte Wirkung gewinne, so ist es vornehmlich zweierlei. Für's Erste eine lebendige Handlung, für's Andere ein Gesetz — etwas Großes, Ewiges, das in ihr sich ausdrückt. Auf das Erste, die Lebendigkeit, sind die dramatischen Dichter, die sich in unseren Tagen um die Aufmerksamkeit des Publikums bewerben, am meisten bedacht. Weil es der Reiz einer Vorstellung ist, der sie lebhaft auffassen läßt, studieren sie darauf, durch eigen gespannte Fälle, psychologische Schrauben, überraschende Wendungen immer wieder den Zuschauer zu reizen, und wenn ihnen dies durch allerlei Mittelaufwand bis auf einen gewissen Grad gelingt, so wundert sich nicht selten beim Ende der gutmüthige Zuschauer selbst, wie es doch zugehe, daß ein Gewebe, welches ihn so mannichfaltig anzog und spannte, ihn am Schluß so unbefriedigt lasse. Da hören wir oft das Urtheil: „Kein gewöhnliches Stück; sehr interessant; nur schade, daß der Schluß nicht recht gelungen ist." Dieser mißlungene Schluß aber kommt bloß daher, daß das Ganze Nichts taugt. Denn was gut gebaut ist, wird am Schluß erst recht gut. Und woran man über den Schluß zweifelt, streitet, einen andern sucht, das war von Anfang ein Ding, von dem nicht zu sagen ist, wo es hinaus will.

Anziehung, aufdringliche Form, Widerspruch, Aufwände sind freilich Symptome von Lebendigkeit. Wenn sie aber zusammengesucht sind, statt an Einem und Demselben entwickelt, wenn sie mit überkünstelter Willkür verknüpft sind, statt mit innerer Nothwendigkeit, so ist, je größer ihre Mannichfaltigkeit, um so größer die Leerheit, die sie zurücklassen. Es fehlt diesen anspruchsvollen Lebens-Anscheinen nur am Leben: denn dieses ist der Zusammenhang, die Nothwendigkeit, die von selbst gegebene geheimnißvolle Einheit, die sich nicht zusammenraffen und zetteln läßt.

Das Leben ist bei einem Kunstwerk ebenso wie bei jeder Pflanze das Ganze, welches früher ist als die Theile und in ihnen und ihren Veränderungen immer nur dasselbe organische Eins herstellt.

Leben läßt sich nicht machen durch Calcul und Manipulation. So wie unsere Chemie wohl Stoffe scheiden und machen kann, Agentien, Gifte, künstliche Mineralwasser, aber nichts Organisches, nicht das geringste Lebendige,

Digitized by Google

so bringt auch in der Kunst kluge Berechnung des Reizenden, und starke Bereitung des Rührenden ihre Wirkungen immerhin und oft den Beifall der allezeit zahlreichen Schwachen, aber kein Ganzes von wahrem und dauerndem Leben hervor.

Leben kommt nur aus Leben, aus der Liebe und unwillkürlichen Wärme des Lebendigen selbst, aus dem wahren und nothwendigen Triebe des Individuums. „Es ist, sagt Goethe (Br. an Reinh. S. 8) eigentlich die Synthese der Neigung, die Alles lebendig macht.“ Kalte und kecke Absicht kann Geschäfte machen, bleibt aber ausgeschlossen vom heiligen Gebiete der Schöpfung. Bei allen großen Dichtern liegt daher den Werken ein redlicher Charakter, ein nothwendiger Beruf, ein Geist der Wahrheit, Leben und Liebe zu Grunde. Hingenommen von ihrer Schöpfung, werden wir berührt von ihrem Selbst, fühlen den Mann, wenn er auch lange Staub ist, in seinem wahrsten eigenen Leben und müssen ihn lieben, der so in der That unsterblich ist, immer wieder auflebend in tiefbewegten Seelen.

In diesem Sinn haben Goethe's Dichtungen immer ein doppeltes Interesse: das biographische, als seine wahren Erlebnisse und Erhöhungen seines Lebens, und das objektive, als Werke von Gehalt und Schönheit. Beide Bedeutungen lassen sich unterscheidend erkennen und sind innig vereinigt in seinem mythisch-allegorischen Drama: Pandorens Wiederkunft.

Lebenszustände, die Goethen's Pandora vorhergingen.

Diese Dichtung ist im Spätjahr 1807 entstanden. In den letzt vorhergehenden Jahren hatte der Dichter schwere Schläge und Stürme erfahren. Im Mai 1805 ward ihm der Freund entrissen, der ihm, wie kein Anderer, die Höhen und Weiten seines Berufes durch Theilnahme gegenwärtig erhielt. Der Bund dieser Auserwählten war dahin gediehen, daß sie bei ihrer gegenseitigen Ergänzung und Erwärmung wohl hoffen konnten, eine Kunst im Großen aufzurichten, die in's Allgemeine durch reiche, gehaltvolle Werke in Hauptgattungen der Poesie eine erhöhte Bildungsklarheit verbreite und befestige. „Alle meine Wünsche und Hoffnungen, sagt Goethe, übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; es war ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit — für mich ein neuer Frühling, in welchem Alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschossenen Saamen und Zweigen hervorging.“ — Der vorzeitige Verlust eines solchen Gefährten war nicht nur eine Wunde für das Freundesherz, er war ein Riß in den Lebensplan; und es mußte dem zurückbleibenden älteren Manne zweifelhaft werden, ob er sich in seiner Einsamkeit den Schwung noch erhalten könne, um die vielen Anbrüche und Keimsaaten einer zusammengreifenden Schöpfung, die er langeher angelegt und

Digitized by Google

die dies einzige Verhältniß bis in Grund erwärmt hatte, noch großziehen zu können.

Goethe faßte den jugendfeurigen Gedanken, Schiller's Demetrius zu vollenden. Er griff es, wie er selbst sagt, leidenschaftlich an, gerieth an Schwierigkeiten, die er in seiner Aufregung vermehrte, gab's plötzlich auf und lebte die Tage eines einsamen Kranken in unleidlichem Seelenschmerz.

Zwar Besuche von Freunden und Ausflüge in diesem Sommer, im nächsten besonders der Aufenthalt in Karlsbad besserten sein Befinden und beschäftigten seinen Geist, ohne ihn auszufüllen. Von Dichtungen entstanden ihm in diesen beiden Jahren nur der Epilog zur Glocke und wenige kleine Gelegenheitsgedichte. Auch im Wissenschaftlichen ward er blos zu kleinen Aufsätzen verschiedener Art veranlaßt, außerdem daß er an der längst bearbeiteten Farbenlehre redigirte.

Die Zusammenstellung dieser vorhandenen Früchte seines vieljährigen Fleißes in der Farbenlehre, und die mit Cotta eingeleitete neue Ausgabe seiner Werke konnten ihm im Gegensatze mit jenem „Frühling" des Zusammenstrebens mit Schiller als herbstliche Geschäfte erscheinen. Für die neue Ausgabe brachte er den ersten Theil seines Faust zum Abschluß. Aber die hochpoetischen neuen Scenen darin waren vor 5 Jahren in jenem Lenz der Freundschaft und Geistesthätigkeit entstanden.

Nun brachen im Oktober 1806 auch noch mit der Schlacht bei Jena Schreckniſſe, Gewaltzustände, dann Trauerfälle über Weimar herein. Als dennoch in diesen Bedrängnissen, sobald sie geduldet werden mußten, sich die Elasticität des Lebens und seines Geistes bewährte, als ihm hierauf im Sommer wieder Karlsbad mannichfaltige Erholungen und Anregungen bot, beschäftigten die Imagination des Dichters einige kleine Erzählungen, die später in Wilh. Meister's Wanderjahren verarbeitet wurden.

Zuerst wieder im Herbst 1807 tritt uns Goethe's volle Kraft entgegen in zwei allegorisch-dramatischen Gedichten, die bei ungewohnter gelehrter Form eine hohe Ernergie des Meisters nicht verkennen lassen. Es ist das Vorspiel vom 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie, und das Festspiel Pandora, welches mit jenem die Einführung von Ideengestalten, so wie die Nachbildung griechischer Vers- und Ausdrucksformen gemein hat. Um so bewunderungswerther ist an beiden die Wärme, die Goethe jenen allgemeinen Gestalten eingehaucht, die seelenvolle Bewegung und Schönheit, womit er die griechischen Formen ausgefüllt hat. Aus beiden spricht die Idee der Unveräußerlichkeit des Guten und Himmlischen, auch wenn es verloren und zerstört scheint, mit der Sprache einer gediegenen Weisheit und belebt sich mit Anwendungen, in die sich eine reiche Innigkeit ergießt.

Digitized by Google

Epoche der Pandora.

In der That erlebte der Dichter gerade damals nach einer Zeit der Verluste und Betrübnisse eine wunderbare Verjüngung seines Gemüths. Ihm war in Jena eine lebendige Erscheinung der Schönheit begegnet, hatte ihn mit tiefer und erwiederter Neigung ergriffen, und in dem Spätjahr, wo er den ersten Theil der Pandora dichtete, war es diese Leidenschaft, die er in den Aether idealer Poesie erhob.

Der Hauptinhalt der Pandora ist das Verhältniß der Seele zum Schönen, zum völlig erfaßten, aber aus der Gegenwart verschwundenen Schönen; es ist der Streit der Triebkräfte zum Vollkommenen, der durch Schmerz und Kampf gegen sich selbst gewendet, ein neues Leben erweckt, mit welchem sich die neue Wiederkehr des Schönen ankündigt. Auch diese Wiederkehr selbst wollte Goethe ausführen; weßhalb der ursprüngliche Titel ist „Pandorens Wiederkunft." Denn wie damals in seinem persönlichen Leben das überraschende Finden wirklicher Schönheit und Seligkeit, und die Aneignung im Verlieren, ihm den Drang und die Wärme gab, Nach- und Vorgefühl des Seligen, Erinnern und Hoffen, Sehnen, Verzweifeln, Ringen mit unmittelbarer Wahrheit auszudrücken, so sollte ihm die symbolische Dichtung, in die er diese Gemüthsbewegungen ergoß, auch die künftige Erneuerung seines Glücks verheißen, die Wiederkehr der Geliebten besiegeln.

Daß ihm mit dieser Liebe die Fülle der Poesie plötzlich aufgewacht, daß ihm die Schöne in einer überraschenden Hoheit erschienen, ihre Neigung ihm allbelebend, die Entsagung selbst zur Neuverklärung geworden war, all diese Momente, wie sie in seiner Pandora sich wiederfinden, bezeugen uns die Denkblätter dieses innigen Verhältnisses unter seinen lyrischen Gedichten, 17 Sonette, deren letztes in einer Charade den Namen der Geliebten enthält.

Das erste dieser Sonette, überschrieben „Mächtiges Ueberraschen", schildert, wie ein ruhelos entfließender Strom, plötzlich aufgehalten durch einen Bergsturz, in sich zurückgetrieben zum Wasserstrudel schwillt und dann sich in seiner Beschränkung zum See vertieft und ebnet, in dem sich die Gestirne des Himmels bespiegeln.

Der Strom ist die Seele des Dichters, die unterschiedlos von der Zeit hingenommen durch die entgegentretende Macht der Leidenschaft in sich zurückgetrieben wird und sich zu einer neuen Lebensform gestaltet, in deren erfülltem Rund sich ewige Gesetze abbilden.

Dies ist ebenso sehr das Gesammtbild dieses anmuthigheftigen Lebensereignisses, als es die Entstehung seiner Pandora bezeichnet.

Die übrigen Sonette vergegenwärtigen einzelne Momente und Austausche dieser Liebe vom ersten Erkennen, welches wahrscheinlich im ersten Frühjahr 1807 zu denken ist, bis zu Trennung und Abschied, zum zarten Verkehr in

Digitized by Google

die Ferne, Spielen der Dichtung mit dem Gefühl und Ueberschwung des Gefühls über die Kunst. Die Geliebte erscheint in einer Vollbeseelung und Würde, die sie zum lebendigen Vorbilde für des Dichters Pandora wohl eignen. So heißt es gleich in jenem Sonett, welches das erste Erkennen ausdrückt, wie der Dichter vom Felsenweg

Herniederging zu winterhaften Auen
Unruhigen Sinns, zur nahen Flucht gewillet:
Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft, wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt — mein Sehnen war gestillet.

Im 5. Sonett: „Wachsthum", erfahren wir, daß die Verherrlichte schon als kleines Kind so manchen Frühlingsmorgen mit dem Dichter nach Feld und Flur gesprungen, wo er sich sie zum Töchterchen gewünscht, daß er sie dann gesehen, wie sie anfing in die Welt zu schauen und häusliches Besorgen ihre Freude war, wo er solch eine Schwester gewünscht. Nun aber, fährt er fort:

Nun kann den schönen Wachsthum Nichts beschränken:
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwichtigen?
Doch ach, nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben:
Ich beuge mich vor Deinem Blick, dem flüchtigen.

Völlig aber spricht die Bedeutung, auf die wir achten, das der Namens-Charade vorhergehende Sonett aus, mit der Ueberschrift „Epoche":

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarca's Brust vor allen andern Tagen
Charfreitag: ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin an's Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag;

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reise-Erinnerungen aus Griechenland.

Von Gottfried Semper in Zürich. *)

(Fortsetzung.)

4. Messene, der Berg Ithome, Ankunft in Kalamata.

Das Dorf Marromati, welches am Fuße des Berges Ithome auf den Trümmern von Messene erbaut ist, besteht aus wenigen armseligen Häusern. Die meisten Bauernhäuser in Morea enthalten eine einzige große Hausflur, zu der mehrere Stufen hinauf führen. Der niedrige Unterbau dient bloß als Magazin und als Stallung fürs Vieh. Der obere Raum ist zuweilen durch eine nicht bis an die Decke reichende Wand in zwei Abtheilungen getrennt, so, daß die erste kleinere Abtheilung eine Art von Vestibulum oder Küche bildet. In der geräumigen zweiten Abtheilung wohnen oft mehrere Familien neben einander, welche sich in die vier Ecken freundschaftlich theilen. Von der Einfachheit des Hausrathes und dem Mangel an allen Bequemlichkeiten ist es schwer sich ohne eigene Erfahrung einen Begriff zu machen.

Nicht ohne Rührung betrat ich den Rücken des Berges Ithome, denn Pausanias' Schilderung der messenischen Kriege stand mir in lebhafter Gegenwart vor Augen. Ich umging die Mauern der Stadt des Epaminondas mit tiefer Bewunderung für jenen großen Mann, der die zerstreuten Trümmer eines Heldenvolkes um den Altar ihres alten Ruhmes sammelte, um sie als Damm der durch ihn gedemüthigten aber noch immer gefährlichen Macht der Spartaner entgegen zu stellen.

Die Mauern der Stadt Messene sind noch größtentheils sehr wohl erhalten und da, wo sie gesunken sind, läßt sich ihre Spur verfolgen. Sie sind das vollkommenste Beispiel antiker Construction, welches ich kenne. Die Dicke der Mauern beträgt nicht ganz drei und einen halben Meter oder elf Fuß; allein die Festigkeit des Baues ersetzt diesen Mangel. Es sind immer auf Perioden von 5 zu 5 Metern drei Strecker oder nach der Länge gelegte Quadern von 0,800 Millimeter Dicke von zwei Bindern eingefaßt, die tief in den inneren Kern der Mauer eindringen. Die äußeren Binder correspondiren mit den inneren und ankern in dem Kerne der Mauer, der aus Steinschutt und Kalkguß besteht. Von Zeit zu Zeit sind viereckige Thürme angebracht, die zur Verstärkung der Mauern viel beitragen und zugleich zur Seitenvertheidigung derselben dienen. Sie waren durch Holzconstructionen, deren Spuren man noch sieht, in verschiedene Etagen abgetheilt. Die Quadersteine dieser Mauern sind an ihren Kanten so genau gearbeitet, daß man die Fugen kaum sieht, aber die äußere Oberfläche ist rauh gelassen und steht über die

*) Vergl. Nr. 16 und 35 d. J.

Digitized by Google

Fugen hinaus, damit sie dem Stoße der Belagerungsmaschinen mehr Widerstand leisten.

Proben noch sorgfältigerer Construction bieten die Ruinen dar, die sich auf dem innerhalb der Stadtmauer begriffenen Raume hin und wieder erheben. Es ist indessen schwer, sich über die Bestimmung der meisten dieser Ueberreste einen klaren Begriff zu machen.

Ich kenne nichts aus neuerer Zeit Entstandenes, welches der Vollkommenheit dieser Bauten gleichzustellen wäre; am ähnlichsten kommt ihnen indeß das Quaderwerk der florentinischen Paläste. Alle diese Constructionen sind aus einem grauen, sehr soliden, marmorartigen Kalkstein verfertigt, den die ganze Umgegend liefert.

Das große Thor, welches nach Megalopolis führte, ist das einzige erhaltene und bietet eine merkwürdige Abweichung von allen sonst bekannten antiken Thoren dar. Es besteht aus einem großen runden Hofplatze von neunzehn Metern im Durchmesser, zu dem von außen und vom Innern der Stadt Eingänge führten. Der äußere Eingang läßt sich genau bestimmen, er ist 5,060 Meter breit. An jeder Seite dieses Einganges, im Innern des Hofraumes, der von hohen, aus schön behauenen Quadern bestehenden Mauern umgeben ist, befindet sich eine Nische. Diese beiden Nischen laufen nicht verjüngt zu; sie haben ein kleines Gesims und Architrave; das obere Gesims sowohl wie die Unterlage sind äußerst zart profilirt. An dem Architrav der Nische rechts vom Eingange findet sich eine Inschrift aus römischer Zeit, die sich vielleicht auf eine unter den Kaisern bewerkstelligte Restauration des Thores bezieht. Ein breiter Stein bildet die hintere Fläche der Nischen, der aber an beiden Seiten um zwei Decimeter zu schmal ist und einen leeren Raum läßt, in den offenbar die fehlenden Pfosten an beiden Seiten eingefugt waren. Eine dieser Nischen war muthmaßlich bestimmt, die Hermesbildsäule einzufassen, von der Pausanias bei der Beschreibung dieses Thores spricht.

Dies sind die einzigen gut erhaltenen und verzierten Nischen ächt griechischer Bauart, die ich kenne, wenn ich die oft vorkommenden, an den Seiten der Grabeingänge in den Felsen gehauenen, die aber immer ihres architektonischen Schmuckes beraubt sind, nicht mitrechne. Eine andere ganz einfache Nische gibt es noch am Eingange der Akropolis rechts in dem Gange, ehe man zu den Propyläen kommt. Sie ist durch einen Mittelpfeiler in zwei Hälften getheilt und offenbar alter Construction. Andeutungen von Nischen sieht man noch an den angefangenen Seitenflügeln der Propyläen.

Der äußere Eingang des Thores ist durch zwei Thürme vertheidigt, von denen nur noch die Unterbaue vorhanden sind. Aber die Maße beweisen, daß sie mit den Thürmen, die die Stadtmauer vertheidigen, gleiche Dimensionen hatten. Der Architrav des inneren Thores liegt in zwei Stücke zerspalten am Boden. Das eine Ende desselben ruht aber noch fast unter seiner

Digitized by Google

ursprünglichen Lage. Seine Länge beträgt beinahe sechs Meter. Er gehört zu den Werkstücken, die ihrer kolossalen Dimensionen wegen in Erstaunen setzen. Die größten Marmorbalken des Parthenon haben nur über sechs Meter Länge und liegen frei ohne alle Unterstützung. Der Architrav über dem Eingange der sogenannten Schatzkammer des Atonus bei Myzene hat eine Länge von über 8,620 Meter. Der Architrav des Löwenthores zu Myzene hat nur 4,480 M. Länge. Ich führe diese Maße hier an, um zu beweisen, daß es durchaus nicht unwahrscheinlich ist, wenn man annimmt, daß die Zellen der kleineren ganz bedeckten Tempel der Alten, wie z. B. der Theseustempel in Athen (5,900 M.) und der Minerventempel zu Aegina (6,400 M.) mit Marmorbalken ganz überlegt waren, um die Cassaturen darüber zu decken, die den ebenfalls marmornen Plafond bildeten.

Ich füge noch hinzu, daß in dem Vestibulum der Propyläen der größte Abstand von den Seitenmauern bis an die jonischen Säulen über sechs Meter im Lichten ausmacht und nach Pausanias' ausdrücklicher Nachricht mit marmornen Balken überdeckt war. Dies wäre mehr als man braucht, um den Theseustempel zu decken.

Ueber die Art, wie das innere Thor beschaffen war, sind die meisten Reisenden in ihren Meinungen verschieden. Die Herren Gell und Donaldson nehmen an, daß dasselbe aus mehreren Abtheilungen für Wagen und Fußgänger bestand; Herr Blouet dagegen ist der Meinung, daß der große Architrav eine einzige Oeffnung bedeckt habe. Er hält eine schwache, in der zerstückelten Schwelle des Thores sichtbare Vertiefung für eine Wasserrinne, und setzt sie genau in die Axe des Thores. Wir fanden Schwierigkeit, die Axe des Thores in der Richtung durch die Mitte der beiden Eingänge genau zu bestimmen, und suchten daher, da sich die wahre Breite des Einganges nicht mehr unmittelbar mit Genauigkeit messen läßt, den äußersten gegebenen Punkt der Mauer am linken Seitenpfosten desselben, der noch an Ort und Stelle ist, zu erhalten, indem wir von der Ecke der Ausgangsöffnung längs der Peripherie des kreisförmigen Hofes unser Maß anlegten und somit diese beiden Punkte mit einander in Verbindung setzten. Nach dieser Andeutung und unserer Rechnung läßt sich vermuthen, daß ein besonders bedeckter niedrigerer Eingang für Fußgänger bestimmt gewesen sei, der wohl durch einen Pfeiler vom Haupteingange getrennt war, wie man es noch an dem Thore von Pompei sieht.

Der runde Hofraum diente wahrscheinlich als Sammelplatz für die zum Ausfall bestimmten Krieger; wurden sie zurückgeschlagen, so fanden sie in dem von zwei Thürmen vertheidigten Hofe Zuflucht; die Stadt war aber durch das Verschließen der inneren Pforte vor Ueberrumpelung und gleichzeitigem Eindringen des Feindes mit den Flüchtigen gesichert.

Das Theater, dessen Lage allein noch sichtbar ist und sich in den Um-

Digitized by Google

riſſen beſtimmen läßt, lehnte ſich an einen natürlichen Abhang. Es hat eine herrliche Ausſicht auf die hügelichte Ebene von Meſſenien. Nicht weit davon iſt das Stadium, welches beſſer erhalten iſt. Es war mit einem prächtigen Portikus umgeben. Die Säulenſchafte ſtehen noch theilweiſe an ihrer urſprünglichen Stelle, ſind aber bis oben mit Erde bedeckt, ſo daß nur die äußerſten Spitzen ſichtbar ſind. Uns ſtanden die Mittel nicht zu Gebote, die nöthigen Nachgrabungen anzuſtellen, um eine gewiſſe Kenntniß dieſer intereſſanten Conſtruction zu erlangen; die Ausgrabungen einer franzöſiſchen Geſellſchaft waren meiſtens ſchon wieder verſchüttet. Wir begnügten uns daher damit, einige der Hauptdimenſionen zu nehmen. Die ſchönen Zeichnungen, die ſich in dem Blouetſchen Werke befinden, ſind offenbar das Reſultat einer längeren und genaueren, von gehörigen Mitteln unterſtützten Unterſuchung, und ich halte es daher für unnöthig, das Abweichende unſerer Beobachtungen anzuführen. Nach Erſterem wäre der innere Raum des Stadiums dort, wo das Rennen ſeinen Anfang nahm, um Vieles breiter als am runden Ende deſſelben, ein Umſtand, der unſerer Aufmerkſamkeit entgangen iſt. Das Stadium von Athen bietet dieſe Eigenthümlichkeit nicht dar. Es unterſcheidet ſich von dem meſſeniſchen auch dadurch, daß der Siegestempel über der Mitte der Sitzreihen rechts über einem prachtvollen hohen Stufenbau ſich erhob, den die Sieger erſtiegen, um ſich krönen zu laſſen; indeß er hier ungefähr in der Mitte der ſchmalen Seite des Stadiums ſich befindet. Die Stufen haben ſich nur an dem runden Ende erhalten.

Von den Bruchſtücken des kleinen Tempels am Ende der Laufbahn und der Hallen haben wir nicht Alles vorgefunden, was in dem Werke Blouet's angeführt wird. Es iſt allemal die Folge ſolcher vielleicht noch zu frühzeitig veranſtalteter Ausgrabungen, daß oft wichtige Bruchſtücke, die ſich unter der Erde erhalten haben würden, zerſtreut worden und für immer verloren ſind.

Aus dem Uebriggebliebenen iſt es einleuchtend, daß die ſchöne Baukunſt in Meſſenien nicht der Vollkommenheit entſpricht, die wir an ihren militäriſchen Conſtructionen bewunderten. Denn einestheils zeigt ſich die doriſche Ordnung nicht mehr in ihrer Reinheit, und zweitens iſt die Ausführung ſehr ungenau. Man kann aber letzterem Vorwurf dadurch begegnen, daß alle nicht aus Marmor verfertigten Tempel ſchon beim Entſtehen beſtimmt waren, mit Stuck bekleidet zu werden, und daß man alſo vernünftiger Weiſe nicht nöthig hatte, jenen Steinkern gar zu ängſtlich auszuführen.

Einige Kirchenräume enthalten intereſſante Bruchſtücke und Inſchriften. In einer grabähnlichen Vertiefung hinter dem Stadium, außerhalb der Mauern, finden ſich mehrere Bruchſtücke von Basreliefs, die Löwenjagden darſtellen, nach der Art, wie man ſie häufig an römiſchen Sarkophagen findet. Ein anderes Bruchſtück ſcheint ebenfalls zu einem Sarkophag gehört zu haben, es

Digitized by Google

sind Guirlanden zwischen Stierköpfen aufgehängt mit Opferschalen darauf abgebildet. Die Arbeit ist vortrefflich.

Ich bemerke noch, daß wir hier und auf den Trümmern von Sparta die größten und meisten Schildkröten gefunden haben. Ihr klägliches Liebesstöhnen erschreckt oft den Wanderer, denn es täuscht dermaßen, daß man sicher glaubt, im Gesträuche liege ein Sterbender.

Die Schildkröten werden weder von den Türken noch von den Griechen für genießbar gehalten. Den Ersteren verbietet überdies noch ein Gesetz des Korans, sie als Nahrungsmittel zu benutzen. Desto eifriger werden sie von den Fremden, vorzüglich von Italienern verfolgt. Es gehen ganze Schiffsladungen mit Schildkröten von den Küsten Albaniens nach Apulien hinüber. Die Unkosten fürs Einsammeln derselben sind äußerst gering, und in Italien wird für das Stück 2 bis 4 Gran gegeben. Das Schiff, welches mich von Corfu nach Bari hinüber führte, hatte über 10,000 Schildkröten an Bord, von denen aber mehr als die Hälfte unterwegs starben. Dennoch war der Gewinn bei diesem Handel sehr beträchtlich.

Der Brunnen Klepsydra läuft noch immer aus dem antiken Gemäuer und versieht den Ort, der sich um ihn herum gebauet zu haben scheint, mit trefflichem Trinkwasser. Sein Lauf ist von den Alten durchs Stadium geleitet worden, dessen Arena er noch heutiges Tages durchschneidet. Vielleicht, daß die im Centrum des runden Theiles vom Stadium noch sichtbaren Constructionen die Ueberreste eines Springbrunnens sind.

Wir verließen Marromati nach zweitägigem Aufenthalt an diesem Orte auf demselben Wege, den wir kommend zurückgelegt hatten, durch die Ueberreste des Thores von Sparta, stiegen aber von den Höhen des Berges Evan bald in die fruchtbare Ebene von Kalamata hinab. Kann es einen traurigeren Anblick geben, als ein unabsehbares Feld, das die Natur zum Paradiese erwählt hatte, mit zahllosen Baumleichen und Zerstörungen jeder Art bedeckt zu sehen? *) Selbst der Anblick des frischen Schlachtfeldes kann nicht so traurig sein, wenigstens sind die Zeugen des Schreckens dort eher verschwunden.

Ich theile die Eigenthümlichkeit des Gemüthes mit vielen Individuen, die ich darum befragt habe, daß ich mehr Mitleid empfinde, sehe ich leidende Thiere, zerstörte Baumpracht, zerknickte Blumenfreuden, als beim Leiden meiner Mitmenschen! Kommt es daher, weil ich den gehässigen Raubthierscharakter des Menschen kenne und weil das Gefühl gerechter Vergeltung das des Mitleidens unterdrückt? oder ist es Folge unserer Religionsbegriffe, die den Thieren den Trost einer Zukunft absprechen? Auch setze ich voraus, daß dem Menschen Philosophie und Stolz innewohnen soll, sich über seine Leiden zu erheben.

*) Der Verfasser machte jene Reise zu einer Zeit, als noch die Spuren des griechischen Kampfes sichtbar waren.

Digitized by Google

Neun Monate hatte seiner Zeit Ibrahim Pascha in Morea gehaust und seine Horden heuschreckenartig das schon erschöpfte Land verheert. Als er aber endlich zur Einsicht kam, daß seinem Bleiben keine längere Dauer gesetzt sei, da wollte er die letzten Hülfsquellen Moreas verstopfen und den Trost mit sich nach Afrika hinübernehmen, die Beute nur als Leiche seinen Feinden überlassen zu haben. Er verschrieb 30,000 Baumäxte, deren Schärfe sich an den Oelpflanzungen, den Maulbeer- und Feigenbäumen Moreas abstumpfte. So beförderte er das Gedeihen des ägyptischen Monopols, indem er die Produkte zerstörte, in denen einst Griechenland mit Aegypten rivalisiren konnte. Seine Schaaren machten bald die baumreiche Ebene von Argos zur Einöde und wütheten furchtbar in den Feldern, die wir jetzt durchwanderten. Aber sein schönes Werk blieb unvollendet, denn je mehr wir uns Kalamata näherten, desto seltener wurden die Spuren der Verwüstung, und die herrlichsten Oelpflanzungen, mit Maulbeer- und Feigenbäumen untermischt, standen blühend da. In den Weingärten neigten sich die Stöcke unter der Last der hangenden Trauben und schienen mit Ungeduld den erlösenden Erntetag zu erwarten. Die Baumgruppen bilden mit ihren dichten Kronen von gesättigtem silberschimmerndem Olivengrün immer kleinere und kleinere Massen bis dahin, wo das Meer aus der Ferne leuchtet. Ein wollüstiger Dampf entsteigt ihm und hüllt die sonnenbeschienenen Zacken des Taygetus in sanftes Purpurblau, und mildert besänftigend das furchtbar Wilde seiner Gebirgsmassen.

Zur Zeit des Bürgerkrieges, als die Hydrioten gegen Capodistrias aufstanden und sich mit den Mainotten verbündeten, die sich in ihren alten Vorrechten verletzt sahen und durch die ungerechte Gefangenschaft ihres verehrten Häuptlings Petro Bey zur Rache gereizt wurden, wählten sie Kalamata zu ihrem Sammelplatz und zum Centralpunkt ihrer Operationen, und so wurde auch dieser Ort von dem Schrecken und Drucke des Krieges heimgesucht, dessen Spuren wir noch fanden, als wir in Kalamata anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

Beantwortung.

Von F. Rittweger.

Fragst du Mädchen mannichmal
Mich mit zartem Kosen,
Wer der Blumen bunte Wahl
Nahm vom heimathlichen Thal;
Wiesenblumen ohne Zahl,
Wilde Haiderosen.

Digitized by Google

Als ſie auf der ſtillen Au
Ihre Düfte webten,
Kamſt du mit den Augen blau,
Thränen floſſen bei der Schau,
Doch die Thränen waren Thau,
Die ſie erſt belebten.

Wie ſie auf dem Wieſengrund
Ihre Düfte hauchen,
Machen ſie das Herz mir wund,
Denn es ward durch ſie mir kund
Wie ſo warm dein Roſenmund,
Wie ſo ſanft die Augen.

Und ich habe ſie entrückt
Jenen grünen Matten,
Hab' ſie Alle dort gepflückt,
Die mein Auge hoch entzückt,
Die mich jederzeit beglückt
Und erfreuet hatten.

Nahm ſie weg von jenem Ort,
Wo ſie welken müſſen,
Brachte ſie an ſichern Port,
Wo ſie blühen fort und fort,
Wo ſie, ſind ſie auch verdorrt,
Neu erweckt dein Küſſen.

Unterhaltungen.

— **Lettres inédites de J. J. Rousseau à Marc Michel Rey**, Buchhändler in Amſterdam. Herausgegeben von J. Boſcha, Mitglied der niederländiſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Amſterdam und Paris 1858. So Viele haben an dieſem Stern erſter Größe der franzöſiſchen Literatur Flecken geſucht und gefunden, dem Einen war die Moralität von J. J. Rouſſeau ein Stein des Anſtoßes, dem Andern gefiel der Charakter des Mannes nicht, dem Dritten erſchien die Tendenz und der Inhalt ſeiner Schriften verwerflich; die Form derſelben hat aber Niemand anzutaſten gewagt. Von ſo Manchen, die ſein Licht erborgt, haben nur Wenige wie unlängſt Lamartine dieſe Wohlthat mit Dank anerkannt. Und doch ergoſſen ſich ſeine Strahlen weit und breit und entzündeten manches empfängliche Gemüth im In- und Auslande. Auch in unſerer Literatur ließen ſich die Spuren dieſer Entwickelung leicht entdecken. In Bezug auf Schiller hat Profeſſor Kuno Fiſcher in dieſer Zeitſchrift es ſelbſt klar nachgewieſen.

Das Leben des großen Genfer Schriftſtellers iſt ein Gemiſch von Unruhe und Aengſtlichkeit, voll Krankheit und Elend, voll Mißtrauen und Strenge gegen ſich ſelbſt. Er ſieht

Digitized by Google

sich von Feinden umgeben und verfolgt, er lebt abgeschieden von der Welt und kommt doch innerlich nie zur Ruhe. Die Besorgniß, daß sein Verleger und Gevatter seinethalb gewissen Anfeindungen und Verfolgungen ausgesetzt sein könnte, quält ihn unaufhörlich. Er corrigirt und corrigirt seine Manuscripte wieder, schneidet ab, setzt hinzu, dann klagt er über Entstellungen und Abänderungen seiner Worte, zankt mit dem Setzer, ist ungehalten über seinen lieben Gevattersmann, der ihm mehr Fehler aufbürdet als er tragen kann. Seine Werke werden nachgedruckt und verstümmelt, Schriften die seiner unwürdig sind, werden ihm zugeschrieben, er ist entrüstet über die „Voltaire'sche Sippschaft", welche ihm Fallen legt, über gewisse Geistliche, die ihn unabläßig verfolgen. Briefe kommen nicht an, Manuscripte bleiben unterwegs liegen, werden nicht zu rechter Zeit gedruckt. Die Gegner haben überall die Hände im Spiel. Er fürchtet, daß sie triumphiren, daß ihm die Kräfte versagen, sie zu entlarven. Er ist ein umgetriebener Geist, ein Leben voll trüber Schatten, selten vom heitern Sonnenstrahl erquickt. Sein Contrat Social wird in Frankreich verboten, die General-Staaten von Holland billigen dieses Verdammungsurtheil, das Parlament von Paris läßt seinen Emil von Henkers-Hand zerreißen und verbrennen. Er ist entmuthigt, er verwünscht das schöne Talent, das ihm der Himmel zu seiner eigenen Qual gegeben, er wird des Schriftsteller-Metiers überdrüssig und lebensmüde. Er kann einer Einladung nach Amsterdam nicht Folge leisten, es fehlen ihm die Mittel dazu. — Rey setzt ihm eine Jahresrente aus. Er heirathet — er heirathet aus Dankbarkeit diejenige, welche ihn so lange treu gepflegt und soviel Unglück und Leid mit ihm getheilt hat. Seine Werke vergißt er; von Emil weiß er nicht mal mehr den Inhalt, die „neue Heloise" ist und bleibt aber sein liebstes Schooßkind bis an sein Ende, die einzige seiner Schriften, welche er wieder lesen konnte. — In seinem Briefe an d'Alembert über das Theater macht er eine Verbesserung; wir theilen sie mit, denn sie ist eine beißende Kritik der jetzigen dramatischen Poesie in Frankreich: „Solche Autoren haben zuerst diese plumpen Zweideutigkeiten eingeführt, welche vom Geschmack und Anstand verpönt sind, welche lange ein Zeitvertreib schlechter Gesellschaften und eine Verlegenheit für keusche Ohren waren, und wovon der bessere Ton gewisse Provinzen noch nicht gesäubert hat. Andere Autoren, welche vorsichtiger sind mit ihren Einfällen, überlassen es zwar Jenen, die lockeren Dirnen zu ergötzen, sie selber aber ermuthigen dafür die Schurken" ꝛc.

Die materielle Lage hatte sich besser gestaltet, die Zahl seiner Feinde sich vermindert, seine Gesundheit schien kräftiger als zuvor, da ereilte ihn plötzlich der Tod. Die letzten Worte, welche er an seine Frau richtete, waren: „Du weinst, beweinst du mein Glück? Ich sterbe ruhig, — nie wollte ich Jemanden Leides zufügen und ich darf auf Gottes Barmherzigkeit zählen." Die Leiche wurde geöffnet, die Aerzte fanden alle Theile gesund. Die Ursache seines Todes war eine Blutergießung ins Gehirn. Die Anklage des Selbstmordes ist dadurch also beseitigt. N.

— **Kaulbach's Schlacht von Salamis.** Direktor Wilhelm von Kaulbach ist gegenwärtig in München mit der Arbeit eines großen Werkes beschäftigt, welches er im Auftrage des Königs Max II. für das Maximilianeum in Oel ausführt. Es stellt diese neueste Composition des Künstlers die Schlacht von Salamis dar, und zwar den kulturhistorisch wichtigen Moment der Entscheidung derselben; die Vernichtung des Perserheeres durch die Griechen. Das Bild ist reich an Figuren; man zählt ihrer mehr als hundert, die in natürlicher Größe gehalten und mit der bewundernswürdigen Technik gruppirt sind, welche diesem Meister zu eigen ist. Links auf einer Höhe thront Xerxes, gegen den sich der Himmel selbst zu erklären scheint, welcher Wolkenblitze auf ihn herabschleudert. Dennoch treibt der Perserkönig in der Wuth der Verzweiflung, deren Ohnmacht er nicht anerkennen will, seine weichenden Heere immer wieder aufs Neue in den Kampf, dessen Ausgang schon angedeutet ist durch die Gruppe der griechischen Götter, welche zur Rechten des Bildes hilfreich zu den siegfrohlockenden Hellenen

Digitized by Google

herniederschweben. Prächtig sind die einzelnen Gruppen, welche die Gegensätze der Classleität und des Barbarenthums repräsentiren, durchgeführt, wie denn dieses Gemälde, dessen Carton bereits vollendet in der Werkstatt des Meisters vorliegt, gewissermaßen als ein würdiges Seitenstück zur Hunnenschlacht zu erachten ist, indem hier wie dort der Kampf der Unkultur mit der Kultur zur Erscheinung tritt, aus welchem naturgemäß die letztere siegreich hervorgeht. Um noch eine Aeußerlichkeit beizubringen, aus der man auf die enormen Dimensionen des Werkes schließen kann, so melden wir, daß das Oelgemälde 19 Fuß Höhe und 33 Fuß Länge besitzt.

— **Byron und Shelley.** Wir kommen noch einmal auf diese beiden englischen Dichter zurück. In Hermann Grimm's eben erschienenen Essay's (Hannover, Carl Rümpler) finden wir gleichsam einen Commentar zu unserer, in voriger Nummer gegebenen Notiz. Grimm führt an: „Alle drängten sich an Lord Byron heran, dies ist unstreitbar; keiner von ihnen, dem er nachgelaufen wäre. Die Ehre seiner Bekanntschaft, die Ausbeutung seiner Liebenswürdigkeit, seines Glanzes, seines Talentes lockte sie zu ihm." — — „Der Einzige vielleicht, der ihm (Byron) Stand hielt, war Shelley. Hätten wir dessen Berichte über sein Zusammenleben mit Byron, das gäbe eine sichere Basis. An welches Publikum aber sollte sich Shelley richten? Und wie tief er uns auch in des Dichters Herz hätte blicken lassen, das Allergeheimste bliebe dennoch verschwiegen, nicht nur, weil es überhaupt nicht gesagt werden darf, auch weil es nicht gesagt werden kann. Unbedeutende Naturen, welche nicht heranreichen, verstehen diese Tiefen nicht, bedeutende sind zu sehr in ihr eigenes Leben versenkt, um sie richtig zu erkennen; sie begnügen sich damit, im Großen einen Geist als ebenbürtig anzuerkennen, die Kleinigkeiten des Tages werden zu Nebendingen, werthlos an sich und unwürdig, für den hohen Inhalt als Symbol zu dienen, der sich durch seine Werke schöner und reicher der Nation zu erkennen gibt." — „Byron ist längst gestorben. Er war leidenschaftlich und rieb sich auf durch ein rasendes Leben. Das bekunden seine Gedichte, und was wir von ihm als Dichter empfangen, unterliegt dem Urtheil der Geschichte Was ihn aber zwang, diese Kometenlaufbahn zu durcheilen, weiß nur die Gottheit, welche sie vollenden ließ. Das wahrhaft Große und Schöne in ihm wird sich mehr und mehr von dem sondern, was der Vergessenheit anheimfällt, und die Nachwelt empfängt immer reiner den Eindruck seines Charakters." — — „So mächtig überstrahlt das göttliche Feuer dessen, dem es verliehen ward, alle irdischen Leidenschaften endlich, die es bei seinem Leben zu verdunkeln strebten." — Grimm's Buch enthält die verschiedenartigsten Charakteristiken, die überall fein und schlagend ihren Objekten angemessen erscheinen, und es wird sich gewiß rasch einen weiten Leserkreis verschaffen. — e —

— **Oscar Redwitz**, der Dichter des Amaranth, der Siegelinde und des Thomas Morus, hat in München sein neues Drama, Philippine Welser, zur Aufführung bringen lassen. Die aufkeimende Liebe des Fürsten und Philippinens, der Kampf des Mädchens zwischen Liebe und Pflicht, wo die erstere siegt, die nachherige Zurücksetzung des im Stillen getrauten Weibes, der Stolz des alten Augsburger Patriziers Welser, sind gute dramatische Momente, und sollen in dem Drama des Dichters lebendig und ergreifend geschildert sein. Wir wünschen dem Dichter, der in seinen frühern dramatischen Versuchen gescheitert ist, mit diesem neuen Werke einen bessern Erfolg. Die Allgemeine Zeitung bemerkt, daß vor einigen Jahren derselbe Stoff von Hermann Sallmayer in Augsburg, obschon die Bearbeitung von viel minderem Werthe, doch mit ungeheurem Erfolge über die Bretter ging. — e —

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.
Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 48. **Frankfurt a/M.,** den 27. November. **1858.**

Inhalt. Glück. Novelle von Louise von François. (Forts.) — **Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.** Von Fr. Rittweger. (Forts.) — **Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.** Von A. Schöll. (Forts.) — **Reise-Erinnerungen aus Griechenland.** Von Gottfried Semper in Zürich. — **Unterhaltungen:** Reiseerinnerungen von F. A. Kolenati. Görres Briefe. Johanna Kinkel.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

In dieser Stimmung traf sie Lorenz; er war leise eingetreten und hatte sie eine Weile unbemerkt in ihrer mütterlichen Stellung beobachtet. Jetzt trat er näher; sie erhob sich, legte das Kind vorsichtig in eine Sophaecke und ging ihm entgegen. Nach dem eben Erfahrenen war sie doppelter Hingebung bedürftig. Aber, wie es ihm schon mehr als einmal begegnet war, daß, wenn sie durch einen äußeren Anlaß, gleichsam durch einen Zwiespalt in ihrem Gefühle gesteigert, ihm gegenüber trat, das seine sich unwillkürlich zusammenzog; so auch heute; er entwand sich ihren Armen und blickte starr auf das Kind, das seine krankhaft umheimlichen Augen eben aufschlug, um sie matt wieder sinken zu lassen.

Das sind Bastians Züge, sagte er hart. Es ist sein Kind, Katharine!

Möglich — antwortete auch sie gereizt — wenigstens liebt er es wie ein Vater.

Und seine Mutter?

Ich kenne sie nicht. Aber lebte sie, dürfte sie leben für ihr Kind, würde der Vater es in unsere Arme gelegt haben, mein Freund?

Digitized by Google

Das Kind der Sünde in Deinen Armen, Katharine!

Und wenn es eine Sünde gewesen ist, die ihm das Leben gegeben hat, das Kind ist frei und rein von ihr, es darf nicht an ihren Folgen verkümmern, Erasmus.

Keiner ist frei und rein, der auf Erden geboren wird — entgegnete Lorenz streng — wer aber durch eine Schuld in das Leben tritt, trägt einen zweifachen Fluch und wird ihn büßen.

O, halte ein, Erasmus! — rief sie entsetzt sich über die Kleine beugend, wie um sie zu schützen — Du sprichst ein fürchterliches Wort!

Das Wort Gottes! sagte er. Und dieses Kind willst Du in geschwisterliche Gemeinschaft aufnehmen unter die Kinder der redlich Gestorbenen? den Keim der Sünde gleich von Anbeginn in Deine Pflegstätte pflanzen? Wie willst Du vor den Eltern Deiner Waisen im Himmel diesen Frevel verantworten?

Ich verstehe Dich nicht mehr, Erasmus, entgegnete sie leise zitternd.

Ist dieses Kind getauft? fragte er nach einer Pause von Neuem.

Ich weiß es nicht; es heißt Katharine wie ich.

Du weißt es nicht? Du willst ein Kind erziehen, das Du nicht einmal beten lehren kannst, Katharine?

Lallt das Judenkind anders zu seinem Vater im Himmel als das des Christen? fragte sie.

Ja, denn dieses hat einen Erlöser, der es vertritt.

Und jenes nicht?

Erst wenn es getauft ist und an ihn glaubt. Willst Du es an ihn glauben lehren, Katharine?

Warum nicht, da ich doch seine Mutter geworden bin?

Und Bastian — sein Vater — und ohne Taufe? Aber Du hast Recht, Recht, Katharine; habt Ihr doch keinen Standpunkt, Du wie er!

Du sprachst dieses Urtheil schon einmal über ihn, den ich zu verehren gewohnt war, Erasmus — sagte Katharine fast tonlos — heute dehnst Du es aus auch über mich. Was nennst Du keinen Standpunkt haben? meinst Du kein Herz?

Nein, das meine ich nicht.

Heißt es kein Gewissen?

Auch das nicht, wenigstens nicht in Deinem Sinne, Katharine.

Und was heißt es sonst?

Es heißt keinen Glauben haben, kein Bekenntniß, kein Verhältniß zu Gott!

Glaube und bekenne ich nicht, daß ich ein armes, schwaches Gefäß bin, in welches das ewige Licht einen Strahl seiner Gnade gesenkt, und das sich demüthig beugt vor dem, vor Dir, Erasmus, wenn es Dich mit einer helleren Erkenntniß gesegnet hat?

Das ist Poesie, Philosophie meinetwegen, aber der genaue Gegensatz vom

Digitized by Google

Glauben, von jener Erfahrung von Gott, auf deren scharfumgrenztem Grunde der Bau unseres Lebens in die Höhe steigt.

Katharine saß stumm, das Gesicht in ihre Hände vergraben; sie erkannte in bitterem Kampfe die Bedeutung dieses Ausspruchs über ihr Geschick; dennoch erhob sie sich noch einmal zu einer Frage.

Erasmus — sagte sie — Du sprachst eines Tages, ehe wir uns noch angehörten, von einem Gebiete, in welchem keine Duldung möglich sei — —

Vom Reiche Gottes, ja, Katharine.

Selbst der Liebe nicht?

Selbst der Liebe nicht.

Und das glaubst Du auch heute noch?

Auch heute noch! antwortete er; hätte aber vielleicht gern das zweischneidige Wort zurückgenommen, denn er sah, wie tief es die Geliebte getroffen, wie sie sich todtenbleich erhob und der Thüre zuwankte. Er wollte ihr folgen, aber sie winkte mit der Hand, sie allein zu lassen. Er harrte eine Weile in der Hoffnung, daß sie zurückkehren werde. Vergebens. Endlich entfernte er sich.

Wie er diese Nacht verbrachte, möge uns zu schildern erlassen sein. Er kannte die Bedeutung eines Wortes, das sich nicht vergessen ließ, und das er doch nicht bereuen durfte, denn es war die Wahrheit. Wer in Einem Alles zu verlieren hat, o wie zittert er während des Opfers! Es duldete ihn nicht in seinem Hause, er irrte durch Wald und Feld und früh am Morgen stand er schon wieder vor ihrer Thür. Er hörte eine unruhige Bewegung Trepp auf, Trepp ab, doch wagte er nicht einzutreten, entfernte sich und kehrte wieder; ein Diener erschien endlich, aber die beklemmende Frage erstarb auf seinen Lippen. Er sollte nicht lange im Zweifel bleiben, der Diener sagte ihm, daß das Fräulein einen Brief für ihn zurückgelassen. Er hatte es ja gewußt, daß sie fort war; er vermochte nicht zu fragen wohin? Er trat in ihr Zimmer, das Abschiedswort zu empfangen; es lag versiegelt auf dem Schreibtische; ehe er es erbrach, überblickte er noch einmal den Raum, in welchem er alle Seligkeit des Lebens gekostet hatte. Er sah sie wieder in jedem Gegenstande, sie, die er für immer verloren. Jetzt erst öffnete er das Papier und las:

„So soll denn keine Gemeinschaft zwischen uns möglich sein und der Strom, der alle Geister verbindet, er soll sich zwischen uns legen wie eine trennende Fluth. O, daß ich es nicht begreifen kann, warum mein Glück Deinem Heile entgegensteht. Rufe mich zurück, Erasmus, wenn Du darfst, denn ich weiß keine Kluft, welche die Liebe nicht ausfüllen könnte."

So rasch war dieser Traum von Glück entschwunden und so geringfügig scheinen die Anlässe, an welchen der Zwiespalt ihrer Naturen zur Erscheinung kam. Meinungen nur, nicht Schicksale, nicht Handlungen waren es,

Digitized by Google

an welchen ihre Hoffnung zerschellte, und wohl mag uns die Kunst gefehlt haben, in beschränktem Raume diesen Schiffbruch an den ersten besten Klippen deutlich zu machen. Jene Klippen hätten umschifft werden können — vielleicht; würden sie nicht aber bei jeder Bewegung auf neue gestoßen sein? würden nicht Strudel und Untiefen vor ihnen aufgetaucht und der Hauch warmer Liebe, der ihr Segel beim Auslaufen gebläht, vor seinem Landen in rauhe Stürme umgeschlagen sein? Wir entscheiden es nicht; wir erzählen ein Beispiel aus dem Naturreiche der Geister, das wie das physische nach unumstößlichen Gesetzen geordnet ist, und das wie dieses einen Pol hat, welchen kein Wille, selbst die Liebe nicht, zu ergründen vermag.

Als Erasmus Katharinens Zeilen gelesen hatte, sprang er auf, ihr zu folgen, die Fliehende zurückzuhalten. An der Thür kehrte er um. Er setzte sich, ihr zu schreiben, aber er vernichtete den Brief. Er bestand jede Versuchung, das schlaff hängende Band zwischen ihnen wieder fest zu ziehen, und Katharine harrte vergebens auf ein Zeichen seiner Alles überwindenden Liebe. Sie war in die Stadt zu ihren alten Freunden gegangen; Keiner ahnte den Kampf, den sie bestand, Keiner, außer Bastian, der ihn vorausgesehen. Ihrer Art getreu, in der mächtigsten Bewegung, deren sie fähig war, den Blick für ihre Umgebungen offen zu behalten, empfand sie es schmerzlich, die Pflicht gegen des Freundes Liebling aufzugeben, noch ehe sie dieselbe angetreten. Sie machte ihm den Vorschlag, ihr die Kleine mit nach dem Süden zu geben, wo sie den Winter bei ihren Eltern zuzubringen gedachte. Er lehnte ihn ab.

Lassen wir das Kind in Ruhe und freier Luft — sagte er — mehr braucht es nicht für den Augenblick. Die Pflegerin ist zuverlässig und ich bin in der Nähe.

Katharine zögerte mehrere Wochen in der Stadt in der Hoffnung eines Wortes von ihrem Freund. Als sie aber eines Tages erfuhr, daß er Schritte gethan, um nach einer andern Gegend versetzt zu werden, ließ sie ihn unter der Hand bitten, da sie selber auf Jahr und Tag die Heimath zu verlassen gedenke, die Gemeinde, die seiner bedürfe, nicht zu verlassen. Tags darauf reiste sie ab. (Fortsetzung folgt)

Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.

Von Fr. Rittweger.

(Fortsetzung.)

Vereinzelt in seiner Richtung steht der Thier- und Schlachtenmaler

Adolph Schreyer,

geboren 1828 in Frankfurt a. M.

Treten wir in das Atelier dieses Künstlers, so sind wir überrascht von

Digitized by Google

den mannichfaltigen Compositionen, die uns dort entgegenschauen. Türken im Lager, Baschi-Boschuks (Freischärler), die über die Steppe ziehen, türkische Spielscenen, Zusammenkunft türkischen Volkes an den Süßwasserquellen bei Eyoub, magyarische Bauern, die mit schweren Karren über den nassen, schwammigten Boden ziehen, serbische Kaufleute mit ihrem Waarentrain, Reiterscenen aus dem deutschen Kriegsleben sprechen eben so vom rastlosen Schaffen des Künstlers, als von seiner phantasiereichen Begabung. Schreyer hat sich rasch einen Namen erworben, der selbst in Städten wie Wien und Berlin nicht nur bekannt, sondern von trefflichem Klange ist. Er verdankt dies seinem eigenthümlichen, aus sich selbst heraus entwickelten Talente. Seine erste Bildung erhielt Schreyer in seiner Vaterstadt. Der zeitweise Aufenthalt in München, Stuttgart, Düsseldorf und Paris, die Eindrücke der Maler Peter Heß, Raffet, Horace Vernet und anderer Größen, von denen er Manches gelernt, halfen dazu, in ihm die Anregungen zu seinem großen Streben wachzurufen. Am vortheilhaftesten für seine Richtung aber wirkte das unmittelbare Anschauen des beweglichen Lebens auf dem Schauplatze des orientalischen Krieges. Der Charakter jener fernen Gegenden, das lebhafte Treiben, das der damalige Zustand hervorrief, wurden bei ihm zu Quellen großer Entwürfe und zahlreicher trefflicher Bilder. Leben und Bewegung in der Handlung kennzeichnen seine Compositionen; sie sind nicht zusammengedrängt in wenigen Gruppen oder Personen, die in dem Bilde eine Rolle spielen oder demselben Bedeutung geben, sondern jede Person, jeder Gegenstand hat an und für sich einen eignen Werth, ohne daß dadurch einer durchgreifenden Einheit geschadet würde. In seinen Schlachten entwickelt sich vor unsern Augen scheinbar eine ganze Heermasse, die mit der vollen Wucht, deren sie fähig, das Schlachtfeld beherrscht. Gedenken wir des Bildes der Schlacht von Komorn, wo die Reiterschaaren eine lange Linie bilden, die doch an jedem einzelnen Punkte dramatische Handlung ausspricht, gedenken wir des Husarenangriffs oder seines letzten großen Bildes die Schlacht bei Waghäusel und die Verwundung des Prinzen von Preußen darstellend, in allen ergreift uns die lebendige Composition. Selbst das Bild der Verwundung des Fürsten Emmerich von Thurn und Taxis bei Temeswar, das weniger in diesem Sinne gemalt ist und mehr ein Portrait darstellen soll, entspricht obiger Anschauung und ermangelt weder der lebendigen Situation des Prinzen selbst, noch des Bildes eines großen tosenden Kampfes. Schreyers Technik ist außerordentlich und er versteht es mit kecken Pinselstrichen Ausdruck und Charakter zu zeichnen, wie er auch in dem Colorit Wärme und Feinheit zu erzielen vermag. Von anderen kleineren Bildern des Künstlers erwähnen wir noch: „Scenen aus dem türkischen Lager von Braila“ und die „wallachische Post im Schnee“, welches letztere Bild sich im Besitz des Kaisers von Oesterreich befindet.

Digitized by Google

Wir haben nur zur leichteren Uebersicht bei unserer Wanderung eine Eintheilung in verschiedene Fächer angenommen und gestehen gerne deren Mißlichkeit ein. Wenn ein Künstler in einer Richtung hin thätig ist, so ist doch die Ausschließung einer andern durchaus kein Bedingniß, und so hätten wir auch einige der Portraitmaler unter die Historien-, andere unter die Genremaler reihen können, da wohl kein Einziger sich speciell mit einem Zweige der Kunst beschäftigt. Wir behalten diese Eintheilung nur bei, weil sie sich auf die hier bekanntere Thätigkeit der Künstler stützt, und führen als Portraitmaler die folgenden auf:

Carl Bennert,

(geb. 1815 in Westphalen).

Bennert begab sich früh nach Düsseldorf, um dort seine ersten Studien zu machen; er ging später nach Brüssel, darauf nach Paris und kam, aus jener Stadt durch die franz. Revolution vertrieben, im Jahre 1849 nach Frankfurt.

Bennert ist bekannt durch seine hervorragenden Leistungen im historisch-genreartigen Fache, von welchen wir nur sein Gemälde van Dyck in seinem Atelier, und das treffliche Bild von Goethe in Italien, welches sich im Lesezimmer des hiesigen Bürgervereins befindet, anführen wollen. Wir bewundern besonders in Letzterem die ruhige sinnige Haltung in der Composition*), sein Bestreben in die Charakteristik der Figuren die volle Bedeutung des Gegenstandes zu legen, während die landschaftliche Scenerie nur als ein erläuternder Commentar zu betrachten ist und dem Bilde den eigentlichen Werth des Portraits nicht benimmt. Ebenso können wir das treffliche Portrait des Erzherzogs Johann im hiesigen Kaisersaale erwähnen; wie denn überhaupt Bennert während seiner hiesigen Wirksamkeit in seiner Richtung sich stets als hervorragender Künstler bewährte und seine Bilder mit zu den bedeutendsten zählen, die hier geschaffen wurden. Im Colorit strebt er nicht nach der Tiefe der alten niederländischen Meister, sondern er wirkt mehr durch eine lichte und brillante Färbung.

J. Lunteschütz,

(geb. 1822 in Besançon in der Franche-Comté),

erhielt seinen ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, kam in seinem 15ten Jahre nach Frankfurt, wo er ein Schüler Veit's wurde. Später ging er nach Paris und arbeitete dort unter der Leitung Aleaux's. Im Jahre 1845 kehrte er nach Frankfurt zurück und zog mit Veit in das deutsche Haus.

Lunteschütz hat sowohl im Felde der Genre- als der Historienmalerei Bedeutendes geleistet. In seinen Bildern spricht sich Kraft und Energie aus; seine Figuren sind vortrefflich modellirt und wirken durch ein lebendiges warmes Colorit. Sein erstes größeres Bild stellt die Erfindung der Spielkarten vor. Die darin behandelten Figuren sind Carl VI. und dessen Buhlerin Odette

*) Unseres Wissens ist es eine Copie nach Tischbein. D. R.

Digitized by Google

de Champdivers. Für seine Vaterstadt malte er eine ganze Kloster-Kapelle aus. Für die Gallerie von Versailles das Portrait des Malers Murillo nach desselben eigenem Bilde und das des Malers Gerard nach dem berühmten englischen Maler Lawrence. Für die große Ausstellung in Paris im Jahre 1855 malte er ein Bild mit lebensgroßen Figuren, die Entstehung der rothen Rose darstellend. Von seiner hiesigen Thätigkeit zeugen eine Menge Portraits, unter andern auch die von Gutzkow und Schopenhauer. Sein letztes historisches Bild ist Franz I. Eben beschäftigt er sich mehr mit genre-artigen Bildern, badenden Mädchen ꝛc. ꝛc.

Wir erwähnen hier noch einer Arbeit, welche die beiden letztgenannten Künstler, Bennert und Lunteschütz, vereint ausführten. Wir meinen nämlich die Plafond- und Wandmalereien für den Saal eines hiesigen Privaten, welche, auf dünne Leinwand getragen, zwischen die von dem Bildhauer Dielmann gefertigten Stukkaturarbeiten eingesetzt werden. Die trefflichsten im Rennaisance-Style gehaltenen und luftig ausgeführten Compositionen verdienen die größte Anerkennung, und so schade es ist, daß dieser Zweig der Kunst nicht in größerem Maßstabe ausgeübt wird, um so größere Beachtung mag das Streben, das Schöne der Kunst allseitig anzuwenden, finden.

Angilbert Göbel,

(geboren 1821 in Frankfurt),

trat als Schüler in das Städel'sche Institut ein und widmete sich anfänglich der Kupferstecherkunst unter der Leitung des Professors E. E. Schäffer. Von seinen bekannteren Platten dürfen wir das Bild Karl's V. nach Alfred Rethel und sein ausgezeichnetes Blatt: „der Falkensteiner Ritt" nach Moritz v. Schwind nennen. Letzteres hat eine außerordentliche Verbreitung gefunden und verschaffte ihm als Kupferstecher einen bedeutenden Namen. Im Jahre 1848 trat er aus der obigen Anstalt und warf sich auf das Feld der Portrait- und Genre-Malerei. Aus seinen Bildern spricht ein ungewöhnliches Studium der alten Meister, die er in höherem Maßstabe, als dies gewöhnlich geschehen mag, kennen gelernt hat. In seiner Richtung läßt sich nicht der geltend gewordene Geschmack einer Kunstschule erkennen, sondern auf seine reichen Studien gestützt, versucht er eine ihm eigenthümliche Anschauungsweise zur Geltung zu bringen, die in Verbindung mit einer außerordentlich correkten Zeichnung sowohl seinen Genre-Bildern als seinen Portraiten Bedeutung gibt.

Philipp Winterwerb,

(geb. 1827 in Braubach am Rhein),

war anfänglich dazu bestimmt, auf dem Seminar zu Idstein sich für das Lehrerfach auszubilden. Sein Drang nach künstlerischer Beschäftigung bestimmte ihn jedoch, das Seminar zu verlassen und in eine lithographische Anstalt in Mainz zu treten; da ihm auch dies nicht genügte, trat er als

Digitized by Google

Graveurlehrling in die berühmte Officin von Naumann dahier, und dort war es, wo er die erste bestimmte Anregung zur Kunst empfing, welche er der Liberalität seiner damaligen Prinzipale dankt und die es ihm möglich machte, sich ganz der Kunst widmen zu können. Seine dort gewonnenen Kenntnisse verwendete er später (1848 und 1849) in einer großen Anzahl lithographirter Portraite, namentlich der Abgeordneten, von welchen bei Carl Jügel hier ein Album im Druck erschienen ist.

Im Jahre 1846 trat er in das Städel'sche Institut ein und machte seine Studien unter der Leitung der Professoren J. Becker und E. Steinle. Die gute Auswahl der Rubens'schen und van Dyck'schen Portraite waren ihm treffliche Vorbilder in der Malerei und halfen ihm eine richtige Einsicht in das Wesen der Kunst erringen, welche sich aus seinen nachmaligen Bildern und Portraits ausspricht. Von seinen Bildern nennen wir: „Othello erzählt seine Abentheuer." „Der durch Dilila verrathene Simson." „Der Lautenspieler." „Das Innere eines Ateliers ꝛc." Seine Portraite zeichnen sich durch eine lebendige wahre Auffassung und Wiedergabe der Natur aus, und erreichen in der Färbung, ohne mit Prätension gemalt zu sein, den höchsten Reiz. Obschon seine in München ausgestellten Portraitbilder einen allgemeinen Anklang und eine gehörige Würdigung fanden, so wünschten wir doch, daß der vielbeschäftigte Künstler uns recht bald wieder mit größeren Compositionen im Felde der Historienmalerei erfreuen möge.

August Humbert,

(geb. 1828 in Frankfurt),

widmete sich anfänglich dem Handel und trat erst, nachdem er seine kaufmännische Lehrzeit beendet, im Jahre 1847 zur Kunst über und wurde Schüler des Städel'schen Instituts, wo er unter der Leitung des Professors Jacob Becker sich ausbildete. Obschon seine größte Thätigkeit in der Portraitmalerei zu suchen ist, so beweisen doch viele Compositionen seine reiche Befähigung zur Genremalerei. Meist sind es kleinere Salonstücke oder Scenen aus dem gesellschaftlichen Familienleben, welche er in glücklicher Behandlung darstellt. Seine Figuren haben graciöse und reizende Formen und charakterisiren vortrefflich die verschiedensten geselligen Momente. Ein größeres Bild von ihm „Mittagsruhe auf dem Felde" zeichnet sich in der Composition sowohl als der Farbe durch eine ungemeine Ruhe und einheitliche Stimmung aus. Seine Portraite sind alle mit frischer Auffassung behandelt und gewähren einen tiefen Einblick in des Künstlers Streben, im Bilde die Wahrheit mit dem Schönen und Malerischen zu verbinden.

Otto Scholderer,

(geb. 1834 in Frankfurt),

Sohn des verstorbenen verdienstvollen Lehrers Scholderer, wurde als Schüler in das Städel'sche Institut aufgenommen und trat unter die Leitung des Pro-

Digitized by Google

fessors Becker. Schon früh zeigte sich sein Talent in seinen Copien nach den alten niederländischen Meistern, die er mit klarem künstlerischem Geiste erfaßte. Vor mehreren Jahren begab sich Scholderer zur weiteren Ausbildung nach Paris und kehrte von dort im Anfang dieses Jahres wieder hierher zurück.

Scholderer's Portraite zeichnen sich durch eine ihm eigenthümliche Markigkeit aus, die an jene von der spanischen Schule in die neuere französische Malerei übergegangene Richtung erinnert; trotzdem er in seinen Bildern mehr realistisch als Andere verfährt, so erleidet doch durch seine Behandlung das Grundbedingniß des Portraits, die Aehnlichkeit keinen Eintrag. Seine Werke sind lebensfrisch und verfehlen nicht die künstlerische Wirkung.

Unter den jüngeren Künstlern ist **Albert Hendschel** von hier ein vortreffliches Talent; seine Bilder verrathen einen feinen Sinn und sind mit dem heitersten Humor behandelt. Er ist eben beschäftigt, zu verschiedenen Werken Illustrationen zu entwerfen. **Julius Hammel** von Dillenburg zeigt in seinem Bilde „Lorelei" und andern ein tüchtiges Streben, ebenso **Jakob Hoff** in seinen Aquarellen und Portraitbildern.

Als hervorragende Dekorationsmaler nennen wir noch **A. Umpfenbach**, der durch seine Plafond-Malereien bekannt ist, und von dessen künstlerischer Befähigung viele Blumenstücke in Pastell und Oel Zeugniß geben. Ferner noch **Ventatour**, bekannt durch seine Arbeiten in dem neuen Theatersaale, und Theatermaler **A. Hoffmann**, der seit einer Reihe von Jahren mit der Fertigung der Dekorationen beschäftigt und deren künstlerischer Werth nicht zu verkennen ist. (Schluß folgt.)

Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.

Von A. Schöll.

(Fortsetzung.)

Verklärung durch Entsagung.

Diese Epoche, wo der Dichter nicht anfing, aber in hohem Sinne fortfuhr zu lieben, fiel mitten in die Entstehung von Pandorens erstem Theil. Advent war 1807 am 29. November. Von diesem Tag an war es, daß Goethe in Jena Riemern, dem er den Anfang der Pandora am 19. November vorgelesen, mehrere Tage daran weiter diktirte (Riemers Mittheil. II, 596 f.). Diesen Tag, den er mit Petrarca's vorbedeutendem Charfreitag zusammenstellt, bezeichnete nach den Worten selbst, in welchen er ihn so hoch feiert, kein anmuthig flüchtiges Abenteuer, sondern ein begeisternder Moment, der nur im Schwung der Seele fortblühte.

Daß der „ewige Maitag" diesen Sinn habe und die Entsagung in der

Digitized by Google

Wirklichkeit nicht ausschließe, bestätigt die Art, wie Goethe in den Tag- und Jahresheften seine Pandora mit den Wahlverwandtschaften zusammenstellt mit diesem tragischen Roman, von dem er selbst sagte, „niemand verkenne darin eine tiefleidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte" (T. u. Jahresh. 1809). Die Entstehung dieses Romans verknüpft er an frühere Stelle (T. u. Jahresh. 1807) mit der von Pandorens Wiederkunft, indem er sagt: „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen. Pandora's erster Theil gelangte gegen Ende 1807 an den Druckort, das Schema der Wahlverwandtschaften war weit gediehen und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht."

Die Scenen der Pandora bis wo Elpen verschwindet, kamen in der Wiener Zeitschrift Prometheus von Seckendorf und Stoll in den beiden ersten Heften bis Frühjahr 1808 heraus. Ganz erschien sodann der erste Theil als Taschenbuch für das Jahr 1810, nachdem die Wahlverwandtschaften 1809 herausgegeben waren.

Die Macht einer nothwendig getrennten Untrennbarkeit, welche sich in den Wahlverwandtschaften in tragischer Wirklichkeit erschöpft, sollte sich in Pandorens Wiederkunft, die der Titel als Festspiel bezeichnet, in heitere Idealität verklären. Der allein fertig gewordene erste Theil freilich, der nur erst mit der Eröffnung dieser hohen Aussicht schließt, gibt noch den größeren Raum, wie der Dichter sagt, dem schmerzlichen Gefühl der Entbehrung; und wir finden Akkorde der Sehnsucht, der darstellenden Erinnerung, der leidenschaftlichen Treue in diesen Scenen, die ohne Zweifel den eigensten Gemüthsbewegungen Goethe's noch unmittelbarer als selbst jene Sonette angehören.

Idee.

Ein so wahres Leben ist in diesem dramatischen Gedicht, aber aufgenommen in eine schöpferische Richtung auf ewige Ideen. Denn dies eben macht den Dichter, daß ihm seine Erlebnisse, seine Leidenschaften zu Lichtern des Geistes werden, zur Enthüllung unsterblicher Gedanken. Es bewährt sich an dem poetischen Ertrag dieser Epoche in Goethe's Leben eben so sehr, wie die Wahrhaftigkeit der Empfindung, jene philosophische Ausbildung, die er als einen Zug seines Zusammenstrebens mit Schiller bezeichnet hat. Denn nur wer die Grundbedingungen im Prozeß des Schönen sich tief entwickelt hatte, konnte ein solches Gedicht gestalten, welches keinen besondern Vorgang, sondern den Mythus vom Schönen selbst als Handlung darstellt.

Der Gegenstand dieses Festspiels ist sowohl der innere Entwickelungsgang des Schönen im Gemüth und Leben des einzelnen Menschen als der Culturprozeß desselben in der menschlichen Gesellschaft. Denn es wird das Schöne nach den allgemeinen und bleibenden Seiten seines Verhältnisses zur Wirk-

Digitized by Google

lichkeit symbolisch in Scene geführt. In Prometheus und Epimetheus treten zwei entgegengesetzte Stellungen und Strebungen zum Vollkommenen auf, die beide sich als Grundanlagen in jedes Menschen Wesen finden, beide als unterschiedene Hauptrichtungen durch die Geschichte jeder Culturperiode der Menschheit sich hindurchziehen. Und in der Liebe und dem Kampfe der Kinder jener Beiden drückt sich der Uebergang dieser einseitigen Strebungen zu der Umtauschung und Totalerhebung aus, in welcher das Schöne zur Gegenwart, das Vollkommene zur Anschauung kommt.

Wie die alten Griechen das allgemein im Menschenleben Wesende und Wirkende in den Idealgestalten ihrer Titanen und Heroen anschauten, und weil das Allgemeine, Wesentliche jedem besondern Lebensmomente vorausliegt, sich das Thun und Leiden dieser göttlichen Wesen als ein vorzeitlich vorbestimmendes darstellten, welches die Grundformen gegeben für das Leben der wirklichen Geschlechter, so ergibt sich gleichfalls in dieser Dichtung Goethe's Dasjenige als Pathos und Handlung eines Titanengeschlechts, was als Offenbarungsgeschichte des Schönen in der Menschlichkeit immer wiederkehrt.

Prometheus

hat bei Goethe so ziemlich den Charakter, den schon die Griechen in ihm dachten. Er ist dem Wort nach der Vordenkende, der praktische Verstand und werkthätige Wille. Weil diese Zweckthätigkeit das äußere Menschenleben gründet und gestaltet, heißt er der Bildner der Menschen aus Erde. Weil erst das Feuer des Herdes, die rechte Wohnung und Nahrung, erst das Feuer der Esse die rechten Werkzeuge zum Haus- und Feldbau, zu Schutz und Trutz gewährt, heißt dieser praktische Vorsorger der Feuergeber, der es zuerst den Menschen gebracht und Vater zweckdienlicher Künste geworden. Er ist daher in der Goethe'schen Scene umwohnt von einem Schmiedevolk, das in Berghöhlen sich Wohnungen und Feuer-Essen sich zugerichtet, auch durch Mauern und Thorgatter, Pfade und Treppen die Wohnungen befestigt und unter einander verbunden hat. Diese Schmiede schaffen auch den Hirten, Bauern, Kriegern Geräthe zum Nutzen, zur Vertheidigung, zur Lust. Mit ihrer Technik kommen sie der Musik, sofern sie ihr Instrumente machen, entgegen, treiben aber alles in bloßer Handwerkskunst, ohne alle Absicht auf das Schöne, nur auf die nutzbaren und genießbaren Lebenszwecke. Während bei den Griechen Prometheus auch schon Patron der Künstler ist, faßt Goethe hier das Volk des Prometheus noch rein auf der Stufe der primitiven Werkthätigkeit und bemerkt demgemäß im Scenar, daß die Wohnungsanlagen dieser Sippschaft ohne alle Symmetrie sich darstellen. Anders ist es mit

Epimetheus

und seinem Volk. Epimetheus, der Nachbedacht, hat bei den Griechen eine geringe Rolle, indem er nur in einer Fabel und wenigen Sprüchwörtern

Digitized by Google

im Gegensatze zum vordenkenden Prometheus den hinterher erst denkenden Unbedacht vorstellt. Viel tiefsinniger faßt und entwickelt ihn Goethe.

Mit dem Geiste, dem Odem des allumfassenden göttlichen Wesens, ist es dem Menschen angeboren, daß alles einzelne Wirkliche, dessen er sich verständigen, alles besondere Zweckliche, dessen er sich bemächtigen kann, sein Wesen nicht ausfüllt, sondern er zum Vorhandenen das Nichtvorhandene, zum Bestimmten das Entgegengesetzte, zum Wirklichen das Mögliche denken und über jeden sinnlich zufälligen Zusammenhang und allen gegebenen Zweckwechsel hinaus ein in sich selbst Vollkommenes, durch sich Gutes, Frei-Seliges ahnen und suchen kann. So natürlich daher der Mensch den praktischen Verstand entwickelt, um zu existiren und in ermittelten wirklichen Zuständen seine Bedürfnisse zu stillen, ein Denken, um sich in der Realität zu behaupten: so natürlich ist ihm auch ein Denken, um zu denken, ins Allgemeine zu schließen, und losgemacht von der Mechanik der Zwecke, sich in freie Betrachtung zu heben: ein ideales Denken.

Gleichwie aber der werkschaffende Verstand zunächst nicht hinauskommt über den immer erneuten Kampf um das Nothdürftige, den Dienst des Wirklichen, so kommt der frei sinnende zunächst nicht hinaus über eine Freiheit nur im Unwirklichen. Er kann alles ihm Dagewesene sammeln, aber blos im Traum der Vorstellung, Künftiges heranziehen, aber nur in der Einbildung, Gewünschtes ausmalen, aber nicht festhalten. So schildert gleich im Eingang sich Goethe's Epimetheus:

> Nicht sondert mir entschieden Tag und Nacht sich ab
> Und meines Namens altes Unheil trag' ich fort:
> Denn Epimetheus nannten mich die Zeugenden:
> Vergangnem nachzusinnen, Raschgeschehendes
> Zurückzuführen mühsamen Gedankenspiels
> Zum trüben Reich gestaltenmischender Möglichkeit.

Gleichwohl ist in dieser Richtung des frei reflectirenden Geistes Das schon enthalten, was dem zweckthätigen fehlte: das Vollkommene als Gemüthsbedürfniß, das Ganze als Mögliches, das Allbefriedende als Vermißtes, daher auch ein Sinn für Unterscheidung und Ergänzung, die nicht dem einzelnen Triebe, sondern dem Begreifen und Betrachten genügen soll, ein Sinn für Ordnung, abgesehen vom Nutzen, für Harmonie über den wirklichen Bedarf hinaus, um reiner Anschauung willen. Deßwegen gibt Goethe im Scenar dem Epimetheus zur Wohnung ein gefügtes Holzgebäude und seinem Volk um ähnliche Wohnungen her abgrenzende Planken und Hecken, wohlbestellte Gärten mit Fruchtbäumen: was auf eine friedlichsinnige, mit Naturbetrachtung und Beschaulichkeit verbundene Beschäftigung deutet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reise-Erinnerungen aus Griechenland.

Von Gottfried Semper in Zürich.

5. Fränkisch-nordischer Einfluß auf griechische Baukunst.

Man fängt in Nauplia und Athen an, neue Häuser nach europäischem Geschmack zu erbauen und den ganz zweckmäßigen Typus, der sich mit den Bedürfnissen und den Grundzügen des neugriechischen Nationalcharakters ausgebildet hatte, zu verlassen. Nur daß das Neue meistens, besonders in Nauplia, von Leuten errichtet wird, die weit entfernt sind, in das Verständniß der modern fränkischen Architectur einzudringen und daher Miserabilitäten ohne Sinn und Verstand hervorbringen. In Athen haben zwei aus Schinkelscher Schule hervorgegangenen Männer, Schaubert und Kleanthes, angefangen, ihren Einfluß auf einen bessern Baustyl geltend zu machen und im Verein mit andern Architekten dem oben angeführten Unwesen Einhalt zu thun. Sie werden aufhören Palläste im florentinischen Styl, Kirchen in der Form der alten Basilika, Stadthäuser im Styl von Palladio zu erbauen, aus Museen ein Gemisch von griechischer und römischer Kunst zu machen, oder wohl gar das Gothische bei Kapellen und Monumenten einführen zu wollen. Dergleichen Geschmacksconglomeraten, gleichzeitig nachgeahmt, sind geschmacklos, wo sie sich auch zeigen mögen; in dem einfachen neuen, unverdorbenen Griechenland würden sie sinnlos sein.

Der neugriechische Nationalcharakter ist hervorgegangen aus alt hellenischen und orientalischen Elementen. Die erstern haben sie natürlich erblich von ihren großen Vorfahren; die orientalischen Elemente haben sich während der langen Kaiserherrschaft, und noch mehr unter den Türken, angesetzt. Ihre häuslichen Bedürfnisse hielten natürlich gleichen Schritt mit der Volksbildung und erlangten angemessene Befriedigung in den bisher üblichen Behausungen. Von den Kirchen, als wesentlichste öffentliche Gebäude, habe ich früher zu sprechen Gelegenheit gehabt; es bleibt daher noch übrig, über diese Privatwohnungen der Griechen noch Einiges hinzuzufügen. Ich habe besonders drei wesentlich verschiedene Behausungen bemerkt, das städtische Wohnhaus, das Bauernhaus und die Burg (πυργας).

Das städtische Wohnhaus hat sich in Morea und in Romelien ganz nach türkischen Mustern gebildet, und zeigt wirklich in den Hauptanordnungen eine Zweckmäßigkeit, die um so empfehlbarer ist, als sie der größten künstlerischen Ausbildung und Verschönerung fähig ist. Ein türkisch gebautes Wohnhaus ist dem südlichen Klima angemessener und kommt der antiken Bauart näher, als das im Mittelalter den Palästen des übermüthigen Adels nachgebildete italienisch städtische Wohnhaus. Der breite, von leichten Pfeilern getragene bedeckte Gang beschützt die Wohnzimmer, die, wo möglich, alle ihre Oeffnungen gegen Süden haben, vor zu großer Sonnengluth und im Winter vor

Digitized by Google

Rezen. Das vorspringende Dach mit den leichten Verzierungen, der Gebrauch, den Hintergrund des bedeckten Ganges mit Stuck und Farben zu schmücken und die Säulen durch lebhaften Anstrich abzuheben, die freiliegende hohe Treppe, die in dem zierlichen Hofplatz liegt, die Schnitzwerke der Thüren und Fenster, ja selbst die gänzliche Abwesenheit der Fenster nach Außen im unteren Stock, das alles ist Beweggrund genug, um mit mäßigem Kunstsinn etwas Gutes und Schönes daraus hervorzuschaffen, ohne auf Fremdes hinüber blicken zu müssen.

Aber noch nationaler haben sich die Häuser in Hydra und auf den andern Inseln ausgebildet. Sie sind meistens ohne Geschmack in der Facade, aber ihr Plan, die Anordnung des Ganzen ist so ächt pompeianisch, daß man wirklich über die Aehnlichkeit erstaunt. Man tritt aus einem kleinen Blumengarten, der die Facade umzäunt, auf mehreren Stufen in das Haus und durch einen Gang in ein freies unbedecktes Atrium (Art Vorsaal), das mit einer Art Mosaik von weißen und schwarzen Steinen ausgelegt ist. Von diesem Atrium führen Thüren zur Rechten in die Gemächer der männlichen Bewohner, zur Linken ins Frauen-Zimmer; und selbst unter diesen einzelnen Theilen des Hauses ist eine Harmonie und ein Zusammenhang, der dem edlen Eingange entspricht. Das Abschüssige des Terrains erfordert Terrassen (denn fast alle Inselstädte sind am Abhange meistens schroffer Felsen erbaut), die den häuslichen Einrichtungen unter verständiger Anordnung noch mehr Verschiedenheit und Anmuth ertheilen. Ich frage, ob hier nicht genug Stoff des Schönen und Guten vorhanden ist, und ob man etwas anders nöthig hat, als gebildeten, an der griechischen Antike gereiften Geschmack, um das Gefundene würdiger hervorzuheben und es zu säubern, nicht es durch exotische Kunstgebilde zu verdrängen.

Das Bauerhaus ist freilich sehr proviserisch und scheint ernstlicher Verbesserungen zu bedürfen. Ich habe es bei einer anderen Gelegenheit beschrieben. Doch muß ich bemerken, daß die Bauerhäuser in Holstein nichts weiter, als eine Wiederholung desselben Motivs nur in etwas größerem Maßstabe sind. Ein langer Stall, rechts für die Kühe, links für die Pferde, schließt sich in einer Linie an die Wohnung der Bauern an, die nur durch eine dünne Wand von der Behausung des Viehs getrennt ist, und von außen mit dieser ein einziges fortlaufendes Ganze bildet. Nur eins flehe ich, daß man die capodistrianische Modellmeyerei bei Nauplia nicht zum Modell für ländliche Gebäude mache, denn sie ist wahrlich kein Muster.

Die Pyrgos sind die Wohnungen der Lehnsherrn auf dem Lande und wahrscheinlich nicht türkischen, sondern wohl eher fränkischen Ursprungs. Am meisten findet man sie in Morea, wo ein jeder Landbesitzer sein Haus zu einer Festung macht. Aber auch im ganzen übrigen Morea, so wie in Romelien sind sie zerstreut. Sie bestehen aus viereckigen Thürmen, die ganz glatt,

Digitized by Google

ohne Vorsprung bis unter die obere Mauerkrönung hinauf gemauert sind. Es befindet sich in ihnen bis zu einer Höhe von 20 Fuß gar keine Oeffnung. Dann kommt das Thor an einer Seite, mit zwei Pfalzen, durch welche die Ketten der Zugbrücke laufen, die man auf die etwa 12 Fuß abstehende Freitreppe herunterläßt, will man sich mit der Außenwelt in Communikation setzen. Ueber der Zugbrücke ist ein Erker mit Steinlöchern, um die Stürmenden mit einem Steinregen zu begrüßen. Das Dach ist mit Zinnen versehen. Im Innern hat der Thurm mehrere Etagen und ist mit wenigen und kleinen Fenstern beleuchtet. Die türkischen Besitzer hatten größere, burgähnliche Pyrgos, die mit befestigten Höfen und Thoren versehen waren. Ein schönes Beispiel der Art liegt in Ruinen an den Ufern des Sees von Phonia (Pheneos).

Dieses einzige Beispiel fränkisch-nordischen Einflusses auf griechische Baukunst scheint mir das am wenigsten erfreuliche und nicht nachahmenswertheste zu sein.

Welch ein glückliches Loos für den Baumeister, dem das Glück gewährt, in einem Lande zu wirken, wo griechische Kunst den einzigen Vorwurf nicht mehr leidet, den man ihr bei uns machen kann, daß sie eine Fremdlingin sei! Aber auch welch Verantwortung hat er auf sich und wie fest muß er stehen, damit ihn auf solchem Boden das Selbstvertrauen nicht verläßt!

Unterhaltungen.

— **Reiseerinnerungen von F. A. Kolenati**, Professor ꝛc. Erster Theil. Dresden. Verlagsbuchhandlung von Rudolph Kuntze. 1858. Die bereits zu einem beträchtlichen Umfange angewachsene Reise-Literatur des Kaukasus ist in diesen Tagen wiederum durch ein schätzbares Werk vergrößert worden, welches den speciellen Titel führt: „Die Bereisung Hocharmeniens und Elisabethopols, der Schekin'schen Provinz und des Kasbek im Central-Kaukasus." Es bildet den ersten Theil eines großartigen, auf viele Bände projektirten Werkes, welches den Gesammttitel: „Reiseerinnerungen", trägt. Der Herausgeber dieser nicht in die Zahl der gewöhnlichen Touristenberichte fallenden, sondern durch die Wissenschaftlichkeit und Gediegenheit ihres Inhalts der Klasse gelehrter Schriften anreihbaren Skizzen, ist der schon durch viele geistvolle Werke in der Literatur vortheilhaft bekannte Professor F. A. Kolenati, von dessen früheren Schriften, die als Prodromi dieser „Reiseerinnerungen" gelten können, wir nur seine „Ersteigung des Kasbek und der Hängegletscher desselben mit 3 Tafeln" (Petersburg 8°. 1855); den „Versuch einer systematischen Anordnung der in Grusien einheimischen Reben" (Moskau, 8°. 1846); die „Verwandlungsgeschichte der Seidenraupe" (Prag, 8°. 1842. 3. Aufl., Brünn, 8°. 1855. 4. Aufl. mit französischem Text); seine wichtigen „Meletemata Entomologica cum tab. 26. 1845—1858" (Fax. I.—VIII. 8°. Petropoli et Mosquae), sowie seine „Elemente der Krystallographie mit 12 Tafeln. 1855, 8°. Brünn", nennen, mit Auslassung vieler anderer selbstständigen Werke, vornehmlich aber aller derjenigen wissenschaftlichen Abhandlungen, welche dieser vielseitig gebildete Reisende in den Verhandlungen gelehrter Versammlungen niedergelegt hat, unter denen er besonders die Bulletins der k. Akademien der Wissenschaften zu St. Petersburg und Wien, der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau, der k. k. mähr.-schlesischen Gesellschaft zu Brünn und der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften sehr freigebig bedacht hat. Zurückkommend auf das oben angezeigte neueste Werk des Verfassers, erwähnen wir, daß dasselbe aus nicht weniger als 58 einzelnen Abschnitten besteht, deren jeder gewissermaßen ein

Digitized by Google

Ganzes für sich bildet, da der Inhalt des Buches, obgleich dasselbe die einzelnen Intervalle der Reise in fortlaufender Folge angibt, doch so künstlich gegliedert und wissenschaftlich geordnet ist, daß wir die verschiedensten Uebergangspunkte aus einer Disciplin in die andere antreffen, die gleichsam als Anhalt- und Ruheorte für das Studium dienen. So führt uns der auf allen Gebieten der Naturwissenschaft einheimische Verfasser bald in die weinreichen Gegenden Armeniens, bald in die für die Seidenkultur erschlossenen Distrikte Schekins, bald an die bocharmenischen Blutegelseen, bald zu den Singeicaden Transkaukasiens, dann wieder in die Mannaländer des Kaukasus und zu den Quellen der ewigen Naphtafeuer. Wir durchforschen im Augenblick mit ihm die geognostische Beschaffenheit Helenendorfs, Elisabethepols, die transkaukasischen Steppen, lassen uns im nächsten Moment über den Schakal, die Tochter des Geheuls, das Kamel, das Schiff der Wüste, die stattlichen Rosse Transkaukasiens, den Fischfang und die Bereitung des Kaviar belehren, rasten einen Augenblick und ersteigen dann mit dem gelehrten Führer den lesgischen Bey Salwat bei Nucha, die Gletscher des Kasbek, die durch ihre Flora ausgezeichneten Abhänge der ostkaukasischen Höhen Arkhat, Berbala und Dmurmutta, und die kühnen Basaltsäulen bei Gumri. Nichts ist da, was dem Blick und der Betrachtung des rüstigen und im Schauen geübten Forschers Kolenati entginge; selbst die politischen und kirchlichen Interessen werden wahrgenommen und finden bei dem Bilde, welches der Reisende von den deutschen Kolonien Elisabeththal, Helenendorf, Annenfeld und Katharinenfeld, von der Sekte der Pöpplianer, von den Separatisten der transkaukasischen Kolonien u. s. w. entwirft, eine geschickte Besprechung. Höchst wichtig ist ferner die politisch-statistische Uebersicht der transkaukasischen und kaukasischen Völker (auf S. 246—251), und in sprachlicher Beziehung von großem Interesse ist der 13. und 14. Abschnitt des Werkes, welcher sich „die tatarische Sprache" und „Uebungen in der tatarischen Sprache" betitelt. Wir können dieses reichhaltige Werk nicht genugsam der Beachtung aller Freunde der wissenschaftlichen Reiseliteratur empfehlen. J. A.

— **Görres Briefe**, von denen so eben der erste Band, Familienbriefe enthaltend, erschienen ist (München, in Commission der literarisch-artistischen Anstalt), liefern einen reichen Beitrag zur Charakteristik des einflußreichen Mannes und führen uns denselben in den verschiedensten Lebenslagen vor Augen. Besonders interessant sind die Briefe, welche er als Jüngling an seine Braut schrieb, indem sich in ihnen schon die gewaltigen Gedanken seines spätern Lebens ausgesprochen finden. Als Görres im Exile lebte (1818—1827), war er in Berlin der Gegenstand eines solchen Schreckens, daß bei der Ankündigung seines Schah Nameh der Censor seinen Namen nicht wollte abdrucken lassen, und dieses dem Buchhändler erst nach einer Berufung an das Obercensurcollegium erlaubt ward. (S. 143.) Höchst anmuthig sind die Schilderungen von Land und Leuten, die der Sohn Guido in den Briefen gibt. Ueber eine Audienz bei Metternich schreibt er seinem Vater: „Metternich sprach viel von dir und daß er es gewesen, der dir die meisten Prügel in den Weg geworfen und dein kategorischer Verfolger gewesen, weil er dich nicht und du ihn nicht verstanden — — er sei immer für ständisches Wesen gewesen, sowie er den Despotismus, für den nur ein Schafskopf sein könne, ebenso verachte, wie die constitutionellen Alfanzereien."

— **Johanna Kinkel.** Am 18. November des Mittags wurde die Leiche der unglücklichen begabten Frau auf dem Kirchhofe zu Woking der Erde übergeben. Wenige Freunde begleiteten den Sarg. Ein Blutandrang nach dem Gehirne soll nach Aussagen der Aerzte ihr die Besinnung genommen und so, als sie an das Fenster trat, um frische Luft zu schöpfen, den traurigen Sturz und in Folge dessen ihren Tod verursacht haben. Ihre Novellen, die sie im Verein mit ihrem Gemahl Gottfried Kinkel herausgab, zeigen von einem poetischen und leicht erregbaren Gemüthe. — e —

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. C. Suckstand.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift
für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.
Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 49. **Frankfurt a/M., den 4. December.** **1858.**

Inhalt. Glück. Novelle von Louise von François. (Forts.) — **Charakterbild der Frau Prinzessin-Regentin von Preußen.** Von Dr. J. Altmann. — **Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.** Von Fr. Rittweger. (Schluß.) — **Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.** Von A. Schöll. (Forts.) — **Zum Gedächtniß des fünfzigjährigen Todestages der Frau Rath Goethe.** Gedicht von Karl Gitner. — **Unterhaltungen:** Wörterbuch der deutschen Sprache. Charakterzug aus dem Leben der gegenwärtigen Kaiserin von Rußland u. a.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre sind vergangen, seit wir den Leser zuerst in den Kreis unserer Freunde eingeführt; es ist ein sonnenheller Maimorgen und wieder Katharine Petersons Geburtstag. Der Banquier und seine Gattin saßen wie an jenem Abend in der Veranda vor ihrem Sommerhause in der Residenz, ihr alter Freund Bastian ihnen beim Frühstück gegenüber. Vater Peterson fühlt seine hektische Anlage ansehnlich gemildert, obgleich wir ihn nicht ganz so rundlich wohlgenährt wiederfinden, wie wir ihn an seinem Hochzeitstage verlassen, und die Rosen von seinen Wangen auf die der guten Beate geflüchtet scheinen, deren Züge einen späten, aber heiteren Nachfrühling bekunden. Doktor Bastian dahingegen ist um mehr als ein Jahrzehend gealtert. Ein mächtiger Sturm hat seit Jahr und Tag den Welttheil überbrauſt; alte und neue Ideale, alte und neue Chimären eben so jählings verschüttet, als er sie aufgerüttelt, Doktor Bastian aber und seines Gleichen rath- und thatlos einem nackten Ufer zugespült.

Kein Brief von Katharinen! — sagte Herr Peterson seufzend — auch an diesem Tage nicht! wie mich das unruhig macht! Sollte sie krank ge-

Digitized by Google

worden sein? Die Strapazen eines zweiten Sommers im Orient — ich begreife die Wanderlust nicht, die in das ruhige Kind gefahren ist!

Hast Du ihr die letzten Nachrichten aus Redau mitgetheilt, Freund? fragte der Doktor.

Allerdings, und ich hoffte, daß dieselben ihre Rückkehr beschleunigen würden. Doch können sie noch nicht in ihren Händen sein, und es ist schon über einen Monat, daß ich die letzten Briefe von ihr aus Malta erhalten. Waldemar und Adele sind längst verheirathet, seine Wunden heilen allmälig. Zum Dienst wird er freilich immer untauglich bleiben, der arme, übermüthige junge Held, und wir werden auf ein anderweitiges angemessenes Etablissement für ihn denken müssen, sobald er wieder hergestellt. Ich habe Dich längst bitten wollen, Doktor, die Sache einmal ernstlich in Betracht zu ziehen. Was macht aber Katharine noch dort, warum kehrt sie nicht zu uns zurück?

Du kennst sie ja, lieber Peterson — versetzte Beate beschwichtigend — sie hat Deine Gabe geerbt, nicht Nein sagen zu können, wenn man sie bittet, und ihr Verweilen wird dem unerfahrenen jungen Paare in dem fremden Lande wohlthätig sein. Wie war sie ohne Besinnen bereit, auf die erste Nachricht von Waldemars Verwundung ihren anmuthenden Aufenthalt aufzugeben — —

Aber wie kam sie eigentlich dazu, diesen Aufenthalt überhaupt zu wählen und nicht mit uns von Venedig aus heimzukehren, sie, die sonst so wenig reiselustig war?

Du vergißt, Bester, daß ihre Stellung seit unserer Verheirathung eine veränderte geworden ist.

Sollte das Kind sich beeinträchtigt fühlen? fuhr Herr Peterson erschrocken auf.

Behüte; antwortete der Doktor ruhig. Katharine sich beeinträchtigt fühlen durch Anderer Glück! Der Winter auf dem Lande schien ihr langweilig —

Das begreife ich.

Darum reiste sie. L'appétit vient en mangeant. Wer einmal über die Alpen ist, will auch Rom sehen, zumal da die Gräfin, durch die Februarereignisse in ihren Pariser Studien gestört, nach Italien drängte. Daß in Rom ihres Bleibens nicht sein konnte, wissen wir, Gott sei es geklagt, aber auch der Heimweg nach Deutschland war just nicht einladend. So ging sie weiter und weiter, nach Smyrna, nach Damaskus und Palästina.

Ja, sonderbar — fiel Beate ein — es war, als ob die friedliche Seele unstet von einem anmuthenden Ruhepunkte zum andern getrieben werden sollte, um nur gleich bei der Hand zu sein, die arme Adele als Brautmutter dem auf seinem improvisirten indischen Streifzuge verwundeten Bräutigam zuzuführen. Wir hätten das gute Mädchen nicht bei uns zurückhalten können, als die Nachricht von der Einschiffung ihres kranken Helden zugleich mit

Digitized by Google

der von seiner Ankunft auf Malta bei uns einlief. Und wen fand sie als Wärterin an dem Schmerzenslager des Freundes? wen anders als die treue, liebreiche Katharine.

Wo es auszugleichen, für einen Andern einzutreten gilt, ist sie an ihrem Platze — sagte der Doktor; — ich glaube, Katharine heirathet nicht eher, als bis einmal einem Bräutigam seine Braut oder einem Manne die Frau abhanden gekommen ist. Sie wäre zur Stiefmutter geboren.

O, wenn doch diese glückliche Chance einmal eintreten wollte! fiel der Vater mit einem neuen Seufzer ein. Ich weiß nicht, aber sie kam mir in Venedig so verändert vor. Gezwungen heiter, wo sie vormals so natürlich heiter war. Wo mag sie in diesem Augenblicke sein, meine liebe Katharine?

Bei Dir, bei Dir, mein bester, theuerster Vater! rief eine sanfte, von Thränen zitternde Stimme, und die Arme der Ferngewähnten schlangen sich zärtlich um seinen Hals.

Alle waren eine Weile sprachlos in freudiger Ueberraschung, dann aber folgte ein lauter Jubel des Wiedersehens, und Katharine erklärte endlich ihr unangekündigtes Erscheinen, indem sie sagte:

Mich überfiel eine unerklärliche Unruhe; ich reiste ohne Rast Tag und Nacht; ein Gefühl trieb mich, als ob ein großes Unglück geschehen müsse.

Seit wann leiden Sie denn an Apprehensionen, Katharine? fragte der Doktor.

Ja spotten Sie nur, alter Freund — entgegnete sie — ich kann diese Aengste nicht leugnen, sie waren stärker als aller Unglaube. Gottlob, wenn sie keinen Grund gehabt!

Gottlob vor Allem, daß wir Dich wieder haben, mein liebes Kind! sagte Herr Peterson. Aber Du bleibst doch nun bei uns, denkst nicht daran, gleich wieder fort zu gehen, auch nicht nach Redau?

Ich habe eine unaussprechliche Sehnsucht, auch Redau wieder zu sehen — versetzte sie mit niedergeschlagenen Augen — nur auf einen Tag, nur auf eine Stunde, nicht um dort zu bleiben. Leben will ich bei Dir, Vater, wie vordem, Eure alte Katharine.

Und doch wird ein längerer Blick der Herrin auf Redau bald nöthig werden — sagte Bastian, der in seiner Praxis gelernt hatte, einen unvermeidlichen scharfen Schnitt nicht zu scheuen — da dort der Hirt seine Heerde zu verlassen im Begriffe steht.

Ja, liebe Tochter — ergänzte Herr Peterson, nicht bemerkend, daß diese erbleichend die Hand gegen die Brust drückte und auf ihrem Stuhle zurücksank — es wird Dich betrüben, den Pfarrer Lorenz nicht wieder zu finden.

Ist er todt? fragte sie kaum hörbar.

Todt? behüte — fiel Bastian ein — im Gegentheil, er muß sich außerordentlich bei Kräften fühlen, da er an der Bekehrung christlicher Heiden noch

Digitized by Google

nicht genug hat und sich rüstet als Missionär, ich glaube unter die Eskimos zu gehen.

Der Jugendplan der Heidenmission ist plötzlich wieder in ihm aufgetaucht — unterbrach Beate milde die spöttische Erklärung des Doktors — wir haben ihn leider nicht hindern können. Der unberechenbare Mann ist mit der Zeit immer zurückhaltender, in sich gekehrter geworden.

Ja, eine spröde, unfaßbare Natur, wie mir im Leben noch keine vorgekommen, sagte der Vater kopfschüttelnd.

Aber so wohlthätig und selbstverleugnend, so uneigennützig, entschuldigte Beate.

Und doch der härteste Egoist! fiel Bastian ein.

Nein, nein! rief Katharine rasch, und fragte dann leise: Ist er schon fort?

Er hat Abschied von seiner Gemeinde genommen, morgen wollte er sie verlassen.

Das also war es! flüsterte Katharine in sich hinein.

Ohne Ihre Ankunft würden wir Ihren Geburtstagsabend in Redau begangen haben, sagte Bastian nicht ohne Absicht. Frau Beate sehnte sich, ihren frommen Freund noch einmal zu sehen, ehe er seine Wunder unter den Eskimos beginnt; ich wollte einen Blick auf die Kleine thun, die ich neulich ziemlich matt und kopfhängerisch verlassen habe.

Natürlich, daß wir den Plan nun aufgeben, meinte Herr Peterson, und da Katharine schwieg, wendete der Doktor das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Er fragte nach der Gräfin, welche Katharine kämpfend mit der Ungunst der Zeit, aber mit unerschrockenem Vertrauen auf ein endliches Gelingen, auf der Durchreise flüchtig in Paris gesehen, wohin sie nach ihrer Trennung in Italien zur Vollendung ihrer Studien zurückgekehrt; die Veränderungen in dem gesammten Freundes- und Familienkreise wurden der Reihe nach durchgegangen und dabei auch des Vetter Heinrich und seiner kleinen Frau gedacht.

Wie werden Sie sich wundern, Katharine, in der übermüthigen Rosa das Modell eines Hausmütterchens wiederzufinden: im weißen Küchenschürzchen, Trepp auf Trepp ab, ein Bübchen auf dem Schooße, ein anderes in der Wiege und noch nicht zwei Jahre unter der Haube.

Aber wie ist denn das zugegangen? fragte Katharine lächelnd.

Lassen Sie sich das von ihr selber erzählen, denn eben kommt sie mit ihrem kleinen Anhang, dem Papa Peterson einen selbstgebackenen Kuchen zum heutigen Feste zu bescheren.

Und in der That, der blumenprangende Kuchen wäre der kleinen Rosa fast aus der Hand gefallen, als sie den Gegenstand, dessen Erinnerung sie durch denselben zu ehren gedachte, auf einmal leibhaftig vor sich sah. Der Stammhalter Heinrich und selbst das noch namenlose Wickelkind in ihrem

Digitized by Google

Gefolge machten große Augen über den lauten Freudenschrei der kleinen Mama, die bei achtzehn Jahren schon einen stattlichen Ansatz hausmütterlicher Fülle offenbarte, aber noch immer so hell und munter aus ihrem blauen Augenpaar schaute, als da Bär und Schmetterling ihren Ehrentag feierten. Nachdem der erste Sturm der Begrüßung sich gelegt, kam Katharine auf den Ausdruck ihrer Verwunderung über die unerwartete Metamorphose zurück, in welchem die Gratulanten sie unterbrochen hatten.

Ei, wie ist denn das aber zugegangen? fragte sie.

Wie soll es zugegangen sein? antwortete Frau Rosa lachend — der Rechenmeister Heinrich hat es fertig gebracht und Noth und Zeit haben ihm in die Hände gearbeitet.

Die Zeit? — wendete Katharine lächelnd ein — ein Jahr neun Monat — Scheinen einem Mädchen wie Dir ein Traum und sind für eine Frau der Sammelpunkt von Allem was sie erleben kann, und wenn sie weiße Haare bekäme. Die kurze Spanne vom Mädchen zur Mutter ist ja in kaum einem Jahre durchlaufen, alles Andere sind Wiederholungen.

Wie weise Du geworden bist, kleine Rosa! — bemerkte Katharine — aber Du sprachst ja nicht allein von der Zeit, sondern auch von der Noth und vom Vetter Heinrich als deus ex machina; beichte nun ausführlich, wie diese Gewaltigen es angefangen, unsern flatternden Schmetterling in ein stillsitzendes Heimchen umzukehren. (Schluß folgt.)

Charakterbild der Frau Prinzessin-Regentin von Preußen.

Die Blicke der ganzen gebildeten Welt sind gegenwärtig auf den Hauptstaat im Norden Deutschlands geheftet. Welchen Gang der Entwickelung wird das neue Preußen nehmen? Welche geistige Richtungen werden dort nunmehr zur Vertretung kommen? Sind Bedingungen gegeben und Persönlichkeiten da, auf denen die Bürgschaft einer großen historischen Zukunft für einen Staat beruht, welcher jetzt in das Stadium der Regentschaft getreten ist? Das sind Fragen, zu denen die Krisis des Zeitmoments von selber drängt, und deren Berechtigung bei so wichtigen Impulsen vorliegt. Dann tauchen weitere Fragen auf: Sind jene Männer, welche der Prinz-Regent zunächst um sich berief zur Wahrnehmung der ministeriellen Interessen, auch die rechten und bestgewählten, und geben sie vollgültige Garantieen für die Wohlfahrt des Volks und für das Heil des Vaterlands? Ihre Persönlichkeiten sind bereits viel besprochen; ganze Spalten belletristischer und literarischer Zeitschriften sind mit Biographieen der neuen preußischen Minister angefüllt. Uns liegt eine Frage näher. Finden wir in dem Charakter des Prinz-Regenten selber eine Gewähr, die uns eine neue Cultur-Blüthe auf einem Boden erhoffen

Digitized by Google

läßt, auf welchem eine Zeit hindurch manche Dürre des Geistes waltete, und mancher Dorn sophistischer Spitzfindigkeit die aufkeimende Saat der Humanität und Verstandesreife überwucherte? Wir glauben es, wir hoffen es! Und die Bejahung dieser Frage dünkt uns wichtiger, als die Bejahung oder Verneinung der zuerst aufgeworfenen. Denn wir meinen: hätte sich der Prinz-Regent, was sich erst später herausstellen kann, in den Männern seiner Wahl geirrt, so wird sein prüfender Blick weiter spähen, und geeignetere Persönlichkeiten, die dem Heile des Vaterlands zu dienen Muth und Befähigung haben, aufzufinden wissen. Das Leben des Prinzen liegt vor uns in schönen und großen Lettern. Wir können es verfolgen bis in die Tage zurück, in welchen Friedrich Wilhelm III. und Luise mit ahnungsvollem Stolz auf ihn blickten. Darum überlassen wir es bescheiden Anderen, die Blätter der Weltgeschichte mit Farben zu malen, die dem Ruhme dieses ächten Sprossen des Hohenzollern'schen Hauses geweiht sind. Die nachfolgenden Zeilen stellen sich ein anderes Ziel. Uns leitet der Gedanke dabei, daß wo immer Großes und Schönes auf dem Throne der Fürsten für die Welt erwuchs, geistvolle Fürstinnen daran einen warmen und mächtigen Antheil hatten. Wer verkennt die Einwirkung eines edlen und erhabenen Weibes? Wer schlägt gering an den Einfluß, welchen die liebevolle Gattin auf den Gatten ausübt, und die sorgsame Mutter auf den Kreis der Kinder? Und darum sei es uns vergönnt, einen kurzen und flüchtigen Abriß von dem Leben der Prinzessin-Regentin von Preußen zu entwerfen. Wir wollen die Geduld der Leser nicht ermüden, obwohl der Gegenstand einer viel ausführlicheren und eingehenderen Besprechung werth erscheint. Die Sprößlingin Carl Friedrich's wird indeß dereinst einen Biographen finden, der die Lichter ihres Geistes zu sammeln Befähigung hat. Da zur Zeit der Panegyricus fehlt, so genüge die nachfolgende Skizze.

Sei es uns denn zunächst verstattet, einen Blick auf die Jugendzeit der erlauchten Frau zu werfen. Es waren heitere und glückliche Tage, welche die Prinzessin Maria Luise Auguste von Sachsen-Weimar und Eisenach im elterlichen Hause verlebte. Die Tochter des damaligen, Literatur und Wissenschaft verehrenden Erbgroßherzogs von Weimar, Carl Friedrich, und der nicht minder kunstsinnigen russischen Großfürstin, Maria Pawlowna, erwuchs sie im Kreise einer fürstlichen Familie, welche sich für alles Große, Wahre und Schöne mit warmem Herzen zu begeistern wußte. Mit ihren Geschwistern, einem jüngeren Bruder, dem gegenwärtig regierenden Großherzog Carl, und einer älteren Schwester, Maria Luise, der jetzigen Gemahlin des Prinzen Carl von Preußen, im innigsten Seelenverkehr und in friedlichster Harmonie der Gedanken lebend, nur oft höhere geistige Ziele verfolgend, als jene, wuchs sie zur Freude ihrer fürstlichen Eltern und Geschwister in geräuschloser Stille, in Schönheit und Anmuth gleich einer Blume empor, die das Auge des

Digitized by Google

Kenners trotz ihrer Verborgenheit doch zu finden und zu würdigen versteht. Das hat ihre nachmalige Vermählung bekundet. Wenn sie einherschritt in majestätischer Haltung — denn schlank und hehr war ihre Gestalt, wie erhaben ihr Sinn — durch die Gärten des großherzoglichen Schlosses, da ruhte manches Auge mit Entzücken auf ihr, und wenn sie die Locken von der Stirn schüttelte, feurig und rasch, und die blitzenden Augen erhob zu einem neu angekommenen Kunstwerk, welches die Gärten und Parks um Weimar oder Jena schmücken sollte, da ahnte mancher Kenner des menschlichen Geschlechts, der auch auf ihrem Antlitz die Zukunft zu lesen verstand, im Voraus, welche Bedeutsamkeit für die Geschichte der Cultur erwachsen würde aus der Entwickelung dieser jungen geistvollen und liebenswürdigen Fürstin. Nicht langsam keimten ihr die Gedanken zu, früh erlangte sie eine geistige Reife. Wie ihr Körper zeitig seine Reize entfaltete, so auch trieb frühe liebliche Blüthen ihr Herz, ihre Seele, ihr Charakter. Mächtige Wirkung auf Geist und Gemüth der jungen Fürstin übte die Treue der Eltern aus, welchen vor Allen diese Tochter recht an's Herz gewachsen zu sein schien, in der sie so herrliche Naturanlagen wahrnahmen und so seltene Begabungen, daß dieselben zu ganz ungewöhnlichen Hoffnungen berechtigten. Die junge Prinzessin, das behaupten alle Jene, die das Glück hatten, ihrer Jugend lehrend und berathend zur Seite zu stehen, hatte von den Tagen ihrer ersten Kindheit an eine mächtig und unaufhaltsam aufkeimende Regsamkeit, Rührigkeit und Energie, und eine ungemeine Empfänglichkeit für Alles und Jedes, was dem Gebiete der intellektuellen Atmosphäre zugehörte. Neigung und Anlage gingen bei ihr, der anmuthig-raschen und geistig-strebsamen, stets Hand in Hand. Sie zeichnete, componirte und dichtete selbst, weil sie Liebe für Malerei, Musik und Dichtkunst besaß. Alles Schöne und Seltene zog sie in den Kreis ihrer Cultur und Pflege. Anstrengungen stießen sie nicht ab; es übte vielmehr eine magische Lockung auf ihren starken Geist aus, denselben sich zu unterziehen und sie kämpfend zu besiegen. Im wunderbaren Einklang finden wir sie hierin, wie in Allem, was Charakterstärke und Seelenadel betrifft, mit dem Erwählten ihres Herzens, da auch jüngsthin die bedeutsamen Worte aus dem Munde des Prinz-Regenten vernommen wurden: Schwierigkeiten sind für mich nur da, um überwunden zu werden!

Man vergönne es uns, noch einen Moment bei dem Jugendleben der trefflichen Fürstin zu verweilen. Die Einflüsse der Heimath sind für jeden Menschen bedeutsam. Daß in Weimar, jener in der Culturgeschichte Deutschlands ewig denkwürdigen Stadt, die Wiege der Prinzessin Auguste gestanden, übte jedenfalls auch auf sie und ihre geistige Entfaltung jene geheimnißvolle Einwirkung, der kein Sterblicher sich entziehen kann. Aber diese Einwirkung war bei der Empfänglichkeit, welche die Fürstin für alles Schöne mit auf

Digitized by Google

die Welt gebracht hatte, und welche durch die Einflüsse der Erziehung genährt wurde, eine solche, die herrliche und goldene Früchte für sie und Diejenigen trug, welche spätere Orts- und Zeitverhältnisse zu ihr in Beziehung setzten. Die Jugendtage im elterlichen Hause zu Weimar, die Tage, wo sie als heranwachsendes Kind im harmlosen Genuß freundlicher und friedlicher Eindrücke auf dem lieblichen Schlosse Dornburg über der Saale, im hainbekränzten Wilhelmsthal bei Eisenach, oder im Prinzessinnengarten zu Jena geweilt, die Tage endlich, wo ihrem jungfräulichen Geist zuerst das Verständniß des Schatzes aufging, den sie an Goethe, dem aufmerkenden Freunde und liebevollen Pfleger ihrer Anlagen, besaß — jene Tage, sie blieben ihr ewig dankenswerth und unvergeßlich. Daher wie einst, hält sie auch heut noch fest an dem Glanz und der Glorie jener Culturperiode, welche ihr Großvater Carl August, der Freund Goethe's, Schiller's, Wieland's und Herder's, als ein deutscher Augustus und Mäcen zugleich, stiftete, im Verein mit ihrer nicht minder berühmten Großmutter, jener Herzogin Amalie, der von hundert Dichterzungen Gepriesenen und jeder Lobpreisung Werthen. Wir werden am Ausgange dieses kurzen und nur flüchtig skizzirten Lebensbildes noch einmal eine willkommene Gelegenheit haben, auf diese der Literatur mächtig zugewandte Geistesrichtung der Frau Prinzessin-Regentin zurückzukommen.

Goethe schon ahnte und anerkannte die seltenen Vorzüge der Fürstin. Er hat diesem ihn beseelenden Gefühle der Verehrung und Zuneigung für die lebenvolle Prinzessin in seinen Werken selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt durch Widmung einiger bedeutungsvollen Verse, die er ihr zu ihrem Geburtsfeste überreichte. Er schrieb sie mit eigener Hand unter einen Kupferstich der Aurora, den die Prinzessin in warmer Pietät für den großen Dichterfürsten bis heute als ein heiliges und unvergeßliches Angedenken in ihrem Schreibpulte verwahrt. Goethe wählte die Aurora, andeutend durch so sinnige Spende die nach Freiheit ringenden Flügelschläge der jungen Fürstin, deren Geist schon damals die Höhen des Himmels erflog. Auch Carl Ludwig von Knebel, der gewandte Dichter und Denker, der kunstgelehrte Heinrich Meyer, und alle die übrigen Freunde, die sich wie freundliche und glanzhelle Sterne um die Ursonne Goethe's sammelten, wirkten mit zur Hebung, Klärung und Veredlung der ureigenen, schöpferischen Ideen, welche aus dem Geiste der feurigen jungen Fürstin emporstiegen. Dazu wußte der treffliche, ihr jüngsthin zu größtem Leidwesen durch den Heimgang zu seinen Ahnen entrissene Vater, der regsamen Tochter Erzieher und Pflegerinnen auszuwählen, welche durch besonnene Leitung die Strahlen eines Geistes zu sammeln verstanden in den festen und richtigen Brennpunkt, von wo aus sie die Welt erhellten und erwärmten, ohne zu verflackern und sich nutzlos zu zerstreuen. Solche Einheit der intellectuellen Richtungen führte herbei ihr Religionslehrer, Dr.

Digitized by Google

Horn, ein Freund und Schüler Herder's, auf welchen Deutschland mit Hochschätzung blickte, und in diesem wohlthuenden Sinne wirkte auch auf die lebhafte Imagination der Fürstin die Professorin Batsch, die Wittwe jenes von Goethe viel belobten Botanikers. Beiden blieb die Prinzessin in treuer und liebevoller Anerkennung dankbar ergeben, bis der Tod sie ihr entnahm. Ueberwachend aber den Bildungsgang der Tochter ruhte das Auge der fürstlichen Eltern unablässig auf dem Amte jener Erzieher mit, und erleichterte denselben in gefühlvollster Aufmerksamkeit ihr Werk. Vor Allem stand der Prinzessin die kaiserliche Mutter, eine Schwester jenes ritterlichen Alexander, getreu und liebreich zur Seite. Von ihr hatte einst Schiller geweissagt, daß die Weimar'schen Musen eine gleiche Gönnerin an ihr besitzen würden, wie einst an den Herzoginnen Amalie und Luise, und Wieland hatte sie, wie jedem Literaturfreunde bekannt, in feurig-anerkennenden Strophen besungen.

So ward die Prinzessin in würdigster Weise vorbereitet für den erhabenen Beruf, der ihr zufiel, als Se. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm von Preußen sich am 16. Februar 1829 mit ihr verlobte und sie zu seiner Gattin erkor. Wer erinnert sich nicht noch jenes 10. Juni des gedachten Jahres, als unter dem Jubelruf des versammelten Volks die Weimar'sche Fürstin ihren feierlichen Einzug in Berlin hielt, im Beisein der damaligen Kronprinzessin, nachmaligen Königin von Preußen, um am folgenden Abend auf dem Königlichen Schlosse in Gegenwart ihrer eigenen hohen Eltern und der preußischen Königsfamilie, sowie beider kaiserlichen Majestäten von Rußland, dem Prinzen Friedrich Ludwig anvermählt zu werden! Und wer nicht entsänne sich des 10. Juni 1854, wo nach 25jähriger glücklich geführter Ehe, die Feier der silbernen Hochzeit des prinzlichen Paares eine gleiche Begeisterung in allen Gauen Preußens und Weimars hervorrief!

Wie herrlich, wie segensreich war diese Ehe! Einem Prinzen war die geistvolle Fürstin verbunden, über welchen die Königin Luise, seine Naturanlagen früh erkennend, die denkwürdigen Worte schrieb: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder, verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm.“

Eines solchen Gatten, der mit ernstem und ruhigem Blick die Ziele seines Strebens abwog und verfolgte, der sich durch keine Hemmniß beirren ließ, sondern energisch einherschritt auf der Bahn, die er als die richtige und zweckdienende erkannt hatte — eines solchen charaktervollen und ehrenfesten Gatten bedurfte die Prinzessin Auguste. An der Hand eines Schwächlings würde ihr feuriger Sinn zwar nicht erlahmt und erloschen sein — das stand nimmer zu befürchten — aber sie wäre, was die Seite des Gefühls betrifft, unbefriedigt und unglücklich gewesen. So durfte ihr Herz lieben, denn ihr Geist konnte verehren. Und mit welcher Innigkeit ver-

Digitized by Google

galt sie dem hohen Erwählten ihres Herzens die tausend Aufmerksamkeiten seiner Liebe!

Treu, fest und anhänglich stand die Prinzessin an der Seite des Gatten, dessen Glück sie durch Lebhaftigkeit der Ideen, Anmuth des Umgangs und weise Auswahl der Kreise erhöhte, welchen sie die fürstlichen Salons eröffnete. Wie sie in Weimar sich mit den Coryphäen der Literatur umgab, so fanden auch in Berlin großgeistige Bestrebungen willfährige Anerkennung. Wie ihre Eltern und Großeltern ein Athen an der Ilm geschaffen, so half sie selbst mit der Schnellkraft und Rüstigkeit ihres Geistes Steine herantragen, um ein Athen an der Spree zu erbauen. Mißblicke von Oben her und Bespöttelung gesinnungsloser Kritiker aus dem Volke brachten wohl momentane Stockungen und Störungen hervor, die Hochzwecke der Bildung und Gesittung aber wurden im Auge behalten und an dem begonnenen Gebäude der Intelligenz fortgebaut.

In Berlin, der ersten Stadt Deutschlands, was Humanität und Aufklärung betrifft, waren alle Bedingungen zur Bereicherung der Culturen des Geistes gegeben. Die Pflanzschule war da, man durfte nur kundigen Gärtnern Vollmacht ertheilen, um große Entwickelungsphasen zu bewirken. Das war der Prinzessin eine schöne und liebe Aufgabe. Und das machte ihr die neue Heimath theuer. Wie Jeder, dem ein neuer großer Wirkungskreis zu Theil fällt, die alten Sphären der Betriebsamkeit vergißt, aus denen er getreten, so fühlte sich auch die Prinzessin Auguste schnell heimisch im neuen Vaterland. Auf sie trafen ein dieselben Worte Schiller's, die derselbe in der „Huldigung der Künste" der Mutter der Prinzessin geweiht:

Ein schönes Herz hat bald sich heimgefunden,
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt;
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande;
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Wurden dem hohen Geiste der Prinzessin die Ziele der Kunstbestrebungen je einmal verkürzt oder verkümmert: so fand ihr Gemüth Entschädigung durch das Vollbewußtsein eines sicheren Besitzes, durch das Hochgefühl der Liebe. Sie war ihr geworden, sie blieb ihr. Darauf konnte sie fest und heilig bauen. Und jene Liebe war ihr ein sinniges Bedürfniß nicht nur, sondern auch eine sittliche Verpflichtung, eine hohe und feierliche Mission. Ja, die Anerkennung der Pflichten der Ehe, im weitesten und schönsten Sinne des Worts, das ist es, was die Frau Prinzessin vor Vielen ihres Geschlechts, die die Heiligkeit solchen Bandes verkennen, rühmlich und ehrenvoll auszeichnet. Denn groß und erhaben ist ihr Gemüth und wahrhaft fromm und christlich.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wanderung durch die Werkstätten in Frankfurt wirkender Künstler.

Von Fr. Rittweger.

(Schluß.)

Unter den Kupferstechern nennen wir:

Eugen Ed. Schäffer,

(geboren 1806 in Frankfurt a. M.),

genoß seinen ersten Unterricht im Städelschen Institute und ging später auf die Münchener Akademie, wo er sich hauptsächlich unter der Leitung von Cornelius, der ihn auf das freundschaftlichste in seiner Familie aufnahm, weiter ausbildete. Nach diesem Meister stach er 10 Platten, welche alsbald seinen Ruf weit verbreiteten und ihm den Namen des deutschen Marc Anton verschafften. Unter diesen Blättern führen wir namentlich die Unterwelt, die Nacht und die Schicksalsgöttinnen, Romeo und Julie und Scenen aus Dante's göttlicher Comödie ꝛc. auf. Nach Veit's Wandgemälden führte er die Stiche: die Einführung des Christenthums, so wie die beiden schönen Neben- und Einzelfiguren Italia und Germania aus. Nach demselben Meister auch den heiligen Thomas, von welchem er sechs Platten gestochen. Bekannt sind ebenfalls seine Stiche: das Leben der Euphrosine und die heilige Genofeva ꝛc. Sein größtes und am meisten ausgeführtes Werk ist die Raphael'sche Madonna della Sedia. (Im Verlage von B. Dondorf hier.) Mit diesem Werke hält kein anderer vorhandener Stich desselben Gegenstandes den Vergleich aus. In keinem ist der geistige Schwung, das Beseelende des Originals mit solcher Wahrheit und mit solcher Größe der Auffassung charakterisirt und wiedergegeben, als in Schäffers herrlichem Blatte, und es wird von Kennern und Künstlern als der beste Kupferstich anerkannt, der je in dem Bereiche dieser Kunst geschaffen wurde. Seine Madonna und das Christuskind, die größten Figuren, die bis jetzt in solcher Ausführung gestochen wurden, sind gewiß auch die vollkommensten, die je ein Künstler durch den Stichel erschuf.

In der Madonna della Sedia liegt der herrlichste Zauber der Anmuth, wie ihn Raphael vielleicht nicht zum zweiten Male dargestellt hat, und um so größer muß Schäffers Arbeit erscheinen, die den hohen Geist und die ganze Seele jenes Werkes des berühmten Malers in solcher Meisterschaft dem Kunstfreunde vor Augen führt und ihn das Ueberwältigende und Ergreifende des Originals ahnen und fühlen läßt. Nach diesem Stiche wurden dem Künstler sechs Platten nach Ghirlandajo und Raulbach zur Ausführung bestellt.

Gegenwärtig sieht man in Schäffers Atelier außer den von allen Künstlern und Kennern hochgerühmten Zeichnungen eine über die Hälfte vorangeschrittene Platte der Madonna del Terranova in Neapel, welche noch größer ist als die Madonna della Sedia; in gleicher Weise vorangeschritten finden wir einen Abdruck der Poesie von Raphael, ein Blatt, dessen Reiz wir jetzt

Digitized by Google

schon im vollsten Maße anerkennen müssen, und eine der Vollendung nahe Platte jener berühmten Madonna von Raphael, die nur von Wenigen gesehen, sich über der Schlafstelle der Großherzogin von Toscana in Florenz befindet, welche Besitzerin derselben ist.

Eugen Schäffer steht eben nicht allein als der erste Kupferstecher Deutschlands da, er ist unbedingt der erste lebende Meister und vielleicht der größte seit Mark Anton in diesem Felde der Kunst. Am Städelschen Institute wirkte Schäffer 18 Jahre als Professor, und er bildete während dieser Zeit 17 Schüler heran, deren Namen selbst Gewähr für die hohe Meisterschaft ihres Lehrers leisten und die stets mit der größten Achtung und Hochschätzung seiner gedenken, und dankbar die Gediegenheit und Aechtheit des künstlerischen Fundamentes, das er ihnen beigebracht, anerkennen.

Wir erlauben uns noch darauf hinzuweisen, daß eine Berufung Schäffers zu der durch den Tod Steinla's erledigten Lehrstelle der Kupferstecherkunst in Dresden eine kleine Anerkennung seiner herrlichen Leistungen wäre.

J. Eissenhardt,

(geb. 1824 in Frankfurt a. M.),

trat als Schüler in das Städelsche Institut und bildete sich dort für die Kupferstecherkunst unter der Leitung des Professors Eugen Schäffer aus. Eissenhardt ist ein vortrefflicher Zeichner, er weiß Wahrheit und Leben getreu wiederzugeben, und seine schönen Portraitbilder in seiner eignen unabhängigen Manier in Kreide ausgeführt, zeugen ebensowohl von seinem Auffassungstalente, als sie kräftige und sprechende Abbilder der Natur darstellen. Als Kupferstecher ist er durch einen größeren Stich nach Paul Veronese bekannt. Von seinen übrigen Arbeiten heben wir die kleineren Stiche nach Scholl's meisterhaften Zeichnungen zu den deutschen Dichtern, die Frankfurter Portraite, das Portrait des bekannten Kunst- und Literaturfreundes Carl Jügel und neuerdings die 12 Stiche nach Bildern, welche der Frankfurter Kunstverein für seine Verloosung angekauft, hervor. Eissenhardt ist eben mit einem größeren Stiche einer Madonna von Steinle, welche sich im Besitze des Herrn Senators Bernus hier befindet, beschäftigt. Die Platte, so weit wir sie fertig gesehen, verspricht das Original in seinen Effekten und Tinten treulich wiedergeben zu wollen, und wird ihm gewiß an Wärme nicht nachstehen.

Jacob Ludwig Guhl,

(geboren 1822 in der Rheinpfalz).

Seine ersten Studien machte er auf der Akademie in Düsseldorf, und widmete sich anfänglich unter Schirmer's Leitung des Landschaftsmalerei. Später ging er zur Kupferstecherkunst über und nahm thätigen Antheil an den Arbeiten in dem Atelier des Kupferstechers Frommel in Carlsruhe, aus

Digitized by Google

welchem eine große Zahl landschaftlicher Kupferstiche hervorgingen und allgemeine Verbreitung fanden. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in München machte er Ausflüge nach dem benachbarten bayerischen Hochlande und nach Tyrol, wo er wieder landschaftliche Studien machte. Unter vielen anderen Stahlstichen heben wir eine Ansicht des Klosters Limburg hervor. Vor mehreren Jahren lithographirte er die Zeichnungen von Peter Becker, welche als Rhein-Album (24 Blätter) bei May und Wirsing hier erschienen und seine Fertigkeit auf dem lithographischen Felde bekunden. Seine letzte große vollendete Arbeit ist ein Kupferstich nach C. Fohr's reizendem Blatte „Heidelberg." Er weicht in dieser Arbeit vollständig von dem in letzterer Zeit eingehaltenen Wege der Kupferstecherkunst ab und sucht in einer eigenthümlichen, etwas breiten Manier den Charakter des Fohr'schen Originals wiederzugeben. Das Blatt hat bereits eine ziemliche Verbreitung gewonnen, und es verdient die technische Ausführung eine noch weit allgemeinere Beachtung, als dies bisher geschehen. Gegenwärtig beschäftigt sich Buhl mit der Lithographirung von Städteansichten aus der Pfalz, die er selbst nach der Natur aufgenommen.

Karl Deucker,

(geboren 1799 in Wiesbaden),

war früher mit der Ausführung von Stahlstichen für die heftweise erschienenen Mittheilungen über Natur, Geschichte ꝛc. beschäftigt. Nach deren Beendigung beschäftigten ihn die Professoren Felsing in Darmstadt und Eugen Schäffer hier mit Nebenarbeiten ihrer Werke. Später übernahm er selbst den Stich zweier Platten nach Veit und Steinle, und bewies darin den außerordentlich geübten Techniker. Ein weiteres Blatt ist die Wiedergabe eines lieblichen Bildes von Professor J. Becker, worin die Zeichnung indessen schwächer gelungen ist. Die Landschaft darin, welche von vieler Kenntniß und trefflichem Studium zeugt, ist von dem in Bornheim lebenden Kupferstecher **Herrchenhan**, dessen künstlerisches Talent und Streben leider nicht genügend gewürdigt wird.

Im Felde der plastischen Kunst wirken:

E. von der Launitz,

(geb. 1794 in Kurland),

wollte zuerst die cameralistische Laufbahn betreten und studirte in Göttingen, von dort ging er nach Rom, wo er lange Jahre weilte und umgeben von den plastischen Werken des Alterthums sich für die Bildhauerei heranbildete. Später kam er nach Frankfurt und wählte diesen Ort zu seinem beständigen Aufenthalte. Von seinen öffentlichen Arbeiten an hiesigem Orte nennen wir neben einer Anzahl von monumentalen Gegenständen auf dem Friedhofe, das

Digitized by Google

Denkmal des Senators Giolett, die in Verbindung mit Professor Zwerger gearbeiteten Statuen am Börsengebäude, von welchen, so viel wir wissen, der Land- und der Seehandel an der westlichen Fronte und die Hoffnung und Klugheit an der östlichen seine Werke sind. Ebenso die beiden Sandsteinfiguren am heiligen Geisthospitale, das Grabmal Stephans von Guaita und seiner Gattin. Ein größeres Werk von seiner Hand ist das Denkmal der Erfindung der Buchdruckerkunst, das als eine Zierde unserer Stadt und als ein ewiges Monument seines Ruhmes so eben vollendet ist. Die Hauptfiguren, Fust, Schöffer und Guttenberg, sind auf rein galvanischem Wege in Kupfer gearbeitet und gehören zu den bedeutendsten Arbeiten dieser Art. Die Nebenfiguren: Theologie, Naturwissenschaft, Musik und Industrie sind in Zinkguß mit galvanoplastischem Ueberzuge, ebenso die vierzehn Köpfe am obern Rande des Piedestals und die vier Wasserausläufe an den Nebenbauten. In der neuesten Zeit hat sich Launitz mit der Fertigung von Racenköpfen beschäftigt und bekundet darin den denkenden, wie wissenschaftlich gebildeten Künstler. Diese Arbeit rief auf der großen Münchener Kunstausstellung in diesem Jahre das allgemeinste Interesse hervor und zog dem trefflichen Meister neue Verehrung zu. Von der ungemeinen rastlosen Thätigkeit Launitz' zeugen die in Masse aufgestellten Modelle und Abgüsse in seinem Atelier.

Joh. Nep. Zwerger,

(geb. 1798 in Württemberg).

Zwerger, ein Schüler Dannecker's, hängt noch heute mit ebenso großer Liebe und Innigkeit an der plastischen Kunst, als er es als Jüngling gethan, obschon eine geraume Zeit segensreichen Wirkens hinter ihm liegt. Im Jahre 1827 kam der Künstler nach Frankfurt und erhielt 1829 die Professorstelle am Städel'schen Institute, welche er bis heute mit unermüdlichem Eifer versieht. Von seinen früheren Arbeiten wollen wir die in Verbindung mit Leeb nach Thorwaldsen's Skizzen in cararischem Marmor ausgeführten Statuen der Evangelisten Matthäus und Marcus in der griechischen Grabkapelle auf dem Rothenberg bei Unterdürkheim nennen. Von seinen hiesigen öffentlichen Arbeiten zeugen vier Figuren an der hinteren westlichen Façade des Börsengebäudes, die vier Welttheile vorstellend, in Sandstein gehauen, sowie eine große Anzahl von Grabmälern auf dem hiesigen Kirchhofe. Eines seiner bedeutendsten Werke ist ein Christus am Kreuze in colossaler Größe. Weichheit und Schönheit der Form, edler Ausdruck in den Zügen verleihen seinen Werken einen eigenthümlichen Reiz. Seine in großer Anzahl in Marmor ausgeführten Büsten sind wahr und lebendig und zeigen den scharf beobachtenden Künstler. Im Augenblicke arbeitet er an einer Büste des hiesigen Künstlers Ballenberger, die er nach dem Leben gehauen, und welche einen neuen Beweis des eben Gesagten gibt.

Digitized by Google

F. Aug. von Nordheim,

(geboren 1813 in Heinrichs bei Suhl).

Da sich seine Anlagen zum Zeichnen schon frühe zeigten, kam er in seinem fünfzehnten Jahre als Lehrling nach Suhl zu einem Graveur und Steinschneider, und in seinem achtzehnten nach Düsseldorf zu dem dortigen Münzmedailleur, um das Medaillenschneiden und das Münzwesen kennen zu lernen. Die Leistungen der Düsseldorfer Künstler und der Anblick des dort Geschaffenen und Gesammelten gaben ihm neue und ernste Anregungen zu einer selbstschöpferischen Thätigkeit, und so widmete er sich in seinem 23sten Jahre der Bildhauerkunst. Sein erstes Werk war die Copie des Christus von Michel Angele (Buonarotti) unter Professor Sohn. In den Jahren 1837—39 fertigte er kleine Büsten der vorzüglichsten Düsseldorfer Künstler, die großen Anklang fanden. Im Winter 1840 auf 41 arbeitete er im Atelier des Herrn von der Launitz hier und schuf die Statuetten der Fürstin Narischkina und der Frau von Radowitz, die ihm ausgebreitete Bestellungen und einen großen Ruf zuzogen, und in Folge dessen er sowohl nach seiner Zurückkehr nach Düsseldorf als während seines späteren festen Aufenthalts (seit 1844) hier sich mit ähnlichen Werken beschäftigte. Wir heben darunter die Büstchen und Statuetten in 1/3 Lebensgröße, der Frau von Günderrode, der Frau Bernus, der Gräfin Dönhof mit ihren Zwillingskindern auf dem Schooße, des Herrn von Jukofsky, der Professoren Veit und Steinle hervor. Ebenso führte er viele Figuren in Galvanoplastik und die Portraitfigur eines Kindes in Silber aus. Auch sind größere Büsten von ihm bekannt, darunter das treffliche Portrait des Dichters Immermann. Von seinen Basrelief-Arbeiten nennen wir die Portraite der Herren von Reutern, von Strahlendorff und Dr. Spieß. Seit letzterer Zeit beschäftigt sich von Nordheim mehr mit öffentlichen Arbeiten; wir führen an: Figurenmodell zu einem Brunnen-Entwurf von Carl Ballenberger, den Stadtadler im Theater, den Adler an dem Pumpwerke der Wasserleitung, die reizende Einzelgruppe in grauem Sandstein am Portale der Weißfrauenkirche, ein Hautrelief mit zwei Figuren, die Conversation darstellend, im neuen Casino-Lokale. Die beiden Adler in rothem Sandstein an den städtischen Kaufhäusern in der Liebfrauenstraße, die beiden Gruppen in gebranntem Thon, den Klein- und den Großhandel versinnlichend. In all diesen Werken spricht sich ein edler Styl und eine Kraft der Plastik aus, die in ihrem vollsten Maße wirkt, ohne die Formenweichheit zu beeinträchtigen. Nordheim ist ein Künstler, bei welchem man auf den ersten Blick sieht, daß ein wirkliches und wahres Streben seine Arbeiten ins Leben gerufen und daß das richtige Verständniß bei ihm zur Grundlage seines Schaffens geworden. Auch als Graveur ist von Nordheim noch thätig, davon zeugen die Stempel zu den neuen Frankfurter Vereinsmünzen, einer Dombau-Medaille, dem Siegel des Kunstvereins u. a. m.

Digitized by Google

Johann Dielmann,

(geb. 1819 in Frankfurt a. M.),

machte seine ersten Studien im Städel'schen Institute unter der Leitung des Professors Zwerger, ging später zur weiteren Ausbildung nach München, wo er Schüler von Schwanthaler wurde. Nach Frankfurt zurückgekehrt, gründete er sein eigenes Atelier, und gilt als trefflicher Meister in Bildhauer- und Schnitzarbeiten. In den Sälen vieler hiesigen Privaten finden wir seine ebenso reich ausgeführten als sinnreich erdachten Compositionen in Haut- und Bas-relief; meist sind es große Gruppirungen, den Tanz, die Conversation, gesellige Freuden ꝛc. darstellend und sind in lebendigster Weise als Wand- und Plafondstücke behandelt. Ebenso hervorragend sind seine Holzschnittarbeiten, die in ernstem edlen Styl geschaffen, von dem Studium und der Kenntniß des Künstlers Zeugniß geben.

Von andern hier lebenden Bildhauern führen wir noch die bekannten Namen **Hammeran**, **Hoffeß**, **Mohr**, **Petri**, **Schierholz** ꝛc. an.

Wir haben noch einen Zweig der Kunst zu erwähnen, welcher in der neueren Zeit wieder mit mehr Liebe gepflegt wird, nämlich die Holzschneidekunst. Von den hier lebenden Künstlern, die sich ihr gewidmet haben, nennen wir **Alexander Stix**, welcher in Wien seine ersten Versuche machte und bald eine Fertigkeit darin erlangte, die sein bedeutendes Talent und sein fleißiges Studium auf das Trefflichste zeigt. Wärme und Charakter sprechen sich in seinen Arbeiten aus, und stellen sie neben die besten, welche in diesem Felde in Deutschland gemacht werden. **F. C. Klimsch** und **Gräf** sind in demselben Zweige der Kunst bekannt und haben sich in der Composition von Vignetten ꝛc. einen bedeutenden Namen erworben.

Auf die hiesigen Architekten und ihre Bestrebungen werden wir später in einem besonderen Artikel zurückkommen.

Hiermit wäre denn unsere Wanderung durch die Ateliers beendet; wir behalten uns jedoch vor, den künstlerischen Leistungen an hiesigem Orte zu folgen und sie in Zukunft eingehender zu besprechen, und entschuldigen uns schließlich, wenn wir einige Künstler nicht genannt haben, da solche erst seit kurzer Zeit wieder in unsern Mauern thätig sind, wie **Victor Müller**, der Sohn des verstorbenen kunstsinnigen und trefflichen Arztes Dr. Müller, oder andere zur Zeit von hier abwesende wie **Jakob Maurer**, **Harveng**, **T. Andrae** ꝛc. Auch vergaßen wir eines der vorzüglichsten Werke des Professors **Oppenheim** anzuführen, Mendelsohn und Lavater vorstellend, welches sich in hiesiger Stadt befindet und eins der geistvollsten Gemälde des Künstlers ist.

Digitized by Google

Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.

Von A. Schöll.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Eingang des Dramas uns mit Epimetheus und seinem schlummerlosen Sinnen bekannt gemacht hat, tritt

Phileros,

d. h. der Liebeseifrige, auf, der junge Sohn des Prometheus. Sein Lied spricht die frohmuthige Unruhe aus, mit der er die Geliebte aufsuchte. In des Vaters Art strebt er zuversichtlich Dem zu, was ihm gemäß ist. Da aber sein Verlangen nicht auf ein Dingliches, sondern ein in sich ganzes, beseeltes Wesen gerichtet ist, kann er es nicht mit äußerlich prometheischer Vermittlung und Bemeisterung, sondern nur in der Hingebung seiner Seele sich wahrhaft aneignen, und so ist er unbewußt bereits aus dem Kreise seines Vaters hinüber in den des Epimetheus, aus dem mechanischen Zweckleben in das Reich der Seele und Seelen-Entwicklung hinüber gezogen. Epimetheus nimmt auch gleich Theil an der Stimmung des bewegten Sängers, fragt nach dem Ziel seines frühen Ausgangs, spricht sein Vertrauen an: der Liebende bedürfe des Rathes. Weil sich Dem die Ungeduld des Phileros entzieht, der Namen und Stamm seiner Geliebten nicht zu kennen gesteht, befürchtet Epimetheus, der Bedenker des Möglichen, Gefahr für ihn. Indem jedoch Phileros mit feuriger Anrufung des morgendlichen Wiedersehens, das ihn erwartet, und mit den Schlußworten: „So, wie ich zu Dir, so strebst Du zu mir!" davon eilt, preist Epimetheus ihn als beglückt durch das wahre Heil, und wärs auch nur für die schnell vorüberziehende Stunde. Dies führt den seelenvollen Alten in die Erinnerung seines Jugendglücks, wie ihm damals

Pandora

vom Olymp hernieder kam als der Inbegriff aller Schönheit und aller Gaben. Damals, hören wir, wies Prometheus, der strenge Bruder, die Himmlische weg; Epimetheus aber, im Tiefsten erregt, empfing sie als Braut.

Das prometheische Leben gibt einen Inbegriff der Schönheit, einer freien Seligkeit keinen Raum. Ihm ist das Vollkommene nur vertheilt auf ein durch die Mannichfaltigkeit der Triebe und der Dinge sich scheidendes und kreuzendes Nebeneinander und Gegeneinander von Zwecken, auf einen steten Wechsel von Bedarf, Arbeit, Genuß und erneutem Kampf. Die Arbeit kann nicht frei sein, sie muß der Natur der Dinge wie des Zwecks sich fügen und ganz bedingt das Mittel bilden. Folgt dann der Genuß, so ist er in dieser Sphäre nur Stillung eines bestimmten Bedarfs, die, so lange das Erfüllen des Bedarfes vor sich geht, als Genuß empfunden wird, in ihrer Vollendung aber verschwindet, so daß die Seele wieder leer ist, bis der wie-

Digitized by Google

verkehrende oder wechselnde Bedarf sie in eine neue Bedingtheit verwickelt. Nichts gilt als letzter Zweck; und der Werth liegt einzig in der immer neuen, nie ganz befriedigten Thätigkeit.

Der Seele aber, die auf ihr eigenes Wesen und Sein, auf reine Selbsterhebung gerichtet ist, der epimetheischen, gibt es ein an sich Vollkommenes, eine Allbefriedigung in der Liebe. Der Liebende findet, was er selbst ganz ist, Seele, außer sich in einer andern Seele, und nur so hat er sein ganzes Selbst in der Wirklichkeit. Hier hat ihm ein Wirkliches Werth, nicht, weil er es gefügt hat, nicht, weil er etwas damit erlangen kann, nicht, weil er sich es unterwirft, sondern weil es ist und so ist, daß er mit Sinn und Seele an seine Gegenwart sich verlierend erst recht zu Sinn und Seele kommt. Eine Gestalt schauen, die dem Schauenden ganz Seele ist, heißt Schönheit schauen. Epimetheus also hat in seinem Jugendentzücken die Schönheit lebendig erfaßt. Auch eine geheimnißvolle Mitgift, erzählt er, brachte die Braut herab, ein wunderwerthes

Gefäß.

Als Pandora das Siegel des Gefäßes brach, entschwebten ihm blitzend und dampfend bewegte Bilder, reizend liebliche, erhaben feierliche, mannichfaltig im Rauche sich verschmelzende. Epimetheus rief, ihm sei Pandora wahr und wirklich, was diese Luftgestalten nur vorspiegeln, und indeß diesen das junge Menschenwolk nacheilte, um sie zu haschen und immer sich getäuscht sah, umfaßte er, nichts Anderes verlangend, die gottgesandte Gattin: „Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick."

Es versteht sich leicht, daß jene flüchtigen Gebilde aus dem Gefäß Pandorens die Ideale sind, die bloßen Formen des Vollkommenen und Seligen, die am Dunstkreis der Schönheit fließen. Die Urform des Vollkommenen, die der Mensch in sich trägt, dieselbe, deren Gegenwart die Schönheit ist, tritt denjenigen Menschen, die ihre Gegenwart nicht haben, erregt durch erfahrene einseitige Reize und durch die Triebe vermißter Bedürfnisse, als bewegte Einbildung, glühend ohne geschlossenen Umriß, anziehend ohne Bestand, launenhaft wandelbar in die Seelenlücken der Unbefriedigung. Lebend vom Nachgefühl und der Ahnung des Nichtvorhandenen schweben diese Einbildungen über der Wirklichkeit. Denn tritt ein Wirkliches in Sinn und Verstand, so verschlingt seine Bestimmtheit ihr Traumleben. Und erreicht ein Verlangen, dem sie mit Bilderzügen dienten, die sie seiner Richtung entnahmen, das ihm gemäße Wirkliche, so schwindet in der Sättigung die Richtung, die sie nährte; die Befriedigung selbst findet in der Wirklichkeit ihr Ende, die überall bestimmt und begrenzt, nirgends der Unbestimmtheit und Grenzenlosigkeit der Ideale eine Wohnung beut. Da sie im Unwirklichen, im ungestillten Verlangen ihr Dasein haben: wie sollten sie je das Verlangen wirklich stillen können. Da sie aber ihre Wurzel haben in der Ahnung vollkom-

Digitized by Google

mener Befriedigung und jede wirkliche vorübergehend und unvollkommen ist, erneut sich am wiederkehrenden Begehren immer wieder ihr täuschendes Dasein. Wir erfahren daher nachher aus Prometheus' Rede, daß er die Menschen zurückrief von diesem Verfolgen der nutzlosen Rauchgebilde; wie dies die Weise des Zweckverstandes ist, daß er den Menschen aufs Nöthige und Nützliche sich beschränken lehrt.

Aber auch Epimetheus hat sich nicht trügen lassen von den Luftspielen der Ideale. Er hat die gegenwärtige Schönheit lebendig ans Herz gedrückt. Dies Glück nennt er die süße Fabel seines Lebens: also den Gesammtsinn alles Köstlichen in seinem Leben — und doch ist auch ihm, wie wir gleich erfahren, Pandora wieder entschwunden. Wie konnte er sie, warum mußte er sie verlieren?

Pandora entzog sich dem Epimetheus,

weil ihrer Natur nach die Schönheit nicht der bleibende Zustand natürlicher Menschlichkeit sein kann.

Wie immer es komme, daß ein Mensch von ganzer Seele ergriffen und in ganzer Seele befriedigt wird, sei es im Naturentzücken des Frühlings oder im begeisterten Zusammenfassen gehaltvoller Wahrheit, im glücklich wagenden Jugendmuth, im Seelen-Austausch völliger Liebe: in solchen Momenten ist ihm, weil er harmonisch und seine Seele ihm Bildniß für die Welt ist, die ganze Welt harmonisch, die Schönheit allgegenwärtig. Unnöthig aber zu sagen, daß solche Momente in der raschen Veränderung des Lebens unter den Widersprüchen, die zum Grundcharakter der Wirklichkeit gehören, keinen Bestand haben können, und die Hauptkette unserer Tage aus Kämpfen und Entsagen, Trachten und Verlieren besteht.

Wenn aber immer auch verschwunden, bleiben die Momente genossener Schönheit dem seelenvollen Menschen, wie der Dichter sagt, seine süße Lebensfabel. Er hat darin erfahren, daß ein Vollkommenes ist und daß es Grund und Höhe seines Wesens ist. Dieser höchste Anspruch bleibt ihm, und es muß ihm die wandelnde Wirklichkeit zur immer wieder nachklingenden Erinnerung und verheißenden Mahnung daran werden; wie das Lied, mit welchem Epimetheus entschlummert, so wunderschön ausdrückt:

Jener Kranz, Pandorens Locken,
Eingedrückt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umschattet,
Ihrer Augen Gluth gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da sie sich längst entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.
Doch er hält nicht mehr zusammen;
Er zerfließt, zerfällt und streuet
Ueber alle frischen Fluren
Reichlich seine Gaben aus.

Digitized by Google

(Schlummernd:)
O, wie gerne bänd' ich wieder
Diesen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
Wär's zum Kranze, wär's zum Strauße,
Flora-Cypris, deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beisammen. Alles löst sich.
Einzeln schafft sich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.
Pflückend geh' ich und verliere
Das Gepflückte. Schnell entschwindet's.
Rose, brech' ich deine Schöne,
Lilie du, bist schon dahin.

Wie die Titanen natürliche und sittliche Elementarwesen sind, so drückt sich hierin sehr wohl der Charakter des Epimetheus als elementares Wesen der Schönheit aus, welches zur Gestaltung und Vollblüthe strebt, ohne sie binden zu können.

Ist so die Unbefriedigung des Epimetheus aus dem Grunde, weil er der ganzen und freien Befriedigung nicht vergessen kann, uns deutlich geworden, so stellt sich gegentheils eine Befriedigung durch entschlossene Einseitigkeit in Prometheus dar, und in dem Triumphlied seiner

Schmiede.

Sie achten das Wirkliche nicht an sich, sondern wie sie es brauchen können, am höchsten das Feuer, als Hauptmittel der Arbeit, in deren Dienst und Beschränkung sich ihr Verstand und ihre Thatkraft behagen. Der Gesang der Hirten schließt sich an, die gleichfalls auf ihre Art das Natürliche nützen. Sie lassen sich von den Schmieden das Messer zum Rohrschneiden, den Speer gegen Wolf und Feind, die Metallflöte zum Zeitvertreib fertigen. Dies Leben ist tüchtig, aber seine Befriedigung immer ans Aeußere gebunden, durch Mittel und Hindernisse getheilt und gestört. Daß in diesem Kreise der werkthätigen Selbstbehauptung niemals Friede werde, daß die Kraft, die sich zur Erhaltung ihres animalischen Lebens an der Natur übt, auch zum Kraft- und Uebermachtversuch aneinander, zum Krieg führe, spricht Prometheus bewußt aus. Ueberall ist neben der Nahrungs-Arbeit der Krieg die erste Schule zweckthätiger Cultur. Schon hegt Prometheus in seiner Sippschaft einen solchen Stamm, dem es hier zu eng, und der entschlossen ist, auf Eroberung auszuziehn. Für diese sollen, gebeut er, seine Schmiede jetzt vor Allem die Waffen fördern, die sie noch brauchen, um dann sofort aufzubrechen. Mit einem Blick auf den Bruder, den gedanken- und sorgenvollen, gesteht er, daß dieser nicht allein, sondern ebensowohl der nach außen Thätige in seinem Kreise zu dulden und zu leiden habe.

Nun folgt die höchst anmuthige Scene, wo dem Epimetheus die eine seiner Töchter, ein Ausfluß seines Bundes mit Pandora, und eine schwebende Mittlerin zwischen ihm und der Getrennten, tröstlich in seinem Halbtraum erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zum Gedächtniß des fünfzigjährigen Todestages der Frau Rath Goethe

(13. September 1858).

Frankfurt, du edle Stadt der deutschen Grenzen,
Nah, wo der Rhein von fremder Zung' uns scheidet,
Wo Rebenhügel süßen Most kredenzen
Und sich der Blick an bunten Thälern weidet,
Der Taunus dort in sanftem Zug den hellen
Gesichtskreis durch sein schattig' Bild belebt,
Und hier der Main mit krausem Spiel der Wellen
Gen West dem Vater Rhein entgegenstrebt:

Du Länderpforte, wo von West und Osten
Geschied'ne Völker friedlich sich begegnen,
Um nah' ringsum Genesungsfluth zu kosten
Und heimwärts ziehend ihre Kraft zu segnen:
Sie All' beschreiten deiner Brücke Bogen,
Von der ‚der große Karl' herniederschaut;
Wie, lebend, einst er an des Stromes Wogen
Und deinen Zinnen stolz den Blick erbaut: —

In deiner Mauern lebensreger Mitte
Ruht stillumschränkt ein Friedhof gleich Oasen;
Kein Friedhof mehr, und doch bei jedem Schritte
Zeigt sich ein Denkmal zwischen Busch und Rasen.
Geweihter Ruhplatz einst geliebter Todten —
Ein Spielplatz junger Lebenslust du nun,
Wo zwischen Bildern, die der Ernst geboten,
Sich sonnt der Kindheit frühlingsheitres Thun.

Dort liegt, ganz nah' beschreib'ner Eingangspforte,
Ein rother, flacher Stein auf einem Grabe.
Du stehst und weilst — und fühlst dich an dem Orte
Gefesselt wie von einem Zauberstabe:
Denn auf dem epheuüberwölbten Steine
Besagt die kurze Inschrift schlicht und gut,
Daß unter ihm, vom freien Staat am Maine
Geehrt, des großen Dichters Mutter ruht.

Ein halb Jahrhundert ging bereits zur Rüste,
Seit sie Dich hier zu ewiger Ruh' gebettet,
Als spät Dich von des stürm'schen Lebens Küste
Ein mild Geschick in diesen Port gerettet.
Vom Lebensmahle satt gingst Du von hinnen;
Der Stern der „freien Stadt" zog niederwärts;
Hoch der des Sohns vor den verklärten Sinnen —
Abschiedbereit stand still Dein Mutterherz.

Ein Mutterherz! — wie größer kein's hienieden,
Des Sohnes Drang vertrauend, je geschlagen.

Digitized by Google

Als Gattin wahrteſt Du des Hauſes Frieden
Und ſchützteſt doch des Lieblings Geiſtestagen.
Die „Frohnatur“, die „Luſt zum Fabuliren“,
Womit Du früh des Knaben Sinn gepflegt:
Sie ſind es, die des Mannes Werke zieren,
Wofür den Dank er Dir auf's Grab gelegt.

Nicht auferzogen blos, haſt ihn genähret
Mit Deiner Lebenskraft und Seelenfülle,
Haſt ſeinem Jugendmuthe nicht gewehrt,
Nur ihn gelenkt zu ſchöpferiſcher Stille.
Natur und Geiſt, ſie ſtanden Dir zur Seite,
Daß Du der Knospe Treiben früh erkannt;
Sie geben, als Dein Erbtheil, das Geleite
Ihm durch der Dichtung wunderbares Land.

Und wie er ſich den reichſten Kranz erſungen,
Der eines deutſchen Dichters Schläf' umwindet:
So hat, von frohen Ahnungen durchdrungen,
Dir früh dein Geiſt dies ſchon voraus verkündet.
Ja, du verſtandeſt ihn, als das Gefieder
Zu eig'nem Flug erhob ſein Genius,
Und fand'ſt im freien Schwunge ſeiner Lieder,
Du Bibeltreue, heitern Gottgenuß.

Und wie den Geiſt Du kannteſt und ſein Walten,
So faßteſt Du mit klaren, friſchen Sinnen
Des Lebens leicht bewegliche Geſtalten,
Nahmſt freudig Theil an jedem Frohbeginnen.
Nichts war Dir fremd, was nur ein Herz bewegte,
D'rum traten Dir ſo viele Herzen nah';
Wie edler Fürſtenſinn Dir Freundſchaft hegte,
Deß zeugen Auguſt und Amalia.

Und ſollten wir der Lieb' und Treu' vergeſſen,
Die Du dem Ort, der Dich gebar, getragen?
An dem Dein Stolz ſich ſonnte ungemeſſen,
Den Du erſt recht geliebt in Unglückstagen?
Wohl lockten Dich, da ſchwere Wetter drohten,
Des Sohnes Worte, doch Du wicheſt nicht;
Du hörteſt ſtill der Sendung holde Boten,
Und bliebeſt — bis Dir ſchwand des Tages Licht.

So werde weit denn in Germaniens Gauen,
Die Du ſo vielfach preiswerth Dich erwieſen,
Als eine Zierde unter deutſchen Frauen,
So lang die deutſche Sprache gilt, geprieſen.
Noch viel Geſchlechter mögen in dem Steine
Ein Denkmal ſchau'n von ſelt'nem Liebeswerth,
Und Deine Vaterſtadt ſtreb' im Vereine,
Dich treu zu ehren, wie Du ſie geehrt!

Karl Eitner. (Weimar.)

Digitized by Google

Unterhaltungen.

— Die Herder'sche Buchhandlung in Freiburg hat ein neues „**Wörterbuch der deutschen Sprache** von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage von Ch. Fr. L. Wurm“ angekündigt, wofür das ganze Manuscript schon vollendet ist, und nur noch der letzten Ordnung bedarf. Die bereits erschienene erste Lieferung läßt eine durchaus tüchtige Leistung erwarten, die der Sprachwissenschaft unserer Zeit zur Ehre gereicht, und eine weite Verbreitung wünschenswerth macht. Wir sind darin einverstanden, sagt der Verfasser in der gediegenen ausführlichen Vorrede, worin er den Standpunkt seines Werkes genauer charakterisirt, „daß Grimm's Wörterbuch als erster breiter Untergrund einer neuen deutschen Sprachforschung, als ein Sprachschatz in vollem Sinne des Wortes die höchste Anerkennung verdiene, daß die deutsche Lexikographie von da an einen neuen Zeitraum datire. Ohne diese außerordentlich reichlich fließende Sprachquelle würde meiner Arbeit nicht blos ein großer guter Theil wissenschaftlichen Stoffes abgehen, ich schulde derselben zugleich die Ausdehnung meiner literarischen Bekanntschaft und die an der Berührung und Vergleichung eines gediegenen Materials mit dem eigenen gewonnene Befestigung und Orientirung in der Methode derartiger Arbeit. Von dieser Seite beschränke ich den besseren Theil meines Verdienstes mit Bereitwilligung auf die Vermünzung und Incursetzung der gewonnenen Ausbeute.“ Und später, nachdem er über den ihm zu Gebote gestandenen handschriftlichen Nachlaß Schmellers gesprochen, sagt er: „So mit hat dieses Wörterbuch den überaus glücklichen Beruf, die Ergebnisse einer Zusammenstellung des reichen und gerade an den geheimsten Bildungen früherer Zeiten reichen Schmeller'schen Schatzes, des Grimm'schen Füllhorns und des eigenen vieljährigen Erndte-Ertrages den Freunden unserer Sprache darzubieten.“ Der Verfasser hat ein Publikum im Auge, „welches mit den weitläufigen Sprachkenntnissen ausgestattet, im Stande ist, an seiner eigenen Bildung zu arbeiten; welches Geist genug besitzt, sich das Warum und Wie bekannt zu machen. Diesem Publikum den Lichtenbergischen Grundsatz, daß der Mensch einmal in seinem Leben über jedes Wort nachgedacht haben sollte, leicht und geläufig zu machen, ihm zur Förderung des Darstellungsvermögens, wie zum Verständniß des Anzueignenden ein Gehülfe zu sein, ein Gehülfe, dessen Dienste durch treue Gewohnheit ihre Würdigung finden wollen, ist die Bestimmung dieses Wörterbuchs. Zu diesem Zwecke wurde jedem Artikel diejenige Bearbeitung und Abrundung gegeben, daß er von formaler und materialer Seite betrachtet, ein ganzes Bild in seinem Rahmen darstellen und als solches sich am füglichsten betrachten lassen sollte. Sobald mehrere Lieferungen vorliegen, gehen wir auf eine ausführlichere Anzeige ein, und empfehlen vorläufig das Unternehmen einer besonderen Aufmerksamkeit.

— **Charakterzug aus dem Leben der gegenwärtigen Kaiserin von Rußland.** Uns wurde jüngst von authentischer Seite her von der Kaiserin von Rußland, früheren Prinzessin von Hessen-Darmstadt, eine Anekdote erzählt, die eine weitere Bekanntwerdung verdienen dürfte, da sie einen nicht unwichtigen Charakterzug aus der Lebensgeschichte der hohen Frau bildet, welche die große Mission, die ihr geworden ist, zu verstehen scheint und bereit ist, dieselbe würdig zu erfüllen. Man erinnert sich des Falls von Sebastopol. Kaiser Alexander II. regierte damals erst kurze Zeit Er hatte die Katastrophe, welche selbst ein Nikolaus nicht hätte verhüten können, im Geiste vorausgesehen. Dennoch, als sie eintrat, war er geistig vernichtet, und seine Kraft schien gelähmt und gebrochen. Er schloß sich in die innersten Gemächer des Winterpalastes ein; Niemand wagte ihm zu nahen. Es währte der Zustand der Apathie unerträglich lange. Man wandte sich in der Verzweiflung an die junge Kaiserin, deren Einfluß auf ihren kaiserlichen Gatten für Niemanden ein Geheimniß war. Auch vor ihr wollte Alexander unsichtbar sein. Sie drang unaufhaltsam zu ihm. Sie

Digitized by Google

findet den Kaiser sitzen, kraftlos, zusammengebrochen, Kummer und Thränen im Antlitz. Was ist Dir geschehen? ruft sie aus. Was geschehen sei, fragst Du — so lautet seine Antwort — weißt Du nicht, daß Sebastopol in Trümmern liegt? Wohl weiß ichs, spricht die Kaiserin, aber ich komme, Dir noch ein größeres Unglück zu verkünden. Er starrt sie entsetzt an, und murmelt dumpf: auch Du kommst, um mir Entsetzliches zu berichten. Ja! nimmt die Kaiserin wieder das Wort, ich habe Dir Etwas zu verkünden, was Viel schlimmer ist, als der Fall von Sebastopol. Er greift sich krampfhaft an die Stirn, springt auf und spricht: Ich bin bereit, laß hören! Sie sagt darauf mit scharfer Betonung: Der Kaiser von Rußland hat den Kopf verloren! Da scheint ein Stein vom Gemüth des Kaisers hinweggewälzt, er ermannt sich, lächelt, umarmt seine Gattin und spricht: Du hast Recht. Ich will wieder der Kaiser sein. Und fortan war der Dämon der Erstarrung von ihm gewichen. J. A.

— **Hefele's Conciliengeschichte** geht rüstig voran und reicht mit dem so eben erschienenen dritten Band bis zum Tode Karls des Großen. Durch umfassende Sammlung, kritische Sichtung und philologisch genaue Durcharbeitung des Materials gehört das Werk bekanntlich zu den bedeutendsten Leistungen der neuern kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Literatur. Hefele schildert nicht nur die äußerlich geschichtlichen Momente der einzelnen Synoden, sondern theilt auch alle Beschlüsse derselben und ihre wichtigsten Aktenstücke mit. Haupturkunden, vorzugsweise Symbola und Canones, werden im Originaltexte, die griechischen zugleich in deutscher Uebersetzung gegeben und in einem musterhaften Commentare erläutert; die Verordnungen minder wichtiger Kirchenversammlungen sind dagegen nur im Auszuge aufgenommen worden. Schon bei oberflächlicher Betrachtung ersieht man durch einen Vergleich mit Caranza, Cabassutius, Richard u. s. w. zu welch großartigen Resultaten die neuere Forschung über den Entwickelungsgang der Kirche geführt hat, und wie sehr die wissenschaftliche Behandlung des Einzelnen durch Hefele gewonnen. Das ganze Werk ist, einschließlich der Kirchenversammlung von Trient und der späteren Synoden, auf fünf Bände berechnet.

— **Graf Montalembert.** Fast hat es den Anschein, als wäre dieser Schriftsteller berufen, in den Geschicken Frankreichs eine Rolle zu spielen. Sein Prozeß und noch mehr seine Verurtheilung haben einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther seiner Landsleute gemacht. Bekanntlich lautet die Anklage gegen ihn und den Besitzer der Zeitschrift „Le Correspondant" Herrn Douniol auf Anregung zu Haß und Verachtung gegen die Regierung, Friedensstörung und Angriff gegen das kaiserliche Ansehen. Der kaiserliche Procurator sagte von Montalembert, „er opfert Frankreich für England." Die Anklage basirt auf einen Artikel im Correspondenten mit der Aufschrift: „Eine Sitzung im englischen Parlamente." Der Verfasser wurde zu 6 Monaten Gefängniß und 3000 Franken Geldstrafe, Douniol zu 1 Monat Gefängniß und 1000 Franken Geldstrafe verurtheilt. Montalembert ist in Paris geboren und jetzt 48 Jahre alt. Er hat, wie man hört, gegen das Urtheil des Zuchtpolizei-Gerichts Berufung eingeleitet und die kaiserliche Gnade ausgeschlagen. — e —

— **Joseph Chmel.** Dieser ausgezeichnete österreichische Gelehrte und Geschichtsforscher starb in der Nacht vom 27. auf den 28. November. Er wurde in Olmütz am 18. März 1798 geboren, war seit 1840 erster Archivar im Staatsarchive, und wurde im Jahre 1846 zum k. k. Regierungsrathe, 1847 zum Mitgliede der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt. Seine Schriften beziehen sich auf die innern Verhältnisse Oesterreichs und die deutsche Geschichte zur Zeit der Kaiser aus dem Hause Habsburg. — e —

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 50. **Frankfurt a/M.,** den 11. December. **1858.**

Inhalt. Glück. Novelle von Louise von François. (Schluß.) — **Charakterbild der Frau Prinzessin-Regentin von Preußen.** Von Dr. J. Altmann. (Schluß.) — **Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.** Von A. Schöll. (Forts.) — **Unterhaltungen:** Im Himmel und auf Erden. Frankfurter Kunstverein. Das British Museum in London. Reformbestrebungen in Preußen.

Glück.

Novelle von Louise von François.

(Schluß.)

So höre — entgegnete Rosa sich räuspernd — die Metamorphose hat eine gesunde Moral, wie Doktor Bastian zu sagen pflegt. Von Anfang also lebten wir herrlich und in Freuden; mein Herzens-Heinrich versagte mir keinen Wunsch, ließ keinen Einfall unbefriedigt, wenn ich auch just nicht sagen kann, daß er ihn mir an den Augen ablas. Es gefiel ihm nicht Alles, aber er ließ es sich gefallen; er wollte mich stillen, wie die Zuckerbäcker ihren Lehrlingen das Naschen frei geben, um ihnen das süße Zeug zu verleiden. Nun mit dem Experiment hätte er wohl noch eine Weile Geduld haben müssen, denn ich war lange noch nicht satt, als es überflüssig wurde. Ach, Ina, wie war es schön; erst in Paris und dann auch bei uns. Von einem Vergnügen ins andere, bedient wie eine Sultanin und die frischesten Moden! Der erste Einhalt kam, als Junker Heinrich sich ankündigte mit Kopf- und Zahnweh und allerlei Verdrießlichkeiten, die ich mir aber gar gern gefallen ließ in der Hoffnung auf einen lustigen Spielkameraden. Bald darauf jedoch platzte fast über Nacht jene tolle Zeit über uns los, wo Alles auf dem Kopfe stand und auch bei uns ein bischen probirt wurde, die Welt auf den Kopf

Digitized by Google

zu stellen. Ich habe herzlich gelacht, wie ich sah, daß Freund Bastian die verkehrte Wirthschaft so feierlich nahm und sich schier darüber verzehren wollte, daß die Menschen nicht ein Fünkchen klüger und besser waren als sie eben sind. Auch mein Heinrich machte ein ellenlanges Gesicht, sprach von Gefahren und Verlusten im Geschäft, von der Nothwendigkeit, sich einzuschränken und allen auffälligen Luxus zu vermeiden, um den Neid des Pöbels nicht rege zu machen.

Ein Meisterstück von einem Erziehungskniff! schaltete der Doktor ein. Die kleine Rosa fuhr fort:

Ich glaube es auch. Aber was halfs? Waren die schönen Kleider auf unseres Stammhalters Geheiß in den Schrank gehängt, so wurden nun Roß und Gefährt zum Verkaufe geschickt, wir bewegten uns zu Fuße oder per Droschke. Nun aber that der liebe Gott den großen Zug, der die Hauptaction war und blieb. Mein guter Vater starb unerwartet, für die Mutter war nur nothdürftig gesorgt, die Geschwister mußten noch aus dem Gröbsten erzogen werden. Da sagte mein herzliebster Heinrich, und Gott segne ihn dafür, daß er es gesagt und ausgeführt — rief die junge Frau mit Thränen in den Augen — deine Geschwister sind die meinen, mein Röschen, sagte er, und die kleinen Entsagungen, die wir uns beide auferlegen müssen, um in schwerer Zeit eine starke Familie zu versorgen, sollen eine Freude mehr werden in unserem Leben. Für jedes Brüderchen und Schwesterchen, das wir in unseren Hausstand aufnehmen, geben wir eine Ueberflüssigkeit daran und ertauschen uns ein Glück. An Stelle des Schmetterlings entläßt du deine Jungfer und begnügst Dich mit Schwester Anna's Hülfe beim Anzug, für welche hinwiederum der Faulenzer von Kammerdiener aus dem Hause tritt. Soll einmal ein Besuch angemeldet werden und mein alter Johann ist just mit Holzspalten oder dergleichen Nothwendigkeiten beschäftigt, wird unser Bär ihm schon gefällig die Thür öffnen, höchstwelchen zu einem tüchtigen Studenten vorzubereiten wir allenfalls nur die Loge im Opernhause zu opfern brauchen. Ich fiel meinem Manne um den Hals, Bär, Anna und Schmetterling und der kleine Wilhelm obendrein zogen in unser Haus, die gute Mama hatte nur noch für Zwei zu sorgen, und Gott weiß, wie leicht ihr mein Heinrich auch diese Sorge werden läßt.

Er gesteht aber doch, mit seiner Großmuth ein rentables Geschäft gemacht zu haben — fiel der Doktor ein — und hat berechnet, daß eine häusliche Frau mehr einbringt, als vier Kinder dem Geldbeutel kosten.

Sollte ich mich ganz und gar von ihm beschämen lassen? rief Rosa aus. Als er für mich allein zu sorgen hatte, konnte ich Schmuck und Bequemlichkeit wohl annehmen, denn was er für mich that, geschah ja für ihn selbst, weil Mann und Frau Eins sind, wenn sie sich lieb haben, versteht sich. Nun war es aber auch billig, daß ich ihm die Bürde tragen half, die er

Digitized by Google

um meinetwillen auf sich geladen, und so habe ich mich, um vor meinen eignen Augen zu bestehen, in ein Hausmütterchen umgewandelt, ohne jedoch die lustige Rosa darüber aufgegeben zu haben.

Und Vetter Heinrich in einen generösen Familienvater, ohne den glücklichen Spekulanten verleugnet zu haben, ergänzte der Doktor.

Katharine mußte lächelnd an ihres Freundes Vorhersagung denken: das streckt sich, das schränkt sich ein und findet sich am Ende immer leidlich genug zurecht. Beate aber sagte:

Ja, nicht bloß Ihr, sondern so sind wir Alle, die wir uns vor zwei Jahren über unsere Meinung von Glück zu verständigen suchten, Andere und anders geworden, als wir damals waren und dachten, ohne doch im Grunde unsere Natur geändert zu haben.

Die Tochter des stolzen Grafen darbt und ringt in ihrer Mansarde von Paris — fiel Bastian ein — das Häuschen der sanften Adele steht wohleingerichtet, aber leer der Bewohner harrend, für die es bestimmt, und sie, die sich so herzlich nach einem bescheidenen Heimwesen sehnte, pflegt in fremdem Lande ihren unruhigen Helden, dem damals die Welt zu enge schien, und der nun vielleicht sein Lebtag traurig an Krücken einherschleichen wird.

Und Doktor Bastian — schaltete Rosa scherzend ein — welcher der Zeit bei ihrem Zahnproceß beistehen wollte — —

Schweigen wir davon — unterbrach sie Herr Peterson — und denken wir daran, daß nicht Alle unter uns nur aufgeben und entsagen mußten, sehet meine gute Beate und mich — —

Seid Ihr nicht etwa auch Andere, seid Ihr nicht ein Paar geworden? — rief Rosa — riecht es Dir noch immer wie Kalbsfüße vor der Nase, Onkel? Nein, nein, wir sind Alle verändert, bis auf Eine. Nur Katharine ist die Alte geblieben; sie ist noch dieselbe, sie hat noch dasselbe —

Aber sie nennt es nicht mehr Glück! flüsterte Katharine, nur von Bastian verstanden.

Das Mittagessen, dem sich Heinrich und einige Bekannte zugesellten, verging unter heiteren Mittheilungen; aber Katharine konnte eine trübe, ahnungsvolle Stimmung nicht bannen. Nach dem Essen trat sie rasch auf den Vater zu mit den Worten:

Gib, ich bitte Dich, den Plan nach Redau zu fahren, nicht auf; Bastian sehnt sich, das Kind wieder zu sehen, Beate, ihrem Freund Lebewohl zu sagen; ich begleite Euch und kehre morgen mit Euch zurück.

Herr Peterson wollte Einwendungen machen, die Ermüdung der Reise für sie vorschützend, aber sie beharrte; eine unstillbare Sehnsucht trieb sie, wenngleich sie sich kaum der Hoffnung hinzugeben wagte, daß ein Wiedersehen dem geliebten Freunde erwünscht sein werde, oder ihn wohl gar bestimmen könne, seinen ernsten Entschluß aufzugeben.

Digitized by Google

So fuhr sie denn mit den Eltern und Bastian und langte, ehe es dämmerte, bei dem Haltepunkte der Eisenbahn an, von welchem sie zu Fuß nach dem unfernen Gute zu gehen gedachten. Sie fanden auf dem Bahnhofe eine unruhige Bewegung. Es brennt in Redau! rief man den Wohlbekannten von verschiedenen Seiten entgegen. — Im Dorf? — Nein, auf dem Schlosse — im Gartenhause — im Asyl! schrie es wirr durch einander. Katharine blickte angstvoll auf den Freund, dessen Liebstes bedroht sein konnte; sie sah ihn einen Augenblick bleich wie im Boden gewurzelt stehen, dann aber sprang er auf eine Spritze, die schon von der Stadt zur Hülfe gefahren kam, und jagte davon, ohne ein Wort zu sagen. Die Anderen folgten zu Fuß so schnell sie konnten, Katharine voran; eine unsägliche Angst lieh ihr Flügel, ihr war, als ob Alles auf dem Spiele stehe, wenngleich sie sich sagen mußte, daß, waren nur die Kinder gerettet, das Feuer in dem einzeln stehenden Gartenhause und der herrschenden Windstille wenig Gefahr drohe.

Schon im Park leuchtete die rothe Gluth, qualmte der Rauch ihr entgegen, hörte sie das Läuten der Sturmglocke, das Kreischen und Tosen der Menge. Doch begegnete ihr Niemand, von dem sie Auskunft hätte erlangen können. Sie sah aus der Ferne Kirche und Pfarrhaus still und lautlos zwischen den blühenden Bäumen, sie preßte die Hand gegen das Herz, der Gedanke durchrieselte sie, daß das Unglück, dessen Zeugin sie werden sollte, ihr den Unvergeßlichen gegenüber führen werde, welchen sie ohne dasselbe vielleicht nicht wiedergesehen haben würde. Bangte ihr? freute sie sich? hoffte sie gar? Sie stand einen Augenblick still, wie um sich zu prüfen; dann sagte sie zu sich selbst: Nein, ich täusche mich nicht, ich würde ihm die Hand reichen können wie einem alten Freunde; die Wünsche sind verklungen und ich wäre ruhig genug, um ohne Kampf in seiner Nähe zu leben. Aber er? — Sie stand am Ausgange des Parkes nach dem Garten; hier war die Terrasse, wo sie einst die Seine geworden, jetzt bot sie einen freien Ueberblick über die Stätte des Unheils. Sie stieg die Stufen hinan. Noch aber hatte sie die kleine Anhöhe nicht erreicht, als ein gellender Schrei sie von Kopf zu Füßen erbeben machte. Der Weheruf: Mein Kind, mein Kind! schrillte zu ihr herauf.

Das ist Bastians Stimme! rief sie, und ohne Besinnen stürzte sie den Abhang nieder und nach dem Orte der Gefahr; sie drängte sich durch das Gewühl und stand in wenigen Augenblicken dem von oben bis unten lodernden Hause gegenüber. Bastian stürzte an ihr vorbei, mit einigen Männern eine hohe Leiter tragend, auf welcher er in das brennende obere Stockwerk zu steigen versuchte. Hier mußte sein Kind sein, das einzige, das nicht gerettet war. Aber die Leiter wurde oben jäh von den Flammen erfaßt. Es ist unmöglich! schrie man ihm von allen Seiten zu und suchte ihn zurück zu halten. Alle Hoffnung schien geschwunden, Bastian stand inmitten der Leiter, konnte nicht vorwärts, wollte nicht zurück. Da erschien oben auf dem wan-

Digitized by Google

lenden Söller, eine Feuersäule hinter sich und unkenntlich in eine Rauchwolke gehüllt eine Gestalt und eine Stimme rief herunter: Das Kind, das Kind! fangt es auf!

Erasmus! schrie Katharine und sank bewußtlos auf ihre Knie.

Ein durchdringender Schrei der Menge, der einer augenblicklichen Todtenstille folgte, weckte sie aus ihrer halben Betäubung, und sich vom Boden aufraffend gewahrte sie Bastian in einiger Entfernung, das Kind, welches er auf halber Höhe der Leiter in seinen Armen aufgefangen, fest an seine Brust gedrückt. Noch wußte er nicht, ob es leben werde, ob der Rauch es erstickt. Sie drängte an ihm vorüber mit irrem Blick nach einem Andern suchend.

Wo ist er? rief sie verzweifelnd; aber in demselben Augenblicke entdeckte sie ihn, von der Menge umdrängt, seitab auf dem Rasenboden gebettet. Sie warf sich über ihn, in Todesangst die leblose Gestalt umklammernd. Wie mit einem Zauberschlage hatte das unruhige Toben sich gelegt, Keiner kümmerte sich mehr um das brennende Haus, Keiner wagte zu athmen, alle Blicke hafteten gespannt auf der Stelle, wo der Unglückliche lag. Man hörte nur das Prasseln der Flamme, das Krachen der zusammenstürzenden Balken.

Katharine war die Erste, welche die nothwendige Fassung wieder gewonnen; auf ihren Wink faßte man den Regungslosen und trug ihn nach ihrem Zimmer im Schloß. Sie selber stützte seinen Kopf, der schlaff herabhängend an ihrem Herzen ruhte. Man legte ihn auf ihr eignes Ruhebett und eilte hülfesuchend nach Bastian. Dieser trat bald darauf ein, das Kind noch immer in seinen Armen haltend. Sein Anblick hatte etwas Geisterhaftes, als er seinen Liebling sorgfältig auf dem Sopha zu betten suchte. Inmitten ihrer Bewegung durchzuckte Katharinen die Erinnerung an jene Entscheidungsstunde, wo sie das Kind auf dieselbe Stelle gelegt. Bastian trat schwankend auf sie zu und sagte aber ruhig mit verhaltenem Zittern: Die Hülfe kam zu spät, mein unglückliches Kind ist todt!

Todt! — rief Katharine mit stechendem Schmerz, aber ohne sich von ihren Knieen zu Haupten des Freundes zu erheben — todt! und Er?

Bastian untersuchte den Leblosen mit der ruhigsten Sorgfalt. Es mußte fast ein Wunder scheinen: als Keiner es mehr wagte, hatte er suchend nach dem bedrohten Kinde das lodernde Haus durchirrt, doch sah man keine Brandwunden und kaum waren Haar und Kleider gesengt.

Gottes Engel hat seinen Heiligen geschützt! sagte ein alter Mann aus der Gemeinde, der Empfindung der das Zimmer füllenden, angstvoll harrenden Menge Worte gebend. Katharine wagte hoffnungbelebt auf Bastian zu blicken, schnell aber breitete es sich wie ein Todtenschleier über ihr Gesicht, sie las ihr Urtheil in seinen Zügen.

Sein Schicksal erfüllt sich — sagte er leise nach tiefem Schweigen —

Digitized by Google

er, der nicht leben konnte für den geliebtesten Menschen, stirbt für ein armes, verachtetes, für ein todtes Judenkind!

Kaum daß er diese Worte gesprochen, als Erasmus die Augen aufschlug; seine Blicke schweiften einige Minuten im Zimmer mit wildem Glanze, wie in unsäglicher Qual, dann hafteten sie plötzlich mit verklärtem Ausdruck auf Katharinens vielgeliebter Gestalt, und ein rother Strom entquoll seinem Munde. Ein Blutgefäß war in seiner Brust verletzt, als er, nachdem er das Kind in Bastians Arme geworfen, sich selber durch einen Sprung vom Söller vom Feuertode zu retten gesucht.

Er lebte noch mehrere Tage, ohne Schmerzensausdruck und mit sichtbarem Bewußtsein, wenn auch sprachlos. Katharinens Nähe schien ihn zu beglücken. Sie wich nicht von seinem Lager, und mehr als einmal suchte er mit letzter Kraft ihre Hand an sein Herz zu ziehen. Am dritten Morgen, als eben die Sonne aufstieg, gewann er noch einmal seine Sprache wieder.

Ich bin elend, mir ist wehe, Herr, schütze mich mit Deiner Kraft! betete er leise vor sich hin. Dann aber richtete er sich plötzlich in die Höhe, sein Antlitz war wie beseligt.

Ach, Katharine — rief er laut — sterben, sterben ist schön!

Ein neuer Blutstrom drang aus seinem Munde, sein Kopf fiel zurück, er war nicht mehr.

So oft aber Katharine, die ihr geliebtes Thal fast nie mehr verläßt und mit warmer Hingebung in demselben die Träume ihrer Jugend zu verwirklichen sucht, das weiße Kreuz auf seinem Hügel über die Pforte ihres Gartens ragen sieht, sagt sie zu sich selbst:

Wir suchen, Er hat gefunden, Er ist glücklich und Er allein!

Charakterbild der Frau Prinzessin-Regentin von Preußen.

(Schluß.)

Ein Anderes, was wir hervorheben möchten, ist die mütterliche Tugend der hohen Frau. Von Anfang an unausgesetzt hat sie der Erziehung ihrer beiden Kinder sich mit der größten Sorgfalt angenommen. Die Wahl der erziehenden und lehrenden Personen, die Wahrheit und Innigkeit des Verhältnisses derselben zu den fürstlichen Kindern, der Plan selbst in seiner sittlichen und folgerichtigen Zweckmäßigkeit, ihre Nähe und Aufmerksamkeit in der Selbsttheilnehmung an allen diesen Verhältnissen waren so ernstlich und ausdauernd als heilsam ihre Pflicht- und Herzenssache. Dies ist um so mehr anzuerkennen, als es nicht an Schwierigkeiten und Hindernissen in Folge des Einflusses von Gewohnheiten und Herkömmlichkeiten, deren Geltendmachung versucht wurde, gefehlt hat, und die nur durch eben so große Vorsicht und

Digitized by Google

Geduld als Festigkeit überwunden werden konnten. Parteien der Stabilität und des Rückschritts versuchten zu manövriren, selbst am Hofe der Prinzessin von Preußen, ihre Taktik mißlang an dem wahrhaft königlichen Sinn und der Ehrenhaftigkeit jener Frau, die vom Weimar'schen Hause her Geschmack an Freiheit der Ideen und Sinn für ächte Humanität mit in die neue Heimath getragen hatte. Sie versagte dem Pietismus den Eintritt in die reinen Hallen ihres Palastes, und Diejenigen, welche die Umkehr der Wissenschaft predigten, wurden mit scharfem Blick überwacht, auf daß sich keinerlei Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder geltend mache, der zum Nachtheil ihres Geistes oder ihres Herzens ausfalle. Ihre königlichen Kinder, längst der mütterlichen Pflege entwachsen, und jetzt die Vertreter eigner hohen Ziele und Bestrebungen, werden für sie, die treue Behüterin ihrer Jugend, stets in Dank und Verehrung entbrannt sein. Ist doch auch die Begründung jener Herzensbündnisse, an denen die königlichen Kinder sich heutiges Tags erfreuen, mit ein Werk der mütterlichen Liebe und Fürsorge. Denn auf den anmuthigen Promenaden des lieblichen Baden-Baden, welches die Prinzessin mit ihrer Tochter Louise, seit sie in den Rheinlanden lebte, alljährlich besuchte, und wo sie durch ihre edle Einfachheit und Leutseligkeit die Herzen aller Kurgäste für sich zu gewinnen wußte, entspann sich, wer weiß, ob absichtslos oder durch eine Fügung der Geschicke, deren Fäden geschickt von hoher Hand gewoben wurden, jene Bekanntschaft der Prinzessin Louise mit dem Regenten, jetzigen Großherzog von Baden, die — eine reizende Hofidylle! — den Herzensbund beider Wesen, die für einander geschaffen waren, und ihre Vermählung herbeiführte. Und mit welcher mütterlichen Sorgfalt wahrt die hohe Frau jene Perle, die das poetische Inselland Albion, welches ihr immer theuer gewesen, jüngst erst für ihren Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm, nach Berlin herantrug! Und dürfen wir bezweifeln, daß auch hier das sorgsame Auge einer liebenden Mutter die Wahl des Sohnes, in Anerkennung der Pflichten, die ihm, als einstigem Könige von Preußen, erwachsen würden, geleitet habe? Victoria, die Königin-Mutter, aber soll, als sie in diesem Sommer ihre Lieblingstochter, die junge Victoria, nunmehrige Gemahlin jenes Prinzen Friedrich Wilhelm, in Potsdam und dem schönen Schlosse Babelsberg besuchte und die Liebe wahrnahm, welche alle Glieder der königlichen Familie umschlang, ihren Entschluß gesegnet haben, der sie zu Anfang dieses Jahres dahin führte, ihr entscheidendes Ja zu dem Ehebündniß des Paares zu geben, welches sie jetzt in herrlichster Harmonie und ohne Beengung des Formenthums und kleinlicher Etikette schön vereinigt sah. Denn auch hier wußte die Prinzessin sich großsinnig nachsichtig zu erweisen, und den jungvermählten Liebenden sollte nicht Zwang und Convenienz durch die Ehe erwachsen, sondern Genuß am Leben und wahre, warme Herzensfreude, die selbst nur wieder zur Lösung hoher Aufgaben und zur Erfüllung heiliger

Digitized by Google

Pflichten befähigen kann. Und so sehen wir die hohe Frau überall im häuslichen Kreise von Anbeginn ihrer dortigen Wirksamkeit an mit Umsicht und Einsicht regieren und walten, ohne daß je ein Uebergriff in jener Wirksamkeit und ein Heraustreten aus der Sphäre der Weiblichkeit sich kenntlich machte. Vielmehr wahrt sie Jedem, mit dem sie zusammen lebt, das ihm zukommende Recht, abhold erweist sie sich jedem Drucke und jeder geistigen Bevormundung, und nichts ist ihrem hohen, die sittliche Freiheit des Individuums ehrenden Sinne mehr zuwider, als Schmeichelei und Heuchelthum, es nahe ihr nun, von welcher Seite es wolle. Wer zu ihr tritt, darf und soll sein Haupt frei erheben, wie sie selbst gern herniedersteigt an das Herz der Nation, welche schon tausend Proben ihrer Leutseligkeit und Liebe empfing. Wem ist nicht jene Huld und Anmuth noch in Erinnerung, womit die Prinzessin von Preußen, die Ausstellung der Embleme in Berlin besuchend, die Magistratsmitglieder anredete, und Frage an Frage thuend, und sich für alles irgend Wichtige interessirend, eine viermalige Umschau hielt, durch jene Säle der Akademie, welche die meisten Berliner selbst nur einmal betraten? Nichts Werthvolles entging ihrem stets kunstgeübten Blick, nichts Wesentliches ihrem für Forschung allezeit erschlossenen Sinn.

Sich das Auge verdeckend mit der Hand schritt sie durch die Säle dahin. Dies, meine Herren, sagte sie mit Huld, will ich mir auf spätere Besuche versparen. So viel Schönes könnte meinen Sinn heut nur ablenken, da ich die Aufmerksamkeit sammeln muß, um die Eindrücke nicht zu schwächen. Und dann, auf die kleinsten Details der Ausstellung eingehend, verrieth sie eine Sachkenntniß, die Alle in Erstaunen setzte und, stets Dank sagend für die Theilnahme, welche die Residenz ihrem Sohne und seiner Anvermählten geweiht, wußte sie so viel Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Wesens zu entfalten, daß die Liebe für die hohe Frau sich von Tag zu Tag steigerte und zur Begeisterung wuchs, deren Flamme, da sie auf so reinem Herde entbrannt war, von ihrer Glut nichts eingebüßt hat bis zum heutigen Tage.

Aller Augen blicken jetzt, wie damals, mit Hoffnung wie mit Verehrung auf die königliche Frau, in deren Hände gegenwärtig Rechte und Pflichten gelegt sind, deren Tragweite nach der gegenseitigen Liebe sich bemessen läßt, welche das treue Volk der Preußen, das angestammte Erbe ihres Hauses, mit ihr selber verkettet. Aber wir möchten weiter gehen und sagen, nicht Preußen allein blickt auf sie mit Erwartung und Spannung: die ganze deutsche Nation ist es, welche der Prinzessin-Regentin und ihrem erhabenen Gemahl in den gegenwärtigen Tagen eine ungetheilte und stets wachsende Theilnahme zuwendet. Ein hiesiger Literat, welcher dem Leben des Prinz-Regenten jüngsthin eine biographische Skizze gewidmet, wählte zum Motto seiner Schrift die schönen Worte des deutschen Historikers Johannes von Müller: Es gibt unempfängliche Zeiten, aber was ewig ist, erlebt immer seine Zeit. Wir möchten

Digitized by Google

ebenfalls auf diese Worte deuten. Die Tage für Deutschland sind gekommen, wo es seine Pietät für das königliche Paar, welches jetzt die Geschicke Preußens zu leiten berufen ist, frei und offen bekunden darf. Ein Umschwung der Verhältnisse ist erfolgt, mit ihm ein Umschwung der Ideen. Ein Thronwechsel kann zum Argen führen, aber auch zum Guten. Und wo der Garantien so viele und herrliche geboten sind, wie durch die Gesinnung, Ehrenhaftigkeit und Charakterstärke Derer, die gegenwärtig die Regierung in Preußen führen, und ein Wort mit einzusprechen haben bei der Vertretung der deutschen Interessen, da darf man Läuterungsprozesse erwarten, welche die historische Atmosphäre von mancher politischen Schwüle reinigen und befreien. Wir sind hier angelangt bei einem gewichtigen Punkte der Betrachtung, der unserm Herzen theuer ist. Wir möchten mit ganzer Liebe und Lust die Blicke Preußens und der deutschen Nation zurücklenken auf eine Zeitepoche, die in der Geschichte des deutschen Vaterlandes ewig unvergeßlich ist. Wir möchten für einen Moment das Jahr **1849** vor unser Gedächtniß heraufbeschwören. Wir möchten aufmerksam machen auf jene ernstlich-theilnehmende, geistvoll-eingehende Aufmerksamkeit der Frau Prinzessin von Preußen für die zu dem Prinzen von Preußen eingeladene Deputation der Frankfurter Reichsversammlung. Damalige Correspondenzen, und besonders die gehaltvollen Artikel der zu jener Zeit unter Mitwirkung von Gervinus, Dahlmann, Ernst Moritz Arndt, Häusser, Wilhelm Beseler, Droysen, Paul Pfizer u. s. w. in Frankfurt a/M. erscheinenden und von Heinrich Kruse redigirten „Deutschen Zeitung" geben davon eine begeisterte Schilderung. Höchst wichtig und charakteristisch für die Frau Prinzessin-Regentin sind jedenfalls die Worte, wodurch sie sich bemühte, den niederschlagenden Eindruck, welchen die Antwort des Königs auf die Reichtagsabgeordneten hervorgerufen, zu verwischen. „Sagen Sie es in Frankfurt und überall, wohin Ihr Weg Sie führt, daß mein Herz stets warm für die große deutsche Sache schlagen wird." Diese Worte richtete die hohe Frau beim Abschied an die Frankfurter Deputation, welche bekanntlich nach Berlin gekommen war, um in einer großen und ernsten Zeitepoche, welche Einheit des Sinnes und eine gemeinsame Lenkung der vaterländischen Interessen unter einem Scepter zu erfordern schien, dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzutragen, und die, wie nicht minder bekannt, von Friedrich Wilhem IV. bei der am **3.** April **1849** stattgehabten Audienz im königlichen Schlosse zu Berlin in einer so ausweichenden Weise beschieden worden war, daß der Bescheid einer Ablehnung gleichsah. Die Prinzessin von Preußen, welche an den Bewegungen der Zeit und den Interessen des Vaterlandes zu jeder Zeit und so auch damals den innigsten Antheil nahm, war in ihrem Gemüthe schmerzlich und tief bewegt. Als ihr hoher Gemahl die Deputation der constituirenden Versammlung in seinem Palais am **5.** April empfing, konnte sie es sich nicht

Digitized by Google

versagen, bei der Vorstellung zugegen zu sein, und hier war es, wo sie die oben erwähnten schönen und klaren Worte, die deutlich genug ihre Ideenrichtung offenbarten, und die ein ewig denkwürdiges Dokument in der Lebensgeschichte dieser Fürstin bleiben werden, aussprach. Die Reichstagsabgeordneten waren voll ihres Lobes und konnten nicht genug die herzgewinnende Weise ihres Verkehrs rühmen. Nachdem die Prinzessin sich alle Mitglieder der Deputation einzeln hatte vorstellen lassen, unterhielt sie sich lange Zeit mit jedem Einzelnen, am wärmsten und huldvollsten aber mit dem greisen Arndt, dem Sänger des gefeierten allbekannten Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland", und mit dem Präsidenten der verfassunggebenden Versammlung und dem Sprecher der Deputation, jenem in den späteren Berliner Kammern so gewichtig hervortretenden Eduard Simson, welchem Goethe schon eine schöne und beherzigenswerthe Aufmerksamkeit zugewandt hatte, da jener noch in jungen Jahren war. Die Prinzessin, ihm huldvoll die Hand reichend und in Erinnerung seiner Beziehungen zu dem auch ihrem Herzen nahestehenden Goethe, sprach: Sie zollen auf würdige Weise Goethe für die Liebe, die er zu Ihnen hatte, Dank.

Die Frau Prinzessin wollte durch diese, wie durch die obigen Worte, die wir nicht genug betonen können, in edler und offener Weise Rechnung tragen jener begeisterten Stimmung, in welche ihr erhabenes Herz versetzt worden war durch die welthistorische Wichtigkeit des Augenblicks, — eines Augenblicks, wie ein solcher nur alle Jahrhunderte in der Geschichte der Menschheit wiederkehrt. Ihr hoher Sinn war, wie sie selber bekennt, entglüht für die große, gemeinsame Sache des Vaterlandes. Sie, wie ihr erhabener Gemahl, hätte, wir zweifeln nicht daran, den Muth gehabt, dem Rufe der Weltgeschichte zu folgen. Sie fühlte es tief und erfreut, daß hier die Gedanken der ächten Hohenzollern in Harmonie ständen mit der erhabenen Richtung, die durch das Herz nicht nur des gesammten preußischen Volkes ging, sondern die auch den bei weitem größten Theil der ganzen deutschen Nation einmüthig mit stolzen Hoffnungen auf den Königsstamm, welcher in Berlin thronte, erfüllte. Tiefbewegt über das Fehlschlagen solcher Ideen wollte Sie wenigstens besänftigen, vermitteln, versöhnen, Balsam träufeln in Wunden, welche geschlagen waren ohne ihre Schuld und ihre Mitwirkung, ja gegen ihre Wünsche und Erwartungen.

Wir fügen am Schlusse dieses kurzen Lebensbildes, dem wir gern und freudig eine weit größere Ausdehnung gewidmet hätten, dafern nicht Raum und Richtung dieses vielen Kulturzwecken gleichzeitig dienstbaren Blattes zu berücksichtigen gewesen wären, noch eine, vielleicht nur Wenigen bekannte Notiz bei, welche ebenfalls wichtig und wesentlich sein dürfte zur Charakteristik dieser geistvollen Frau.

An den Erinnerungen, welche ihre nächsten Vorfahren mit den rühmlich-

Digitized by Google

sten Erscheinungen deutscher Bildung verknüpfen, hängt die Frau Prinzessin von Preußen mit warmer und hingebender Pietät. Sie hat diese Gesinnung darin dokumentirt, wie sie im elterlichen Schloß im Eingangsraume zu jenen Zimmern, welche ihre Frau Mutter mit Gemälden nach den großen Dichtern Weimars hat schmücken lassen, ihren Antheil durch ein hier niedergelegtes zierlich geschriebenes Gedenkbuch gewählten Inhalts bezeugt hat. „Den Heroen der Vergangenheit" ist der Titel dieses Albums. Ein geistvolles Vorwort von Alexander von Humboldt eigenhändig geschrieben (Potsdam den 15. Juni 1849) bezeichnet die Denkwürdigkeit der klassischen Epoche Weimars. Zur gleichen Zeit eigenhändig niedergeschriebene Gedanken der Frau Prinzessin selbst sprechen den Sinn aus, in welchem sie die folgenden Stammbuchblätter vereinigte. Diese beginnen mit den Namen: „Herzogin Amalie, Großherzog Karl August, Großherzogin Luise", die in Farben nach Art von Miniaturen geziert und mit Randzeichnungen begleitet sind, welche einen Ausspruch, meist von Goethe, über jede dieser fürstlichen Personen einfassen. Dann die verzierten Namen: „Schiller, Goethe, Wieland, Herder", und bei jedem ein Autograph des betreffenden Dichters. Hierauf unter der Ueberschrift: „Weimars Eigenthum" die Namen Derjenigen, die in diesem Zeitraum in irgend einer erheblichen Wirksamkeit daselbst angestellt oder wohnhaft waren, mit Bezeichnung ihres Fachs und beigefügten Jahreszahlen. Weiter unter dem Titel „Jena" eine Zusammenstellung der akademischen Größen, welche eben damals in dieser Nachbarstadt sich hervorthaten. Ferner ein Widmungsblatt mit der Aufschrift: „Weimars Gäste von 1775—1830." Zum Schluß eine „Beschreibung und Erklärung der Dichterzimmer." Diese einfachen Anhaltpunkte für das Gedächtniß eines so mannichfaltigen und so bedeutenden Verkehrs bezeichnet die Frau Prinzessin in der Einleitung als eine Auswahl zur Uebersicht, dieser Deutung die Worte vorherschickend: „Herzogin Amalie, das großherzogliche Paar Karl August und Luise wußten durch die Anziehungskraft ihrer persönlichkeit hervorragende Männer der deutschen Heimath und des Auslandes in den beschränkten Kreis ihrer Residenz einzuführen, welcher in Verbindung mit dem benachbarten Jena, der berühmten Pflanzschule der ursprünglichsten und höchsten Geisteserichtungen, mannichfaltiger wirken und inniger verbinden konnte, als es damals ein größerer Schauplatz vermocht haben würde." Der Anführung noch werther, weil sie den Zusammenhang dieser Liebe des vaterländischen Bildungsruhmes mit dem weiteren geschichtlichen Blick und der nationalen Gesinnung der Frau Prinzessin andeuten, sind die vorausgehenden ersten Sätze ihrer Zueignung. Wir können es uns nicht versagen, sie wörtlich mitzutheilen: „Die folgenden Blätter", so schreibt die hohe Frau eigenhändig,

Digitized by Google

„sind der Erinnerung an eine Epoche gewidmet, die zu den denkwürdigsten der deutschen Geschichte gezählt werden darf, weil sie in Bezug auf das öffentliche Leben den Uebergang aus den Zuständen des verflossenen Jahrhunderts in das jetzige bildet, in geistiger Hinsicht aber eine Reihe großer Zeitgenossen vereinigt hat, die, Sternen gleich den nächtlichen Pfad erhellend, den Blick nach oben ziehen und dem Leben der Völker nur in einzelnen großen Momenten beschieden sind. — Ein historisches Bild der Zeit vor der französischen Revolution, der Sturm- und Drangperiode, welche die geistige Bewegung auf Deutschlands Gebiet hinüberleitete, der Kämpfe und Drangsale zu Anfang dieses Jahrhunderts, in welchen der nationale Sinn Deutschlands erstarkte und die Palme des Sieges errang, endlich der politischen Neugestaltung in ihrem Gedeihen und in ihrer Verkümmerung bis zum Schlusse des dritten Decenniums — ein so weit umfassendes Bild konnte dieses Gedenkbuch nicht aufnehmen. — Nur eine Auswahl von Namen sollte den Einfluß andeuten, welchen Sachsen-Weimar auf das deutsche Staatsleben, wie auf Wissenschaft und Kunst ausgeübt hat, als es für Deutschland ein Mittelpunkt volksthümlicher Entwickelung wurde, würdig der Vergangenheit Thüringens, das schon im Mittelalter und zur Zeit der Reformation einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geschichte behauptete."

Dies schrieb die vortreffliche Frau. Und was hätten wir diesen Zeilen hinzuzufügen, die ja deutlich genug ihre Geistesrichtung und den weitgeöffneten Kreis ihrer Ideen offenbaren! Sie steht der Literatur und der Poesie nicht fern, sie lebt und webt mit ihnen in herzinniger Theilnahme und mit liebevoller, anregender und fördernder Vertrautheit. Sie ist Schutz und Schirm der Kunst wie der Wissenschaft. Allen Sphären des literarischen Wirkens wendet sie die hohen Blicke forschend und leitend zu. Welche Kunsthalle von irgend einer Wichtigkeit, welche Werkstätte irgend eines namhaften Meisters ist nicht eingeweiht worden durch ihren königlichen Besuch und hat nicht Worte der Liebe und Aufmunterung ertönen hören?

Daß die Frau Prinzessin ihrem Schwiegersohn, dem Großherzog von Baden, bei dessen Vermählung eine prächtig eingebundene und glänzend gedruckte Serie der anerkanntesten deutschen Klassiker verehrte und lächelnd dabei bemerkte, er möge sie nicht bloß im Schranke stehen haben, sondern auch lesen — verräth nicht auch dieser uns mitgetheilte Zug eine sinnige Aufmerksamkeit für die Schätze der vaterländischen Literatur, und den fein angedeuteten Wunsch, derselben stets neue Horizonte der Anerkennung zu eröffnen?

Digitized by Google

Die Schranken vielfacher Beengung, durch welche auch manche höchstgestellte Persönlichkeit in den Tagen der Vorzeit zu dulden hatte, sie sind gefallen. Die Morgenröthe für die freiere Entwickelung des Geistes ist angebrochen. Die Prinzessin-Regentin wird nicht mehr Verkennung zu besorgen haben, wenn sie den Männern der Wissenschaft, die ihrem Schloß in Berlin gegenüber walten, den Pfad zu ihren Hallen wegsam macht. Hoffen wir von ihrer Weisheit und ihrem für die heiligsten Güter der Menschheit erglüheten Sinn das Beste und — Mögliche, nur nicht das Unerreichbare, und unsere Erwartungen werden Befriedigung finden.

Dr. Julius Altmann.

Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.

Von A. Schöll.

(Fortsetzung.)

Elpore,

die Hoffnung, den Morgenstern auf dem Haupte, steigt vorglänzend unter Sternen am Hügel herauf. So von weitem erkennt sie der Vater, verlangend ruft er sie, die ihm Kühle fächelt, näher und näher; sie dürfe nicht, sagt sie; und als er sie doch ganz herangerufen hat, erkennt er sie nicht mehr. Entfernter erkennt er sie wieder, und abermals genaht, haucht sie ihren Kuß auf seine Stirne, rasch entschwebend. Wohin? fragt er. „Nach Liebenden zu blicken; denn sie bedürfen's, und Niemand mehr." So bringt ihr denn auch der Vater das Versprechen seines Glückes, die Wiederkehr Pandorens, ab. Nun wendet sie, die freundlich Zusagende, den Zuschauern sich zu, deren wildbewegte Wünsche ihr entgegentosen. „Reichthum", sagt sie, „Macht, Ehre — die kann das Mädchen euch nicht verleihen: hoffe Niemand solche Güter; wer sie will, ergreife sie." Aber dem Lispeln und Seufzen der Liebe horcht sie, da läßt sie fragen und bejaht, sehnlich weiterfragen und immer wieder fragen, und: Ja gewiß! ruft sie, Ja doch, ja! und Echo, da sie verschwindet, wiederholt noch: Ja doch, Ja!

Zwischen der Allvollkommenheit und dem Urbedürfniß der Seele, zwischen Pandora und Epimetheus fließt von selbst die reine Hoffnung, die himmlische Elpore. Für die Liebenden ist sie da, von ihnen wird sie empfunden; denn ihr Verlangen geht von Seele zu Seele im Zug und Geleise der Wesenverbindung selbst. Wessen Sinn aber auf Dinge gerichtet ist, auf mechanische Macht und Vorrang — wie sollte er die harmonische Bestimmung der Seele empfinden, da die seinige entäußert ist in Gier und Absicht, Hochmuth und Neid.

Digitized by Google

Aus der Erquickung durch sein eigenes himmlisches Kind wird Epimetheus aufgeschreckt von einem durchdringenden Angstgeschrei. Es ist seine andere, an seiner Seite aufgewachsene Tochter, die mit diesen Jammertönen heraneilt.

Epimeleia

übersteigt den Gartenzaun, um Hilfe rufend gegen den Mörder. Phileros stürzt ihr nach und bedroht ihren Nacken mit dem Beil. Epimetheus ruft die Tochter an sich und deckt sie, Phileros wehrt ihm, eine Verworfene zu schützen, dringt heftig ein auf die hin und her bewegte, und verwundet sie im Nacken, daß sie blutet. Verdoppeltes Hilfegeschrei ruft den Prometheus herzu, der den immer noch rachgierigen Sohn strafend erfaßt. Er nennt ihn Uebelthäter, der Ketten werth. — „Doch was bedarf's der Ketten? Dort ragen Felsen, von welchen wir die übermüthig Tobenden hinabstürzen — Jetzt lös' ich dich: hinaus mit dir ins Weite fort! Bereuen magst du oder dich bestrafen selbst."

Nun erklärt die leidenschaftliche Rede des Phileros, daß er unglücklich genug sei, die durch seine Hand bluten zu sehen, die ja seine Geliebte sei und die ihn, wie er glaubt, durch Untreue grenzenlos beleidigt. Die Macht der Schönheit, die sie noch immer auf ihn übt und von deren Geständniß er überfließt, erscheint ihm als böse Zaubergewalt. „Ich eile", schließt er, „zu scheiden, ich suche den Tod: Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein: ich habe nichts mehr, um lebendig zu sein."

Nun befragen die Väter Epimeleia. Ehe sie Aufschluß gibt, bricht sie in Klagen aus, in Klagen, die ihr ganzes Wesen ausdrücken, das Wesen der Sehnsucht, einer erschöpfenden Sehnsucht nach ewiger Harmonie. Gewiß hören wir die selbstempfundene Wehmuth des liebenden Dichters, wenn sie klagt:

Einig, unverrückt zusammen wandern,
Leuchten ewig sie herab, die Sterne,
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfächeln,
Und im Fächeln athmet Philomele,
Athmet froh mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume,
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur.
Sternenglanz und Mondes Ueberschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Und nun die Schilderung, wie Jüngling und Jungfrau einander gewahr werden, belauschen, erkennen, umschlingen —

— ein heil'ger Bund ist,
Jubelt nun das Herz, er ist geschlossen —
Ach warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!

Digitized by Google

Sternenglanz, ein liebereich Betheuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Jetzt gesteht Epimeleia, daß sie noch im Hasse des Phileros seine Liebe erkenne und liebe, und von ihm verkannt zu sein doppelt beklage. Da sie seiner harrend die Gartenthür offen gelassen, war ein Hirte hereingetreten und ward in eben dem Augenblick, wo er Epimeleia überfallend umschlang, von Phileros überrascht und tödtlich verfolgt, worauf der eifersüchtige sich eben so wüthend gegen sie wandte. Nach dem, was jetzt geschehen, fürchtet sie, ihn nie wiederzusehn. Sie verbirgt sich, um zu weinen: „Ach, wie fühl' ich's, ach, das schmerzt unendlich, wohlerworbne Liebe zu vermissen!"

So zeigt sich zuvörderst in der Leidenschaft selbst, wie diese getrennt Erwachsenen für einander bestimmt sind. Die beiden Titanen konnten sich sondern, aber die Blüthe ihres Wesens in ihren Kindern muß sich verbinden und vertauschen.

Phileros, der so muthig, so herrschsüchtig bis zur Gewaltthat das Wirkliche für sich begehrt, verliert sein ganzes Wesen an die Geliebte, und Epimeleia, deren Sehnsucht in den Alltraum der Natur zerfloß, begehrt nun friedlos des einen Jünglings. Sie hat seinen kühnen Lebensmuth in unendliche Sehnsucht, er ihren weichen Tiefsinn in das wirklichste Verlangen hineingezogen. (Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungen.

— **Im Himmel und auf Erden**: Herzliches und Schmerzliches aus der Kinderwelt von H. Hoffmann. Es klopft. Wer ist da? der heilige Nicolaus? Nein, der Verfasser des Struwelpeter. Herein! Herein! rufen sofort alle großen und kleinen Kinder, der bringt gewiß wieder eine schöne Gabe. So ist's ihr lieben Kleinen.

Ihr mögt dagegen reden und schreiben, so viel als ihr wollt — das Kind liebt nichts Abstractes, es personifizirt sich Gott und die himmlischen Heerschaaren, es malt sich die Freuden des Himmels selbst mit süßen Genüssen für Magen und Sinne aus. Es fragt wer die Lichter am Firmament anzünde, wer donnern und blitzen lasse, wer Dies und Jenes da oben vollbringe? ꝛc. Darum hat unser geistreiche Kinderfreund vollkommen recht, daß er die Engelein mit Haushalten und nützliche Arbeit verrichten läßt. Sie sollen ja ohnedies die Vorbilder unserer Kinder sein, und können unsern Kleinen daher kein besseres Beispiel geben, als daß sie Hand anlegen, fleißig mit zugreifen. Es gibt Leute die sich davor entsetzen, daß den Kindern falsche Ansichten beigebracht werden, sie bedenken aber nicht wie viele verkehrte Begriffe sie selber noch haben mögen. — Psychologisch richtig und meisterhaft durchgeführt ist die Geschichte vom kleinen Knirps. Ist nicht der ungestüme Drang, groß scheinen, nur den Erwachsenen nachthun zu wollen, jedem Knaben zur zweiter Natur geworden? Er steckt sich in Papas Kleider, nimmt Stock und Hut und Pfeife, und spreizt sich bis er dahinstürzt — verhöhnt und geheilt von seinem Wahn.

Digitized by Google

Welche herrliche Nutzanwendung enthält „das Fünfchen das spazieren ging“! Wie begierig haschen die Kinder nach den Reim-Rebus und schärfen Sinn und Verstand an der Lösung derselben, und haben sie all die Nüsse aufgebissen dann bedauern sie, daß der Vorrath schon aufgezehrt sei. Wir sind am Schlusse, wir stehen vor „dem geheimnißvollen Thore“ das alle Freuden und Genüsse in Aussicht stellt. Wir rütteln daran, es öffnet sich nicht, den Schlüssel her! Er ist nicht da. Wenn ihr recht artige Kinder seid, dann bringt ihn der Verfasser im nächsten Jahre selbst, und erschließt euch all die Herrlichkeiten, die dahinter verborgen sind. Also ja recht artig!

— **Frankfurter Kunstverein.** Unter den eben ausgestellten Gemälden zieht ein Bild von Anselm Feuerbach in Rom unsre Aufmerksamkeit auf sich. Es stellt Dante dar im Spaziergang mit edlen Frauen von Ravenna. Im Colorit wie in der Behandlung weicht es von den früheren Arbeiten des Künstlers ab, und ist in größerem historischen Style gehalten. Von L. Mecklenburg in München, ist das Bild des ehemaligen Blockhauses im Hamburger Hafen ausgestellt. Es wirkt dieses Gemälde lebendig und veranschaulicht trefflich den Eindruck und das Leben des Hamburger Hafengetriebs. G. F. Lessing giebt eine Waldlandschaft, deren Details mit Wahrheit und Wärme ausgeführt sind, dem aber ein einheitlicher Charakter fehlt. Von Albrecht Adam ist ein Bild: Radezky im entscheidenden Momente der Schlacht von Novara ausgestellt. Die handelnden Personen sind Portraite und von dem Künstler im Jahre 1848 in Mailand nach der Natur gezeichnet. Es wird von Interesse sein die einzelnen Personen zu nennen. Mit dem Feldmarschall im Gespräch ist Feldzeugmeister Heß, hinter ersterem Feldmarschall-Lieutenant Schönhals, zunächst diesem Obrist Schlitter. Durch ein Fernrohr blickt General Szwürdnick, neben ihm befindet sich Oberst-Lieutenant Leykam. Herangesprengt kommt Rittmeister Taglian und ihm entgegen Rittmeister Heitzinger, beide Ordonanz-Offiziere des Feldmarschalls. Die technische Behandlung des Bildes ist ansprechend und übertrifft bei weitem die Composition. Adolph Schreyer's Wallachische Poststation ist in der lebendigen eigenthümlichen Art dieses Künstlers gehalten und ist reich an Schönheiten und Trefflichem in Composition und Colorit. — e —

— **Das British Museum in London**, welches kaum Raum den schon vorhandenen Schätzen gewährt, ist neuerdings wieder mit neuen Zusendungen bereichert worden; es sind gegen 100 Kisten mit Alterthümern aus Halikarnassus und Cnidus in der kleinasiatischen Landschaft Carien, und entstammen den Nachgrabungen, welche der britische Vice-Consul in Mytilene, Mr. Charles Newton, veranstalten ließ. Unter den Alterthümern von Cnidus befindet sich ein lauernder Löwe aus Marmor von riesiger Größe. Er ist 10′ lang, 6′ hoch und hat 160 Centner im Gewicht. Halikarnassus ist durch das berühmte Mausoleum, welches Artemisia ihrem Bruder Mausolus nach seinem Tode erbauen ließ, und Cnidus durch die hier einst verehrte und von dem Bildhauer Praxiteles gefertigte herrliche Bildsäule der Venus bekannt. Auch aus Karthago sind gegen 50 Kisten mit Alterthümern angekommen. — e —

— **Die Reformbestrebungen in Preußen** haben eine soeben erschienene in französischer Sprache abgefaßte Brochüre veranlaßt, worin die Hoffnung ausgesprochen wird, daß Deutschland durch Preußen zu einer liberaleren Politik geleitet werden möge. Der Verfasser ist Dr. jur. Siegfried Weiß aus Danzig, welcher seit dem Jahre 1847 in Paris lebt. — e —

Berichtigung. № 49. S. 1017 des Museums ist Z. 19 v. u. zu lesen statt Prinzen Friedrich Ludwig — Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von G. Raumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

FREIE STADT FRANKFURT ZEITUNGS-STEMPEL

N. 51. **Frankfurt a/M.,** den 18. December. **1858.**

Inhalt. **Der Mann mit dem verlornen Herzen.** Novellette von Franz Rittweger. — **Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.** Von A. Schöll. (Forts.) — **Reise-Erinnerungen aus Griechenland.** Von Gottfried Semper in Zürich. — **Literatur:** Ring und Pfeil. Der Streit zwischen Mensch und Thier. — **Unterhaltungen:** J. Newmann. Ueber die Xicaque-Indianer in Honduras. Walesby's Gallerie. Georg Stephenson.

Der Mann mit dem verlorenen Herzen.

Novellette von Franz Rittweger.

Es war vor vielen Jahren, daß eine Familie glücklich und zufrieden ein Anwesen im friesischen Lande drunten bei Emden betrieb.

Die Familie war klein, denn den beiden betagten Eltern standen nur zwei blühende Kinder zur Seite, ein Sohn von vierundzwanzig Jahren und eine Tochter in schönster Jugendfülle und strotzender Gesundheit. Ein Knecht und eine Magd machten die Einwohnerschaft des Hauses vollzählig.

Auch das Anwesen war nicht groß, bei fleißiger Bebauung aber reichte es völlig hin, seinen Eigenthümern Nahrung und sogar Wohlstand zu sichern. Hinter Buchen und Linden auf die sinnige Weise des Nordens versteckt, machte das reinlich hervorschimmernde Haus mit Scheuern und Stallung einen gefälligen Eindruck.

Den Namen der Eltern können wir verschweigen, weil er wenig mit unserer Geschichte zu thun hat. Der Tochter Namen aber war Helga und der des Sohnes Hanno.

Wie wir schon bemerkt haben, war Hanno vierundzwanzig Jahre alt, ein schöner kräftiger Jüngling voll des Feuers frischer Jugend, mit blondem Haare und vollem blonden Barte, ein ächter rechter Friese.

Digitized by Google

Er besorgte mit fleißiger Hand und richtigem Ueberblicke das Anwesen, nur wenig unterstützt von dem Vater und einem Knechte. Die Eltern und seine Schwester waren stolz auf ihn, meinten aber, daß ein anderes Wesen in der Nachbarschaft mit noch größerem Stolze und gewiß mit eben so inniger Liebe auf Hanno blicke.

Es war ein holdseliges schmuckes Mädchen, blond wie er, mit kornblauen Augen und sittigem ungekünsteltem Gebaren. Ihr Name war Hilda, und sie war das einzige Kind eines ehrlichen und in seinen Geschäften erfahrenen Lootsen. Ihre Mutter schlummerte schon lange im Schooße der Erde, und so blieb ihr die Sorge für den Haushalt; zugleich aber pflegte sie mit kindlicher Sorgfalt den Vater selbst und bereitete ihm, wenn er von Wettern und Regen durchnäßt nach Hause kehrte, das Lager, das ihm Ruhe nach harter Arbeit bot.

Und als es Markttag in Aurich war und die Bewohner der ganzen Gegend zu dem Feste kamen, ging auch sie mit Hanno hinüber zum Tanze. Wie flogen da die Paare durch den Saal beim fröhlichen Klange der Musik!

Die Wangen wurden röther gefärbt, die Augen funkelten von innerer Gluth, bis durch die Erschöpfung und Erschlaffung ihre Glieder ihnen den Dienst versagten.

Von allen Paaren aber tanzten am schönsten und geschmeidigsten Hanno und Hilda. Er hatte das Mädchen um die Hüften gefaßt und so wirbelten sie im Takte der Fiedeln und Hörner dahin.

Als der Tanz zu Ende war und die Gäste sich zur Heimfahrt rüsteten, zog Hanno die sträubende Hilda in eine einsame Ecke des Saales; was er ihr zuflüsterte, hat kein Mensch der Welt gehört; aber daß das über und über erröthende Mädchen seine Hand fester als gewöhnlich drückte, daß sie sich sanft an ihn, den starken Mann, schmiegte, wissen wir aus ganz zuverlässiger Quelle, und als des andern Tages die Sonne warm über den frischen grünen Fluren und der Schatten der Bäume scheitelrecht unter dem Laube lag, wanderte Hanno im besten Sonntagskleide zu der Hütte des Lootsen. Er weilte dort, bis das Licht des Tages vor der Dämmerung zurückwich; ein Segen des Schiffers folgte seinem Scheiden, eine liebliche Gestalt begleitete ihn bis zum Gartenzaune, und ein langer warmer Kuß versüßte ihm den Abschied.

Hanno hatte um Hilda gefreit, der Lootse hatte die Hände der Kinder in einander gelegt, und kein Mißgeschick schien von nun an der Lust ihrer Liebe zu drohen.

Auch in Hanno's elterlichem Hause war die Freude über dieses Ereigniß groß. Die Alten träumten von dem Glücke ihres Kindes und sahen schon im Geiste, wie blühende Enkel um ihre Kniee spielten. Helga wünschte, Freudethränen in den Augen, ihrem Bruder Glück, und lief andern Tages,

Digitized by Google

als kaum die Sonne aufgegangen war, hinüber zu ihrer künftigen „Schwägerin“ in des alten Lootsens Haus.

Besuche wurden von nun an herüber und hinüber gemacht; in beiden Häusern wurde für die Einrichtung des Paares gearbeitet, und der Tag des Hochzeitsfestes wurde anberaumt.

Er kam auch bald heran.

Die Trauung fand in einer Kirche von Emden statt. Nachdem dieser Akt geschehen war, wurden die Neuvermählten von den Hochzeitsgästen in die nahe väterliche Wohnung geleitet. Ein heiteres Mittagsmahl wurde dort eingenommen, und als dies beendet war, von der Gesellschaft beschlossen, eine Wasserfahrt in dem Dollart zu veranstalten.

Es war ein kühler angenehmer Sommertag. Ueber die Bucht wehten frische Winde, die eine herrliche Fahrt versprachen. Der Himmel war überdeckt, ohne schwere Wolken zu zeigen.

Verschiedene kleine Boote wurden ausgerüstet, mit Segeln versehen und mit bunten Wimpeln geputzt. Je nach den gegenseitigen Neigungen zu einander nahmen die jungen Leute Besitz von ihnen, und bald fuhr das kleine Geschwader unter fröhlichem Singen und freudigem Jubel in die Wogen hinaus.

In dem schönsten und besten der Boote hatten Helga, Hilda und Hanno Platz genommen. Hanno hatte durch den Lootsen das stürmische Meer und die langen schwellenden Wogen lieben gelernt; er war oft mit hinaus in das Dollart gefahren, wenn Schiffe um Hülfe anriefen oder in die Ems einlaufen wollten. So war denn auch ihm diese Wasserfahrt ein wirklich willkommener Vorschlag. Mit kräftigem Arme lenkte er Steuer und Segel, mit kundigem Blicke wurde das Letztere dem geringsten Winde entgegengestellt, und so trieb das Schiffchen mit vollen Backen rasch und stet dahin.

Hilda und Helga hielten sich umschlungen, sie saßen Beide beglückt im Boote und schauten träumerisch der immer mehr verschwindenden Küste nach. Da drüben lag ihre liebliche Heimath, da drüben öffnete sich für Hilda und Helga's Bruder ein neuer häuslicher Herd. Hilda war heute von ihren Genossinnen geschieden und süßere Pflichten sollten ihre künftige Lebensbahn ausfüllen. Was Wunder, wenn sie noch, mit einem Rückblicke auf das vergangene Leben, der freudigen Spiele der Kindheit, des züchtigen Waltens des Mädchens gedachte; und dennoch führten sie alle diese Gedanken, so schön, so lieblich sie auch sein mochten, der hoffnungsreichsten Zukunft entgegen.

In Hanno mochte nur die letztere Idee wach geworden sein. Er, der Mann, unter den Lasten des Berufes groß geworden, hatte die Vergangenheit durchlebt und vergessen; ihm fehlte das Träumen, das Vermögen, den Gedanken der Jugend nachzuhängen. Er sah sich durch ein schönes,

Digitized by Google

liebendes Weib beglückt, und alles, was er erlitten und erlebt, war mit dieser einzigen Hoffnung getilgt.

Aber wie oft liegt das tückische Schicksal lauernd hinter der Hoffnung des Menschenglückes verborgen.

Hanno's Boot war weit von den andern hinweg getrieben, die Ufer waren kaum noch wie schmale gelbe Linien, die das Meer gleich einem Zirkel umschlossen, sichtbar.

Als Hanno aufblickte, gewahrte er mit Besorgniß, das das Boot so weit von den andern getrennt war.

Wir müssen wenden, wir treiben aus dem Dollart hinaus.

Jetzt sahen auch die beiden Mädchen erst, daß sie in den weiten Wassern allein mit ihrem Boote waren.

Helga rief:

Ja, Bruder, halte der Küste zu.

Inzwischen war der ganze Himmel grau und dunkel geworden, die Wogen nahmen eine düstere Färbung an und schlugen fester an das Boot, zuweilen zeigte sich hier und da ein weißer spritzender Schaum an ihren Brechungen.

Hanno zog die Leine an, den Wind von der Seite zu fassen; im nächsten Augenblicke aber fiel das Segel klappernd wider den Mast zurück. Der Wind wurde unstet und schlug mit jeder Sekunde um.

Es ist ein Sturm im Anzug! rief Hanno fast tonlos.

Um Gotteswillen, laß uns das Ufer erreichen, flehten die Mädchen.

Nach welcher Seite? der Wind spielt mit der Leinwand!

Einerlei, nur laß uns das Ufer gewinnen.

Hanno machte neue Anstrengungen, doch vergebens; das Boot tanzte auf und ab, schwankte nach jeder Richtung, aber in keiner verharrte es.

Der Schrecken wuchs mit jedem Augenblicke. Es war, wie Hanno gesagt hatte; ein Sturm drohte nur allzusehr, und unglücklicher Weise aus Südost, so daß das leichte Schiff immer mehr der Richtung nach der See folgte.

Plötzlich erhob sich der Wind, kalt und rauh trieb er die Wogen vor sich her; eine einzige lange Schwelle ergoß sich über das ganze Dollart, bis nach und nach auch diese wieder von Gegenwinden gebrochen, sich in Hunderte kleine zischtende Wellen auflöste, die mit dumpfem Stöhnen wider den hohlen Boden des Schiffleins schlugen und mit ihrem Schaume die Darinsitzenden durchnäßten.

Der graue Himmel hatte eine trostlose Einfarbigkeit angenommen, der Horizont war beschränkt und nichts vom Lande mehr sichtbar.

Namenlos war die Angst, die Hanno's Herz beschlich, als er alle Anstrengungen vergeblich fand und auf die armen Mädchen blickte, die sich, ein

Digitized by Google

Bild der Verzweiflung, in ihrem Schrecken umschlungen hielten und sprachlos auf die kochende Meeresfläche blickten.

Keines der Boote war mehr sichtbar, das Tosen des heulenden Sturmes hätte, wenn auch ein solches noch nahe gewesen wäre, jeden Anruf übertönt und unhörbar gemacht.

Das Boot hatte sich indessen unmerklich der einen Landseite mehr genähert; in der Entfernung ragte ein einziger erhöhter Punkt aus den Wellen. Hanno ersah ihn und wollte das Segel stellen, um von dem Winde dorthin getrieben zu werden, als eine furchtbare Welle ihn niederwarf, das ganze Boot übergoß und in die Fluthen begrub.

Es war das Werk eines Augenblicks.

Hanno war betäubt von den Wassermassen in die Wogen gesunken. Aber wer beschreibt sein Erwachen, es war ein entsetzliches. Als er die Augen aufschlug, irrten seine Blicke auf dem Meere. Dort trieb das Boot, allein kein lebendes Wesen war darin, es war umgestürzt und trieb der offenen See zu.

Des Mannes Kraft war gelähmt, das furchtbare Ereigniß hatte jeden Nerv in ihm abgespannt, er schrie vor innerem Schmerze in die Lüfte, aber die Glieder wollten ihm den Dienst versagen.

Noch einen Blick warf er zum Himmel, es war ein finsterer; doch als er die Augen wieder auf die Wogen sinken ließ, gewahrte er einen Gegenstand, der ihm einen neuen Strahl der Hoffnung in die Brust senkte.

Er fühlte die Kraft wieder in sich erwachen, der innere Lebensmuth gab seinen Gliedern Frische und Stärke; er zertheilte schwimmend die Wogen und wenige Augenblicke darauf hatte er ein Haupt und einen Körper in den Armen, die ihm das Liebste der Welt gewesen.

Aber Lippen und Wangen, die so entzückend und rosig gewesen, waren nun bleich und kalt wie Marmor.

Mit der letzten Anstrengung erreichte er, die theure Last in den Armen, das Ufer. Was er that, Hilda zum Leben zurückzurufen, war fruchtlos. Sie hörte nicht mehr ihren Namen, den er im höchsten Schmerze ausrief, sie fühlte nicht mehr die Küsse, die er auf ihre erstarrten Lippen drückte, sie war eine Leiche.

Wenige Tage darauf trug man Hilda und Hanno's Schwester, deren leblosen Körper die Wogen ebenfalls an das Land geworfen hatten, zu Grabe.

Den Schmerz der Eltern Hilda's und Helga's um die an einem Tage verlorenen Kinder zu beschreiben, möge man uns erlassen. —

Es waren mehrere Monde seit jenem Ereigniß vergangen. Blumen waren auf dem Grabe der Mädchen emporgeschossen; die Sonne hatte die Saaten gereift und erfüllte den Landmann mit Freude.

Aber in Hanno's Herzen blieb es öde und traurig. Vorwürfe, die er

Digitized by Google

ſich machte, durch ſeine Schuld zwei edle Weſen dem Meere geopfert zu haben, nagten in ihm. Er ging wortlos aus dem elterlichen Hauſe zur Arbeit, und wortlos trat er wieder in daſſelbe ein. Er mied jede Geſellſchaft und wies jeden Troſt, der wohlgemeint ihm Ruhe geben ſollte, zurück.

Am glücklichſten fühlte er ſich, wenn der wilde Sturm draußen im Dollart die Wogen erregte und er mit dem alten Lootſen hinausfahren konnte, ein Schiff zu bergen oder einen unglücklichen Schiffbrüchigen zu retten. Die rauhen heulenden Winde waren ihm eine liebliche Sprache, die in ihm eine gewiſſe Luſt des Schmerzes wachriefen, und am Ende beruhigten ſie ihn mehr als alle Tröſtungen der Freunde.

Und als der Winter kam, weiße Schneemaſſen den Boden bedeckten und der Landmann unthätig im Hauſe weilte, die Familien ſich traulich am warmen Ofen verſammelten und beſprachen, überzogen immer trübſeligere Gedanken den Geiſt Hanno's.

Das Auge der Mutter las ſie und rief ihn zur Seite.

Hanno, gehe in ein anderes Land.

Warum, Mutter?

Es hält Dich nicht länger hier, ich ſehe es Dir an. Gehe hinaus in den Strudel der Welt, draußen ſind ja ſo viel Tauſende Unglückliche, die mit dem Schickſale kämpfen müſſen, und in dieſem Kampfe erſtarken ſie zu neuem Leben. Ich kann es nicht ertragen, Dich ſo zu ſehen, wie Du biſt. Der Himmel hat uns mit einem ſchrecklichen Unglücke heimgeſucht, Dich wie mich, hat er uns aber das Recht gegeben, darum mit ihm zu hadern?

Ich hadre nicht mit dem Himmel.

Aber mit Dir ſelbſt. Gedenke doch Deiner Eltern und mache deren Gram nicht noch größer, als er iſt. Es iſt beſſer, Du gehſt einige Jahre hinweg von dieſem Orte, wo Alles Dir trübe Erinnerungen hervorruft. Gehe hinüber in die neue Welt. Dort ſoll es, wie mir einſt ein alter Schiffer, der die Welt geſehen, geſagt hat, einen Fluß der Vergeſſenheit geben, der alles Trübe hinwegnimmt, wenn man in ſeine Waſſer taucht. Dieſer Fluß iſt die Arbeit, die anhaltende Thätigkeit und die Triebkraft, in der Welt etwas zu leiſten. Gehe hin, Hanno, bade darin, um Deine Ruhe wieder zu erlangen; geſchah dies, ſo kehre zurück in die Arme Deiner alten Eltern und drücke ihnen die Augen zu.

Mutter, Ihr habt Recht, es wird das Beſte ſein.

Gehe, Hanno, und Gott ſegne Dich.

Wenige Tage nach dieſer Unterredung verließ Hanno das elterliche Haus und die Heimath. Ein Schiff, das gerade von Bremen ablief, brachte ihn über den atlantiſchen Ocean der neuen Welt zu.

Die Geſchäftigkeit des regen Lebens eines Weltmarktes empfing ihn. Er ſah die wogenden Menſchenmaſſen, die in immerwährender Beſchäftigung hin

Digitized by Google

und her zogen; er lernte die Industrie, diesen Schleifstein menschlichen Geistes kennen und wurde selbst davon erfaßt. Unmerklich wurde dadurch seine Seele ruhiger, das Schaffen und sein Erfolg riefen wieder andere Bilder in ihm hervor; er war dem Leben wieder gewonnen. (Schluß folgt).

Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.

Von A. Schöll.

(Fortsetzung.)

Die Väter, deren Erzeugte so im Wesen-Umtausch entzündet und getrennt verbunden sind, empfinden jetzt in Lage und Rührung ihr eigenes Zusammengehören. Zum erstenmal seit ihrer Entzweiung über Pandora erfolgt eine

Verständigung der Titanenbrüder.

Prometheus, unwillkürlich ergriffen von Epimeleia's Innigkeit, fragt, wie das Götterkind sei. Natürlich konnte er bisher, vollbegnügt am Endlichen, ein solches Hinsehnen ins Unendliche nicht kennen. Er fragt, warum der Bruder sein Vaterglück ihm verborgen, und erfährt, daß es aus Entfremdung des Epimetheus und um Steit zu meiden geschehen, da er sich mit Pandora, welcher der Bruder ungünstig war, verbunden. Prometheus vermuthet, daß ihm Pandora nicht geblieben, wundert sich, daß er in Verlust und Schmerzen sie noch für das höchste Gut achten könne, und wird doch unvermerkt in die Erinnerung des Bruders an ihre Vollkommenheit hineingezogen. Miteinander erneuen sie die Vorstellung ihrer hinnehmenden Erscheinung; aber, sehr sinnig, ist, was Prometheus hervorhebt, ihr kunstreich gediegener, gebildeter und gewirkter Schmuck, die Schönheit von der Handwerkseite gesehen, während Epimetheus in allem diesem nur die Einheit und Herrlichkeit der lebendigen Gestalt, die persönliche Hoheit, den Liebreiz, die Beseligung preist und sich zu einem Hymnus von der unverlierbaren Allbedeutung der Schönheit erhebt. „Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden! Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden" — und wie die begeisterte Schilderung ihrer Macht sich weiter entwickelt.

Prometheus hält wieder die Unmöglichkeit des Verweilens auf einem solchen Gipfel des Glücks entgegen, und dies führt den Bruder darauf, wie Pandora von ihm geschieden ist.

Sie nahte ihm damals in veränderter Anmuth, die Gestalt verschleiert, das allein enthüllte Antlitz desto seelenvoller, zutraulicher, geheimnißvoll gesprächiger. Trefflich ist hiermit die Vertiefung der Schönheit ins Gemüth bezeichnet, die in wachsender Vereinfachung immer mit der höheren Klarheit auch Ahnung und Geheimniß erhöht. So verschleiert, erzählt Epimetheus,

Digitized by Google

sei sie ihm am blühendsten Tage im Garten entgegengetreten auf jedem Arm eine Tochter, auf daß er eine davon wähle bei sich zu behalten, die andere ihrer Pflege überlasse. Die eine (Elpore) lächelte schalkhaft herüber vom Schleiersaum, erhaschte seinen Blick und barg sich rasch an der Mutterbrust. Die andere, die ihn durchdringend innig, liebedürftig, herüberstrebend ansah, nahm er an sein Herz. Als er mit ihr der schon entfernten Gattin nacheilte, warf sie ihm mit der Hand noch ein Lebewohl zurück, hob ihm das Kleine, das unerreichbar seine Händchen reichte, im Wenden hoch empor und verschwand Augenblicks hinter vollwüchsigen Cypressen.

Prometheus fängt an, des Bruders Gemüthslage zu verstehen: „Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz." Ja, erwiedert Epimetheus, immer sei sein Weg nach jenen Cypressen gewesen, ob sie von dort vielleicht noch wiederkehre, und er habe quellweise geweint, jenes Kind an sich drückend, das mitweinte, seine Epimeleia, die bisher mit zartbesorgtem Sinn ihn getröstet. Dann erzählt er auch die Weise, wie die andere Tochter als Morgentraum ihm kosend nahe und fliehend seinem Kummer täusche mit dem Versprechen von Pandorens Wiederkehr. Um so mehr Milde gewinnt Prometheus für die Schwermuth des Bruders. Denn schon im Widerspruch mit jener Strenge, womit er einst die Menschenkinder zurückrief von der Verfolgung der Ideale, gesteht er, daß ihm Elpore wohlbekannt und lieb sei wegen der unschuldigen Täuschung, mit welcher sie, entbehrlich keinem Erdensohn, seinem Volk wohlthue. Er spricht nun dem Bruder zu, sich und Epimeleia aufzurichten.

Aber Epimetheus klagt nun die Unerträglichkeit getrennter Liebe mit einer Gluth, wie sie dem Dichter selbst nur die gleiche persönliche Empfindung eingeben konnte:

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.

Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet sie? scheid' ich? Ein grimmiger Schmerz
Fasset im Krampf dich, du liegst ihr zu Füßen
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.

Kannst du dann weinen und siehst sie durch Thränen,
Fernende Thränen, als wäre sie fern:
Bleib! Noch ist's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Fasse sie wieder! Empfindet selbander
Euer Besitzen und euren Verlust!
Schlägt nicht ein Wetterstrahl euch auseinander;
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Digitized by Google

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück!

Noch einmal mißbilligt Prometheus ein solches Glück, das in seiner Gegenwart jedes andere, in seiner Abwesenheit jeden Trost ausschließe. Da ihm Epimetheus betheuern will, diese Trostlosigkeit sei des Liebenden schönster Trost, geht ihm der Erinnerungsversuch selbst in das Geständniß der Unzulänglichkeit des bloßen Erinnerns und sein Gefühl wieder in den auflösenden Schmerz über. Völlig gerührt sucht Prometheus den Thränen des Bruders zu wehren; und sofort zeigt sich die Gegenseitigkeit der beiden Grundrichtungen, welche diese Titanen vertreten, noch näher.

Wechselseitigkeit der Titanenbrüder im Lebenskampf.

Der dem Idealen sinnend und sehnend hingegebene Geist verliert Haltung und Boden, wenn nicht mit ihm und für ihn der Brudergeist sorgt, der thatsinnig auf das Wirkliche gerichtet ist. Prometheus macht den Bruder aufmerksam auf eine am Südhimmel aufschlagende Gluth, einen Waldbrand, der seine Wohnungen bedrohe. Ganz als unbekümmerter Idealist antwortet Epimetheus: „Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh! Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf." Prometheus entgegnet, das Ungenügende möge man mit Willen einreißen: Zufall bleibe verhaßt. Er treibt den Bruder an, seine Männer zu sammeln, und will jene Schaar seines Volks aufbieten, die versammelt lagert, weil sie auf Eroberungen auswandern wollte.

In diesem Augenblick tritt Epimeleia hervor in hoher Aufregung wegen des Verderbens das über ihres Vaters Volk in dem Brande hereinbricht. Ihn hat der Hirtenstamm entzündet, der an ihrer ganzen Sippschaft jenen Hirten rächen will, den Phileros erschlagen hat, weil er sie in seinen Armen fand. Als die zwar unschuldige Ursache dieses ganzen Aufruhrs klagt sie sich selbst an, nimmt die Schuld des Phileros auf sich und beut sich entschlossen zum Opfer. Sie weiß, daß Phileros den Tod in den Wellen sucht. „Die er liebt, soll seiner werth sein!" ruft sie und eilt, sich in die Flamme zu stürzen, die aus rasender Liebesgluth aufquoll.

Sofort erwacht Epimethens zur Thatkraft, die Tochter zu retten und mit seiner Hausmacht die sengenden Feinde zu dämpfen. Gegen diese heischt auch Prometheus jene wilde Schaar der Seinigen heran. Und diese Krieger, deren heroisch leichtsinniges Lied eine alles fortreißende Gewaltlust malt, leisten hier den Epimethischen gute brüderliche Hülfe. Der Brand wird gelöscht, der Angriff zurückgetrieben.

Solch eine unbändige, unaufhaltsam die Welt durchfegende Horde, wie sie das Lied schildert, hatte Goethe nahe genug ein Jahr zuvor an den

Digitized by Google

Schlachthaufen kennen gelernt, die sich vom Sieg bei Jena über Weimar wälzten und auch an seiner Thür anpochten.

Mit ächtem Dichterwitz aber hat Goethe diese Schilderung allzeit schlagfertigen, rücksichtslosen Kriegergeistes gerade in diesem Moment der dramatischen Entwicklung angewendet, wo die beiden Vertreter der verschiedenen menschlichen Grundstrebungen aneinander theilzunehmen beginnen, Prometheus Achtung gewonnen hat für die Ideale des Bruders, Epimetheus in des Bruders Sinne thatrüstig um die Erhaltung der Seinigen kämpft.

Der Krieg als faktischer Vermittler.

In Wahrheit ist es der Krieg, mit welchem die prometheische Lebensthätigkeit, Zweckmechanik und Realistik sich gegen sich selbst kehrt und ins Ideale umschlägt.

Derselbe Verstand und Wille, der sich der wirklichen Lebensmittel, Werkzeuge und Zwecke bemächtigt, nährt Wetteifer, Habsucht, Besitzstreit. Dieselbe Mechanik, welche die Naturnoth bezwingt, wendet sich auf die eigene Gattung mit Stoß gegen Stoß, mit Uebergewichtstreben und steigert sich zur Herrschgier, Eroberung, Kampflust. Hierin aber vernichtet die prometheische Welt sich selbst. Sie war feste Herdgründung, der Krieg aber ist überall und nirgends zu Hause. Sie war Arbeit zur Erhaltung, der Krieg ist Zerstörungsarbeit. Sie schuf das Reich der Dinge und Kräfte zu einem System der Nutzbarkeit, der Krieg wirft dieses System übern Haufen, er ist Verschwendung der Dinge und Kräfte, verzehrt was nicht sein ist, erobert was er nicht gearbeitet, verbraucht was er selbst nicht braucht und macht die erbaute Menschenschöpfung wieder zur wilden Natur.

Der Krieg ist der handgreifliche Beweis, daß nichts Irdisches haltbaren Werth hat. Er heißt das eigene wirkliche Leben, um das aller prometheische Witz und Fleiß geht, für nichts achten. Durch Mühsal und bittere Noth erzwingt er vom Realisten die Unbefriedigung, mit welcher der Idealist über alles einzelne Wirkliche und Aeußerliche wegsah. Der Krieg ist hochkühne Opferung alles Stofflichen, Nützlichen, Zweckbehaglichen; er treibt den Menschen aus allen Verschanzungen, in welchen er sich ans Allerlei der Wirklichkeit befestigt hat, in seine alleinfreie Seele zurück. Für alle Culturwendungen in der Völkergeschichte macht daher der Krieg den Vorläufer.

Also, wie in unserm Drama im besondern Fall, hilft im Allgemeinen der Krieg, von der Sphäre des Prometheus herkommend, dem Kreise des Epimetheus. Aber auch in sich bereitet er dem Epimethessinn die ihm heilsame Wendung. Dieser lernt umgekehrt jetzt das Irdische und die nöthige Sorge ums Wirkliche schätzen, wenn der Krieg, der ihn heraustreibt aus seinem grenzenlosen Sinnen, an den Herd herandringt, der ihm die Ruhe zum Sinnen gewährte, die Ordnung und Harmonie der Heimath entstellt und

Digitized by Google

bricht, die seiner Erinnerung Ausdruck und Wiege seiner Betrachtung war, und wenn der Ungestüm Die zu entreißen droht, in welchen seine Sehnsucht und Innigkeit sich liebend spiegelte. Da gewinnt dem anspruchsvollen Innern die mechanische Klugheit und Stärke, das Werkzeug und jedes dienende Mittel Bedeutung und Werth, da nur Krieg den Krieg ersticken, nur List und Thatkraft dem thätigen Verderben wehren kann. Der primitive Werth der Existenz als solcher, ohne die auch die allgemeine geistige Natur des Menschen weder Gegenwart gewinnen, noch ihre Entwicklung behaupten kann, wird unabweislich klar und für den Geist bestimmend im Kriege. Der Trieb freier Erhebung tritt mit dem Triebe wirklicher Selbstbehauptung in Bund, Prometheus und Epimetheus wirken für einander, und diesem Zusammenstreben der Brüder entblüht ein Fortschritt der Menschheit.

Neuer Tag.

Kaum hat Prometheus die Niederlegung des Brandes und Krieges ausgesprochen, so sieht er die Göttin der Morgenröthe prächtig emporsteigen. Sie ruft die Fischer auf, von allen Ufern herzueilen zur Rettung des Jünglings, den Liebe, Rache, Vorwurf getrieben, sich in die Fluthen zu stürzen; und aus diesem Rufe erfährt Prometheus erst, daß sein Eingehen auf die Wonnen und Leiden des Bruders ihn gewohnter Umsicht und Vorsorge hat vergessen und nicht verhindern lassen, daß der Sohn die Strafe, die er drohend ihm gezeigt, wirklich an sich vollziehe. Noch ihm dem Tode zu entreißen, will er fortstürzen; aber „diesmal, sagt ihm die Göttin, bringt ihn nicht deine Klugheit: diesmal bringt der Götter Wille seines Lebens eignes, reines, unverwüstliches Bestreben neugeboren ihn zurück."

Es folgt aus dem Munde der Morgengöttin die phantasievolle Schilderung, wie Phileros auftaucht aus den Fluthen, von hülfenden Wellen umspielt sich selbst emporhält, wie die Fischer ihn umschwimmen, nicht um ihn zu retten, sondern mitfreudig zu umgaukeln, Delphine sich hinzudrängen und so ein fröhlich wachsendes Geleite mit dem schönerfrischten Jüngling dem Lande zueilt. Alle Hügel, alle Klippen füllen sich mit Theilnehmenden, die Winzer aus ihren Keltern reichen Schal' um Schale, Krug um Krüge dem heraufstrebenden Schwarm; Becken klirren, erzne Flöten ertönen um den vergötterten Jüngling, den schon Pantherfelle um den Hüften und der Thyrsus in der Hand als Bakchos darstellen, als dem Führer berauschender, entzückender, phantasievoll schwärmender Festfreude.

Prometheus in seiner zweck- und arbeitseifrigen Denkart erklärt sich gegen solche Feste; genug Erholung gebe dem Werkmüden der Schlaf jede Nacht, des Mannes ächte Feier sei die That. Die Göttin erwiedert:

Manches Gute ward gemein den Stunden;
Doch die gottgewählte festlich werde diese!
Eos blicket auf in Himmelsräume,

Digitized by Google

Ihr enthüllt sich das Geschick des Tages.
Nieder senkt sich Würdiges und Schönes,
Erst verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder sich zu bergen.
Aus den Fluthen schreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen sich und eins im andern
Fühlt sich ganz und fühlet ganz das andre.
So vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals.

Prometheus will entgegenhalten, daß nichts Neues vonnöthen, das Erdegeschlecht genug ausgestattet sei, gesteht aber unwillkürlich, es entgehe den Menschen in seinem Kreise des immer getheilten, immer zweckhaften Bewußtseins das rechte Erinnern, das freie Besinnen, das höhere zusammenfassende Denken. Die Göttin, der tagenden Sonne weichend, spricht im Scheiden:

Fahre wohl, du Menschenvater. Merke:
Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissens droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Dies der Schluß des nur vollendeten Ersten Theils: er führt die Entwickelung bis zur Ankündigung und Vorweihe der Kunst, in welcher allein die Schönheit Bestand im Menschenleben gewinnen kann. Wir können jetzt alle Momente dieser Entwickelung übersehen.

Grundbedingungen des Schönen.

Daß innerhalb dem mechanischen Erhaltungsleben des Prometheus eine reine Befriedigung des ganzen Menschen, ein Dasein der Schönheit nicht stattfinde, hat sich an seiner Wegweisung der Pandora und der Unerreichbarkeit der Ideale für sein Volk, aber auch an seinen Zugeständnissen gegen den Bruder und die Morgengöttin dargethan.

Epimethens, der innige, hat die Schönheit ergriffen; sie hat ihn als eine Himmlische erquickt in der Liebe. Denn Liebe ist es allein, die den Menschen sein ganzes Selbst wirklich befriedigt fühlen läßt, und sie kommt immer vom Himmel. Denn wie könnte eine Seele in der andern sich selbst finden, wären sie nicht schon von Ursprung eins durch das göttliche Wesen, an dem sie hängen? Wie könnte einer Seele die Natur schön sein, wäre nicht der Begriff der Seele in Wahrheit gleich dem der Natur; weil Sinn und Verstand des Menschen von demselben Schöpfer ausfließt, der Gesetz und Friede des Naturlebens ist.

Digitized by Google

Weil aber in der Verkettung der Wirklichkeit auch die Liebe nur Moment und alles Leben Kampf der Veränderung ist, mußte Epimetheus die Himmlische scheiden sehen. Er hat im unmittelbar Schönen den unendlichen Werth erfaßt, besitzt ihn aber, da die Zeit alles Unmittelbare trennt, nur im Erinnern und Hoffen, in grenzenloser Sehnsucht und unfaßbarer Verheißung, diesen Pfändern seines Glücks Epimeleia und Elpore, die ihn umgeben, während alle Wirklichkeit ihm Traum wird.

Prometheus entwickelt, daß die Behauptung der Wirklichkeit Schönheit ausschließe; wie wir die ernsthafte Wirklichkeit die prosaische, die Prosa des Lebens nennen. Epimetheus entwickelt, daß die Behauptung der Schönheit die Wirklichkeit ausschließe; wie wir das Paradies nur als den Morgentraum der Menschheit, nur als verlorenes kennen. Hieraus folgt schon, daß das Wirkliche nur schön sein kann, sofern es sich nicht behauptet, sondern sich auflöst in freie Seele, das Schöne nur wirklich sein kann, sofern es seine Selbstbehauptung hingibt in die Auflösung des Wirklichen. Und dies ist es, was in Phileros und Epimeleia sich darstellt.

Phileros ist der volle Strebemuth aus der Kraft des Prometheus. Genußvertrauen, die Selbstbehauptung des Wirklichen ist sein Charakter. Indem ihn die seelenvolle Tochter des Epimetheus anzieht, weiß er nicht anders als daß sie sein eigen sei. So muß er sie aber verkennen und verwunden. Denn wer in der Liebe eben so mittelmäßig sich beruhigen will, wie in der Bestreitung äußerer Arbeits- und Genußzwecke, verkennt die Tiefe der Seele, die Selbstzweck ist, und verletzt die freie, indem er gewaltsam sie seiner Selbstsucht zueignet. An dieser Schuld jedoch wird Phileros dieses Unterschiedes wirklich inne; die erreichte Rache, statt ihn zu befriedigen, läßt ihn erst ganz empfinden, daß er mit Leben und Seele hingegeben sei an die liebend Gehaßte. Die brennende Reue wendet sein Wesen in das ihrige, in diese Sehnsucht, welcher das Theuerste im lebhaften Gefühl des Verlustes gegenwärtig und um so theurer wird. Er entschlägt sich so ganz der Selbstsucht, daß er seinen Tod will. Hier haben wir die Selbstaufhebung des Wirklichen, eine Grundbedingung des Schönen.

Hinwieder tritt Epimeleia in der Liebe zu dem thatfeurigen Jüngling heraus aus ihrer reinen unendlichen Sehnsucht; sie nimmt die fortwuchernde Schuld des geliebten Gegners auf sich; nicht um ihn zu besitzen, sondern seine Schuld zu sühnen und ihm gleich zu sein in Selbstaufopferung. Hier haben wir die Seele, die ihre Reinheit hingibt in die Auflösung des Wirklichen.

So bewährt sich die Göttlichkeit beider Naturen. In der Lebens-Entsagung aus Uebermacht der Seele gewinnt Phileros eine neue Wirklichkeit: er steigt verjüngt aus den Wellen als ein Gott festlichen Entzückens. Aus den beruhigten Verderbensflammen wiedergeboren gesellt sich Epimeleia dem

Digitized by Google

Herrlichen als eine Vermittlerin seliger Gaben, deren Niedersenkung vom Himmel die Tagesgöttin verheißt. Hierin stellt sich die Erhebung der Wirklichkeit zur Schönheit, der Eintritt der Schönheit in die Wirklichkeit, d. i. die Kunst in ihrer wesentlichen Entstehung dar.

Genesis der Kunst.

1) In Phileros.

Das Wirkliche ist überall ein Bindend-Gebundenes, ein unaufhaltsamer Verlauf von Veränderung, dessen Grenze rückwärts und vorwärts unabsehlich und innerhalb dessen ein selbständiges, unabhängiges, vollkommenes Ganze nicht vorhanden ist. Und doch soll das Wirkliche vollkommen erscheinen, als Ganzes genügen, um schön zu sein. Diese Totalität findet das Wirkliche nur in der Seele des Menschen. In was sich eine Menschenseele betrachtend, empfindend, wiedererzeugend versenkt, das wird reine Thätigkeit und vollkommener Zustand dieser Seele und als solcher ein Ganzes, da die Seele von Natur ein Ganzes ist.

In diesem Prozeß aber des Schönen wird das Wirkliche seiner äußern Wirklichkeit entkleidet. Nicht nach seinem Bestand im Naturprozeß und in der praktischen Oekonomie des Menschenlebens wird es schön, sondern wie es übertragen ist in die Seele als reine Anschauung und erfüllte Empfindung. Es ist nicht mehr die Stoffwirkung, mit der es in Raum und Zeit seine Geltung hat, nicht mehr die Naturbestimmung, mit der es Moment äußerer Zusammenhänge und Collisionen ist, nicht mehr der diesen gemäße Gebrauch, was dem Wirklichen beiwohnt, wenn es schön ist, sondern hier gilt es nur als bewußte Erscheinung, als Form, die nach dem Vorstellungsinhalt wirklich, nach der Wirklichkeit aber bloß Dasein in der Seele und für die Seele ist. Es ist die Wiedergeburt des Wirklichen, die wir Phantasie, Poesie nennen.

In dieser Phantasie jedoch, in dieser Poesie hat das so seiner Aeußerlichkeit entkleidete Wirkliche gleichwohl als Vorstellung, als Empfindungsinhalt den Ausdruck seiner Räumlichkeit und Zeitlichkeit, seines Stoffes, seiner momentanen Eigenheit, es hat die Form der Gegenwart und seiner Besonderheit lebhafter und bedeutender als in der Realität selbst, dadurch, daß es ganz der Einheit und dem Selbstgefühl der Seele einvermählt, jeder Moment dieser Besonderheit ganz Seelenthätigkeit ist. Wie wäre das nun möglich, daß ein Aeußeres nach seiner Erscheinungsform zugleich ganz Inneres, ein Wirkliches nach seiner Bedeutung zugleich reine Seelenentfaltung, ein Momentanes bewußte Totalität sei, wenn nicht in der schöpferischen Ursprünglichkeit und Grundwesenheit Natur und Seele wirklich Eins, die Bestimmtheit der Seele durch Natur zugleich Selbstbestimmung, eine Entfaltungs- und Besinnungsform des Wesens wäre, welches die Wahrheit und Allgemeinheit des Aeußern und Innern, der Seele und des Wirklichen immerdar ist? —

Digitized by Google

Es ist also das allgemeine Wesen, die Ureinheit des Wirklichen und Geistigen, kraft welcher im Schönen das der Aeußerlichkeit entkleidete Wirkliche erhalten und verjüngt, zur Gegenwart des Vollkommenen, zur freien Seelenthätigkeit wird. Es ist nicht der Werkverstand, nicht die Klugheit des Prometheus, die den seine Existenz aufgebenden Phileros erhält und wiederbringt, es ist der Götter Wille, der zugleich sein ursprüngliches Wesen ist, „seines Lebens eignes, reines, unverwüstliches Bestreben", was ihn wieder heraufführt in einer neuen, allgemein bedeutenden Gestalt.

Nicht anders ist der geschichtliche Ursprung der Kunst. Immer geht sie aus Religion hervor, aus göttlicher Begeisterung als einer Selbstanschauung der Einheit von Natur und Seele. Begeisterung hebt das Wirkliche aus der Oekonomie des Daseins herauf zur freien Darstellung des allgemeinen Wesens, des wesentlichsten Seins. Die Natur erscheint in der Begeisterung mit dem Werthe nicht des äußern Verhaltens, sondern dem, daß sie, als solche, Leben des Bewußtseins ist. Die Griechen drückten dies vollkommen aus in ihrem Gott Dionysos Bakchos. Sein Wesen hebt an bei dem Natürlich-Begeisternden, beim Wein. Am Weine wird in momentaner Unmittelbarkeit die Einheit von Seele und Natur erfahren. Der genossene Wein ist Entzücken des Menschen, erhöhte Seelenthätigkeit, Weltverschönung durch energisches Bewußtsein. In der sinnlichen Erfahrung wallt die höhere, daß das Natürliche Geistesleben sein kann, der äußere Genuß Selbstgefühl ist, das Dasein göttlich. Der Wein wird nicht nur genossen, sondern gefeiert als Gottesgegenwart, als naturverschönender Dionysos. Ihn verkünden die Menschen in der Begeisterung der Naturfreude. Sie arbeiten nicht, sie schwärmen in Berg und Wald, sie spielen selbstvertrauensvoll mit allem Blühenden und Lebenden um sie her, füllen die Flur mit tanzendem Gewimmel, die Luft mit Jubel und äußern ihr Bewußtsein der Natur als Seligkeit. Dieselbe Begeisterung ist Quelle der Kunst. Indem der Mensch das Wirkliche zu ergreifen vermag in der allgemeinen Bedeutung der Selbsterfahrung des Geistes, tritt mit dieser Anschauung des Wirklichen die ursprüngliche Einheit des Gegenständlichen und des Wesengrundes ins unmittelbare Bewußtsein und die Anschauung selbst erscheint als Ausfluß und Gegenwart des allbestimmenden Wesens, als Inspiration. In diesem Sinn bezeichnen wir durchaus die Künstlerthätigkeit als Genius und fassen in diesem Wort das angeborene eigenste Wesen des Menschen mit der göttlichen Begabung und Eingebung in Eins zusammen. Genie ist göttliche Begeisterung und Genie ist, wer es ist, von Natur. Diese Einheit des Wirklichen im Genius mit dem ewigen Bewußtsein ist Anfang der Kunst. So ist es, daß Phileros wiederkehrt aus der Hingabe seiner Existenz, in seiner Wirklichkeit, aber vergöttlicht als Macht der Begeisterung. Sein Sinn war von Anfang das naive Selbstvertrauen in die Vollkommenheit des Wirklichen. Als er im Kampf der Bemächtigung

Digitized by Google

sich selbst verlor, gab er sein Fürsichsein auf und fand sich wieder, das Selbstvertrauen in die Vollkommenheit des Wirklichen wieder als sein reines Wesen in göttlichoffener Begeisterung. Völlig als Dionysos Bakchos tritt er auf, indem die Natur um ihn her aufstrahlt zum Festmorgen der Menschen, die Werkmenschen um ihn her sich wandeln zum Jubelchor naturfrohen Bewußtseins, gottfrohen Sinnens. So tagt in Wahrheit Poesie. Denn das ist Poesie, daß der Mensch sein Selbstbewußtsein als Naturanschauung und in dieser Einheit des Wirklichen mit dem Selbstbewußtsein die Gegenwart des ewigen Bewußtseins ausdrückt. (Schluß folgt.)

Reise-Erinnerungen aus Griechenland.

Von Gottfried Semper in Zürich.

6. Leondari. Sparta. (Mistra). Tegea. Tripolitza.

Kurz vor Leondari befindet sich ein dichter Eichenwald, der uns erst gegen Abend in seinem geheimnißvollen Dunkel aufnahm. Wir glaubten uns in den Norden versetzt, arkadische rauhe Luft bließ uns an. Ueberhaupt verändert sich der Charakter Moreas, so wie man sich seiner Mitte nähert. Erst spät Abends erreichten wir Leondari, und da wir es gleich in der Frühe wieder verließen, so konnten wir den Ort nicht in Augenschein nehmen.

Nichts ist reizender als das anmuthige Thal längs des Eurotas, den wir von seinem Ursprung, da wo er schon als rauschender Bach aus dem Felsen hervorbricht, längs seines Laufes bis nach Sparta verfolgten; eine lange, aber herrliche Tagereise.

Nicht weit von dem Orte, wo der Eurotas aus einer Felswand entspringt, sind die am Boden zerstreuten, vom Bach bespülten Trümmer eines Tempels. Sie gewähren aber kein Interesse mehr. Hier ist die Gegend bebaut, aber noch etwas rauh, gewinnt aber erst der Fluß durch das Zuströmen vieler kleinen Bäche und Flüßchen an Breite, so wird in eben dem Maße das Land milder. Die am Ufer zerstreuten Felder, von allen Seiten vor rauhen Winden geschützt, bilden üppige Obst- und Gemüsegärten. Sie werden durch Maschinen und Kanäle, von denen einige antik sind und lacedämonische große Inschriften enthalten, von dem tiefer fließenden Strome bewässert; überall zeigt sich Fülle und Wohlstand. Hier gibt es die herrlichsten Melonen, die aromatischer sind, als man sie meistens im Süden findet.

Das alte Sparta lag in der Ebene am Eurotas zwischen den sonderbar formirten menelaischen Bergreihen und den furchtbaren, ganz aus der Nähe drohenden Felsen des Taygetus, auf wenig erhobenen Hügeln. Das einzige Merkmal, woran der Reisende aus der Ferne seine Spur erkennt, sind die spärlichen Reste einer römischen Wasserleitung. Der Ort war weder von

Digitized by Google

Natur noch durch Kunst befestigt. Der Bewohner durfte Keinem als sich selber vertrauen; der stete Anblick des furchtbaren Tayzetus mag auch zur Entwickelung des spartanischen Charakters gewirkt haben. Diese Lage scheint zu beweisen, daß Sparta nicht den heroischen Fürsten seinen Ursprung verdankt, wie Mykene, Nauplia, Argos und andere, die den Burgen unserer mittelalterigen Lehnsherren zu vergleichen sind, sondern daß sie vielmehr eine Pflanzstadt ursprünglich freier Bürger war, die auf offenem Felde, mitten in ländlicher Umgebung, zu gleicher Zeit die Vortheile des Friedens und des Krieges bedachten.

Die neue Stadt Mistra liegt am Fuße des Tayzetus, gleichsam als wäre sie von seinem Schooße, auf dem sie früher ruhte, herabgesunken. Die ragenden Ruinen von Schlössern, Thürmen, Klöstern und Kirchen, die den ersten Vorsprung des schroffen Gebirges krönen, verkünden ihren früheren Glanz unter Herrschaft der byzantinischen Kaiser und der Venezianer, wie hier der Sitz des Erzbischofes von Lacedämon war.

Die Zerstörung der Burg von Mistra hat das Gute gehabt, daß viele alte Bruchstücke an den Tag kommen, deren Dilapidation man aber Einhalt thun muß.

Unter anderen sahen wir ein sehr altes Basrelief, das wahrscheinlich die Mutter der Götter darstellte, mit einem Krummstab in der Rechten und auf einem Stuhle sitzend, der die Form eines Löwen hatte, dessen Schwanz aufrecht stehend, die Seitenlehne bildete. Das vielgefaltene Byssusgewand und die Strenge des Styls beweisen, daß es sehr alt ist. Dicht daneben befindet sich ein anderes Basrelief, das ein von Akanthusblättern umgebenes, aus einer Muschel sich heraushebendes Portrait darstellt. Hier sowohl als in der Stadt an Mauern und Brunnen findet sich noch manches antike Bruchstück.

Der äußerste Abhang des Felsrückens, auf dem der obere Theil der Stadt Mistra erbaut war, ist von einer gothischen Burg beherrscht, deren finstere Ruinen in sonderbarem Einklang mit dem Gebirge steht, das sich hinter seinem Rücken thürmt und so gemeinschaftlich einen schneidenden Contrast mit der lachenden Ebene und den classischen Ufern des Eurotas bildet.

Diese Ruine wird von den heutigen Griechen der Thurm der Helena genannt.

Unser Seher Goethe umschwebte mit seinem Genius diese Stätte, als er die schöne Phantasmagorie von der Vermählung des Faust mit der Helena dichtete. Hier, am schroffen Tayzetus, in diesen gothischen Mauern bannt er mit finsterem Spruche den zögernd nahenden Geist der Helena herüber, kleidet sie in frühere Schönheit und schmückt sie als Braut für seinen trotzig verlangenden Faust.

Die Gedanken großer Dichter sind so wahr, daß sie sich oft in wirklichen Verhältnissen und Gebilden verkörpern und handgreiflich versinnlichen. Hätte

Digitized by Google

man zwei Menschenleben zu durchleben, man würde nichts mehr sehen und erfahren, als was der große Seher schon ahnend enthüllt hat.

Die Schattenehe zwischen Faust und Helena, der leuchtende, kühn strebende, früh sterbende Sprößling Euphorion, bilden die schönste allegorische Dichtung neuester Zeit und sind, gleich den symbolischen Mythen der Griechen in ihren Deutungen unerschöpflich.

Der Weg zu den Ueberresten Sparta's führt durch die schönsten Wein- und Fruchtgärten, die von üppigen Kornfeldern durchschnitten werden. Die Reben sind wie in Neapel und der Lombardei mit Ulmen und Pappeln vermählt und bilden rankende schattige Laubgänge. Man lud uns gastfrei ein, von den großen, süßen Trauben zu kosten. Auch die Feigen erreichen in dieser üppigen, durch hohes Gebirge ringsum geschützten Ebene eine ungewöhnliche Reife und Größe. Trauben waren während unserer Reise durch Morea unser tägliches Frühstück. Lachten uns von den Weingärten die reifen Beeren lockend entgegen, so schickten wir unsern Führer ab, der dann entweder ganz umsonst oder für wenige Paras reichlich beschert zurückkam, so daß wir übersättigt das Uebrige unsern Maulthieren zum süßen Imbiß gaben. Sehr übel nimmt es aber der Grieche, erlaubt man sich ohne zu fragen die Freiheit, selber zu pflücken; ja er ist im Stande von seiner erhöhten Laubhütte herab aus dem langen Feuerrohre einen bleiernen Boten herüber zu schicken, der dann durch das Laubwerk pfeifend und rauschend zum schnellsten Rückzug mahnt.

Sparta's Ueberreste wären bedeutender, hätten die Venezianer nicht die Steinblöcke der alten Monumente zu einer sorglos construirten Citadelle benutzt; in ihren Mauern findet man Bruchstücke aller Art, Inschriften, Sculptur, Säulenstücke und Kapitäler.

Von mehreren Tempeln sind nur noch die Fundamente sichtbar. Das Stadium glaubte ich mit einiger Wahrscheinlichkeit in einem schmalen, von beiden Seiten mit Mauerwerk eingeschlossenen Thale oberhalb des Kastells zu erkennen. Der Hippodrom aus römischer Zeit von Backsteinen ist nicht leicht zu finden, weil er im Bezirke eines etwas abgelegenen Gartens sich befindet.

Das Theater ist in seiner Hauptform noch ganz kenntlich; die Umfangsmauern bestehen aus schön behauenen Quadern, und müssen aus alter guter Zeit herstammen; die Scene ist von Backsteinen und unter römischem Einfluß gebaut. Von den Stufen findet man keine Spur mehr, weil sie von den Venezianern zu Constructionen benutzt wurden. Wir haben die Dimensionen gemessen, aber leider finde ich sie nicht mehr in meinen Papieren. Sie waren in sehr großem Maßstabe. Dieses Theater hatte die Aussicht auf die höchste Spitze des Taygetus. Ich mache hier die Bemerkung, daß die Alten bei der Anlage der Theater immer recht geflissentlich für einen nicht allein schönen, sondern auch geschichtlich und volksthümlich imposanten

Digitized by Google

Hintergrund der Scene sorgten, damit er durch sein stummes Spiel den tragischen Eindruck der oft lokalen Dramas erhöhe, zu gelegentlichen Anspielungen Anlaß gebe und gleichsam der würdige Repräsentant des Landes sei, so wie vorne im Proscenium die Stimme des Volks im Chore ihr feierliches Organ hatte.

In Sicilien sind die Axen zweier Theater mathematisch genau auf die höchste Spitze des Aetna gerichtet, in Taormina und in Akri (Pallazzuolo). Das Theater von Segesta sieht aufs Meer und den Gipfel des berühmten Berges Eryx. Die Theater von Pompei haben das Meer, die hohen Berge von Stabiä und die Insel Capreä (Capri) als Hintergrund der Scene. In Epidaurus war der Tempel Aesculaps in der Axe des Theaters, ihm, als Sohne des Bacchus, war die Bühne geheiligt. In Argos sah die Versammlung von den Stufen des erhöhten Felsentheaters herab auf den argolischen Golf, auf die finsteren Ruinen von Nauplia, Tyrinth, Mykene und Lernä. Wen ergreift nicht schon ein tragischer Schauer beim bloßen Nennen dieser verhängnißvollen Namen? Der ganze lokale Sagencyklus des Herkules und der Atriden entspann sich in einer Folge von tragischen Darstellungen vor den Augen des Volkes; die Begeisterung des Tragikers wurde gesteigert, die Illusion beim Volke bis zur Furcht erhoben beim Anblick dieser stummen Zeugen des furchtbar erfüllten Schicksals.

Die Theater in Athen haben die Aussicht ins Meer und auf die Inseln Salamis und Aegina, aufs Vorgebirge Sunium und die Ufer von Trözene.

In Theben sah man alle die Plätze vor Augen, auf denen sich die reiche und bedeutende Sagenreihe der siebenthorigen Stadt bewegte.

Außer den genannten Ruinen finden sich noch andere aus römischer Zeit, nämlich eine Wasserleitung, eine kleine Brücke und mehrere Bäder. Der Torso einer bekleideten weiblichen Figur, die wir auf einem Felde sehen, war zu sehr verstümmelt, um noch Interesse zu erregen.

Auf den Wiesen um Sparta wächst die kleine blaue Feldhyazinthe überaus häufig. Dies fiel uns auf, und wir erinnerten uns dabei an die ganz spartanische Sage von dem Liebling des Apoll und seiner Verwandlung nach dem Tode in die Blume, die noch jetzt seinen Namen trägt.

Wir verließen Mistra am dritten Tage, durchschritten noch einmal die Ebene von Sparta, passirten den Eurotas auf einer Furth und schlugen unsern Weg durch menelaische Gebirge nach Arkadien ein. So wie man die Ebene verläßt, wird der Weg steinicht und kahl, die Luft fein und rauh, die Gegend uninteressant. Wir waren zu spät aufgebrochen, um noch an demselben Tage Tripolitza erreichen zu können, und mußten also die Nacht in einer ärmlichen Schäferhütte, fast der einzigen auf dem ganzen Wege, zubringen.

Die Ruinen von Tegea bezeichnen kaum noch den Ort, wo es stand.

Digitized by Google

Ein großes Kloster aber, in der letzten Besitznahme von Tripolitza durch Ibrahim Pascha zerstört, verdiente mehr Berücksichtigung. Die Klosterkirche soll die größte in ganz Morea und Romelien gewesen sein. Sie ist auch noch in ihren Ruinen groß.

In den dachlosen Mauern dieser Kirche waren kleine Knaben unter Aufsicht eines alten grauen Priesters mit gegenseitigem Unterricht im Buchstabiren, Lesen und Schreiben beschäftigt. Diese Methode des Unterrichts ist in Griechenland ziemlich allgemein verbreitet und namentlich in Athen eingeführt, woselbst die amerikanisch-protestantische Mission sich wirkliches Verdienst um den öffentlichen Unterricht erwirbt. Die große Wißbegierde und Fassungskraft der griechischen Nation erleichtert sehr den fortschreitenden Erfolg dieser Bemühungen, und aus Erfahrung kann ich behaupten, daß die Kenntniß des Lesens und Schreibens unter den jungen Griechen verhältnißmäßig verbreiteter ist, als in Italien und selbst in Frankreich.

Es ist sehr lieblich anzusehen und gibt ein anmuthiges Bild der Wiedergeburt Griechenlands, wie kleine Knaben und Mädchen, im Schatten einer zerstörten Kirchenmauer, umgeben von Bruchstücken des Alterthums, neben einander gekauert an der Erde sitzen, mit ihren Zeigefingerchen ins Buch deuten, und den vorgesprochenen Laut lallend nachbeten. Diese zarten Knospen gereiht um den bärtigen Kern eines Papas, im runden Barett und langen schwarzen Obergewand. — Die Pfaffen in Griechenland dürfen sich vermählen und bilden daher einen Theil des Volks. Sie theilen seine Leiden und seine Freuden, sind Patrioten und haben oft Gut und Blut geopfert für Freiheit und Wohl des Vaterlandes.

Schon dies allein gibt Griechenland einen großen Vorsprung über Italien, das in seiner alternden Erschlaffung immer tiefer sinkt, indeß das verjüngte Griechenland alle Keime des schönsten Lebens hegt.

Traurig liegen die Trümmer von Tripolitza auf der dürren Hochebene Arkadiens, wie die verkohlten Ueberreste eines großen Auto da Fé.

Literatur.

Ring und Pfeil. Ein Gedicht in zehn Gesängen von F. M. Hessemer. Frankfurt a. M. Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1859. Der Dichter der obigen poetischen Erzählung war, wie wir aus der „Begrüßung" erfahren, selbst in seiner Jugend in den Ländern des Nil, die der Schauplatz seiner fast durchgängig mit großer Formgewandtheit vorgetragenen und meist an poetischer Schönheit reichen Sage bilden. Denn er singt:

Und so vernehmt von Ring und Pfeil die Kunde,
Die dort ich selbst erlauscht, wo sonder gleichen
Durch alle Tage süße Stimmen schallen,
Und durch die Nächte holde Klänge weh'n,
Im Märchenduft von Kairo's Säulenhallen,
Von seinen Marmorhäusern und Moscheen.

Digitized by Google

Er fährt dann, sich versenkend in die Glanzerinnerung der schön durchlebten Vergangenheit, fort:

Wie reich ist jene Stadt, in Fülle prangend,
Voll Herrlichkeit und Pracht, voll stolzer Milde!
Von einem Bild zum andern schönren Bilde
Zog ich in Unersättlichkeit verlangend;
Und jetzt, nach Jahren, sehnsuchtvoll erbangend,
Zieht tiefes Heimweh mich zum Lustgefilde
Der Jugend und der reichen Schönheit wieder,
Und sucht Erquickung sich in heitrem Spiel;
O, wenn dafür aus jenem Schatz der Lieder
Ein Echo doch in meine Worte fiel!

So fehlt es der Dichtung denn nicht an jener Ursprünglichkeit und Naturfrische, die nur die Vertrautheit mit den Verhältnissen herbeiführen kann. Sie drückt dem Gedichte Hessemer's in gewissem Sinne erst die Weihe auf. Indeß ist die Fabel auch an sich wechselreich und spannend und ließt sich ungezwungen von Anfang bis zu Ende. Wenn hie und da Prosaismen vorkommen, so fehlt es dafür fast durchweg an Härten und Wortverrenkungen, trotzdem daß orientalische Scenerien vorgeführt werden, die wohl zu Ausschweifungen des Ausdrucks hätten verleiten können. Ein wenig mehr morgenländischen Duft und orientalische Färbung, die an den Sitz der Sage gemahnten, hätten wir gleichwohl erwartet; denn auf dem Grunde dieser Form könnten sich auch Bilder abheben, die dem Occident angehörten. Der Dichter hat schon Mehreres geschrieben, wie Jussuf und Nasiß. Aber der Anfang bereitet ihm einige Schwierigkeit. Mit dem Verlauf der Dichtung, sieht man, wachsen ihm die poetischen Schwingen. Der 9. und 10. Gesang sind reich an wahrhaft schön und sinnig durchgeführten Stellen. Die Beschreibung der Pest, die der mißgestalte Abdelhadi entwirft, ist meisterhaft. Das „große Sterben" in Kairo, welches 60,000 Seelen dahinraffte, bildet überhaupt die Basis der ganzen Dichtung. Dadurch ist der vordem gute Sultan, Aschraff, in Mißmuth und Apathie versunken, so daß kein Schlaf in seine Augen kommt. Wer ihn ihm wiederbringt, soll reich begnadet werden. Da melden sich Gaukler und Quacksalber aller Art. Halb zu Tode gefoltert verheißt der Sultan Belohnung dem wahren Arzt, aber Tod dem, welchem die Kur mißlingt. Zwei edle Jünglinge, der feurige Omar, im Besitz eines ererbten Pfeiles, mit dem er einen Ring durchschießen kann, und der milde Taib, der vom Vater einen Ring erhielt, den er durch den fliegenden Pfeil zu schleudern vermag, wollen das Wagstück vollbringen. Das Volk lacht ungläubig; sie wollen eine Probe ihrer Kunst zeigen, da, als der Pfeil von dem Ringe getroffen, durch die Luft fliegt, entführt ein Falk, der den Sultanstöchtern gehört, beide Amulete, den Ring wie den Pfeil Zu deren Wiedererlangung wirken verschiedene Kräfte, die aber nicht wie ein deus ex machina in die Sage gestellt sind, sondern mit dem Schein sogar der Glaubhaftigkeit, während sie doch die mannigfaltigsten ergötzlichsten Verwickelungen herbeiführen. Die letzte Lösung geschieht recht geschickt, die Prinzessinnen, Tureia (der Sonne) und Halima (dem Monde vergleichbar) geben Pfeil und Ring dem gefangenen Taib zurück, und werden dafür durch die Liebe Taibs und Omars belohnt, nachdem es beiden gelungen, dem Sultan den Schlaf zurückzugeben. Beide Amulete üben zwar wunderbare Kräfte, mehr aber ist die Heilung des Sultans eine Folge seiner Einkehr in sich selbst, jenes moralischen Läuterungsprozesses, der durch die Jünglinge im Verein mit Abdelhadi erstrebt wird. Dem Tode muß die Auferstehung folgen, dem großen Sterben das neue schwellende Leben: eine Doppelvermählung bildet daher den Schluß und der Palast, bisher der Trauerstille geweiht, hört wieder Cymbeln und Harfen klingen, welche das Abenteuer Omars und Taibs und ihren Liebesbund mit Halima und Tureia feiern.

Das Büchlein, in sinnreichster und elegantester Ausstattung dem Publikum vorgelegt,

Digitized by Google

wird sich sicher als eine Zier auf den Nyptischen der Damen zu behaupten wissen, aber auch einem verwöhnteren Geschmacke genügen. J. A.

— **Der Streit zwischen Mensch und Thier.** — Ein arabisches Märchen aus den Schriften der lauteren Brüder, übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, so wie mit Anmerkungen versehen von Dr. Fr. Dieterici, a. o. Professor in Berlin, Mitglied der deutschen morgenländischen und pariser orientalischen Gesellschaft. Berlin, 1858. Verl. von Mittler und Sohn.

Der gelehrte Verfasser, dem Publikum sowohl durch seine Reisen im Orient und die darüber veröffentlichten Berichte, als auch durch mehrere andere gediegene Werke aus dem Bereiche der arabischen Literatur längst ehrenvoll bekannt, erwirbt sich durch vorliegende Schrift neue Anrechte auf unseren Dank.

Er trägt uns hier ein aus arabischen Quellen geschöpftes, höchst sinniges und geistvolles Märchen vor, welches den Streit zwischen den Menschen und Thieren vor dem Forum des weisen Bivaraſp, des Königs der Genien, in einer überaus spannenden, stets neue pikante Situationen und Reden herbeiführenden Weise behandelt. Sowohl die Menschen, deren Herrschaft die Thiere sich entziehen wollen, als die Thiere, welche sich über den Druck und die Härte der Menschen beschweren, haben ihre erwählten Wortführer, welche so interessante und jederzeit variirende Thatsachen als Kriterien für ihre Rechte beizubringen wissen, daß die Entscheidung sich lange, doch aber nicht in ermüdender Weise verzögert. Den Sieg tragen schließlich, wie sich gebührt, die Menschen davon; ihr Sinn für Künste und Wissenschaften, das Streben der Tugendhaften unter ihnen, und deren Anrecht auf Unsterblichkeit, gibt zuletzt und lediglich den Ausschlag. Denn alles andere Vortreffliche, wie sich auch verschiedene Sprecher der Menschen zu überheben und jenes als Beweis ihrer Vorzüge hinzustellen suchen, findet sich doch in gleicher oder ähnlicher Weise auch bei den Thieren, als Sorge für die Gattung, Pflege der Angehörigen, Liebe zur Heimath und mancherlei natürliche Anlage, Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit. Vortrefflich ist in dieser Hinsicht, was von der Stärke und dem Edelmuth des Löwen, der Sorgsamkeit und Betriebsamkeit der Biene und Ameise, der Begabung und Kunstfertigkeit des Sprossers u. s. w. vorgebracht wird, während noch ein höheres Interesse erweckt, was die verschiedenen Racen der Menschen und deren Wortführer, der Irane, Inder, Araber, Grieche, der syrische Christ, der Hebräer u. a. m. vorbringen.

Am Schlusse ergreift ein Hidjazitischer Redner (Mekkaner) das Wort und redet zum letzten Sprecher der Thiere, dem Sprosser: „Wie so sind unsere Zustände einander gleich, da wir, wie dieselben auch immer sind, in alle Ewigkeit und alle Zeiten währen, und sind wir gehorsam, so werden wir vereint mit den Propheten, den Beordneten, den Imamen, den Gott Nahestehenden, den Glückseligen, den Weisen und Guten, den Vorzüglichen und Ergebenen, den Edlen und Enthaltsamen, den Gottesdienern und Frommen, den Kundigen und Aufmerksamen, denen, die Scharfblick, Klugheit und Einsicht haben, den Auserwählten, den Vollkommenen, welche den Engeln gleichen und im Guten wetteifernd sich sehnen, den Herrn zu finden; in allen Zeiten und Verhältnissen wenden sie sich ihm zu, auf ihn hören, auf ihn blicken sie und denken darüber nach, wie sie ihn groß und herrlich preisen. In allen ihren Angelegenheiten vertrauen sie ihm, zu ihm beten und flehen sie, und auf ihn hoffen sie. In seiner Furcht sind sie mitleidig, und würden wir verworfen, so würden wir doch rein werden durch die Fürbitte der Propheten, Segen komme über sie, besonders aber durch die Fürbitte unseres Herrn Muhammed, über ihn komme Segen. Danach werden wir im Paradiese mit den Schwarzäugigen ewig bleiben, es reden uns die Engel an mit ihrem Gruß: Friede über euch, behabt euch wohl und tretet ein als Ewige. Ihr aber, o Schaar der Thiere, seid fern von alle dem, denn nach der Abscheidung hört ihr auf."

Diese Rede trägt den Sieg davon, und es vereinigen sich nunmehr die Wortführer der Thiere und die Weisen der Genien zu folgendem Unisono: „Jetzt bringt ihr das Rechte,

Digitized by Google

ſprecht das Richtige und ſagt das Wahre; denn deſſen, was ihr jetzt erwähnt, rühmen ſich die Ruhmvollen; ſolche Handlungen, wie die Jener ſind, mögen die Rechthandelnden verrichten, und ſolchen Wandel, ſolche Eigenſchaften und Sitten und ſo mannichfaltige Kenntniſſe mögen begehren die Rechtbegehrenden, und dergleichen ergötze die ſich Rechtergötzenden u. ſ. w."

„Da — heißt es dann weiter — befahl der König, daß alle Thiere dem Gebot und Verbot der Menſchen ſollten unterworfen ſein und ſich von ihnen leiten laſſen. Sie aber nahmen ſein Wort an, waren damit zufrieden und gingen von hinnen, vertrauend auf die Beſchützung Gottes des Erhabenen und auf ſeinen Schutz."

Der Verfaſſer des Märchens aber, indem er Abſchied vom Leſer nimmt, fügt hinzu: „Du nun, mein Bruder, wiſſe ſicherlich, daß jene Eigenſchaften, wodurch der Menſch über die Klaſſen der Thiere Angeſichts des Genienkönigs den Sieg davon trug, die Bewährung der Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ſind, die wir ſo kurz als möglich und ſo nahe dem Ziele als möglich in einundfünfzig Traktate niedergelegt. Vorliegendes iſt einer von dieſen Traktaten, und wir haben in demſelben das, was das erſtrebte Ziel war, nach der Redeweiſe der Thiere dargethan; traue du uns deßhalb nicht etwas Schlechtes zu und halte unſere Rede nicht für Knabenſpiel oder für Fabeln der Brüder; denn unſere Gewohnheit iſt die, daß wir das Wahre darthun durch Worte und Erklärungen, die wir in Form von Anſpielungen und Gleichniſſen den Thieren in den Mund legen; dabei weichen wir von unſerem Ziele nicht ab; vielleicht, daß einer dieſen Traktat genauer anſieht und dadurch auferweckt wird vom Schlaf der Sorgloſigkeit, daß er durch die Ermahnungen und Reden der Thiere ſich ermahnen läßt, und ihre Reden und Andeutungen wohl überlegt; vielleicht, daß er dann eine ſchöne Ermahnung dadurch empfängt."

Dieſe Worte deuten bereits annähernd den Standpunkt des Verfaſſers an; er will uns eine in das Gewand der Mythe und Allegorie gehüllte ethiſch-philoſophiſche Lehrſchrift geben, die gewiſſermaßen nur als ein einzelnes Axiom aus einer großen philoſophiſchen Encyclopädie zu betrachten iſt, über deren Werth und Wichtigkeit ſich der gelehrte Herausgeber des obigen Märchens des Näheren und Breiteren ausſpricht.

Jedenfalls wird und muß die Leſewelt Herrn Profeſſor Dieterici es Dank wiſſen, daß ſie durch ihn erfährt, wie ſchon ums Jahr 1000 der chriſtlichen Zeitrechnung in dem fernen Basra ein Orden von geweihten Arabern beſtanden hat, der ſich die Gemeinſchaft der lauteren Brüder nannte, und der ähnliche Zwecke der Aufklärung und Moral verfolgte, wie der Orden der Freimaurer unter den Chriſten des weſtlichen Europas in ſpäteren Tagen. Wir erfahren auch durch den Ueberſetzer des obigen Märchens — welches durch ihn zum erſten Male vollſtändig im Druck erſcheint, indem Dr. Rauwerck im Jahre 1837 nur einige Proben aus demſelben veröffentlichte — daß Alexander Sprenger es geweſen iſt, welcher ſich das Verdienſt erwarb, in zwei Artikeln des Journal of Bengal 1848 alle 51 Abhandlungen jener lauteren Brüder beleuchtet zu haben, aus welcher Schrift Herr Dieterici ebenfalls ſchätzenswerthe Angaben beibringt.

Und ſo wird das vorliegende Werkchen, „welches es verſucht, die ſinnreiche Erzählung auch in größeren Kreiſen zu verbreiten, und die Geiſtesrichtung, der ſie entſproſſen, allgemeiner zu ſchildern", den vorgeſetzten Zweck, wie wir hoffen, nicht verfehlen.

Dr. J. Altmann.

Unterhaltungen.

— Von **J. Newmann's**, des Rectors der Univerſität Dublin: „The office and work of universities", iſt ſo eben in der bei Bachem in Köln erſcheinenden Sammlung der claſſiſchen Werke der neuern engliſchen Literatur eine genaue und höchſt fließende Ueberſetzung von

Digitized by Google

G. Schündeln unter dem Titel „Wesen und Wirken der Universitäten" herausgegeben worden. Der berühmte Verfasser entwickelt in zwanzig Abhandlungen, was nach seiner Ansicht zum Wesen, zum Charakter, zum Wirkungskreise und zu den Eigenschaften einer Universität gehört, was für sie erforderlich sei und wie sie sich zu andern Lehranstalten verhalte. Die vollkommene Beherrschung des Materials, die klare und lichte Darstellung und die vielen Schlaglichter und originellen Gedanken machen die Arbeit auch für Jene beachtenswerth, welche mit Newmann's Grundanschauungen über höheres Unterrichtswesen nicht übereinstimmen. Der geschichtliche Verlauf des Universitätswesens ist in scharfen Zügen gezeichnet — In der genannten „Sammlung der classischen Werke ist vor Kurzem auch eine Uebersetzung von Cardinal Wiseman's „Erinnerungen an die vier letzten Päpste" erschienen, die unter den drei deutschen Uebertragungen des Buchs die gelungenste ist. In Bachems Verlag erscheint auch eine Sammlung „Unterhaltendes", Schriften der englischen Literatur, die durch ihre Auswohl der unseligen Tendenz- und Controversnovellistik entgegentritt, wie sich diese in der neuesten Zeit auf katholischem Gebiete, z. B. durch Conrad von Bolanden's „Brautfahrt" breit macht und in ihrer unfertigen unberechtigten Polemik und einseitigen Geschichtsauffassung auch von entschieden katholischen Blättern, wie der Wiener Literaturzeitung, zurückgewiesen wird.

— **Ueber die Xicaque-Indianer in Honduras** giebt der bekannte Reisende E. G. Squier nach den Nachrichten Mr. Amory Edwards, welcher bei der Honduras-Eisenbahn beschäftigt ist folgende Notizen im Athenäum. Die Xicaque-Indianer zählen ungefähr 5000 Seelen beiderlei Geschlechtes und bewohnen hauptsächlich das Yoro-Departement. Im Departement San Barbara leben etwa 1000, welche ziemlich civilisirt sind und sich industriell beschäftigen. Vierhundert davon leben an den obern Wassern des Choloma, die Uebrigen sind in den Bergen an der westlichen Seite der Ebne von Sula zerstreut. Im Yoro-Departemente leben sie zerstreut vom Flusse Sulaco bis zur Bucht von Honduras über das Land in Zügen von 70 bis 100 Individuen, immer von einem selbstgewählten Häuptling oder Führer geleitet, durch dessen Vermittlung jeder Verkehr und Handel mit den Weißen geschieht. Die Xicaque's kleiden sich mit einer Art Tappa, oder einem aus dem Ule- oder Kautschouk-Baume bereiteten Stoffe, welcher etwa 8 Fuß lang und 4 Fuß breit ist und eine Oeffnung hat, durch welche der Kopf gesteckt wird, wie bei einem mexikanischen Poncho. Ihre Nahrung besteht meistens in den Früchten des Bodens oder dem Wilde der Wälder; von den Stämmen, die mehr mit den Weißen in Berührung kommen, werden auch Mais und andere Cultur-Pflanzen gezogen. — e —

— In **Walesby's Gallerie** (Waterloo-Place in London) befinden sich vier Gemälde, welche die deutliche Unterschrift Giacomo Francesco Cipper, Tedesco tragen. Das erste stellt ein Familien-Concert, eine Gruppe von 8 Figuren von bewunderungswürdiger Erfindung und voll Leben dar. Das zweite einen Früchte- und Gemüß-Markt mit einem Weibe welches Kirschen wiegt. Das dritte eine Gruppe mit jungen Edelleuten. Das vierte italienische Bauern in ihrer Ruhe, während ein Mann auf einer Art Drehlaute spielt. Die Gemälde sind in breitem ernstem Styl gehalten, welcher mehr oder weniger an die spanische oder neapolitanische Schule erinnert. Sie sind mehrere Fuß im Gevierte groß und sollen etwa vor einem Jahrhundert von Lord Cobham in Flandern erworben worden sein. Das Blatt, welches dieses Notiz bringt, spricht den Wunsch aus, von dem genannten Maler und seinen vielleicht noch anderwärts existirenden Werken Genaueres zu erfahren. — e —

— **Georg Stephenson's**, dessen in diesen Blättern schon in einem längeren Aufsatze gedacht wurde und dessen Sohnes Robert Stephenson's Büsten sind von dem Bildhauer Edward W. Wyon in London (Stanhope-Street) in Marmor gefertigt worden. Von den Büsten der beiden Techniker hat Wyon einen Abguß an den Stadtrath von Newcastle-on-Tyne gesandt, welche an einer passenden Stelle in der Stadthalle aufgestellt werden. -e-.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Digitized by Google

Frankfurter Museum.

Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben.

Vierter Jahrgang.

Das „Frankfurter Museum“ erscheint jeden Samstag in 1 oder 1½ Bogen gr. 8° und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und des Auslandes zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt für auswärts, die Stempelgebühr inbegriffen, für das ganze Jahr Thlr. 5 Pr. Crt., für das halbe Jahr Thlr. 2½ Pr. Ct. Bei auswärtigen Postämtern erhöht sich derselbe um den üblichen Postaufschlag.

N° 52. Frankfurt a/M., den 25. December. **1858.**

Inhalt. **Der Mann mit dem verlorenen Herzen.** Novellette von Franz Rittweger. (Schluß.) — **Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.** Von A. Stöll. (Schluß) — **Reise-Erinnerungen aus Griechenland.** Von Gottfried Semper in Zürich. — **Christnacht.** Von F. R. — **Der Barbier von Bagdad.** Von S. — **Unterhaltungen:** Eine Erinnerung an Swift. Der Compaß. O. L. Heubner. Robert Burns.

Der Mann mit dem verlorenen Herzen.

Novellette von Franz Rittweger.

(Schluß.)

Bei Bewensen erstreckt sich die braune Haide meilen- und meilenweit ohne große Abwechselung dahin; selten, daß tannentragende Hügel sich daraus erheben, oder daß verkrüppelte Eichen- und Buchensträuche im hohen Sommer ihre schon braungebrannten Blätter dem Winde preisgeben. Haidekräuter mit spärlichen einfarbigen Blüthen, dürre Grashalmen wachsen auf dem torfbildenden Moorboden und geben ein Bild der Einsamkeit und Oede. Hier und da, wo ein Stück Land, einer Oase gleich, fruchtbarer aus der Haide lacht, sind indessen Weiler angebaut, und spärliche Korn- und Kartoffelfelder zeugen von einiger Cultur, während eine Heerde Haideschaafe oder wenige Stücke Rinder und Pferde die Gegend beleben.

Es mochten wohl fünfzehn Jahre seit jenem oben geschilderten Ereignisse vergangen sein, daß hierher ein robuster kräftiger Mann kam. Die Bewohner der Haide verkehrten wenig mit ihm, er kam und ging ruhig ohne Verlangen, und wie es schien ohne Bedürfnisse. Der verbrannte Boden und der darüber gewölbte blaue Himmel nahmen seine Blicke und seine Gedanken in Anspruch, und es schien, als wolle er verlorne Erinnerungen und eine

Digitized by Google

vergessene Heimath wieder aufsuchen. Auch hatten die Landleute jener Gegend von ihm vernommen, daß er von Amerika käme und bei den Yankee's sich Taschen voll Geld erworben, dort aber sein Herz verloren habe; daher nannten sie ihn den Mann mit dem verlornen Herzen, und scheuten sich mit ihm in eine nähere Berührung zu treten. —

Es hatten auf der öden Haide drei verkrüppelte Erlenbäumchen eine Stätte gefunden; rings um sie war Alles unfruchtbare Wüste, von keinem grünen Strauche geschmückt, von keinem Vogelsang belebt.

Zu diesem Orte geleitete Hanno — den jeder Leser in dem Fremdling erkannt haben wird — zwei andere Männer, welche dort angelangt, bedenklich den Kopf schüttelten.

Laßt uns beginnen, sagte Hanno.

Es ist ein nutzloses Unternehmen, lautete die Bemerkung eines seiner Begleiter.

Der Erfolg wird es lehren, erwiederte Hanno.

Es wurde weiter kein Wort mehr darüber gesprochen. Aber in wenigen Tagen war eine Quelle bloßgelegt, die ein so helles und klares Wasser gab, als man nur wünschen konnte. Mit innerer Befriedigung blickte Hanno darauf und sagte:

Ich wußte es ja, es gibt noch so manches unbenutzte Fleckchen auf Gottes weiter Welt, woraus richtige Behandlung, wenn auch kein Paradies, doch eine genügende Stätte für Menschen schaffen kann.

Den Bewohnern der Haide wurde ein neues Schauspiel bereitet, als sie Wagen über den Torfboden fahren sahen, die mit Bauholz und allerlei Werkzeugen beladen waren.

Es erhob sich nun auch bald das stattliche Gebälke eines Hauses über dem Boden, die Oeffnungen des Fugenwerkes wurden mit aus Lehm gebrannten Steinen ausgefüllt und rothe Ziegeln schützten die Bretter des Daches vor Regen und Schnee. Auch Stallung und Scheuern entstanden, und von weiter Ferne wurde gute dunkle Erde herbeigeschafft, um einen Hausgarten anzulegen.

Dann wurden Gräben gezogen und das dürre Haidekraut und die andern Gräser angezündet und, sobald die Vegetation in Asche verwandelt war, der Boden umgegraben und zur Einsaat fähig erachtet.

Der Schöpfer all dieses war Hanno, der ein reicher und praktischer Mann in der neuen Welt geworden war, der aber das Leben in den großen Handelsstädten mied und ein einfaches Dasein auf der öden Haide vorzog.

Es gingen Jahre vorüber. Blätterreiche Birken beschatteten die Häuslichkeiten. Große blühende Malven, duftender Hollunder und die großköpfigen gelben Helianthen überragten Boskette von Rosen und Hunderten anderer Blumen des Gartens.

Digitized by Google

Die Samenkörner, mit denen die Felder waren besäet worden, standen aufgewachsen da und versprachen volle und reichliche Ernte.

Das Haidekorn war aufgeschossen und bedeckte weite Strecken Landes neben großen Roggenfeldern. Die großen Blätter des Maises füllten das Land, welches vorher braune krüppelhafte Kräuter ergab, mit hellem frischem Grün. Eine Heerde von Kühen und Schafen wurde von fröhlichen Knaben auf die Weide getrieben. Kräftige Arbeiter bauten das Feld und zogen des Abends singend in das Haus Hanno's zurück.

Aber drinnen im Hause selbst saß allein der Mann mit dem verlorenen Herzen. Er sang nicht dem Erwachen des Tages entgegen, nicht dem scheidenden Sonnenlichte nach. Er hatte zwar eine beglückende Befriedigung in dem Gedeihen seiner Arbeit, seiner Pläne, aber öde war es um ihn, es erfreute Niemand sein Herz mit der Sprache der Liebe. Seine Leute hatten eine seltene Anhänglichkeit an ihn, allein sie konnten ihm nicht geben, was ihm Noth that.

Auch seine alten Eltern hatte er, wie die Mutter gewollt, wieder gesehen und ihnen nach einigen Jahren die Augen zugedrückt.

Dies letztere war kurz ehe er zur Haide kam geschehen und damit das letzte Band entzwei gerissen, das ihn an die Heimath gefesselt. Die alte Mutter selbst hatte ihm angerathen, nach ihrem Tode ein Anwesen in anderem Lande zu gründen.

So lebte er denn bisher allein und ruhig dahin.

Nun traf es sich, daß bei Bewensen ein armer Haidebauer wohnte, der sein karges Dasein mit Torfstechen fristete. Sein Haus war eine elende Hütte, elend nach außen und innen. Ein ärmlicher Haushalt gab wenig Bequemlichkeit, und dennoch herrschte in ihm eine außerordentliche Reinlichkeit.

Und die das Linnen wusch und den Hausrath reinlich hielt, war seine Tochter, eine schlanke Jungfrau.

Träumerisch schaute sie oft über die weite Haide, wenn die Abendsonne die Pflanzen noch röther färbte. Sie fand eine eigene stille, schwermüthige Stimmung darin, und wenn am nächtlichen Himmel Tausende von Sternen strahlten und funkelten, dann trat auch die Freude in ihre Seele. In jedem Sterne dachte sie sich eine Welt mit Wesen von Leben und Liebe. Nur auf ihrer eignen Welt war die Arme verlassen und allein.

Und eines Tages kam ein Mann über die Haide daher und lenkte seine Schritte an der ärmlichen Hütte vorüber. Als er des Mädchens ansichtig wurde, blieb er betroffen stehen.

Guten Abend, schöne Jungfrau.

Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder. Wer war er, der zu ihr kam und sie freundlich grüßte, sie schöne Jungfrau nannte? Sie kannte ja nur die Stimme ihres Vaters und die Lieder der Haidelerchen oder das

Digitized by Google

Rollen des Donners. Anderes hatte sie kaum je vernommen; und nun kam ein Fremder und nannte sie schön. Sie hätte in den Boden sinken mögen vor Freude und Scham.

Ist dies Eure Wohnung?

Mein Vater und ich wohnen hier.

Sonst lebt Niemand mit Euch hier?

Niemand, außer einem kleinen Hund und einer Ziege.

Und wart Ihr niemals von hier entfernt, in einer andern Gegend?

Nein.

Und habt Ihr keine Lust, die ferne Welt zu sehen mit ihren Schönheiten und ihrem Glanze?

Ich bin hier geboren; auf der Haide habe ich als Kind gespielt, warum sollte ich nun hinweg von ihr?

Es ist gut so. Wie ist denn Euer Name?

Man hat mich Ruth getauft.

Ich werde Euch wiedersehen, Ruth.

Der Fremde bot ihr die Hand und entfernte sich in anderer Richtung als er gekommen war.

Ruth sah dem Manne lange nach, und als er schon weit, sehr weit entfernt war, lief sie in ihr Kämmerlein und holte einen kleinen Spiegel hervor, sah lange und prüfend hinein, dann sprang sie auf, klatschte in ihre Hände und rief freudig aus: Ich bin schön, er hat es gesagt, der fremde Mann. Aber als hätte sie sich vor ihrem eigenen Bilde über ihre kindische Einfalt geschämt, wurde sie wieder stille und setzte sich vor die Hütte auf eine dort angebrachte Bank. Sie wollte arbeiten, aber sie konnte nicht; ihre Gedanken waren davon geflogen über die Haide hin, den Schritten des Fremden nach.

Er hatte ihr die Hand geboten, ihr, dem armen verlassenen, freudelosen Wesen, er hatte nach ihrem Namen gefragt, hatte denselben wiederholt, und er klang so ganz anders in seinem Munde, als wenn ihn der Vater sprach, auch hatte er ihr versprochen, sie wieder zu sehen. Aber wann, wann?

Es vergingen viele Taze, ehe es geschah.

Endlich aber kam er wieder über die Haide her; er traf Ruth wieder allein im Hause und begrüßte sie innig und achtungsvoll; auch ein Geschenk hatte er ihr mitgebracht, ein ihr neues Geschenk.

Es war ein Strauß herrlicher Blumen.

Sie hatte nie in ihrem Leben andere Blumen als die der Haide gesehen, rothe und weiße Glöckchen und einige blühende Gräser.

Er aber brachte ihr den wohlriechenden Goldlack, die großen blauen Glockenblumen, duftenden Jasmin, den dunklen Eisenhut, die vielfarbigen Ritterſporn, schöngezeichnete Löwenmäulchen und vor allem die Königin der

Digitized by Google

Blumen, die Rose, mit Farben schöner als die Lippen und Wangen eines aufblühenden Mädchens.

Er eröffnete ihr hiermit eine neue Welt von Herrlichkeiten. Sie kannte noch nicht diese schönsten Kinder der Natur, sie schaute sie an und ihre Augen wurden nicht satt.

Er saß bei ihr, erklärte ihr die Namen der Blumen und erzählte ihr von deren Gedeihen und Wachsthum. Er erzählte ihr von Blumengärten und ihren herrlichen Gewächsen; wie aus den dunklen Gebüschen der Jasmin als weißes Blümchen herausschaut; von den Lupinen, den Astern, von den stolzen Königskerzen und den noch majestätischeren Lilien, die auf hohem schlankem Stiele eine große, in der Farbe der Unschuld prangende Blume treiben.

Das muß Alles in einer andern, weit entfernten Welt sein? fragte sie.

Das ist auch mitten in der Haide, Ruth.

Ruth schlug voll Entzücken die Hände zusammen und rief freudig: All dies inmitten der Haide, und nicht so weit, daß man es nicht sehen könnte?

Nur wenige Meilen.

Ruth lauschte aufs Neue den Erzählungen des Fremdlings. Er hatte ihre Hände in die seinen gefaßt, sie wollte sie zurückziehen und sah ihm einen Augenblick mißtrauisch ins Antlitz; als sie aber das ernste, stille, von wehmüthigen Zügen gezeichnete Gesicht des Mannes sah, ließ sie ihm ihre Hand und hörte ihm zu.

Und dabei schlich sich etwas leise in das Herz des Mädchens, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte. War es Freude? war es Sehnsucht? war es das unnennbar süße Gefühl, das mit der Seele zur Seele spricht? — es war all dies zusammen. Die Welt nennt es Liebe.

Noch war sie es nicht in der verzehrenden Gestalt gewaltiger Leidenschaft; es war ihr Anfang; das Hingeben unter den Einfluß des Andern.

Als der Fremde schied, versprach er ihr, wie das erste Mal, sie wieder zu sehen. Sein Schritt führte ihn diesmal denselben Weg, den er gekommen war. Er kam also um ihrethalben, um sie zu sehen.

Noch oft sah sie ihn kommen und gehen, und es trat eine Zeit ein, wo sie ihn sehnsüchtig erwartete, wo sie die Tage, die Stunden zählte, bis er erschien.

Eines Tages, als sie wieder über die Haide nach jener Richtung hinschaute, woher er kommen mußte, erblickte sie zu ihrem Erstaunen einen Reiter, ihm folgte zur Seite ein kleineres Pferd, ohne daß Jemand dessen Rücken bestiegen hatte.

War er es?

Der Reiter kam näher und näher, und es war in der That seine kräftige Gestalt, es waren seine Züge; er grüßte schon von Weitem, kam herbei, sprang ab und reichte ihr die Rechte.

Digitized by Google

Ruth, dieses kleine Thier nennt man ein Pony, und dieser Sattel den es trägt, dient Mädchen zum Reiten; willst Du es wagen, Dich auf dieses Thierchen zu setzen?

Ich kann nicht reiten.

Versuche es, Ruth, das Thier ist zahm und geduldig.

Und Ruth bestieg das Pony. Hanno — denn Niemand wird sich unter dem Fremden einen Andern gedacht haben — führte es sanft über die Haide; Ruth gefiel das; bald hatte sie erlernt ohne Zagen auf dem Thierchen zu sitzen. Als er noch öfters mit dem Pferdchen kam und sie bat es zu besteigen, that sie es mit größter Freude und fand sogar ein Vergnügen daran, wenn es ein wenig störrig war.

Die Besuche Hanno's wiederholten sich nun häufiger. Die ersten waren immer in Abwesenheit von Ruth's Vater geschehen, später war derselbe öfter anwesend und hatte sich oft lange mit dem fremden Anbauer besprochen.

Auch von den andern Haidebauern wich nach und nach die Scheu vor Hanno. Er hatte bei ihnen eingesprochen, hatte ihnen gute und praktische Andeutungen über den Feldbau gegeben, ihren Versuchen nach seinen Angaben selbst beigewohnt und mit Hand angelegt. Ja, er war nicht allein bereit, ihnen die billig scheinende Hülfe des guten Rathes, sondern auch wirkliche reelle Vortheile angedeihen zu lassen. Mancher armen Familie hatte er aus der dringenden Noth geholfen, Manchem, dem Seuche seine Heerde lichtete, hatte er Geschenke mit einer besseren Thiergattung gemacht, so daß der Mann, der früher den Haidebewohnern als ein böser, schlimmer Dämon erschien, ihnen nun ein guter schützender Engel ward, der segnend seine ganze Umgebung beglückte.

Als der Herbstwind über die Ebene strich, die Haidelerchen von dannen gezogen, das Laub der wenigen Birken, die die Haide trug, gelb und mürbe geworden war, die Stoppeln der Felder von der eingesammelten Frucht zeugten, zog der Frühling freudig in dem Herzen zweier Wesen ein.

Ruth blühte wunderbar auf, ihre Wangen hatte eine Wonne bezaubernd geröthet, ihr Auge strahlte in dem lichten Glanze eines Gefühls, das ihr Inneres selig durchbebte.

Sorgfältiger als je war ihr Anzug geordnet und ihr Haar lag in schönen Ringen um ihr Haupt.

Der Fremdling, der aus den fernen Ländern gekommen war, und dessen ruhiges Walten so segenspendend für Alle geworden, hielt sie umschlungen und nannte sie die Seine.

Und sie war ihm zugethan mit aller Ergebenheit eines wirklich liebenden Weibes, sie sah an ihm hinauf wie der Epheu zu dem schützenden Baume, der ihm Halt gibt. Sie hatte ihm ihre Hand gegeben, nachdem sie ungeahnet ihr Herz an ihn verloren hatte.

Digitized by Google

Jetzt steht die ärmliche Haidehütte, in der Ruth einstens gewohnt, öde und verlassen. Die Winde pfeifen durch die immer mehr sich öffnenden Lücken, das Strohdach hat der Sturm halb herabgerissen, denn es fehlt die ausbessernde Hand.

Dagegen regt sich ein frisches Leben auf der Pflanzung Hanno's. Ruth ist als die waltende, ordnende Hausfrau eingezogen, und ein kleiner munterer Knabe spielt auf ihrem Schooße. Der Garten um das Haus zeigt seine Blumen den Beschauern; Nelken und Moosrosen spenden ihren süß-betäubenden Duft den Lüften, und auf den grünen Gesträuchen singen zahllose Vögel täglich ihre Lieder.

Wir haben ruhige herrliche Tage dort verlebt. Nirgends möchte eine Stätte aufzuweisen sein, wo häusliches Glück und heimischer Frieden besser gedeihen sind als in dieser Oase der Haide, in der ein vom Schicksale heimgesuchter und einst von Vielen verkannter Mann an der Seite der liebenden Gattin ruhig dahin lebt und an seinem ersten Kinde die Vaterfreude empfindet.

Der Mann mit dem verlorenen Herzen ist nun geehrt und geachtet, so weit das Haidekraut sein dürftiges Leben fristet, und Hunderte glücklicher Wesen senden ihr Gebet nie zum Himmel ohne Hanno und Ruth dankbar in dasselbe einzuschließen.

Ueber Goethe's Pandora, ihre Entstehung und Bedeutung.

Von A. Schöll.

(Schluß.)

Genesis der Kunst.

2) In Epimeleia.

Derselbe Prozeß wie in Phileros geht in Epimeleia von der entgegengesetzten Seite aus. Phileros war der naive Muth des Wirklichen und reinigt sich zur geistbewußten Natur. Epimeleia war die Sehnsucht der Seele, das sentimentale Bewußtsein, und wird in ihrer Selbstaufopferung zur reinen Versinnlichung der Seele. Was sich von Anfang in Epimeleia darstellte, die Vollkommenheit, welche die Seele an sich hat, weil sie ein Ganzes, ein Einigbewußtes ist, muß mit der Wirklichkeit in Widerspruch kommen, weil es der Charakter der Wirklichkeit ist, das Ganze als ein Anderes um Anderes durch Raum und Zeit ins Unendliche zu zerstreuen. In dieser allseitig unaufhaltsamen Entwickelung ist jedes besondere Wirkliche, das die Seele sich aneignet, Zusammenstößen in Raum und Zeit preisgegeben, die der Bedeutung nicht achten, in der es die Seele für sich ergriff, sondern diese Bedeutung stören, entstellen, verkehren, entreißen, und obzwar immer an ihrer Stelle natürlich und nothwendig im Zusammenhang der Verkettung, doch für die Rich-

Digitized by Google

tung der Seele nur widrige Zufälle sind. So wird der Trieb des Vollkommenen, der die Seele selbst ist, nur wirklich am Widerspruch und Leiden, als Sehnsucht, Klage, Reue, die den Anspruch um so tiefer erneut, je weniger sie befriedigt ist. Diese Verfassung der sentimentalen, der unglücklichen schönen Seele fanden wir in der Epimethenstochter Epimeleia. Der Zufall mit dem Hirten hat ihren Frieden gestört, dem geliebten Phileros ihre Unschuld entstellt, seine Liebe in Haß verkehrt, ihn selbst ihr entrissen. Ihre Klage spricht die Schönheit und Seligkeit aus, wie sie durchs All verbreitet ist, und doch der Seele verloren. „Alles ist unendlich, endlich unser Glück nur!" Die peinvolle Störung wächst fort in der unaufhaltsamen Verkettung des Wirklichen zur Empörung der Hirten, zu Brand und Krieg. Aber Epimeleia zieht sich nicht zurück aus diesen stürmischen Folgen. Sie rechnet sich den ungewollten Zufall, sich die Leidenschaft des Geliebten, von der sie blutet, und den wachsenden Unfrieden sich zu. Unschuldig geht sie ein in die wirkliche Schuld, rein in die Befleckung, liebend in den Zwiespalt. Sie opfert dem allgemeinen Frieden ihr Recht an die wirkliche Befriedigung; ihre unveräußerliche Einigkeit wirft sie in den äußersten Streit, so daß seine Flamme verlischt in der Morgenröthe eines neuen Weltalters und die göttliche Jungfrau versöhnend dem erneuten Phileros entgegenwallt: sie, die durch den Zwiespalt und verwickelten Kampf des Wirklichen rein hindurchbrechende Seele, er, die geistvoll aufjubelnde Natur: beide, die gleiche thätige Einheit des Wirklichen und der Seele, die Gegenwart des ewigen Bewußtseins: die Poesie; wie es der Dichter sagt: „Sie begegnen sich und eins im andern fühlt sich ganz und fühlet ganz das Andre. So, vereint in Liebe, doppelt herrlich, nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel senket Wort und That sich segnend nieder, Gabe senkt sich, ungeahnet vormals." Die Schönheit tritt durch die Kunst in die Welt.

Zum Bestand in der Welt kann die Schönheit nicht anders kommen als auf dem Wege, den der Dichter als Gesinnung und That der Titanentochter vorstellt. Die Seele, die sich auf ihre Reinheit zurückzieht, versinkt in inhaltslose Ascese und läßt die Wirklichkeit im Unfrieden. Die Seele, die sich an ein besonderes Wirkliche heftet, um es für sich zu haben, verfällt der Zufälligkeit, Verwundung, Theilung. So ist sie Leidenschaft, und im ganzen Reich menschlicher Wirklichkeit sind überall die Leidenschaften, die an den Lebens-Collisionen entzündeten Erhaltungs- und Erhebungstriebe der Seelen die bewegenden und unterhaltenden Motive. Sie haben immer die Befriedigung und alles, was für vollkommen gilt, hinter sich und vor sich, getheilt in Raum und Zeit, ins Gegeneinander und Uebereinander, nirgends in bleibender Gegenwart. Der Zufall ist aber durchaus untrennbar vom Wirklichen. Kein wirkliches Ding bleibt unberührt und unbeeinträchtigt von dem, was neben ihm ist und beziehungsweise nicht zu ihm gehört. Kein Zweck kann

Digitized by Google

anders verwirklicht werden, als daß er eingeführt wird in gegebene Räume, Stoffe und Verläufe, die ihn von außen mannichfaltig mitbedingen, und so hindurchgeführt wird durch Momente, die mit ihm und an ihm auch das Unbeabsichtigte und Absichtswidrige ins Dasein setzen. Da dies durchaus die Wirklichkeit der Wirklichkeit und die Betheiligung der Seele daran Leidenschaft ist, so kann kein Seelen-Anspruch, auch nicht der der Schönheit, Wirklichkeit gewinnen ohne einzugehen in Zufälligkeit und in Leidenschaft; eben wie Epimeleia den ungewollten Zusammenstoß, die Veränderung des Geliebten und die Empörung seiner beleidigten Gegner sich zurechnet und mit tiefster Bewegung empfindet. Verhält nun die Seele bei dieser Verwickelung in Zufall und Leidenschaft sich einseitig, so daß sie Partei nimmt für ein Wirkliches gegen das andere, sich ihre Befriedigung an ihm zum Ziel setzt und dahin die Verkettung des Wirklichen zu zwingen und zu sprengen trachtet, so unterliegt sie entweder unbefriedigt oder sieht in der Befriedigung selbst sich aufs Neue in Theilung und Kampf gerissen, weil des Wirkliche als solches immer Veränderung ist. Hier gibt es keinen Stillstand, keinen letzten Frieden. Verhält sich jedoch im Gegentheil die Seele am Wirklichen rein und parteilos, in der Leidenschaft unselbstisch und geht der Verkettung des Wirklichen, ohne sich ihr zu widersetzen, ausdauernd selbstthätig nach, dann hebt sie mit der Verkettung, mit der Folgerichtigkeit des Wirklichen, sich selbst in vollkommene Gegenwart und befreiende Schönheit. So schreitet Epimeleia schuldlos ein in die Schuld, liebebewußt in den Zwiespalt, rein sich hingebend in den Fortschritt des Kampfes und erhebt sich frei aus ihm als Friede der wirklichen Gegensätze und wirkliches Bild der ungetheilten Seele.

Nachweisung in den bestimmten Künsten.

An Zufall und Leidenschaft entzündet sich die Kunst. Jedes Kunstwerk ist individuell, völlig sinnlich bestimmt. Die Poesie entwickelt sich in sinnlichen, gänzlich besondern Vorstellungen, die Musik in individuellen Lautfolgen, bauende und bildende Kunst in sonderwirklicher Raumbegrenzung und Erfüllung durch äußerlich gegebene Stoffe und Körper, die Malerei im Schein, in den gegenständlichen Lichteindrücken ganz bestimmter Standpunkte. Da gleichwohl jedes Kunstwerk Gegenwart des Vollkommenen, ganz Seele ist, muß die Seele ans Besondere, gegeben Stoffliche, Aeußerliche, an sich Zufällige ihren ganzen Werth gegeben haben, was immer Leidenschaft ist. Ohne einen Anstoß und Empfindungsreiz, der die ganze Seele aufregt und in sinnliche Selbstäußerung drängt, bricht kein Gesang hervor, ohne Erschütterung, Rührung, Pathos durch Gegenständliches und Zuständliches keine dichtende Einbildung, ohne Bedürfniß kein Bauen und Bilden. Die Leidenschaft aber, wodurch diese wirklichen Anstöße und Anlässe zu Poesie und Kunstthätigkeit werden, ist willkürfrei und unselbstisch. Die Seele verhält sich darin nicht

Digitized by Google

getheilt, wie wenn sie das Wirkliche will, um darüber hinaus zu wollen, sondern sie faßt und vollendet es als Ausdruck der Totalität. Nicht für die Oekonomie ihrer Lebenszwecke braucht und verbraucht sie dieses Wirkliche, sondern geht frei ein in seine Gesetzmäßigkeit, versenkt sich in seine Folgerichtigkeit als Selbstzweck und entfaltet mit ihr sich selbst.

Musik.

Die unwillkürlichen Affectäußerungen des Menschen, die Empfindungslaute der Seele, so lange er mit ihnen über sie hinausstrebt, so daß sie ihn nur des Affects entledigen oder den Affect auf Andere überpflanzen oder sonst als Mittel einer Absicht dienen sollen, sind so entweder blos Aufschreie, sei es der Lust, sei es der Klage, der Furcht, des Uebermuths, der Begehrung, der Drohung, oder sie articuliren sich zu Mittheilungen, die als Uebergangsmomente zu einem Bezweckten ihren Werth außer sich haben. Wenn aber die Seele im Empfindungslaute selbst verweilt, ihm als die Wirklichkeit des Bewußtseins lauscht und so ihn als Selbstzweck schwellend zum Ton erhebt, dann gibt dem organischen Falle seiner Schwingung die in der Wandlung dauernde Einheit der Seele seine Ergänzung zum Accord, in der rhythmisch-melodischen Bewegung der Töne entwickelt sich die Harmonie als wirkliche Zeitfolge, im Verhältniß der Töne wird ihre harmonische Folgerichtigkeit unmittelbar meßbar und gegenwärtig, und da sie durchaus organische Empfindung und Selbstthätigkeit der Seele sind, so wird die Seele mit ihrer Entäußerung in dieses Sonderwirkliche, mit dieser Melodie, in der Folgerichtigkeit derselben ihrer eigenen Harmonie, ihrer im Unterschied unveräußerlichen Einheit lebendig inne und es entsteht Musik als reine Versinnlichung der Seele.

Architektur.

So lange der Mensch baut aus Noth, aus Wohn- und Schutzbedürfniß, sind ihm die schweren und festen Stoffe, die er vorfindet, und die Gebäude selbst, nur werth als Mittel, nicht als Selbstzweck. Wenn aber das Bauen sich als Grundthätigkeit der Gemeindebefestigung und Volksverbindung zu dem Kulturact steigert, der auf Gesammtverband zielt und schon als Arbeit einmüthiges Zusammentreten und ausdauerndes Zusammenwirken ist, dann ist es die Aeußerung und Verwirklichung des höchsten Bewußtseins. In dieser Epoche weiß der einzelne Mensch seinen Werth und seine Stärke nur in der Gesammtheit, sein fester Verband mit den Andern ist sein Selbstgefühl, der Zusammenhang und Bestand der Gemeinde seine vollkommene Befriedigung. Diese setzt sich ins Werk durch Bauen, und so wird nun mit ganzer Seele gebaut. Da die Seele in dieser Sittlichkeit hindrängt auf Macht durch Abhängigkeit, Aufrichtung durch Zusammenschluß, Behauptung durch vertheiltes Gleichgewicht, hat sie den schärfsten Sinn für die statische Verbindung schwerer Massen, und das höchste Behagen an ihrer völligen Gegenseitigkeit des

Digitized by Google

Tragens und Getragenwerdens. Sie fühlt und liebt dieses Einheitsgesetz der Baumassen als ihre wirkliche Sittlichkeit und führt das Gebäude aus nicht nur als Gebrauchsmittel der Gemeinde, sondern als erhabenes und erwogenes Gleichgewicht, das sich selbst ausspricht. So wird das Gebäude Selbstzweck. Daß es groß und mächtig feststehe, ist seine Aufgabe und ist sinnenfällig an ihm selbst. Je mehr jedes Glied in seiner Körperlichkeit seine Leistung und seine Verbindung mit den andern, je mehr der Zusammenhang unmittelbar die Vollendung des Ganzen darstellt, um so mehr ist mit den Massen der Bauverstand, mit dem Gleichgewicht das Gefühl des Gleichgewichts, mit der ausgebreiteten Einheit das Bewußtsein derselben ausgebreitet. So ist das Gebäude schön und ist reine Versinnlichung der Seele, die in ihm die Allgemeingültigkeit ihres eigenen Einheitsgesetzes erschaut.

Plastik.

Es ist auch in der Bildnerkunst ein Einzelwirkliches, auf das die ganze Selbstthätigkeit der Seele geht: die organische Gestalt in ihrer geschlossenen Form und individuellen Vollkommenheit, vornehmlich die menschliche. Die Leidenschaft des Bildners fühlt ganz die Selbständigkeit der Einzelgestalt, die Zusammenstimmung ihrer Glieder, ihr selbstlebend in sich beruhendes Dasein und arbeitet aus todtem Stoff diese organisch einige Form in allen Wellen ihres in sich begrenzten animalen Lebens. In dieser reinen Form stellt sich der Leib unmittelbar als ein in seiner Eigenheit vollkommenes Ganze, ein durchaus Beseeltes dar; und so schaut die Seele an dieser aus ihrer Freithätigkeit hervorgegangenen naturgemäßen Gestalt in vollkommener Aeußerlichkeit die Totalität, welche sie selbst ist.

Malerei.

Dem Maler behagt die bloße Erscheinung im Licht. Von dem, was ein und derselbe Gesichtskreis auf der Fläche des Auges vereint, verfolgt der Maler die perspektivischen Linien, verfolgt Licht und Schatten, die Farben, die Abstufungen der Töne von Näherem und Fernerem, alle Unterschiede und ihre Verschmelzung mit so reiner Aufmerksamkeit, so völliger Einbildung, so zusammenfassendem Bewußtsein, daß er mit Tinten, die er auf einer Fläche zusammenstreicht, einen wirklichen Erscheinungsgrund in voller Scheinbarkeit zu entwickeln vermag. Jeder zarteste Eindruck in diesem Scheinbild ist die Unmittelbarkeit eines scharfen Wahrnehmens, jede Tonwandlung die Bewegung eines stetigen Erkennens, die ganze Bildeinheit ein bewußtvoller Blick. Diese Schönheit des Gemäldes ist reine Versinnlichung der Seele in befriedigter Anschauung.

Dichtung.

Die Dichtkunst geht ein auf alles Wirkliche, auf das Natürliche in Gestalten und Wandlungen, die Zwecke des Einzelnen und der Gesellschaft, die

Digitized by Google

Zufälle, die Leidenschaften, den unendlichen Kampf des Daseins. Aber nicht in der stofflichen und faktischen Aeußerlichkeit aller dieser Momente und Absichten bewegt sie sich, nicht mit den individuellen Existenztrieben des Dichters und für sein persönliches Dasein tritt sie ein in den wirklichen Genuß und Anstoß, Zwiespalt und Kampf, sondern ihr Stoff und ihre Entwickelung ist die Sprache: die Sprache, die zwar alles Wirkliche und Mögliche umfaßt und ausdrückt, aber als aufgenommen ins reine Bewußtsein und wiedererzeugt nur als Bewußtseinsmoment. Die Sprache der Dichtkunst gibt unmittelbar Vorstellungen, die das Gepräge der Wirklichkeit haben, sei es in einbildender Erinnerung, sei es in gegenwärtiger Empfindung, sei es in Reden handelnd gedachter Personen. Durch diesen Ausdruck der Wirklichkeit haben ihre Vorstellungen eine ähnliche reizend und bewegend hinnehmende Macht für das Gemüth, wie die natürliche und lebendige Erfahrung sie mit sich bringt. Während aber in der Letzteren, in der reellen Erfahrung die Seele des Menschen, insofern sie an Realität gebunden ist und auf reelle Zwecke sich einläßt, nothwendig ein bedingtes Moment übergreifender Naturverläufe und sittlicher Prozesse wird und als solches in immer neue Widersprüche mit ihrer Selbstheit und Ganzheit sich verwickelt, ist in der Dichtung die ganze Bedingtheit, Rührung und Pathologie des Wirklichen ebenso nur freie Selbstthätigkeit der Seele, wie überhaupt das Hervorbringen des Gedichts Entschließung und Energie der Seele selbst und die erzeugte Vorstellung bewußte Einbildung ist. Gleichwohl ist ächte Dichtung nie willkürlich. Sie stellt das Wirkliche nach seinem Charakter, das Pathos nach seiner Natur, die reellen Motive und sittlichen Mächte nach ihren wahren Stärken und Verhältnissen vor, und wenn sie das Phantastische nicht ausschließt, bildet sie auch dieses den Gesetzen der Seelen gemäß, in welchen es sich erzeugt. In dieser Wahrheit offenbart sie an den Grenzen ihrer Vorstellungen und an ihren Verläufen das Wesen des Wirklichen, die Gründe des Lebens, die allgemeine Natur und das allgemeine Schicksal. Indem aber die Seele dies alles aus dem Vermögen des Bewußtseins erzeugt, entwickelt sie nicht allein die Bedeutung des Wirklichen aus sich, sondern zugleich die Selbsterfahrung, daß die Unterschiede des Wirklichen gleich ihren Empfindungen, die Grundverhältnisse der Natur gleich den Kategorieen ihres Verstandes, Zusammenhang und Wesen des Daseins dem Wesen ihres Selbstdenkens gleich sei. So wird die Welt einig in ihrer Selbstthätigkeit und die Seele frei in rein erschöpfter Sinnlichkeit.

Weihe der Kunst.

Es geht also durch alle Künste, was Kant das uninteressirte Interesse genannt hat, der Grundact reiner Leidenschaft, uneigennütziger Hingebung in die Unterschiede des Wirklichen, wie Epimeleia ihn augenscheinlich macht. Immer vereinigt sich im Schönen, wie es die Kunst zum Dasein bringt, die

Digitized by Google

Bestimmtheit des Wirklichen mit der Selbstbestimmung der Seele. Was das Körperliche und Natürliche schön macht, ist, daß es ganz Seele sein kann; es muß also die Seele schon zu seinem Gesetz und Wesen haben. Was die Seele schön macht, ist, daß sie sich ganz verwirklichen kann, sie muß also schon das Wirkliche zum Inhalt ihrer selbst haben. Der Lebensmoment der Kunst ist die Einheit der Doppelanschauung, daß das Wirkliche sich vergeistigt, und daß der Geist sich verwirklicht. So begegnen sich Phileros und Epimeleia, jedes sich ganz fühlend und ganz im Andern fühlend, so nehmen sie die Welt auf und senkt die Schönheit, senkt die Himmelsgabe der Kunst sich nieder.

In diesem Schluß bezeichnet unser Drama den Eintritt der Schönheit in die Welt als eine Offenbarung und ihre Wirkung als ein Fest der Menschen. Die Gabe senkt sich nieder als eine himmlische, die Stunde ist „gottgewählt", die Menschen umher sind schon in festlicher Bewegung. Dies ist in Wahrheit die Wirkung der Kunst im System des Lebens. Sie führt das allgemeine Bewußtsein herab ins zeitliche. Indem in ihr der Mensch seinen Geist sinnlich entfaltet und seine Sinnlichkeit geistig umfaßt, wird er ganzer Mensch und erholt sich selbst in seinem ganzen Wesen. Es kann immer nur ein Feiertag sein. Die Kunst tritt auf die Erde, bleibt aber himmlisch; die Kunst ist wirklich, aber indem sie, als Kunst, Befreiung von der Wirklichkeit ist, hebt sie die ihrige mit auf.

Die Musik ist körperliche Schallwelle und wirkliche Empfindung; aber so, wie sie sich vollendet, verhallt sie, und nur im Verhallen ist sie wirklich. Die Dichtung ist körperlich in der Sprache; aber nur als selbstthätige Wandlung der Vorstellung ist sie da, und indem sie mit dieser alles Wirkliche, das sie vorbringt, in ein Spiel des Geistes verwandelt, endigt mit dem Spiel ihre Wirklichkeit. Das Gemälde ist vorhanden, aber nur wirklich als ein Schein. Nur so oft ein Menschenauge feiernd davor weilt, ist es wirklich schön; wenden sich die Blicke, beschäftigen sich anders, ist die Schönheit vorüber. So sind Bildwerk und Statue greiflich, Tempel und Prachtbau massiv und mächtig. Aber Erz und Stein des Bildwerks ist gleichgültig für die Schönheit, die Masse gilt nur als Form, die Form nur als Einheit, als beseelte Gestalt. Die Masse enthält diese Seele nicht, wenn nicht das Gefühl einer lebenden Seele sich in ihre Gestalt versenkt. Ohne diese Vermählung mit thätiger Anschauung ist das Bildwerk todt. Und nicht anders ist das feste Gebäude erhaben und würdig nur wenn das ungetheilte Bewußtsein des Anschauenden seine Wucht und Höhe in den reinen Empfindungsfluß verstandenen Wohlmaßes aufhebt.

Die Kunstwerke behaupten eine äußere Wirklichkeit: Gebäude und Bildsäulen dauern im Raum, Gemälde erhalten sich, Musik und Poesie können im Gedächtniß, in Schrift und Uebung bewahrt werden. In dieser Form

Digitized by Google

sind die Kunstwerke festgehaltene Möglichkeiten des Schönen. Da sie aber wirklich schön nur dann sind, wenn die ganze Seele mit reiner Hingebung sich auf sie concentrirt, kann das immer nur in festlichen Momenten von vorübergehender Dauer eintreten. Es bleibt der Charakter des Lebens, durch Bedürfnisse, nothwendige Zwecke, Unruhen der Abhängigkeit und mühselige Aufgaben das Bewußtsein immer wieder zu theilen. Eine so gedrängte, arbeitende Seele, wenn sie sich auch auf ihrem Wege mit einem Kunstwerk kreuzt, bent ihm keinen Raum oder nimmt es nur mit halben und abgezogenen Sinnen auf, so daß seine Schönheit keinen Boden findet. Nur in Seelen, die im Stande sind, Feierabend zu machen, kann das Kunstwerk zum Leben kommen.

Bauwerk, Bildwerk und Gemälde, weil sie sich räumlich darstellen, jene ganz körperlich, die Gemälde mit ganz wirklicher Scheinbarkeit, drängen sich leicht den Sinnen auf und erzeugen eine mühelose Anschauung. Deutlich finden wir es hier, was wir als Grunderforderniß der Schönheit erkannten, daß das Wirkliche, um die ganze Seele einzunehmen, die Seele schon zu seinem Wesen haben muß. Jedes solche Werk ist in seiner ganzen Form hervorgegangen aus der Künstlerseele, die in allen Theilen desselben ihre Begeisterung und Besonnenheit ausgeprägt und auf die Oberfläche getrieben hat. Die Seele des Beschauers findet also im bloßen Schauen Seele. Je verwandter sie in Anlage und Bildung der Begeisterung des Künstlers ist, um so rascher und völliger wird in ihr die Schönheit des Werkes aufstrahlen. Ist sie aber verdunkelt oder verbildet, so wird sich ihr die Schönheit nicht offenbaren, und auch bei genügender Fähigkeit dann gleichwohl nicht, wenn der augenblickliche Zustand, den sie mitbringt, keine Freiheit und Ruhe gestattet. So fordert Musik, wenn sie schon die laut in Harmonie sich ausströmende Seele des Componisten und mit energisch gleicher Empfindung der Ausführenden vorgetragen ist, die stille Sammlung und reine Offenheit der Hörer. Sie müssen ganz Ohr sein können. Und was für die Dichtung, sie werde gelesen oder gespielt, ein Vortheil scheinen kann, daß ihr Material, die Sprache, schon im Allgemeinen das eigentlichste und geübteste Verständnißmittel der Zuhörer oder Leser ist, eben das ist von der andern Seite eine beschränkende Bedingung. Die Sprache des Dichters kann sinnlich nur durch Sympathie der Einbildung und gehaltvoll nur durch Energie des Verstandes werden. Die Worte jedoch, die er dazu verwenden muß, sind in den Aufnehmenden schon geläufige Gebrauchspfänder, mit welchen gewohnte Weisen der Empfindung, Vorurtheile und Neigungen der Verknüpfung, wohl auch leidenschaftliche Befangenheiten wach gerufen werden, die auf die bestimmte Geltung, wie die Worte sie im Gedicht haben könnten und sollten, abstumpfend oder zerstreuend, mißnehmend und widerspenstig einfließen können. Je reicher daher und tiefer ein Gedicht ist, um so mehr fordert es gleiche Bil-

Digitized by Google

dung oder unbefangene Sinnigkeit des Empfängers. Nur dann erhöht das schon Gekannte in neuer Macht und Seelenfülle das Bewußtsein und gewinnt das Spiel der Einbildung allseitige Wahrheit mit Stoffen, die im wirklichen Leben nothwendig immer wieder nur einseitige Wahrheit haben.

Nach allen diesen Bezügen ist das Dasein der Schönheit ein Ausnahmezustand im System der Wirklichkeit, die Muse, wie Schiller sie zeichnet, ein Mädchen aus der Fremde, dessen beseligende Nähe wunderbar kommt und schwindet, oder, wie mit gleicher Wahrheit in unserem Festspiel Goethe sagt, „erst verborgen, offenbar zu werden, offenbar, um wieder sich zu bergen."

Man sollte meinen, in den Künstlern wenigstens müsse die Schönheit eine bleibende Wirklichkeit haben. Allein der Künstler ist es nur dadurch, daß er nicht wie Beschauer und Empfänger die Begeisterung schon verwirklicht, das Wirkliche schon vergeistigt vor sich hat, sondern sich ganz daran gibt, durch seine Thätigkeit das Begeisternde erst zu verwirklichen, das Wirkliche zu beseelen. So ringt er um die Schönheit eben weil sie ihm noch nicht da ist. Seine Begeisterung aber muß unwillkürlich sein, da sie ja Schönes erzeugen soll, das immer nur ausgeführtes Bewußtsein Dessen ist, was in sich schon Grundwesenheit hat. Darum ist zunächst die Begeisterung gleich jenem Zauber, in welchem Phileros sein Leben hingenommen fühlt, gleich jener Reue, in welcher Epimeleia das Angehörigste vermißt. An dieses unwillkürliche Pathos muß der Künstler Willen und Vermögen geben und bei jedem Schritte sich der Willkür, die das Leben täglich und stündlich hervorreizt, enthalten und entschlagen. Indem er so auf die Stoffe und Bedingungen der Verwirklichung geleitet wird, muß er in ihnen seine Kräfte versammeln. So, wie sie ihm wirklich gegeben sind, als begrenzter Boden und Spielraum, vorhandenes Material und Mittel, muß er in ihre Natur sich einverstehen, nach ihrer Natur sie behandeln, weil sie einer widersinnigen Anwendung und Verknüpfung sich nothwendig entfremden würden, und erwächst ihm hieran eine Kette von Bedingungen, durch die er mit standhaftem Vertrauen und besinnungsvoller Hingebung die Einheit der ursprünglichen Begeisterung durchzuführen hat. Auf diesem Wege liegen Schwierigkeiten, Zweifel, Mühen, die um so nothwendiger die Befriedigung der Künstlerseele aufhalten, als gerade der Mangel der Befriedigung die Probe ist, die den Sinn im Werke weiter leitet und Maß und Fülle der Vollendung finden läßt. Erst im Augenblick des Gelingens ist der Künstler frei und sieht seine Selbstthätigkeit vollkommen wirklich. Dies ist die Feierstunde seiner erfüllten Begeisterung. Damit ist sie aber auch ganz entäußert ins Werk und im Behagen des fertigen Werkes kann der Meister, so lang er noch Künstler ist, nicht verharren: Beruf und Begeisterung legen ihm neue Kämpfe auf.

Auch der Künstler hat also die Kunst nicht weiter zum Eigenthum, als daß er, so lang ihn sein Genius führt, sie immer von Neuem erringt. Aber

Digitized by Google

die Kunst kann Bildung und Sitte bei einem Volke werden, so daß sie in Künstlerschulen und im öffentlichen Leben, in dauernden Werken, neuen Schöpfungen, wiederkehrenden Festen Verbreitung durch Landschaft und Bevölkerung, Bestand in Raum und Brauch, und eine fortlaufende Geschichte gewinnt.

Daß eine solche Welt des Schönen erwachse, dazu ist im Aufkommen des Volks ein Uebereinwirken von Reizen und Bedingnissen des Naturgrundes mit geselligen Lebensthätigkeiten, von Kämpfen und Verkehrsbewegungen mit inneren Culturabsichten und eine fortschreitende sittliche Entwickelung nöthig, wie sie kein einzelner Held und Sieg erwerben, kein emsiges Geschlecht ins Ganze sichern, keine Politik und Gesetzgebung verbürgen kann. Hier ist alles, was Willensthätigkeit und Zweck des Volkes heißen mag, ebensowohl Natur, Schicksal, Führung. Wie schon als die wahre Ursache des einzelnen Kunstwerks der Genius erkannt werden muß, die Einheit von Geist und Natur im ewigen Bewußtsein, so ist es in umfassendem Sinn einzig das schöpferisch allgemeine Bewußtsein, aus welchem sich die Befähigung von Menschengattungen und Zeitaltern zu einer anhaltenden Kunstentfaltung erklärt, und auf welches diese sich überall zurückführt. Das ist es, was bei Goethe die Göttin des Morgenlichtes dem Menschenvater sagt: „Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es; was zu geben sei, die wissen's droben. Groß beginnet ihr Titanen; aben leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen ist der Götter Werk, die laßt gewähren."

Daß die Götter walten, daß der Mensch die Götter gewähren läßt, wo Schönes hervorgebracht und lebendig aufgenommen wird, das ist die Weihe der Kunst. Sie heischt im Allgemeinen wie im Einzelnen eine göttliche Liebe: die Leidenschaft zum Wirklichen mit Opferung der Willkür, die thätigste Erregung und Erfüllung mit der reinsten Entsagung von der Aeußerlichkeit des Besitzens und Gebrauchens: und so, nur so ist sie Gegenwart des Vollkommenen.

In dieser allgemeinsten Wahrheit des Gedichtes von Goethe kehrt die persönliche Geschichte seiner Entstehung zurück. Wie es belebt ward von einer Leidenschaft, deren Gluth wir an dem 58jährigen Dichter bewundern müssen, so feiert darin die Entsagung, in welcher diese Leidenschaft sich erhöhte, ihre Wiedergeburt als schöpferische Liebe der Kunst in Gestalten, die mit tiefsinniger Anmuth die Wiege jeder Kunst beleuchten.

Reise-Erinnerungen aus Griechenland.

Von Gottfried Semper in Zürich.

7. Megalopolis. Phigalia. Andrizena.

Das Plateau von Tripolitza ist gegen Westen von einer hohen Bergkette eingefaßt, die einen Theil des lykäischen Gebirges bildet und über den uns

Digitized by Google

der Weg führte. Die steile, äußerst abhängige Bergwand macht diesen Weg sehr beschwerlich, vorzüglich wenn man sich dem Gipfel nähert, auf dem eine zerstörte Kapelle steht. Man sieht auf diesem Wege deutlich die Spuren zweier gepflasterter Straßen, die neben einander fortlaufen, die eine etwas niedriger als die andere; die neueste ist offenbar von den Venezianern angelegt worden, wie man ganz deutlich an der Constructionsart sieht. Es laufen Bänder breiter Steine längst der Straße an den Seiten und in der Mitte fort; andere durchschneiden sie in der Quere und oft gehen sogar ähnliche Bänder kreuzweise über die Straße; die entstandenen Zwischenräume sind mit kleineren Steinen ausgepflastert. Die Constructionsart beweist, daß die venezianischen Straßen nicht für Fuhrwerk, sondern für Saumthiere und Pferde bestimmt waren. Die ältere untere Straße ist wahrscheinlich antik, vielleicht römisch; sie ist breiter und mit flachen breiten Steinen bepflastert.

Es finden sich noch hie und da Wagenspuren in den alten Wegen von Morea, so wie auch bei Eleusis und an anderen Orten, welche beweisen, daß zu den Zeiten der Alten die Communikation in dem Innern des Landes nicht bloß auf Pferden und zu Fuß, sondern auch zu Wagen bewerkstelligt wurde. Aber die vielen und steilen Gebirge bewirken, daß selbst bei dem größten Kostenaufwande diese Communikationsart mit sehr vielen Hindernissen und Beschwerden verbunden bleibt. Sie war vielleicht nie eigentlich eingeführt und wurde wohl nur bei schweren Lasten angewendet oder von Reisenden benutzt, denen das Reiten und Gehen unmöglich wurde. Bloß in der Ebene waren die Wege beliebt, so wie noch jetzt die einzigen Wagen in ganz Griechenland auf der Ebene von Argos und bei Athen zu sehen sind.

Hat man die Höhe endlich erreicht, so liegt die Ebene des Alpheus weit ausgebreitet vor einem. Man sieht rechts Corythena, die Felsenfestung Colokitronis, die sich steil aus der Ebene erhebt. Der Horizont ist von den hohen lykäischen Hauptgebirgen begrenzt mit dem noch sichtbaren Altar des lykäischen Jupiter auf seinem höchsten Gipfel.

Freundliche Dörfer liegen unmittelbar am Kamme der Höhe, die wir so eben von der andern Seite bestiegen hatten. Wir erholten uns von unserer Anstrengung im Schatten kühlender Nußbäume, mit deren Früchten man uns reichlich versah. Bezahlung verweigerte man dafür anzunehmen.

Corythena rechts lassend, wanderten wir thalabwärts den Ruinen von Megalopolis zu; das benachbarte Dorf heißt Sinano, in dem wir übernachteten.

Die Ueberreste von Megalopolis sind sehr bedeutend, und man erkennt ganz deutlich den von Pausanias beschriebenen Marktplatz, das Philippeum genannt, mit den umgebenden Tempeln und Hallen, die theils auf demselben Boden, theils auf erhöheten Terrassen standen. Eine Brücke führte aus der Mitte des Forum über den Helisson gerade auf die Axe des großen Thea-

Digitized by Google

ters, dessen äußere Formen noch ganz erhalten sind. Merkwürdige Reste von Vorsätzen (Quais) längs des Helisson sprechen von der Größe und Solidität der Anlage dieser ebenfalls durch Epaminondas gegründeten Stadt. An dem scharfabgeschnittenen Erdreich der herabgestürzten steilen Ufer dieses Flusses bemerkten wir, daß der neue Boden an einigen Stellen sechs Meter über dem antiken Boden der Stadt sich angehäuft hat. Wird man dereinst in besseren Tagen diese Erddecke abnehmen, so kann man auf reichliche Belohnung der Mühe gewiß rechnen. Die Säulenschafte der Hallen und Tempel ragen nur wenig über den Boden hervor, sind aber noch meistentheils an ihrem ursprünglichen Platze. Einige etwas entferntere, von Bäumen umgebene Kapellen scheinen gleichfalls auf antiken Fundamenten zu ruhen.

Ohne vorhergegangene Ausgrabungen läßt sich über die Ruinen von Megalopolis eigentlich nichts Wesentliches sagen. Auffallender Weise sind keine Spuren der Stadtmauer mehr sichtbar.

Der folgende Tag führte uns an den Fuß des cotylischen Berges. Ein elendes Dorf, Namens Sklíru, sollte uns Obdach geben; allein wie gewöhnlich trieb mich auch hier die allgemeine Landplage Griechenlands aus der Behausung ins Freie, wo ich eine feuchte Nacht, doch ungeplagt, zubrachte. Bloß einige neugierige Esel, die neben mir grasten, beschnüffelten mich mit ihren kalten Schnauzen, wenn ich zuweilen im besten Schlafe lag.

Die Besteigung des cotylischen Berges ist sehr mühsam; wir jubelten, als wir endlich die grauen Säulen über den letzten Felsblöcken, um die der Weg sich wendet, herüberblicken sahen; eigentlich das erste aufrecht erhaltene Monument, dem wir in Griechenland begegneten. Der Tempel steht in einer kleinen Vertiefung am Gipfel des Berges Cotylius, und lehnt sich ziemlich nahe mit seiner vorderen Façade an letzteren an; er gewährt nur von der hinteren Höhe herab gesehen, wo er ganz im Vordergrunde liegt, einen vortheilhaften Anblick. Aber die Größe der wilden und waldigen Gebirgslandschaft verzehrt ihn, so daß er nirgends imposant erscheint. Von dem umgebenden Portikus fehlen die zwei Eckſäulen gegen Süden und eine benachbarte an der südwestlichen Ecke. Von den inneren Halbsäulen steht nur noch eine einzige.

Der leere Portikus hat durch das Hinwegräumen des Schuttes aus seinem Inneren, der ihm noch einigen Kern gab, ein mageres und leeres Ansehen bekommen.

Es scheint, daß die Formen griechischer Architektur sich lieber mit den gestreckten feinen Linien einer weiten, ins Breite sich dehnenden Landschaft verbinden, und daß in waldiger Umgebung ein derber Thurm, eine Ritterburg oder ein Kloster von größerer Wirkung erscheinen. Man glaubt es zu fühlen, daß dem atheniſchen Künstler die Wahl des Platzes nicht frei stand und er sich in die ihm fremde Umgebung nicht finden konnte.

Digitized by Google

Die Tempel von Pestum, die von Agrigent und besonders die atheniſchen Ruinen ſtehen in vollendeter Harmonie mit der Umgebung, aus der ſie hervorgewachſen zu ſein ſcheinen. Die unendliche Grazie, die ſich an dieſen ächt griechiſchen Punkten in Nähe und Ferne, in Kunſt und Natur, in Farbe und Form ausſpricht, läßt ſich nicht beſchreiben, man muß ſie ſehen und immer wieder ſehen, um den Geiſt griechiſcher Kunſt ahnen zu lernen.

Wir brauchten mehrere Tage, um Alles zu ſehen. Auf einem Abſtecher ſahen wir die Mauern von Phygalia, die etwa zwei Stunden vom cotyliſchen Berge entfernt liegen. Sie bieten nicht das Intereſſe dar, wie die von Meſſene, obgleich ſie vielleicht noch beſſer erhalten ſind. Sie ſind zu verſchiedenen Zeiten errichtet und in der Conſtruction ſehr ungleich. Einige kleine Ausfallsthore ſind mit zugeſpitzten helleniſchen Gewölben bedeckt; die Thürme ſind halbrund. Außer der Mauern hat ſich nichts erhalten.

Die dritte Nacht brachten wir oben auf dem cotyliſchen Berge zu. Ein Schäfer mit ſeiner Heerde und ſeinem Knaben leiſtete uns Geſellſchaft. Mit dem Atagan hieben wir die Aeſte der wilden Oelbäume zu einem Feuer, das uns vor dem ſtrengen Nachtfroſte bewahren ſollte. Man ſchlug vor, einen jungen Bock zu ſchlachten, der mit ſeinen ehrlich dummen Augen ſich zutraulich neben uns gelegt hatte, um an der Wärme Theil zu nehmen. Mich dauerte das Vieh und meiner Fürſprache verdankte er ſein Leben. Wir ſtillten den Hunger mit gebratenen Feigen und einigen Ueberreſten von Fleiſch und Brod. In der Nacht wurde es ſo kalt, daß ich faſt ins Feuer hinein kroch und mir die Stiefel halb verbrannte. Die Säulen, die Felſenklippen und Bäume machten in dem flackernden Bivouaklicht einen magiſchen Effekt. Ich ging bei Seite, um den Totaleindruck zu genießen, ein Nachtſtück, das man ſelten ſieht.

Am Nachmittage des folgenden Tages hatten wir unſere Arbeiten beendigt. Wir fingen die zwiſchen den Klippen graſenden Pferde ein und machten uns auf den Weg nach Andrizena.

Dieſe liebliche Ortſchaft iſt äußerſt anmuthig gelegen. Sie erſtreckt ſich über mehrere Hügel mit engen, waſſerreichen Schluchten, die wild bewachſen, von Quellen durchſprudelt, kühle, ſchattige Spaziergänge bilden. Der rauhe hohe Theil Arkadiens hört hier auf, die Luft war hier milde und ſüdlich.

Es war am Sonntage, die Frauen kamen im reichen Putz aus der Kirche. Die orientaliſche Farbenpracht im dunklen Grün gab der Landſchaft höheren Reiz. Ein ſchöner türkiſcher Brunnen mit einer Bogenhalle und von hohen, breiten Platanen umſchattet, diente als Verſammlungsplatz für die Jugend. Hier wurde getanzt und geſungen, allein unſere Gegenwart ſtörte die ländlichen Freuden. Man umgab uns und erkundigte ſich angelegentlich nach den Neuigkeiten, die wir mitbrachten. Politik iſt den Griechen angeboren. Sie kommen als Diplomaten zur Welt. Der Bauernburſche weiß ſo gut, was

Digitized by Google

in seinem Staate vorgeht, wie der Städter. Die Uebung des Pflugs macht ihn für das allgemeine Interesse nicht gleichgültig. Staatsmänner versichern, daß der Orient die beste Schule des werdenden Diplomaten sei.

In der Wohnung des Pfarrers empfingen wir lang ungewohnte Pflege. Die gute Hausfrau bereitete ein treffliches Gericht von Fleisch, Birnen, Trauben, Reis und andern Bestandtheilen. Der gute Wein sprach uns zu, und ein lauter fröhlicher Abend beschloß die bunten Abwechselungen des Tages.

Unvergleichlich schön war die folgende Tagereise. Wir nahmen die Richtung auf Elis, in der Absicht, die Ueberreste von Olympia in Augenschein zu nehmen.

Beschreibungen von Landschaften bleiben immer kalt, weil man nicht zugleich berichten kann, was man zugleich sieht; und welche Beschreibung genügte wohl, um den Anblick zu vergegenwärtigen, den wir genossen, als an dem letzten Abhange des messenischen Hochlandes die Aussicht auf das niedrige Elis bis nach Achaja hinauf frei wurde.

Bergrücken wanden sich in kühnen Schwingungen durcheinander, sich einander überragend, aber doch von dem hohen Standpunkte herab zu einer hügeligen Fläche sich ebnend. Alles Wald und Busch, keine Wohnung, kein Dach; in der Ferne das Meer, und als ein leiser Anflug am äußersten Horizont die jonische Inselkette. Den ganzen Tag über glaubten wir in einem verlassenen Eden zu wandeln, aus dem so eben der strafende Bote die Menschen verjagt hatte. Der Waldgesang der Vögel allein brach das feierliche Schweigen; kein Hüttenrauch hob sich über die Gipfel der Bäume, nicht einmal Heerden sahen wir, allein ihre frühere Gegenwart that sich kund; ganze Strecken junger Bäume waren mit Aexten eingekerbt und zu Boden geknickt, damit die Ziegen und Schafe das Laub fressen konnten.

Oft war der Weg so eng und verwachsen, daß wir mit dem Atagan uns Platz machen mußten; die Bäume hatten meistens etwas Jugendliches, Zartes, wie etwa in einer neuen Parkanlage: sie schienen seit nicht langer Zeit von dem von Menschen verlassenen Boden Besitz genommen zu haben.

Je mehr wir uns den Ufern des Alpheus näherten, desto flacher wurde das Land und es zeigten sich hin und wieder Spuren von Anbau. Aber der Elfenzauber der Waldeinsamkeit verschwand vor dem ersten fernen Rufen der Menschenkinder.

Es liegt ein eigener Reiz in dem Gefühle, in einem fernen Lande, weit von Allem, was einst uns so viel Freuden und Leiden verursachte, allein umherzuirren. Man fühlt einmal wieder die Unbefangenheit der Kindheit; Alles, was Sorgen erregt, ist so fern. Die gütige Erde, der rauschende Bach, in dem ich mich badend von dem Schmutz menschlicher Hütten reinige, die frischen Bäume und Gräser und Blumen sind meine einzigen lieben Freunde! Sie haben mich nie betrübt, sie reizen mich nicht zu Vergehungen und Un-

Digitized by Google

gerechtigkeiten, sie bleiben sanft und gütig wenn ich tobe, sie plaudern nicht wenn ich mich ihnen vertraue; sie haben keine Zungen um zu verleumden und keine Hände zum Verrath.

Wir kamen nun durch mehrere Dörfer und wählten endlich mit einbrechender Nacht ein Quartier in einem derselben, das nicht gar fern von den Ufern des Kladrus liegt. Ehrwürdige Platanen bedeckten den Platz, um den sich eine doppelte Reihe von Hütten angebaut hatte. Auf den Andrang der Neugierigen, die uns umlagert und unsere Führer mit Fragen über uns bestürmten, nicht achtend, ließen wir unter einem der Bäume ein lustiges Feuer anmachen, das, uns erwärmend zugleich, den sehnlichst erwarteten Genuß des fetten Pilars bereitete.

Christnacht.

So laßt uns heute halten
Nach hergebrachtem Brauch,
Das schöne Fest der Alten,
Das Fest der Jugend auch.

Wenn rings am Tannenbaume
Das Auge dankbar lacht,
Dann huldiget dem Traume:
Das Christkind hat's gebracht.

Nach alter schöner Sitte
Besucht es jedes Haus,
Streut in Palast und Hütte
Der Freude Füllhorn aus.

Es bringet seine Gaben
Zum heitren, frohen Fest,
Und beigesteuert haben
Süd, Norden, Ost und West.

Seid reichlich denn beschenket
Heut' in der heil'gen Nacht;
Nehmt's freundlich hin und denket:
Das Christkind hat's gebracht.

F. R.

Der Barbier von Bagdad.

(Weimar.) Wir haben uns hier am 15. December der ersten Aufführung einer neuen Oper erfreut, die Beachtung verdient. Sie ist das erste dramatisch-musikalische Werk des durch andere Compositionen vortheilhaft bekannten P. Cornelius. Der Barbier von Bagdad, komische Oper in zwei Aufzügen, gründet sich auf jene Erzählung aus Tausend und eine Nacht, nach welcher ein Barbier als phantastischer Vielwisser und wohlmeinender

Digitized by Google

Fürsorger einem Liebhaber, der der ersten heimlichen Zusammenkunft mit der Geliebten entgegenverlangt, erst sehr beschwerlich fällt, dann als unabweislicher Beschützer desselben, im Wahn, daß er im Hause seiner Geliebten getödtet worden, daselbst arge Verwirrung und Lärm, hierauf aber mit Hülfe glücklichen Zufalls die Krönung der Wünsche des jungen Freundes herbeiführt. Cornelius hat diese heitere orientalische Fabel in Scene gesetzt, den Text mit munterer Laune gedichtet, der Sprache eine anmuthige und humoristische Fülle, zum Theil ghaselen- und makamenartig gegeben, und die Vorgänge in eine originelle, lebhafte, zum Theil reizende Musik gekleidet. Vor Allem ist zu rühmen, daß diese Musik, welche die Fachkenntniß und Bildung des jungen Meisters nicht verleugnet, doch nicht etwa, wie so häufig unabhängig vom gewählten Stoff entstandene Melodieen hereinträgt und sonstige, in der Zeitmusik neu hervorgetretene Vortheile und Mittel, um aufzufallen, anwendet, sondern aus und mit dem Texte sich ergießt und bei dieser überall charakteristischen Färbung durch temperamentvolle Rhythmen, liebliche Gesänge und wohlverstandene Instrumentirung sehr ansprechend wirkt. Selbst in kleinen Gliedern und Dialogsätzchen klingt in der Melodirung der Sinnaccent und natürliche Redeton des Affects recht fühlbar und dramatisch durch, und in größeren Partieen entwickelt sich das Komisch-Neckische oder die weiche Empfindungsfülle oder gehobene Stimmung und feierliche Macht zu schwungvollen Perioden. Ein anmuthiger Chor, unterbrochen von der Stimme des träumenden Jünglings, eröffnet den ersten Act. Es folgt dann die Arie des Liebenden, die, begleitet von redenden Figuren der Violinen, das Gefühl in ihre zarte Bewegung mitnimmt. Dann tritt die Vermittlerin Bostana auf und das Bestelduett, fein artikulirt bei steigender Raschheit, bildet ein allerliebstes Musikstück. Nach einem zweiten Solo des Liebhabers naht sich denn der feierlich umständliche, unerschöpflich redselige Barbier, der in mannichfaltigen Partieen seine Vielweisheit zwischen der wachsenden Ungeduld des Jünglings ausschüttet. Eigenthümlich hübsch unterstützt dabei wieder die Begleitung den Humor, namentlich bei der Herzählung seiner Brüder. Nachdem der Versuch des Chors, ihn hinauszuwerfen, mißglückt ist, kommt es doch zu einer Verständigung zwischen ihm und dem Liebhaber, den er rasiren soll, und während des Barbierens zum Zusammenstimmen in einem recht melodischen Liebeslied. Nachher aber kann sich der Jüngling seiner umsonst verbetenen Begleitung nur durch die List entschlagen, daß er auf ihn als angeblich Kranken die stürmische Hülfe all seiner Diener hetzt. Mit dieser Ueberwältigung des Unabweislichen schließt der erste Act. Vorzüglich schön ist im zweiten gleich der Eingang, das: „Er kommt! er kommt!“ der Tochter des Cadi, welches mit seinem und der Bostana Hinzutreten in ein reizendes Terzett übergeht. Dazwischen ertönt der Ruf der Muezzin hinter der Scene, welchen das Terzett aufnimmt und seinen Schluß anfügt. Nach des Cadi Abgang folgt eine Partie der beiden Liebenden, innig, ausdrucksvoll, sehr einnehmend. Aus dem Weiteren sei nur noch von der Scene der Entwicklung der Moment hervorgehoben, wo im Beisein des Chalifen der Cadi den ihm unerklärlichen Scheinbeweis für seine Beklagung als Mörder vor Augen sieht. Er glaubt zu träumen und ruft sich an: „He, Mustapha! wach auf!“ Wie sich mit diesen Tönen des außer sich Versetzten das heiter aufmerkende: „O Mustapha!“ des Chalifen, und um den scheintodten Jüngling die Stimmen der Freundschaft und Liebe: „O Nurreddin! dich wecket nichts mehr — o Nurreddin! wach auf!“ zum Quintett mit Chor verbinden, ist meisterhaft. Hernach am Schluß der Huldigungsgesang an den Chalifen, wo der Chor immer einfällt: Salamaleikum, eint glücklich das Feierliche dem Heitern.

Wie man im Ganzen über diese Oper urtheilen mag, unverkennbar beurkundet sie ein nicht gewöhnliches Talent von wahrer und elastischer Empfindung und einer ursprünglichen und gebildeten musikalischen Ausdrucksfähigkeit. Bei der Darstellung hier fehlte der Beifall nicht und der Componist ward am Schluß gerufen. Es gab auch Solche, welche im ersten Act zu wenig oder zu unbedeutende Handlung fanden, wie dies freilich für Den der Fall ist,

Digitized by Google

der der muſikaliſchen Bewegung nicht folgt und nach neuen Auftritten und Ereigniſſen ausblickt. Auch gehört im zweiten Act Aufmerkſamkeit auf die (wie faſt in allen Opern) leicht überhörten Handlungsmotive dazu, um das Ergötzliche der ſchnell geſteigerten Verwirrung zu genießen und nicht durch Unklarheit über den Zuſammenhang darin geſtört zu werden. Wenn dies einigen Zuſchauern Unbehagen gab, ſo überwog doch bei wahren und gebildeten Muſikfreunden das Intereſſe, das Vergnügen, die warme Anerkennung, und keineswegs bloß bei den Genoſſen der hier herrſchenden Muſikſchule, ſondern eben ſo entſchieden bei Freiſtehenden und allen Empfänglichen. Wir zweifeln nicht, daß die Oper geeignet ſei, auf allen Bühnen, wo die Hauptrollen eine genügende Beſetzung finden und die Einübung mit derjenigen Sorgfalt geſchieht, wie ſie originelle Muſik überall fordert, dem kunſtſinnigen Publikum Genuß zu geben und ſeinen nachhaltigen Antheil zu gewinnen. S.

Unterhaltungen.

— **Eine Erinnerung an Swift** befindet ſich in: The London Illustrated News, indem das Blatt die Zeichnung eines Landhauſes in Moor-Park in der Nähe von Waverley-Abtei bringt. Swift pflegte dort mit Sir William Temple zu ſchlafen. Das Haus liegt am äußerſten Ende des Parks am Wege, nahe dem Waverly-Thor und iſt zugleich die Stätte, wo Swift zuerſt Stella, die Tochter Johnſon's ſah. Sir William Temple ſtarb 1698 und ſeinem letzten Willen gemäß liegt ſein Herz in einer ſilbernen Truhe bei der öſtlichen Seite des Hauſes unter einer Sonnenuhr begraben. In Moor-Park bewunderte und beachtete Sir Temple mit ſeiner geliebten Schweſter Lady Giffard die Werke der Natur. — Der engliſche Geſchichtsſchreiber und Biograph Macaulay ſagt über Moor-Park: Es waren dort noch andere Bewohner, welche ein weit höheres Intereſſe erwecken. Ein excentriſcher, ſeltſamer, unangenehmer junger Irländer, erſt von Dublin entlaufen, hielt ſich als Amanuenſis bei Sir William Temple auf; er erhielt dort ein Unterkommen und zwanzig Pfund jährlich, ſpeiſte am zweiten Tiſche, ſchrieb ſchlechte Verſe zum Lobe ſeines Dienſtherrn und liebte ein ſehr ſchönes, ſchwarzaugiges junges Mädchen, welches der Lady Giffard aufwartete. Temple ahnte nicht, daß aus demſelben künftig ſich jener Genius entfalten würde, welcher gleich groß in politiſchen als literariſchen Arbeiten ſich äußerte, ein Genius dazu beſtimmt, große Königreiche zu erſchüttern, das Lachen oder den Zorn in Millionen zu erwecken und der Nachwelt ein Gedächtniß zu laſſen, welches nur mit der engliſchen Sprache verlöſchen kann. Ihm ahnte nicht, daß aus den Liebeleien in dem Dienerzimmer eine lange weiterglimmende Liebe entſtehen würde, welche zu einer eben ſo großen Berühmtheit gelangen ſollte, als die Petrarca's oder Abälard's. Sir Williams Sekretair war Jonathan Swift; Lady Giffard's Aufwartmädchen war die arme Stella. — e —

— **Der Compaß.** Archiv für das geſammte Gebiet der Volkswirthſchaft. Herausgegeben von Henrik Glogau. Frankfurt a. M. Verlag von C. Schömann. Wie es eine erfreuliche Erſcheinung iſt, daß ſich in neuerer Zeit der Sinn für die Hebung und Unterſtützung volkswirthſchaftlicher Intereſſen geltend macht, ſo müſſen wir auch das obige verdienſtliche Unternehmen willkommen heißen. Bereits liegen uns ſieben Monatshefte des Compaß vor, die bei reichhaltigem Inhalte und trefflicher Redaktion eine genaue Ueberſicht der wichtigſten volkswirthſchaftlichen Vorkommniſſe geben und als Repertorium Kaufleuten, Gewerbtreibenden und Gelehrten von gutem Dienſte ſein werden. Nachdem eine kurze politiſche Chronik des je verfloſſenen Monats vorgeſchickt iſt, beſchäftigt ſich der Compaß in einem allgemeinen Theile mit den internationalen Verträgen, Gewerbe- und Handelsgeſetzen, dem Geld-, Finanz- und Zollweſen und den Verhältniſſen der Banken und Verſicherungsanſtalten ꝛc.; in

Digitized by Google

einem besonderen Theil mit Gewerben und Handel, mit Land- und Forstwirthschaft, Bergbau, Industrie, Waaren- und Effektenhandel, Transportwesen, Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc., während der Anhang, nach einem kleinen Rückblicke auf die Witterungsverhältnisse und Naturerscheinungen, die geschehenen Auslosungen von Staats-, Privat- und industriellen Effekten in genauer Wiedergabe anzeigt. Das Reichhaltige des Materials und die gute Sichtung desselben machen aus der Zeitschrift ein vortreffliches Nachschlage-Werk, welches wir mit gutem Gewissen empfehlen können. — e —

— Von **O. L. Heubner**, dessen literarische Leistungen schon mehrfach in diesen Blättern besprochen wurden, und welcher durch eine Anzahl Kinderschriften, wie durch eine treffliche Uebersetzung und Zusammenstellung englischer Gedichte bekannt ist, erschien eben eine neue Jugendschrift: „Willis der Lootse, oder Abenteuer einer im stillen Meere an unbekannter Küste schiffbrüchig gewordenen Emigrantenfamilie. Aus dem Englischen mit 12 Lithographien. Dresden, R. Kuntze." Der gefangene Schriftsteller, welcher wegen seiner Betheiligung am Dresdener Maiaufstande zu neunjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, hat bekanntlich die Erlaubniß erhalten, seine literarische Thätigkeit während der Haft fortzusetzen, mit der Bedingung, daß sein literarischer Erwerb derart die Verpflegungskosten decke, wie es bei andern Gefangenen durch die Zwangsarbeit geschieht.

— **Miß Spence** erzählt in dem Literary Magnet for January 1826 unter anderm die folgende Anekdote von Robert Burns. Bei einem Diner wurde er aufgefordert, ein Dankgebet auszusprechen. Er antwortete sogleich:

O Lord, we do Thee humbly thank
For that we little merit —
Now Jean may take the flesh away,
And Will bring in the spirit. —

Des berühmten schottischen Barden jüngste und letzte Schwester Isabella Begg ist am 4. December in der Nähe von Ayr in Schottland in einem Alter von 88 Jahren verschieden.
— e —

Einladung zum Abonnement.

Das **Frankfurter Museum**, dem Publikum längst bekannt durch seine gediegenen Leistungen, eröffnet mit dem 1. Januar 1859 bereits seinen **fünften** Jahrgang. Es bespricht in Originalartikeln, an welchen sich die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands betheiligen, fortwährend alle neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, wie der Literatur und des öffentlichen Lebens, und läßt sich dabei durch keine Parteirichtung bestimmen. Wir verweisen, was die Leistungen des gegenwärtigen Jahrgangs betrifft, besonders auf die Beiträge von Fortlage, Adolph Schöll, Gottfried Semper, Kuno Fischer, Moritz Hartmann, Friedrich Bodenstedt, Franz Löher, Zehender, Ernst Fritze, Louise von François, Dr. Altmann, Franz Rittweger, Alexander Büchner, Dr. Gwinner, F. M. Hessemer, Professor Jansen, W. Nolte, Dr. Oppel, Dr. Steitz, Schnyder von Wartensee u. A., und können dem Publikum die Verheißung geben, daß der nächste Jahrgang, für den wir neue mitwirkende Kräfte gewonnen haben, an Inhalt dem diesjährigen nicht nachstehen wird.

Die Ausstattung unseres Blattes bleibt dieselbe, ebenso die Preisverhältnisse.

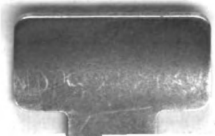
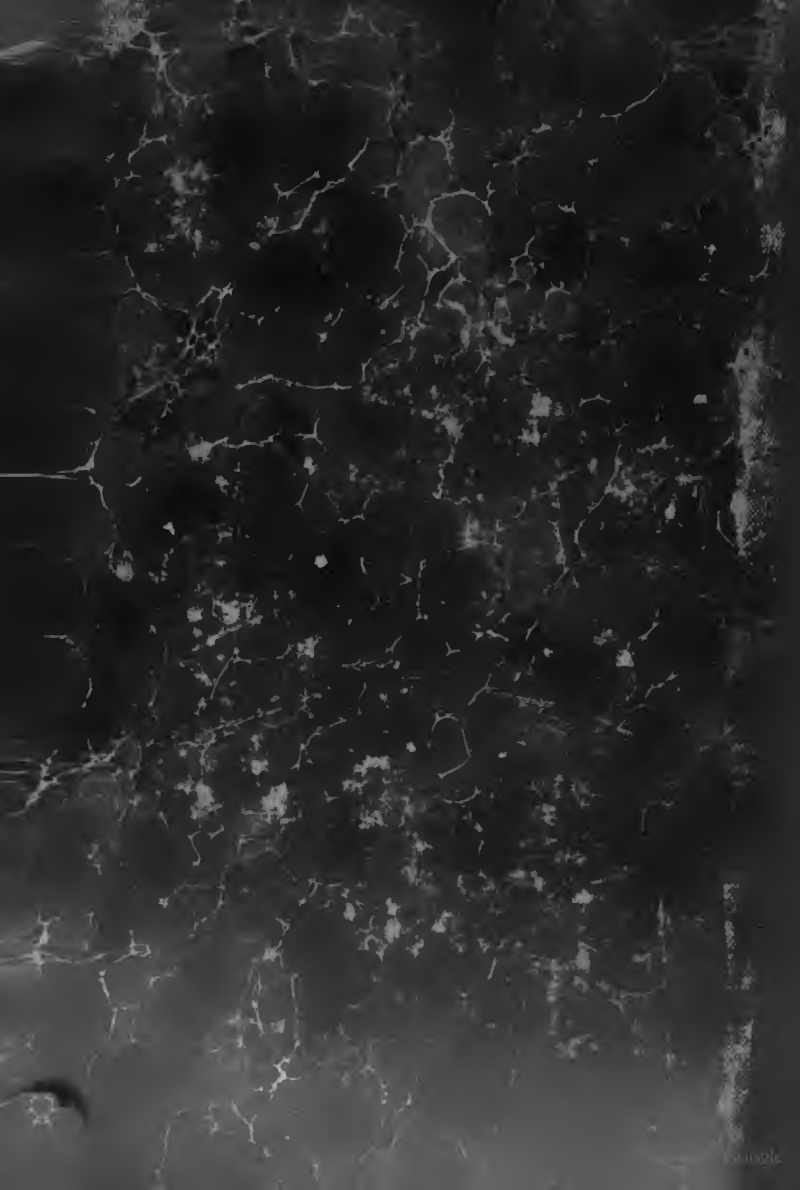
Die Expedition des Frankfurter Museums.

Expedition des Frankfurter Museums. — Druck von C. Naumann's Druckerei. Frkfrt. a. M.
Für den Herausgeber z. Z. verantwortlich F. E. Suchsland.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google